This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Erste Ausgabe erschien 1862

E96506

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Schwarzgelb

von

## Alfred Meißner.

---

Ein zweiter Ergänzungsband zur Deutschen Roman-Zeitung.

Auch in ihrem zweiten Jahrgang bringt die

# Deutsche Roman-Zeitung

die neu erscheinenden Romane der angesehensten und beliebtesten Deutschen Schriftsteller, sowie auch die besonders hervorragenden Romane des Auslandes in Deutscher Original-Bearbeitung.

**Achttäglich ein Heft von 5 großen Bogen in 4° (doppelspaltig) oder monatlich eine Lieferung von 20 Quartbogen, also 240 Bogen jährlich (gleich 700 gewöhnlichen Romanbogen)**

den Inhalt von 50 Roman-Bänden repräsentirend, deren Ladenpreis 50 bis 60 Thaler zu betragen pflegt.

## Vierteljährlich nur einen Thaler.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten.**

---

**Für dies in guten Leihbibliotheken übliche Leihgeld erhält der Abonnent die neuesten Romane der beliebtesten Schriftsteller zu eigen, die oft erst nach langem Warten, in kleinen Städten und auf dem Lande sogar erst lange nach dem Erscheinen kaum leihweise zu erhalten waren.**

Den Freunden gediegener Belletristik in Stadt und Land ist also die Roman-Zeitung ein Schatz im besten Sinne des Wortes, der mit der Zeit, wie ähnliche sehr verbreitete Blätter, in gebildeten Familienkreisen unentbehrlich werden muß.

Der **erste Jahrgang,** bereits **in 15,000 Exemplaren** abgesetzt und so weit der Vorrath reicht, noch für **4 Thaler** durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen, brachte nicht weniger als 15 Romane, worunter **Raabe's Hungerpastor — Spielhagen's Röschen vom Hofe — Edmund Hoefer's Altermann Ryke — Hesekiel's Vier Junker — Hartmann's Junker Hermengild — Herman Schmid's Im Morgenroth** und **Louise Mühlbach's Prinz Eugen** ꝛc. ꝛc. ein ungewöhnliches Aufsehen erregten.

**Das erste, zweite und dritte Quartal des II. Jahrganges (für 1 Thlr. vierteljährlich durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen) enthalten:**

| | | |
|---|---|---|
| **Alfred Meißner,** | Lemberger und Sohn. Eine Prager Judengeschichte | 1 Band. |
| **Miß Braddon,** | Henry Dunbar. (Erlebte in England bereits sechs Auflagen.) | 4 Bände. |
| **Marie Sophie Schwartz,** | Die Kinder der Arbeit | 3 Bände. |
| **Adolf Zeising,** | Kunst und Gunst. Roman | 3 Bände. |
| **Sophie Verena,** | Es ist nicht richtig. Historische Erzählung ꝛc. ꝛc. | 1 Band. |
| **Herman Schmid,** | Friedel und Oswald. Ein Tyroler Roman | 3 Bände. |
| **Wilh. Raabe** (Jakob Corvinus), | Drei Federn | 1 Band. |
| **Feodor Steffens,** | Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt" | 2 Bände. |
| **Balduin Möllhausen,** | Die Mandanenwaise. Erzählung vom Rhein u. Missouri. 1. u. 2. Abth. | 4 Bände. |
| **Ernst Willkomm,** | Der letzte Trunk. Roman | 1 Band. |
| **George Hesekiel,** | Der letzte Troubadour der Provence | 1 Band. |
| **Marie Sophie Schwartz,** | Die Tochter des Waldes | 1 Band. |
| **Robert Byr,** | Ein deutsches Grafenhaus | 3 Bände. |
| **August Silberstein,** | Die Alpenrose von Ischl | 2 Bände. |
| **Friedrich Adami,** | Aus den Tagen zweier Könige. Erster Band | 1 Band. |
| **Fanny Lewald,** | Die Hausgenossen | 1 Band. |

## Das vierte Quartal enthält u. A.:

**Das alte Fräulein.** Eine stille Geschichte von **Edmund Hoefer** . . . 1 Bd.
**Aus den Tagen zweier Könige** von **Friedrich Adami.** Zweiter Band 1 Bd.
**Diemanshof und ein halbes Jahrtausend** von **George Hesekiel** . . . . . 3 Bde.
**Die Komödiantenhexe.** Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge von **Ernst Pasqué** . . . . . 3 Bde.
**Das Kneipen und die Kneipgenies,** von **Bogumil Goltz** . . . . . 1 Bd.

Romane und andere Beiträge haben ferner zugesagt: **Graf U. v. Baudissin — Karl Frenzel — Bogumil Goltz — L. Habicht — Paul Heyse — Marie Harrer — Moritz Hartmann — Ferdinand Pflug — E. v. Rothenfels — Levin Schücking — Friedrich Spielhagen — Hans Wachenhusen — Feodor Wehl** und Andere.

**Die Verlagshandlung von Otto Janke in Berlin.**

# Schwarzgelb

## Roman

aus Oesterreichs neuester Geschichte

von

**Alfred Meißner.**

Volks-Ausgabe.

**Berlin, 1866.**
Verlag von Otto Janke.

PT 2430
M4 D3

# Schwarzgelb.

## Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

### Erste Abtheilung.

## Dulder und Renegaten.

### Erstes Capitel.

#### Beginnt in vornehmer Gesellschaft.

Auf dem Schlosse des Grafen von Thieboldsegg, im westlichen Böhmen gelegen, flatterte die Fahne, die lange nicht aufgesteckt worden war, wieder und verkündigte den Bewohnern der kleinen Landstadt Kraßnitz, daß der Besitzer nach zweijähriger Abwesenheit wieder erschienen sei, um dort einen Theil des Hochsommers und den Herbst nach alter Weise zuzubringen.

Dem äußern Ansehen nach schien sich inzwischen nichts verändert zu haben. Das weitläufige, stattliche Schloß mit dem waldähnlichen Park schaute von der Anhöhe auf das zu seinen Füßen gelegene Kraßnitz mit seinem ganzen feudalen Stolze hernieder und in dem lebendigen, betriebsamen Städtchen gingen die Leute ihren Beschäftigungen nach, wie sie es von jeher gewohnt waren. Dennoch hatten große, tiefgreifende Veränderungen binnen den letzten zwei Jahren stattgefunden. Das Schloß war freilich unangetastet stehen geblieben, aber es hatte inzwischen seine gutsherrliche Majestät eingebüßt und an das neu eingeführte Landesgericht und die Bezirkshauptmannschaft abgetreten. Der Patrimonialgerichtsherr war zu einem Großgrundbesitzer herabgesunken. Die Bewohner von Kraßnitz hatten von dieser Seite her gewonnen, aber es ließ sich nicht sagen, daß sie über den Gewinn von Herzen froh waren. Die alte Wirthschaft mit ihren unleugbaren Gebrechen hatte einen milden und patriarchalischen Charakter, während sich das neue Regiment mit seiner Gleichstellung unter einer abstoßenden eiskalten Form durch seine gemüthlose unerbittliche Härte kennzeichnete. Der Gewinn, der den Leuten so problematisch erschien, wurde aber von Verlusten anderer Art noch weiter aufgewogen. Ehemals ließ sie der alte Gerichtsdiener schwatzen und streiten nach Herzenslust, während sie jetzt jedes Wort auf die Goldwage legen mußten. Früher zahlten sie mäßige Steuern, gegenwärtig mußten sie das Doppelte entrichten, unaufhörlich Beiträge zu Kriegskosten liefern und Militaireinquartierungen tragen. Früher hatten sie mit dem Herrn Dechanten und seinem Kaplan Umgang, die beiden geistlichen Herren waren ihre Freunde und Rathgeber, besuchten die Belustigungsplätze ihres Sprengels und nahmen an Kegel- und Kartenspiel Theil. Jetzt plötzlich waren sie nirgends mehr zu sehen und benahmen sich als eine neuerstandene Obrigkeit. Dadurch hatte der gesellige Ton des Ortes natürlich arg gelitten, aber es gab noch tiefere Gründe zur allgemeinen Verstimmung. Man war in den letzten zwei Jahren um glänzende Illusionen ärmer geworden und mit den bittersten Erfahrungen bereichert. Man hatte mit einem Worte das Jahr Achtundvierzig hinter sich und befand sich im August des Jahres Funfzig, als dem kaum verhallten Donner der Schlachten und dem Kleingewehrfeuer der Strafgerichte eine Sündfluth organischer Gesetze zur fundamentalen Umgestaltung des Reiches nachströmte.

Man hätte nicht glauben sollen, wenn man das stille, in sich gekehrte Städtchen wiedersah, daß daselbst so viel Politik getrieben worden sei. Wenn die Leute jetzt im Wirthshause zusammensaßen, redeten sie am liebsten über Privatangelegenheiten und landwirthschaftliche Interessen, es fiel Niemand mehr ein, sich über Selbstregierung und die beste der Staatsformen zu erhitzen. Im äußersten Falle besprach man jetzt den Inhalt der tonangebenden Regierungsjournale, aber sehr vorsichtig, ohne Kritik, ohne Interpretationen, ohne den oft peinlichen Eindruck durch einen Mienenzug zu verrathen. Da saßen sie alle friedlich und freundnachbarlich bei einander, Föderalisten und Unionisten, Slaven und Deutsche und ließen sich ihr Bier schmecken, ohne sich ihrer früheren nationalen und politischen Gegnerschaft zu erinnern. Diese leblose Eintracht hatte Entmuthigung und Ergebung in Alles, was da komme und wie weit es komme, zur Unterlage — ihr ewig wachender Garant war der Herr Bezirkshauptmann von Rack, ein Mann, welcher sich auf einer langen Laufbahn die vorzüglichste Praxis erworben und bereits Polen und Deutsche, Italiener und Slovaken mit demselben Grad nationaler Vorliebe und mit derselben Unparteilichkeit beherrscht hatte.

So standen die Sachen, als der Graf von Thieboldsegg im Sommer 1850 wieder erschienen war. Aber auch der Graf war seit dem Jahre 1847, als

er das letzte Mal seine Villegiatur im Schlosse von Kraßnitz gehalten, ein Anderer geworden. Auch ihn hatte die Revolution verändert. Sie hatte ihn aus den Armen eines feinen ästhetischen Epicureismus gerissen und das Herz des milden geistreichen Diplomaten aus der Gentz-Metternich'schen Schule mit Bitterkeit und Härte erfüllt. Irre geworden an den staatsmännischen Schöpfungen, zu welchen er seit fünfundzwanzig Jahren das Seinige beigetragen, hielt er es bei dem Ausbruch der großen politischen Katastrophe für eine Ehrenpflicht, das einfallende Gebäude zu stützen, daß es sich wieder in seinem alten Stolze emporrichte. Seine erschlaffte Energie wurde wieder wach und steigerte sich bis zu einer aufreibenden und verzehrenden Thätigkeit. Zwei Jahre lang war er auf wichtigen Missionen in allen Residenzen Europa's, ohne bei Tag und Nacht zu rasten, ohne Athem zu schöpfen. Erst jetzt, als die volle Ordnung wieder hergestellt war, ging er auf Ferien, denn die noch obschwebenden Fragen, wie die von Kurhessen, Holstein und die preußische Union waren sekundärer Natur und durch Notenwechsel, von einem Theaterfeldzug begleitet, zu lösen. Darum betrachtete er aber das Tagwerk der Restauration keineswegs als gethan und die Zeit nicht für gekommen, sich in seliger Selbstvergessenheit wiegen zu können, im Gegentheil, er war überzeugt, daß der Staat, obgleich seine Basis die Gewalt sei und bleibe, doch nicht auf die Dauer auf Degenspitzen und Bajonnetten emporgehalten werden könne, sondern erst durch eine langsame, consequente, staatsmännische Campagne im Innern gegen die liberalen, zum Umsturz führenden Tendenzen der Geister consolidirt und gesichert werden müsse. Vollständiger Bruch mit dem Historischen, aus welchem die centrifugalen Elemente ihre Nahrung schöpfen und Verzichtleistung der Nationalitäten zu Gunsten eines abstrakten Staatsprincips auf der einen Seite, auf der anderen vollständiger Bruch mit den neuen Doctrinen, welche dem altmonarchischen Staatsleben ein drohendes Gift bereiten, sollten die Grundlage und Vorbedingung des neuen staatlichen Aufbaues werden und die erschütterte Macht der Alleinherrschaft befestigen und wieder verjüngen.

Das war das vermessene contrerevolutionaire Programm, welches man das System der letzten zwölf Jahre nennen darf und welches man mit einer ebenso erstaunlichen als beklagenswerthen Consequenz bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführte. Mit diesem System haben es die meisten, die daran Theil genommen, aufrichtig gemeint, nur in den Mitteln der Ausführung gingen sie auf zwei verschiedenen Wegen neben einander. Eine dieser Parteien war die militairische, wenngleich sie auch aus geistlichen und bürgerlichen Elementen bestand, weil sie gewissermaßen mit der drohenden Waffe und im Sturmschritt vormarschirte. Die andere Partei konnte man die diplomatische nennen, obgleich auch diese Soldaten und Priester in ihren Reihen führte. Während jene die offene Proklamirung der Gewalt, unverzügliche Auslöschung der modernen Ideen und gewaltsame Rückkehr zur alten, frommen Glaubenszeit forderte, wollte diese, in einen zeitgemäßen Mantel gehüllt, unter den Fanfaren der liberal klingenden Phrase die Macht des Freiheitsgeistes sachte und langsam, aber so lange biegen, bis sie zersprungen sei.

Graf Thiebold segg gehörte natürlich seiner Schule, wie seinem ganzen Wesen nach zur diplomatischen Richtung, welche mit der militairischen so kunstvoll zusammenspielte. Ein Mann, der an solch einem Riesenplane mitbetheiligt war und auf das Thätigste wirkte, mußte begreiflicherweise selbst auf seinem Sommersitze von gedankenschweren Sorgen umhüllt sein und von den Reizen des Landlebens nur spärlich angezogen werden. Dennoch genoß er verhältnißmäßig ruhige und an Zerstreuung reiche Tage, da dort für ihn die Ueberfülle der gewöhnlichen Tagesgeschäfte wegfiel und sich in seinem gastlichen Schloß eine zahlreiche Gesellschaft von nah und fern zusammenzufinden pflegte.

Der Graf war früh Wittwer geworden. Seine Gemahlin hatte ihm eine einzige Tochter hinterlassen, auf welche er nun Alles concentrirte, was sein Herz an Liebe und Zärtlichkeit besaß. Cornelia war aber auch sowohl in Hinsicht auf Schönheit als in Hinsicht auf ihre geistigen Anlagen des gerechten Stolzes ihres Vaters werth. Ein poetischer Anhauch lag auf ihrem schönen Gesicht und ihrer edlen, hohen, graziösen Erscheinung, und diese Erscheinung war nur der klare Abdruck ihres Wesens. Ein sonnenhelles Gemüth, in dem Heiterkeit und Güte wie Schwestern wohnten, war ihr eigen und vereinigte sich mit allem Reiz echt weiblicher Schönheit, um eine poetische Gestalt aus ihr zu machen, die Keiner vergaß, der ihr im Leben begegnet war.

An einem schönen Morgen im August saß der Graf, welchem es, da seine Familie so klein war, besonders auf dem Lande freute, Verwandte und Bekannte bei sich zu sehen, in Erwartung seiner Gäste in dem hart an's Schloß angrenzenden Wäldchen, dessen Bäume den lieblichsten Schatten boten. Es war ein reizendes Plätzchen. Unter den breiten Wipfeln, welche die Sonnenstrahlen nie zu durchdringen vermochten, war auf bequemen Gartensesseln süß zu ruhen, angenehm zu plaudern, oder man konnte schweigend in die Natur versunken am Rande einer plätschernden Cascade, von allen schweren Gedanken befreit, träumerisch dahindämmern. Nach zwei entgegengesetzten Seiten genoß das Auge von hier aus eine reizende Fernsicht. Einerseits sah man in das weit hinabziehende fruchtbare Thal von Kraßnitz mit den rasch dahinjagenden von Weiden umsäumten Flüßchen, auf der andern Seite, im nächsten Vordergrund, blickte man auf den schönen Teich, der mit Schilf reich umwachsen, im Walde verschwand.

Auf diesem Platze pflegte man nicht selten zu frühstücken, oft auch die Nachmittage zu verbringen, wenn nicht Ausflüge auf der Tagesordnung standen. Auch heute war hier gefrühstückt worden. Der Graf lag bequem ausgestreckt, die Stirn tiefgefurcht, die Augen gedankenvoll auf den Boden fixirt. Ihn schien die Lektüre der Zeitungen, die neben ihm auf dem Tisch und auf der Erde zerstreut lagen, aus jeder idyllischen Stimmung gerissen und auf ein ernstes Gebiet geschleudert zu haben.

Er war ein Fünfziger, von hochgewachsener, hagerer Gestalt; sein volles krauses Haar war vollkommen erbleicht, seine Stirn weit gewölbt. Alle seine Züge waren regelmäßig, wie man es bei den Gliedern der englischen Aristokratie findet, seine Augen groß und dunkel, auffallend ruhig. Sie verriethen die Gewohnheit des Nachdenkens und der Beobachtung, wie der schmale geschlossene Mund die Gabe, zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen andeutete. Des Grafen blasses, wenig gefurchtes Gesicht machte einen jugendlichen Eindruck, wozu die sorgfältige Entfernung des Bartes das ihrige beitrug. Dieses Aeußere, mit einem ursprünglich liebenswürdigen Naturell verbunden, hätte allen Voraussetzungen nach, überall Glück machen sollen, und doch war dies, alles zusammengenommen, nicht der Fall. Aus dem Wesen des Grafen wehte bei aller Freundlichkeit und aller Anlage zu launigen Scherzen ein Geist mißtrauischer Zurückhaltung, der immer erschien, um gleich wieder hinter einem Lächeln zu verschwinden und da man ihn verbannt glaubte, plötzlich wieder aus einem Blicke hervorsprang. Die Zeit und ihre Erfahrungen, so wie das Diplomatenhandwerk, waren gewiß Schuld daran, denn als er den Congreß von Verona als jugendlicher Attaché mitmachte, war er der gefeierte Liebling der Damen, an welchem man den Leichtsinn und die Unbefangenheit lobte, während jetzt sogar ihm wohlgewogene Personen, welche ihn schon damals gekannt hatten, bei Seite zu sagen pflegten, daß er etwas Falsches in seinen Augen habe. Seine angeborne Liebenswürdigkeit war erkaltet und lebte nur noch in der Glätte verbindlicher Manieren und Weltmannsformen fort; das Gefühl war nur noch da, wenn es sich um seine Tochter handelte, da vermochte das verglühte Diplomatenherz noch in den hellsten Flammen emporzubrennen.

Dem Grafen gegenüber saß seine Schwester, Comtesse Sophie, ihren alten Spitz Lara an der Herzensseite. Mechanisch spielte sie mit einer weiblichen Handarbeit, während ihre Augen mit andachtsvoller Aufmerksamkeit auf das vor ihr aufgeschlagene Buch geheftet waren. Es war eine Kirchengeschichte in streng katholischer Darstellung. Comtesse Sophie war zweiundvierzig Jahre alt, mager und nervös. Sie hatte eine gescheidte, aber strenge und kalte Physiognomie, von verwittertem Aussehen, in welcher die schwarzen, stechenden Augen das einzige Lebendige waren. Ihre Schönheit, jetzt bis auf die letzte Spur vergangen, hatte ihr trotz eines ungeheuren Vermögens keinen Mann zu verschaffen vermocht: sie war noch Jungfrau. Böse Zungen behaupteten zwar, daß sie sich bereits im vorgerückten Alter dem Major von Holubina auf's Engste angeschlossen habe und für den ewig geldbedürftigen Ritter zu einer wahren Goldquelle geworden sei, Thatsache war es, daß sie, seit der Major in Ungarn gefallen, in eine Schwermuth versank, durch welche ihr schon vormals vorhandener religiöser Hang sich zu dem frommen Eifer einer fanatischen Betschwester steigerte.

Weit im Hintergrunde des Teiches ruderte Cornelia mit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin Frau Hassenfeld auf dem blauen Wasserspiegel den zierlichen Kahn an dem sanft sich wiegenden Schilfrohr vorüber. Das heitere Lied der beiden Schifferinnen war aus der Ferne kaum zu vernehmen und konnte weder den Grafen in seinen Meditationen, noch die fromme Tante in ihrer ernsten Lektüre stören.

„Wo bleibt die Wallhof so lange?" fragte der Graf plötzlich.

Die Schwester, offenbar unwillig über die Störung, ließ eine Weile auf die Antwort warten, während sie das Buch dichter an sich rückte und damit gleichsam zu verstehen gab, daß sie, vom höchsten Interesse gefesselt, den Absatz wenigstens zu Ende lesen müsse; endlich erwiderte sie ganz trocken:

„Wo die Wallhof steckt? Wo kann sie stecken? Sie zieht sich an! Die lebt ja nur für Putz und Toilette. Eine Frau in ihren Jahren — Großmama" — Sie hob die Augen zum Himmel, wie über solche weltliche Thorheit klagend.

„Du solltest mehr Nachsicht mit ihr haben!" rief der Graf. „Sie ist herzensgut und in ihren kleinen Schwächen so harmlos-komisch. Ich freue mich jedesmal, wenn sie uns besucht!"

„Mir ist sie schrecklich," entgegnete die Gräfin. „Diese Leichtfertigkeit und diese Frivolität, mit diesem Mangel an Logik verbunden, bringen mich regelmäßig außer Fassung. Wenn sie das dummste Zeug durcheinander schwatzt, Widerspruch auf Widerspruch häuft und im Nachsatz das Gegentheil von dem sagt, was sie im Vordersatz behauptet, lachst Du — mir aber regt es alle Nerven auf und mit wirklicher Beschämung muß ich mir sagen, daß solch ein Geschöpf doch nur in unserem Geschlecht möglich ist!"

„Du bist sehr fromm, liebe Schwester," sagte der Graf, „was aber den Besitz christlicher Milde anbelangt —"

„Die christliche Milde," erwiderte die Gräfin, „besteht nicht in der Nachsichtigkeit, in der schlaffen und salopen Indulgenz gegen Schwächen, die aus der weltlichen Eitelkeit hervorgehen, sie ist nur die liebende Schonung gegen Solche, die auf dem Wege sind, ihre Verkehrheit einzusehen . . . . . Aber ist dies jemals bei der Wallhof zu hoffen?"

Sie war im besten Zuge fortzufahren, in diesem Augenblick aber kam eine umfangreiche Gestalt, wie ein Schiff mit vollen Segeln vor dem Winde fahrend, über den Wiesenplan daher. Es war die in Rede stehende Frau von Wallhof. Die corpulente Gestalt strotzte von Gesundheit; Gutmüthigkeit und ein heiterer Sinn strahlte aus den lachenden Augen und den weltfreundlichen Zügen, die sehr hübsch gewesen sein mochten, ehe sie so in die Breite gezogen worden waren. Nur nähere Bekannte wußten, daß Frau von Wallhof schon zweiundvierzig Jahre zählte; ihrem Aussehen nach mußte man ihr Alter auf dreißig schätzen. Sie war die Wittwe eines Diplomaten, der ein intimer Freund des Grafen gewesen und hatte die Gewohnheit behalten, in jedem Sommer, den der Graf auf seiner Besitzung zubrachte, auf vierzehn Tage auf das Schloß von Kraßnitz zu Besuch zu kommen, wie zu Lebzeiten ihres Gatten, obwohl dieser schon seit zehn Jahren todt war.

Auf wenige Schritte herangekommen, eilte Frau von Wallhof auf das eiserne Canapé zu und warf sich neben der frommen Comtesse in die andere Ecke hin.

„Wie glücklich ich bin," rief sie in ihrer plauderhaften, lebhaften Weise, „daß ich mich wieder in meinem lieben Kraßnitz befinde, kann ich Niemand beschreiben! Mein Gott, ein, zwei, drei Sommer sind es, seitdem ich zum letzten Mal auf dieser Stelle gesessen! Mir geht es überall gut, aber bei Thiebolds-egg's ist mir's am Besten."

„Ich weiß nicht, ob sie nach drei Tagen noch so sprechen werden, liebe Freundin," sagte der Graf. „Sie lieben die große Welt und ihre Zerstreuungen, und Kraßnitz ist doch nur ein Dorf. Ich fürchte, Sie werden sich nur zu bald zu langweilen anfangen."

„Mein Gott, warum soll ich mich langweilen?" fragte die Baronin. „Langweilt man sich bei Thiebolsegg? Hat sich schon Jemand bei Thieboldsegg gelangweilt? Ist es möglich, sich bei Thieboldsegg zu langweilen? Sind nicht Sie da, Graf, Sie meine liebe Sophie und meine unvergleichliche Cornelia? Kommt nicht unser lieber Greifenstein? Das ist doch auch ein Mensch, bei dem die Langeweile nicht aufkommt! Wann erwarten Sie ihn eigentlich?"

„Heute oder morgen," sagte der Graf. „Er wird vermuthlich zugleich mit der Schwadron, die zur Einquartierung nach Kraßnitz kommt, hier eintreffen."

„Cavallerie? Husaren? Hellblaue Attila's?" rief Frau von Wallhof. „Die sind da! Sind soeben eingetroffen! Ich habe dem ganzen Zuge, wie er einrückte, vom Balcon aus zugesehen! Herrliche, martialische Leute, echte, gebräunte Pustasöhne — auch ein interessanter Rittmeister ist dabei. Der wird sich doch sicherlich im Laufe des Tages bei Ihnen melden lassen?"

„Aber, Baronin," rief Comtesse Sophie, „dieses Feuer, diese Aufregung, mit der Sie von den braunen Pustasöhnen und ihrem interessanten Anführer sprechen, ist wirklich hochkomisch! In Ihren Jahren —"

„Warum," fragte die Baronin, „soll ich nicht in Aufregung sein? Ja, ich bin in Aufregung! Ich gestehe es und glaube, es gestehen zu können. Der Augenblick steht mir bevor, wo ich nach langer Zeit wieder einmal mit Offizieren reden soll! Was wird man aus ihrem Munde für Details aus den grauenhaften Kriegen hören! Wie Mancher noch, den wir gekannt, wird sein Leben für den Thron gelassen haben! Ach, es ist schrecklich, daß es das Loos des Soldaten ist, in den Krieg ziehen zu müssen! Seine Bestimmung sollte eine andere sein — eine edlere —"

„Aber, liebe Wallhof," warf die Gräfin ein, „welche andere vernünftige Bestimmung könnte der Soldat haben? Sollte er nur da sein, um seine glänzende Uniform in den Salons zu zeigen? Eine harte Nothwendigkeit —"

„Bien, bien, vous êtes philosophe!" sagte die Baronin. „Ich sage nur soviel: der Krieg ist etwas Schreckliches, etwas Gräuliches — man sollte eigentlich vor jedem Soldaten ein moralisches Grauen empfinden und es ist mir unbegreiflich, daß man dieses nicht hat. Ach, diese Kriege! Welche Opfer an Menschenleben! Wie viel Bekannte habe ich allein verloren! Dieser arme Holubina! An diesem Tische hat er zuletzt mit uns gesessen! Ein so lebensfroher, liebenswürdiger Mensch, ein so erprobter Freund Ihres Hauses! Er dauert mich in's Herz!"

Comtesse Sophie fuhr bei dieser Anspielung an ihren Liebhaber merklich zusammen, bemeisterte aber die schmerzende Wirkung dieser Erinnerung und erwiderte:

„Wer für eine große, edle Sache fällt, ist, liebe Wallhof, über das gewöhnliche Bedauern erhaben."

Ihr Bedauern ein gewöhnliches genannt zu hören, hätte die Baronin bald aus aller Fassung gebracht, indeß sagte sie ziemlich ruhig, wiewohl einen großen Schlag wagend:

„Nicht alle Menschen haben Ihren starken Geist, um sich auf einen solchen Standpunkt zu erheben. Der armen Rottau z. B. kann es Niemand übel nehmen, daß sie den Verlust des Majors weniger heroisch trägt."

„Wie so?" fragte die Comtesse, die nicht wußte, wo das hinausgehen sollte, sehr gespannt, während der Graf, scheinbar unaufmerksam, sich an diesem weiblichen Hahnenkampf heimlich ergötzte.

„Nun?" antwortete die Baronin, „Sie fragen? Hatte denn der Major nicht in der letzten Zeit ein Verhältniß mit Frau von Rottau?"

„Eine gräßliche Erfindung!" rief Comtesse Sophie, von einem Gefühl der Eifersucht getroffen. „Eine Erfindung, welche auf gänzlicher Unkunde von Major Holubina's Charakter beruht. Sie dürfen nicht so leichtgläubig sein, liebe Wallhof, besonders wenn die Fabeln dem Rufe unserer Freunde nachtheilig sind."

„Nachtheilig?" fiel die Baronin ein. „Der Major war ledig und frei, Frau von Rottau Wittwe — eine Frau in der vollen Blüthe des Lebens, voll Jugendlust — eine jener Frauen, bei welcher es keiner Nebenrücksichten bedarf, um sich zu verlieben . . ."

Die Comtesse bebte vor Wuth. Die Handarbeit tanzte ihr wild zwischen den Fingern. Offenbar wäre ein Krieg ausgebrochen, wenn in diesem Augenblick nicht ein Besuch in Sicht gekommen wäre.

Der Herbeikommende war der Bezirkshauptmann Coelestin Freiherr von Rack.

Freiherr von Rack machte schon von weitem, in einer Entfernung, wo nur besonders scharfe Augen eine Person erkennen, die allerunterthänigsten Bücklinge, so daß sein Hut beinahe den Staub von der Erde fegte.

Der Freiherr gehörte seiner Abstammung nach dem Lande an, das das Privilegium besitzt, dem großen österreichischen Kaiserstaate Beamte, besonders aber Polizeimänner zu liefern; er war ein Böhme, wie schon sein Name anzeigt, der in der Sprache der Czechen soviel wie Krebs bedeutet. Er war ein Funfziger, sehr lang und dürr, vom Leben unendlich arg mitgenommen, nichts weniger als schön. Aus seinen blauen Augen sprach wohl Intelligenz, aber eine solche, die fast einzig und allein auf die Nachtseiten der menschlichen Natur gerichtet war und rastlos umherspürte, um Verbrechen und Gesetzesübertretungen zu

suchen und zu bestrafen. Blick und Bewegungen waren höchst unruhig, wie wenn er überall auf seiner Hut sein müsse oder rechts und links Contravenienten ertappen wollte. Seitdem von den höchsten Instanzen das Wort ausgegangen war, daß sich der Kaiserstaat im Stadium der Verjüngung befinde, hatte er es auch für seine Pflicht gehalten, sich tunlichst zu verjüngen. Das war ihm vor der Hand nur insoweit gelungen, als er seit einiger Zeit über seine Glatze eine rabenschwarze Perrücke gezogen und seinen ergrauten Schnurrbart auffallend gefärbt hatte . . .

Er war ein merkwürdiger Mann, der zwei scharf geschiedene Naturen in sich vereinigte. Die eine war mild, nachgiebig und im Stande, auf seinem Gesichte das lieblichste Grinsen stundenlang festzuhalten und seiner rauhen Stimme melodische Schmeichellaute zu verleihen; die andere dagegen war hart, rücksichtslos, wild, barsch, gewaltsam, beinahe brutal. Die eine oder die andere Seite dieses originellen Doppelwesens kehrte sich von selbst und ungerufen hervor, je nachdem der Bezirkshauptmann vor einem Mächtigen und Einflußreichen oder vor einem Hülflosen und Untergebenen stand.

„Was bringen Sie Neues, lieber Rack?" rief ihm die Baronin entgegen. „Ist das Militair schon einquartiert?"

„Gehorsamst zu dienen!" erwiderte Herr von Rack ganz ehrerbietig.

„Nehmen Sie Platz!" rief ihm der Graf freundlich zu.

„Ich danke verbindlichst!" gab von Rack zur Antwort, sich dem Grafen nähernd. „Ich habe mich nur auf einen Moment aus meinem Büreau entfernt, um Excellenz die Zeitungen aufs Schnellste zukommen zu lassen."

Er zog ein Paquet aus seinem Hute hervor.

„O, Sie sind zu charmant, meinen Postboten zu machen, lieber Rack!" erwiderte der Graf, ihm die Zeitungen aus der Hand nehmend. „Das kann ich künftighin nicht dulden!"

„Mir fehlt sonst," sagte von Rack in Lieblichkeit zerfließend, „alle Gelegenheit, Excellenz meinen Diensteifer an den Tag zu legen. Ich habe ohnehin eben das Paquet mit Zeitungen revidirt und da konnte ich mich nicht zurückhalten —"

„Giebt es was Neues?" fragte der Graf, den Journalen einen flüchtigen Blick zuwerfend.

„Die Prager Zeitungen," erwiderte der Bezirkshauptmann, „berichten eine Reihe bestätigter rechtlicher Erkenntnisse der militairischen Untersuchungskommissionen am Hradschin, die Wiener bringen Instruktionen für die neuen politischen Behörden, eine ganze Fluth von Erlässen —"

„So, so," murmelte der Graf.

„Imposante Schöpfungen!" rief von Rack. „Man muß wirklich diese Produktionskraft der Regierung anstaunen! Das, wozu andere Regierungen Jahrzehnte, wo nicht Jahrhunderte brauchen, wird hier in Monaten vollendet. Die neue politische Organisation nimmt einen so wunderbaren Fortgang —"

„Ich fürchte nur," bemerkte der Graf, „daß wir da eine Fluth von Gesetzen bekommen, die theilweise ohne eine Reform zu erzielen, den Wust der Gesetze und deren Verwirrung nur vermehren."

„Ich meinestheils vertraue ganz auf den wahrhaft organisatorischen Geist unseres Gesammtministeriums," rief der Bezirkshauptmann. „Der bewährt sich meines Erachtens klarer mit jedem Tage. Richtig! Excellenz dürfte es angenehm sein, zu hören, daß wir ein schlechtes Blatt weniger haben — das Donaureich, ein verwerfliches urdemokratisches Blatt."

„Das ist ja nur suspendirt! Ich habe die Nachricht soeben gelesen."

„Suspendirt oder unterdrückt, das ist wohl Eins und Dasselbe!" versetzte von Rack mit einem herzlichen, gemüthlichen, aus dem Innern quellenden Lachen. „Die Suspension läßt dem viel beschäftigten Redacteur Zeit, jetzt eine Ferien- und Erholungsreise zu machen. Er ist ein Kraßnitzer und befindet sich seit gestern hier."

„Das ist Doctor Schmey," sprach der Graf. — „Was ist das eigentlich für ein Mensch? Kennen Sie ihn?"

„Allerdings kenne ich ihn — ich habe ihn sogleich zu mir auf's Amt citiren lassen — eine höchst, höchst unansehnliche Persönlichkeit! Es macht wirklich einen überaus komischen Eindruck, wenn man ihn vor sich hat und sich dabei der freiheitgeschwollenen Tiraden und souveränen Aufwallungen in seinen Artikeln erinnert! Ein kleines, schmiegsames, höfliches Männchen, welches nur so lange zu imponiren bemüht ist, bis man es scharf ansieht und kurz anredet. Ich war von seiner Ankunft avisirt und habe ihn mir gleich holen lassen — doch verzeihen Excellenz, daß ich über eine so völlig uninteressante, abgethane Größe so viel Worte mache . . ."

„Von seiner politischen Richtung abgesehen," erwiderte der Graf, „habe ich doch aus seiner Zeitung ersehen, daß er ein ziemlich praktischer Kopf ist und einen auffallenden Instinkt besitzt, Situationen zu berechnen."

„Excellenz halten ihn für gefährlich?" rief von Rack lebhaft, während das Lächeln von seinem Gesicht scheu wegfloh und einer wilden Grimasse, welche der finstern Seite seiner Doppelnatur angehörte, Platz machte.

„Das eben nicht," versetzte der Graf gelassen. „Die Umstände sind nicht danach." Er erhob sich und ging, in Nachdenken versunken, auf und nieder, von einem spähenden Seitenblicke des Bezirkshauptmanns gefolgt, welcher den Gedankenprozeß des Grafen halb und halb errathen zu haben glaubte.

„Ist dieser Schmey nicht ein Jude?" fragte Comtesse Sophie.

„Ein unverkennbarer Orientale!" rief von Rack, sich rasch umwendend.

In diesem Augenblicke bemerkte er, daß Cornelia mit ihrer Gesellschafterin hart an's Ufer herangerudert war und das dichte Schilf sich der Landung mit Gewalt widersetzte. Mit einigen jugendlichen Sprüngen stürzte er hin, um den Kahn, der schon mit den Händen zu erreichen war, an's Land zu ziehen. Seine flugartige Eile, die den beiden Damen sehr

auffällig war, hatte aber auch den alten faulen Spitz, ein böses verdrießliches Thier, der neben seiner Herrin eingeschlafen war, aufgeschreckt. Er lief dem Bezirkshauptmann laut bellend nach und zerschlitzte ihm, als er seine galante Arbeit eben vollbracht hatte, das Beinkleid mit seinen Zähnen.

Die erste unwillkürliche Bewegung des Beschädigten wäre, wenn ihn das Auge der Gräfin nicht beherrscht hätte, ein grimmiger Fußtritt gewesen, unter diesen Umständen aber ließ er es bei einer väterlich milden Anrede bewenden.

„Aber Lara, Lara," sagte er zu dem Hunde, „du erinnerst mich recht deutlich, daß ich dir heute deinen Biscuit mitzubringen vergessen habe!"

Der Spitz sah ihm mit drohenden Mienen in's Gesicht . . .

## Zweites Capitel.

### Spielt in minder vornehmer Gesellschaft weiter.

Auf einer gelichteten Stelle des waldigen Abhanges, der von der Anhöhe, auf welcher das gräfliche Schloß steht, in das Kraßnitzer Thal hinabläuft, sieht man eng zusammengerückt zwischen mäßig großen Felsblöcken mehrere niedere graue Hütten, halb zwischen Erlen und Eschen versteckt. Ihre aus ganzen Baumstämmen rauh zusammengefügten Wände zittern ununterbrochen von der Grundmauer bis zum First von der Wucht niederfallender Hämmer und der dumpfe Takt der Schläge ist weithin hörbar. Seitwärts steht ein größeres, einstöckiges, weißgetünchtes Wohnhaus von ländlicher Bauart, um dessen unteren Theil auf der Sonnenseite Obstbäume und Weinreben am Spaliere gezogen sind. Hier wohnt Aaron Scheppkes, ein einfacher, aber sehr reicher und sehr industriöser Mann, Besitzer der Kraßnitzer Eisenwerke.

Aaron Scheppkes ist ein Jude, aber ein solcher, der im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung die Schroffheiten und Eigenheiten seines nationalen Typus so ziemlich abgestreift hat. Man sieht ihm den gemachten Mann, den Grundbesitzer an, er selbst scheint das Bewußtsein in sich zu tragen, daß er ein solideres Geschäft treibt, als die meisten seiner Glaubensgenossen. An den Juden mahnt nur noch bei ihm nebst der Physiognomie, die Devotion, mit welcher er Hochgestellten begegnet, eine übertriebene Furcht vor Allem, was Beamte oder Soldat heißt, und eine große Liebe zum Gelde.

An jenem selben Morgen, an welchem Graf Thieboldsegg den Besuch des Bezirkshauptmanns Freiherrn von Rack erhielt, saßen zwei Männer in der Gartenlaube hinter dem Eisenhammer vor einem Glase Wein. Der Eine von beiden, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von starkem, hohem, beinahe athletischem Bau, mit blauen Augen und blondem Haar, hat ein festes, derbes aber interessantes Gesicht. Er bekundet in seiner Sprache den Wiener. Er heißt Philipp Stropp und ist der Bruder eines in der Residenz sehr bekannten Mannes, der, nachdem er als Mehlhändler mit einem kleinen Capitale angefangen, es in kurzer Zeit durch bedeutende Fruchtlieferungen für die Armee zum Millionär hinaufgebracht hat.

Der Andere, klein, hager, mit röthlichem, krausem Haar, lebhaften Augen und vortretendem Kinn ist uns in seinen Hauptzügen bereits durch die graphische Beschreibung von Rack bekannt. Es ist Doctor Schmey, Redacteur des suspendirten Donaureichs. — Er ist auf der Reise mit Stropp, den er oberflächlich kennt, zusammengestoßen und wie Dieser Gast im Hause des Eisenwerkbesitzers. Aaron Scheppkes hat es nicht zugelassen, daß er im Wirthshause bleibe und rechnet es sich zur größten Ehre an, Doctor Schmey unter seinem Dache zu beherbergen, auf welche Gastfreundschaft der Genannte auch in dreifacher Eigenschaft als Landsmann, Glaubensgenosse und berühmter Publicist Anspruch hat.

Die beiden Männer in der Laube saßen nachdenklich, beinahe stumm da. Der Wein, das Symbol des Frohsinns, schien keinen von Beiden zu erheitern. — Stropp hatte den Gesichtsausdruck eines Menschen, der über die nächsten Schritte, die er zu thun hat, scharf nachdenkt, seine Augen irrten in die Ferne, wo sich an der Berglehne, halb im Grün begraben, ein graues, wie Silber schimmerndes Dach eines weitläufigen Gebäudes zeigte.

Doctor Schmey's Ernst war anderer Art. Die politische Wendung der Dinge beschäftigte rastlos seinen Kopf, er mußte es für schlechterdings unmöglich halten, sich mit seiner Zeitung fernerhin über dem Wasser zu halten. Eine eigentlich trostlose Zukunft lagerte sich vor ihm hin und es kam ihm in Momenten der Entmuthigung vor, wie wenn er nach einem kurzen, flüchtigen Wohlwollen des Glücks da wieder aufhören müsse, wo er angefangen. Er war in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen und hatte lange das saure Brod der Abhängigkeit und der Gnade gegessen. Hier in Kraßnitz, eben jetzt, stieg manche bittere Erinnerung in ihm wieder auf und Vergangenheit und Zukunft schienen sich verschmelzen zu wollen.

Dort, über den hohen Berg, der ihm gegenüber lag, hatte er als achtjähriger Junge einem Nachbarn zur Zeit der stärksten Julihitze einen Ranzen mit fünfundzwanzig Pfund Fleisch für drei Kreuzer mit Freuden hinübergetragen.

Das war seine Vorbereitung für's Gymnasium gewesen, auf welchem er sich durch Freitische, Lektionen, kleine Stipendien mühsam fortgeholfen.

Das fiel ihm ein und er schämte sich dieser Erinnerungen. Er warf einen Blick auf seinen derben, stämmigen Nachbar, und kam sich so klein neben ihm vor, weil die Wucht kümmerlichen Lebens früh auf ihm gelastet. Er sah ihn an, erschrocken forschend, ob er ihm nicht seine Erinnerungen von der Stirn abgelesen habe . . . Ihm war die verzeihliche Schwäche der Emporkömmlinge, ihre ehemals demüthige Stellung zu verbergen, in hohem Grade eigen.

„Wo nur Scheppkes bleibt?" rief Philipp gähnend und die Arme weit ausbreitend. „Er soll mich heut da hinauf, in die Bergmühle führen, und nun verliere ich den ganzen Vormittag!"

„Der Mann hat sein Geschäft," erwiderte Doctor Schmey, „der ist nicht immer zum Ausgehen bereit, wie wir, die hier nichts zu thun haben, als den Tag todtzuschlagen."

„Sie irren sich in Bezug auf mich —" versetzte Philipp ruhig, aber entschieden. „Ich gedenke die Tage hier keineswegs todtzuschlagen. Ich bin als Geschäftsmann da."

„Entschuldigen Sie!" sagte der Redakteur ironisch. „Ich habe Sie im letzten Halbjahr in Wien so viel am Billard und am Whisttisch gesehen, daß meine Aeußerung verzeihlich war!"

„Ich war viel am Whisttisch," entgegnete Philipp. „Es war die traurigste Zeit meines Lebens! Denn sehen Sie, ich bin gar nicht zum Faulenzen geboren, in mir steckt ein Kaufmann, ich habe einen rastlosen Thätigkeitstrieb. Ich habe wider Willen gefeiert — Sie wissen doch von meinen Zerwürfnissen mit meinem Bruder?"

„Nur oberflächlich," erwiderte der Redakteur, obwohl er die Sache aus Arnold Stropps Munde im Wesentlichen kannte — „nur höchst oberflächlich!"

„Nun, Gottlob!" rief Philipp, „wir sind wieder vollständig ausgesöhnt — die besten Freunde, mit einem Worte das, was Brüder sein sollen!"

„Ei, ei!" rief Schmey, „das überrascht mich wirklich!"

„Wir sind ausgesöhnt," sagte Philipp, „und das auf Grundlagen, die künftighin jeden Zwist unmöglich machen. Ich werde ein selbstständiges Geschäft übernehmen und damit werden alle Reibungen wegfallen."

„Nun, da gratulire ich!" rief Schmey, nicht ohne daß ein ironischer Zug des Unglaubens um seine Lippen herum sichtbar geworden wäre.

In diesem Augenblick kam Aaron Scheppkes, der Hausherr, sehr aufgeregt und roth im Gesicht, heran.

„I, das ist doch eine verdammte Geschichte mit der Einquartierung!" rief er. „Ist das ein Spektakel, eine Molestirung! Ich komme seit dem frühen Morgen nicht aus dem Aerger heraus. Ei, das sind mir saub're Gäste!"

„Ein so guter Patriot, wie Sie, lieber Scheppkes," sagte der Redakteur, „sollte nicht murren, wenn die Reihe an ihn kommt, die Vertheidiger von Recht und Ordnung bei sich zu beherbergen."

„Schon gut, schon gut!" sagte der Alte. „Recht und Ordnung! Die sehen mir nicht aus, als ob sie gerade für Recht und Ordnung auf der Welt wären! Da hab' ich vier zigeunermäßige Raitzen im Hause und vier Pferde im Stalle, die mir meine alten frommen Braunen krumm und lahm schlagen werden. Und der Lieutenant — ein Croat — der scheint mir ein wahrer Eisenfresser zu sein! Er verlangt soeben eine Matratze, ich erwidere, daß ich sie vor morgen nicht schaffen kann. Er meint, das seien Ausreden, es sei eine kaiserliche Verordnung da, daß den Herren Offizieren Matratzen gebühren. Ich bemerke ganz bescheiden, die früheren Herren Offiziere, die bei mir im Quartier gewesen, hätten die ihrigen mitgehabt, ich müsse höflichst bitten, bis Morgen Geduld zu haben, alle Herren Offiziere seien bei mir zufrieden gewesen — da wird er ganz wild, klirrt fürchterlich mit dem Säbel und sagt: Auch ich bin ein Freund von Eintracht und guter Nachbarschaft, das aber sage ich Ihnen, wenn die Matratze heut Abend nicht da ist, lass' ich Sie von Gensdarmen arretiren, lege Beschlag auf Ihr eigenes Bett und — das sagt er mit erhobener Stimme: lasse Ihnen und Ihren Leuten die Köpfe scheren, damit ich zur Matratze noch ein Polster kriege!"

„Ei, da stehen einem ja die Haare zu Berge," rief Stropp.

„Ja, so lange man ihrer noch welche hat!" erwiderte Scheppkes. „Denken Sie sich einen Insassen, der sich sein Polster mit unsern Haaren ausstopfen lassen will!"

Er fuhr sich durch den vollen, krausen Kopfschmuck.

„Wie die Dinge jetzt stehen," meinte Doctor Schmey, „sollte man sich über solche Lappalien gar nicht aufhalten! So geht's einmal bei unserm System der Einquartierung. In einem Ort, der mir bekannt ist, fordert der Offizier ein Zimmer. Man sagt ihm, daß dort die Hausfrau krank liege. Er behauptet, sie stelle sich nur krank, der Arzt wird gerufen, die Debatte dauert fort, endlich läßt der Offizier die kranke Frau sammt dem Bette in's untere Geschoß hinabtragen. In einem andern Orte findet sich nirgendwo ein Haus mit vier Zimmern, wie es der Oberst beansprucht. Was thut man? Man läßt eine Thür in's Nebenhaus durchbrechen. Alles dies geschieht ohne Anstand, ohne daß die Leute die Courage finden, sich gegen solche Maßregeln aufzulehnen. Uebrigens — so geht es in allen Branchen! Wie oft ist unser Blatt beinahe gesetzt, da erscheint in später Stunde ein Befehl, einen Vorfall nicht zu besprechen oder in einer beliebten Darstellung zu bringen. Es kostet oft einen schweren inneren Kampf, es kostet oft nahebei die Ueberzeugung — aber was hilft's? Am nächsten Morgen muß die Matratze geliefert werden."

„Sehr weise," sagte Scheppkes mit lächelndem Beifall, der weniger Gesinnungstüchtigkeit als Coulanz des Geschäftsmannes verrieth. „Die Matratze muß geliefert werden, auch ich werde die meinige heute Abend liefern. Die Politik ist erfunden, um uns durch's Leben zu bringen, nicht um uns aufzuhalten."

„Liebe Freunde!" begann Philipp. „Was soll ich Ihnen geben, damit Sie nicht mehr von Politik sprechen? Politisch Lied, ein garstig Lied! Ein anderes Thema! Ist es wahr, Herr Scheppkes, daß die Grundstücke des Bergmüllers so bedeutend sind?"

„Das will ich glauben," erwiderte der Gefragte. „Er hat mindestens seine hundertzwanzig Strich Aussaat, dabei mögen an funfzig Strich Wiesen und an zweihundert Joch Waldung sein. Im ganzen Ort ist Niemand, der eine so schöne Sach' besitzt und wohlgemerkt, es hängt alles zusammen ..."

„Lebt seine Frau noch?" fragte Schmey mit Interesse, denn die Genannte hatte manche gute That an ihm gethan, als er in Kraßnitz noch als armer Waisenknabe umherzog.

„O, die ist lange todt!" erwiderte Scheppkes. „Der Sohn ebenfalls. Die zwei Todesfälle, die rasch aufeinander folgten, haben einen bleibenden Eindruck auf den Müller zurückgelassen. Es ist nicht mehr

derselbe. Ehemals gab es im ganzen Kreise keinen fröhlicheren Mann."

„Ja, ja," sagte Schmey, „ich erinnere mich noch dunkel an manche seiner lustigen Streiche."

„Die Streiche sind ihm noch immer nicht ausgegangen," gab Scheppkes zur Antwort. „Nur waren die früheren lustig und die jetzigen sind recht ernst."

„Wie so?" fragte Schmey, während Philipp, wie es schien, zum Zwecke genauerer Personalkenntniß aufmerksam zuhörte.

„Er ist ein großer Politiker, ich will sagen: er politisirt viel, denn nichts kann heut unpolitischer sein, als seine Gesinnungen an die große Glocke zu hängen. Er ist aber ein studirter Mann, ist auf dem Gymnasium gewesen und war im Jahre Achtundvierzig sehr beliebt. Kein Wunder, da er sehr freisinnig ist, ein grundverständiger Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und alle Ortsverhältnisse genau kennt. Man hat ihn zum Bürgermeister gewählt und da seine Wahl nicht die obrigkeitliche Bestätigung erhalten, ist eine Reihe von bösen Geschichten daraus erwachsen. Der Bergmüller, ein hitziger Kopf, wollte nämlich lange nicht weichen und, kurz gesagt, mit seinem Kopf durch die Wand rennen, was, wie Sie wissen, nicht geht. Endlich wurde er von allen Seiten angefeindet und von seiner eigenen Partei im Stich gelassen. Seitdem lebt er ganz zurückgezogen, nichts freut ihn mehr, Kraßnitz ist ihm verhaßt und ich weiß, daß er seit Jahr und Tag daran denkt, seine ganze Habe zu verkaufen, und Gott weiß wohin, fortzuziehen. Es haben auch vor Kurzem Verkaufsunterhandlungen stattgefunden, sind aber ohne Resultat geblieben."

„Vielleicht," rief plötzlich Philipp, „werde ich glücklicher sein! Ich habe nämlich — unter uns gesagt — die Absicht, die Mühle zu kaufen; deshalb bin ich hier, nicht zum Vergnügen, Herr Doctor!"

„Ha, ha!" lachte Schmey, „Sie wollen Müller werden? Sie, der Theaterhabitué, der Protektor des Ballets, der echte Wiener Bonvivant? Im Kraßnitzbach giebt's keine Austern und in den Waldcoulissen ringsum keine freundlichen Nymphen!"

„Sie verkennen mich ganz!" erwiderte Philipp, der das Gelächter übel nahm, im Innern aber vergnügt schien, sich in der Mühle in der Eigenschaft eines Käufers vorstellen zu können. „Ich scheine ein Lebemann und bin's auch gewesen, aber ich habe die Gabe, mich jeden Augenblick in einen Geschäftsmann verwandeln zu können. Doch genug des Geplauders, die Thatsachen werden sprechen. Auf, lassen Sie uns gehen! Lassen Sie uns die Bergmühle ansehen und Bekanntschaft mit Herrn Dubsky machen!"

Sie erhoben sich und verließen den Garten.

Die Drei waren eine kleine halbe Stunde einen von Hecken eingefaßten Weg gegangen und stiegen, linker Hand vom Bache begleitet, der sowohl Scheppkes' Eisenwerke, als auch Dubsky's Räder in Bewegung setzte, durch wechselnde und anmuthige Gründe hinan. Der Himmel war blau, die Fluren glänzten in der Morgensonne, das Getreide, hoch emporgeschossen, senkte das Haupt in Erwartung der Schnittzeit, die in dieser etwas bergigen Gegend spät eintritt. So erreichten die Drei gemächlich plaudernd das Gehöft, das sie schon lange vor sich gehabt hatten.

Die sogenannte Bergmühle war ein einstöckiges, aber lang hingezogenes Gebäude mit verschiedenen Seitenflügeln und Nebengebäuden; sie sah äußerst stattlich und behäbig aus. Die weißgetünchten Wände, das weitvorgebaute, wie Schiefer in der Sonne glänzende Schindeldach, das auf phantastisch geschnitzten Tragbalken ruhte, Alles machte den Eindruck alter, von den Voreltern ererbter, ländlich-tüchtiger Wohlhabenheit.

Die Wanderer traten in die Thal-Senkung, die gleichsam den Vorhof der Mühle bildete. Da war ein kleiner Teich von Erlen umsäumt, welche ihre Schatten klar im schwarzen Wasserspiegel abzeichneten. Ringsum standen moosige Felsen, theilweise mit Nadelholz bedeckt; das klare Bergwasser schäumte über die arbeitenden Räder und mischte sein Brausen mit dem Tiktak der Mühle. Türkische Enten auf dem kleinen Teich, allerlei Hausgevögel, pickend um den alten Taubenschlag versammelt, eine alte schwarze Katze, die auf dem Geländer der zum ersten Stock hinaufgehenden Freitreppe lag und sich sonnte, bildeten die weitere ländliche Staffage des Bildes.

Man traf den Bergmüller in einem kleinen Stübchen vor einem großen in grüner Leinwand gebundenen Hauptbuch, in welchem er Zahlen summirte. Er war ein Funfziger, von untersetzter, gedrungener Statur und mit jenem jugendlich freundlichen Ausdruck im vollen gerötheten Gesicht, der Vertrauen und rasche Familiarität erweckt. Auf seiner breiten Stirn liegt Intelligenz; der Mund, der gern zu lachen scheint, läßt zwei Reihen wohlerhaltener Zähne sehen; die Augen sind blau und blicken freundlich, aber ihre Lebhaftigkeit läßt auch im Fall des Angriffs eine ganz gehörige Widerstandskraft erwarten. Er selbst ist aus diesem Gesicht leicht zu deuten: ein tüchtiger, jovialer Mann, der nicht viel Worte macht, wohl aber immer das Rechte findet, wo's Noth thut.

„Ei, lieber Scheppkes!" rief Dubsky, als ihm Jener die beiden Fremden vorgestellt, „welche Ueberraschung! Seien Sie herzlich gegrüßt, Herr Stropp! — Ihr Herr Bruder steht mit mir in vieljähriger Verbindung und Sie —" er wandte sich an Doctor Schmey, „sind Sie wirklich der kleine Markus? Klein sind Sie zwar noch immer, es ist aber aus Ihnen inzwischen was Tüchtiges geworden! Wie die Jahre dahinfliegen! Ich erinnere mich, wie Sie mit einigen Jungen unweit von den Mühlenrädern gebadet haben — ich fing Sie ab und schrieb Ihnen eine Warnung für künftige Fälle auf den nackten Rücken. Nichts für ungut! Die Striemen sind vergessen? Nicht wahr? Und dieser kleine Gassenjunge, der mich damals so geärgert, ist jetzt der Redakteur einer großen Zeitung, die mir täglich ein solches Bedürfniß ist, wie das Mittagsessen selber! Doch — da ich von der Zeitung spreche — da sind Sie mir eben zu unrechter Zeit in den Wurf gekommen. Warum kriege ich sie nicht mehr seit einigen Tagen? Haben Sie alle Ihre Drucker und Setzer auf die Sommerferien mitgenommen?"

„So wäre ich der Erste," antwortete Schmey, „der Ihnen sagt, daß unser Blatt suspendirt ist?"

„Suspendirt! O Du mein Herr!" rief Dubsky mit einem tragikomischen Seufzer. „Sehe ich denn die Dinge noch immer zu rosenfarben an? Das wäre mir nicht eingefallen. Suspendirt! War doch immer nur ein gemäßigt-oppositionelles Blatt! Und glauben Sie, daß man es wieder freigiebt?"

„Das kann der einfache staubgeborene Mensch nicht wissen," erwiderte Schmey bitter scherzend. „Das steht bei den höheren Militairmächten, den Göttern der Heerschaaren."

„Ja wohl, die haben jetzt zu entscheiden!" brummte Dubsky finster, sich mit geballter Faust hinter das Ohr fahrend. „Jetzt lernt man wieder an den Gott der Heerschaaren glauben! Nun, Sie, lieber Doctor, wissen sicherlich so gut wie ich davon zu erzählen. Doch — still davon. — Sie wollen meine Mühle kaufen?" sagte er zu Stropp gewendet. „Ich wünschte, daß der Kauf zu Stande käme ... Ich möchte aus diesem Neste fort, je eher, je lieber. Sie werden an mir keinen unbilligen Mann finden, und Sie sehen mir wie Einer aus, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden läßt. Ja, ja, zu Ihnen hätte ich Zutrauen, wenn Sie mir auch nicht durch einen so braven Mann, wie meinen Nachbar Scheppkes empfohlen würden und einen Namen hätten, der in der Geschäftswelt einen so guten Klang hat."

Stropp nickte bescheiden und wollte eine Erwiderung machen, als ein junges Mädchen mit einigen Flaschen und einem Kaffeebrett, auf welchem Gläser standen, eintrat.

Das Mädchen — es zählte höchstens achtzehn Jahre — war die lieblichste Blondine, die sich denken läßt. Etwas Frisches, lieblich Neckisches war in ihrer ganzen Erscheinung. Auf ihren zarten, sanften Wangen lag das zarteste Roth, das Haar, von dunklem Goldblond, hob sich leicht emporgehoben in natürlichen Ringeln von der klaren, reinen Stirn, die großen, schönen Augen von dunklem Braun leuchteten beim Aufblick mit einem hinreißenden Feuer. Sie hatte etwas so Mildes, Weiblich-Sanftes in ihrem ganzen Wesen. Und doch fehlte es, wie der aufmerksame Blick erkannte, diesem zarten Köpfchen nicht an Ernst und Festigkeit. Diese braunen Augen blickten sicher und manchmal beinahe trotzig in die Welt, dieser Mund mit den perlengleichen Zähnen hatte etwas Energisches. Man merkte gleich in der Art, wie sie das Tischtuch entfaltete und mit einem raschen Gruß die Fremden einlud, daß sie sich trotz ihres zarten Alters als Hausfrau in der Mühle fühlte.

„Meine Tochter Hedwig!" sagte Dubsky. „Mein einziges Kind!

„Wohl einzig!" sagte Doctor Schmey mit innigem Wohlgefallen, während Stropp ruhig dreinschaute und sich den Schnurrbart drehte, „wohl einzig!"

„Bei Gott!" sagte Scheppkes, der, wie die meisten Israeliten, einen regen Sinn für das Familienleben hatte, sein Gläschen leerend, „was Gut und Geld auf Erden werth ist, weiß ich, aber ich begreife nicht, wie der ärmste Schlucker ganz unglücklich sein könnte, wenn er eine so liebe, schöne, wohlgerathene Tochter besäße, wie Ihre Hedwig ist. Doch darüber ist nur eine Stimme im ganzen Pfarrbezirke."

Hedwig erröthete und Dubsky meinte: „Sie können auch an Ihrer Sarah Freude haben. Das ist ein Mädchen, gegen das die Hedwig da nur ein ungebildetes und einfältiges Ding ist."

„Meine Sarah," sagte Scheppkes mit Achselzucken, „liest Französisch, kann singen und Clavier spielen. Sie hat es so gewollt. Mir wäre sie eben so lieb, wenn sie das Alles nicht könnte. Wozu braucht das ein Mädchen auf dem Lande? Ja, ich kann wohl sagen, sie hat viele Sachen und Künste gelernt, und wenn sie mich fragt: wie gefällt Dir das? möchte ich antworten: je besser, je schlimmer! Mit dem Clavier gings noch, da hat sie sich in der letzten Zeit eine Physharmonika angeschafft — o diese Physharmonika — und schon spricht sie wieder von der Zither —"

„Seien Sie nicht ungerecht!" rief Dubsky. „Was man weiß, ist gut, man kann nicht genug lernen —"

„Grundfalsch, da muß ich protestiren!" brauste Scheppkes empor. „Leute, die zu viel wissen und können, werden unausstehlich. Und vollends die Mädchen, die Frauen — denen steht die Unwissenheit in tausend Dingen so gut, wie das einfache Hauskleid, in dem man an die Arbeit gehen kann. Denn die Frauen — eitel sind sie Alle — ob sich die Eine mit Bändern und Ohrringen herausputzt, die Andere mit raren Kenntnissen — das läuft auf Eins heraus. Die Eine staffirt sich den Kopf auswendig, die Andere inwendig — das ist der ganze Unterschied? Die Eine will vor ihren Freundinnen den neuen Mantillenschnitt voraus haben — die andere ihr Englisch oder den Heine und Börne."

„Ei, lieber Herr Scheppkes," rief Hedwig, „Ihr Urtheil ist hart! Müssen wir armen Mädchen denn Alles nur lernen, um damit zu prunken? Man kann freilich leben und glücklich sein im schlichtesten Zimmer und mit dem einfachsten Hausgeräth, aber ist die zu tadeln, die sich den Raum, in dem sie sich bewegt, ausschmückt und verschönert? Das einfache Hauskleid ist gut, aber manchmal wird dem Herzen sonntäglich zu Muthe, und die Stimmung müssen Sie ihm auch gönnen. Wenn das Mädchen, statt immer nach dem Kochbuch, einmal nach Gedichten greift, ist es darum zu tadeln? Stellen wir nicht auch Blumen, vor's Fenster, die eigentlich überflüssig sind, um uns an ihrem Duft zu erfreuen?"

„Herrlich! herrlich!" rief Schmey. „Sie haben diesen Vandalen glorreich geschlagen! Sie sind für die Ehre der weiblichen Bildung eingestanden und haben für sie mit der Wärme eines schönen Gemüths plaidirt. Dies Glas auf Ihr Wohl, meines schönes Fräulein!"

„Ei, die wird stolz werden, wenn ein Herr von der Feder sie lobt!" sprach Dubsky. „Es sind doch alles nur Flattusen! Sie spricht Kluges und Dummes durcheinander, wie sich's trifft."

Unter solchem Geplauder hatte man ausgetrunken und Vater Dubsky gab das Zeichen zum Aufbruch, um seinen Gästen die Räumlichkeiten der Mühle und die Grundstücke zu zeigen. Hedwig ging mit.

Der Bergmüller unterzog sich seiner Aufgabe als

Wegweiser auf's gewissenhafteste und schenkte den Mitgehenden die Besichtigung keines noch so unbedeutenden, noch so schwer zugänglichen Gelasses. Er begann mit den geräumigen Kammern, wo hier die von den Landleuten herbeigeschafften Getreidesäcke aufgestaut lagen, dort das Mehl der Verladung harrte, wobei denn ein Langes und Breites von der Kraßnitzer Mühlengerechtigkeit gesprochen wurde, und führte dann seine Gäste in die Mahlkammer hinab, deren schmucke und praktische Einrichtung alle Anerkennung fand. Und nun ging's weiter durch das alte, phantastische, wie von einem geheimen Leben pulsirende Labyrinth von Kammern und Kämmerchen, wie man es eben in einer ehrbaren, alten und alterthümlichen Mühle auf dem Lande findet.

Dubsky war mit Stropp, der ganz Geschäftsmann schien, weit vorangegangen, während die Uebrigen weit hinten zurückblieben und sich Zeit ließen, mit Hedwig zu scherzen und zu lachen. Doctor Schmey war ganz entzückt von dem Kinde und vergaß auf dem Wege alle Kriegsgerichte, Censur, den Herrn von Rack und die ganze Reaction.

Stropp fiel es auf, daß Dubsky, der doch kein Loch unbesehen ließ, mit einem Kämmerchen im obern Stockwerk eine Ausnahme machte. Er drehte den im Schlosse steckenden Schlüssel rasch um und schob ihn in die Tasche.

„Was ist das für eine Kammer?" fragte Stropp scheinbar unverfänglich.

„Die hat kein Fenster," erwiderte der Bergmüller rasch weiter eilend, mit plötzlich ernsten Mienen.

Der Zufall strafte ihn Lügen. Nachdem der Schlüssel abgezogen war, zeigte sich der Thür gegenüber auf der weißgetünchten Wand ein Licht, das nur zu klar bewies, daß die Sonne gerade in die Kammer scheine.

„Mir war es doch," sagte Stropp, „wie wenn Jemand darin gewesen wäre?"

„Der hätte sich gewiß gemeldet!" rief der Müller und stieg, wie es schien, eiliger als nöthig, die Treppe herunter.

Nun ging es an die Wiesen, Aecker und den Wald. Stropp besichtigte sie fortwährend mit den Mienen des ernst an den Kauf denkenden Geschäftsmannes, und Dubsky, dem das seiner Besitzung und deren Verwaltung gespendete Lob schmeichelte, war oft über die sachkundigen Bemerkungen eines so jungen Mannes ganz erstaunt.

„Ich wundere mich nur," sagte er zuletzt, „daß ein Mann von Ihren Kenntnissen und Mitteln sich hier in Kraßnitz vergraben will, zumal Sie einen Bruder haben, mit dessen Hülfe es Ihnen leicht wäre, irgend ein Geschäft in einer großen Stadt anzulegen."

Stropp lächelte überlegen und sagte erst dann: „Was heißt heutzutage eine große Stadt? Der Geschäftsmann sieht nicht auf die Bewohnerzahl, sondern auf den Ort, wo es sich leicht und gut producirt, wo sich ein gutes Verkehrsnetz befindet und ein Markt ist. Das ist dann für ihn eine große Stadt."

„Sie werden nicht sagen," bemerkte Dubsky skeptisch, „daß das in Kraßnitz der Fall ist?"

„Heute noch nicht," erwiderte Stropp unendlich sicher, „aber morgen, vielleicht übermorgen. Wie dann, wenn in ein, zwei, drei Jahren eine Eisenbahn hier durchzöge?"

„Ja," sagte Dubsky, „dann freilich hätte die Sache ein anderes Gesicht!"

„Es ist eigentlich unklug von mir," sprach Stropp, „daß ich als Käufer davon rede, aber ich weiß, daß Sie nicht der Mann sind, der aus meinen Mittheilungen einen unbilligen Vortheil zieht. Die Eisenbahn, von der ich gesprochen, ist eine beschlossene Sache."

„Ah!" rief Dubsky hochverwundert.

„Mein Bruder Arnold," sprach Stropp, „hat, wie Sie wissen, große Connexionen. Er hat mir Alles an die Hand gegeben. Unsere Regierung, der man Reaction vorwirft, hat aus der letzten Revolution viel gelernt. Sie wird freilich jene Freiheiten, die die Völker verlangen, nicht geben, wird aber das Uebel auf einer andern Stelle, und, wie ich glaube, an der richtigsten, curiren. Der Handel, die Gewerbe werden mit aller Macht gehoben, Eisenbahnen und Verkehrswege gebaut, eine Marine geschaffen werden. Oestreich muß ein Industriestaat ersten Ranges werden. Die allgemeine Wohlfahrt wird allen Freiheitsgelüsten den Stachel nehmen."

„Sie glauben?" erwiderte Dubsky im Tone des Zweifels. „Ich höre und lese immer, daß gerade die Freiheit das Mittel und der Weg zur Wohlfahrt ist. Ich meine, daß das befruchtende Element für Handel, Verkehr und Gewerbsflor solche staatlichen Einrichtungen sind, durch welche die Völker glücklich und zufriedengestellt werden, und daß Handel, Verkehr und Gewerbe kein System vertragen, das dem Volke mit Gewalt aufgedrängt wird."

„Ich theile fast durchwegs Ihre Ansichten," erwiderte Stropp, „doch — lassen wir uns nicht in theoretische Debatten ein! Ich sage Ihnen, an Kraßnitz vorüber wird in einigen Jahren eine Eisenbahn laufen. Da wäre das Geschäft verdreifacht! Man müßte die herrlichen Wasserkräfte auf's Aeußerste beschäftigen, eine Dampfmühle errichten, ein Exportgeschäft nach dem nahen Bayern organisiren. So muß man die Sache angreifen — dann kann man auch eines großen Erfolges gewiß sein."

Dubsky war von dem Unternehmungsgeiste des jungen Mannes ganz hingerissen. Er sah ihm beistimmend im Geiste zu, wenn auch damit nicht gesagt ist, daß er sich, als ein in seinen Kreisen sehr verständiger Mann, an der verwegenen Spekulation mit einem Capital betheiligt hätte.

„Natürlich billigt es Ihr Bruder?" fragte er.

„Nur halb und halb," lautete Stropps Antwort. „Ihm wäre es am liebsten, wenn ich in seinem Geschäfte, das er selbst kaum übersehen kann, geblieben wäre. Doch, mein Gott! man will sich auf seine eigenen Füße stellen. Eins ist aber sicher: wenn mich mein Bruder in der ersten Zeit ganz entbehren könnte, er wäre der Erste, der mich zum Ankauf der Mühle antriebe."

Man war inzwischen wieder beim Hause eingetroffen. Stropp hatte sich entschlossen, die Mühle zu kaufen und kam mit dem Bergmüller überein, daß er

Nachmittags wieder erscheinen werde, um von den Büchern Einsicht zu nehmen. Der Müller freute sich, einen so soliden Käufer gefunden zu haben und versprach, einen annehmbaren Preis zu fixiren und Stropp alle Bequemlichkeiten bei der Erlegung desselben zu gewähren. Er sagte sogar, daß es ihm lieb wäre, zwei Drittel in seinem eignen Interesse auf der Mühle stehen lassen zu dürfen.

Mit diesem Anfange hochzufrieden, entfernte sich Stropp mit seinen beiden Begleitern.

„Das ist ein prächtiger Mensch, dieser Stropp!" rief der Müller, als er mit Hedwig wieder auf der Stube allein war.

„Er ist sehr ernst für sein Alter," erwiderte Hedwig. „Er macht eine rechte Ausnahme von den Stadtherren, die den Mädchen immer schön thun. — Wird er die Mühle kaufen?"

„An mir soll es nicht liegen, wenn der Handel nicht zu Stande kommt," meinte Dubsky.

„Ach, wie ungern werde ich das Haus verlassen!" seufzte Hedwig. „Alle meine Erinnerungen bleiben hier! Doch — wir haben darüber schon oft gesprochen — ich will Dir nicht im Wege stehen."

Dubsky zog sein Kind zärtlich an sich, küßte es auf die Stirn und sagte schelmisch lächelnd:

„Du gehst ungern aus der Mühle. Der Käufer ist ein prächtiger Mensch und wird eine Frau brauchen. Vielleicht —"

Hedwig sah dem Vater ernst und traurig in die Augen, dann belebte sich ihr Gesicht, sie sagte: „Woran denkst Du! Der Herr hat mich ja kaum beachtet."

Dann flog sie davon.

---

## Drittes Capitel.

### Was man im Eisenhammer bei Tische plaudert.

Während der für weibliche Schönheit äußerst empfindliche Doctor Schmey noch an Hedwigs Seite Süßholz raspelte, wurde er schon von Fräulein Sarah Scheppkes mit besonderer Sehnsucht am Gartenzaun erwartet. Er hatte nämlich, ohne es zu ahnen, auf das Gemüth des Mädchens einen gewaltigen Eindruck gemacht. Sarah war ein eigenthümliches Wesen. Voll idealer Anflüge und voll des Unglücks, auf dem Lande, unter Menschen, deren Bildungsgrad sie tief verachtete, leben zu müssen, besaß sie dennoch einen klaren Sinn für das Häuslich-Praktische. Wo sich das Hausbackene mit dem Phantastischen in hohem Maße verbindet, wird nicht selten das Drollige geboren und so konnte es nicht ausbleiben, daß auch das hochgebildete Landjudenmädchen nicht selten dem Gespött verfallen mußte. Sie war unstreitig zur Gattung der Blaustrümpfe zu zählen, aber zu der eigenen Spielart, wie sie nur auf dem Lande gedeiht, in einer gewissermaßen hinter der Zeit zurückgebliebenen Form und Farbe.

Es war natürlich, daß ihr Herz einem Manne wie Schmey, mit dem sie auch der gemeinsame Glaube verband, rasch entgegenschlagen mußte. Schmey's Aeußeres hatte zwar nicht den Zauber, der Herzen gewinnt, aber die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, daß in den Augen der Damen die Schönheit des Mannes neben dessen Geist und gesellschaftlicher Bedeutung als völlig unwesentlich erscheint.

Schmey war klein und unansehnlich, seine Gesichtsbildung von unverkennbar jüdischem Typus und beinahe häßlich zu nennen. Seine Augen aber waren von angenehmer Lebhaftigkeit und großer Ausdrucksfähigkeit. Das wußte er und war ewig bemüht, durch ein coquettes Augenspiel seine stiefmütterlich bedachte Erscheinung zu idealisiren. War er auch kein Genie, so besaß er immerhin einen ausgezeichneten Verstand, weltmännische Routine und einen sichern Instinkt, die Menschen zu behandeln und ihre Interessen zu durchblicken — ein seinem Stamme angeborenes Talent. Er hatte auch eine gewisse Dialektik, die von Scharfsinn und Tiefe entfernt war, aber auch nicht an's Banale und Alltägliche streifte. Für ein Mädchen wie Sarah hatte er eine umstrickende Beredsamkeit. Entscheidend war aber seine Wirkung durch seine Stellung als Redacteur eines der ersten Oppositionsblätter, das den Mann und alle seine Eigenschaften gleichsam auf einen Sockel hob.

Als Schmey in Begleitung Stropps und Vater Scheppkes sich dem Hause näherte, flatterte Sarah in einem hellen, duftigen, romantischen Gewande den Gästen vogelleicht entgegen. Der Anzug contrastirte mit der kleinen, vollen, untersetzten Gestalt und mußte, wenn man eben von der poetischen Hedwig entzückt herkam, einen ungünstigen Eindruck machen.

Sarah's Gesicht war voll und stark, aber gesund gefärbt, die Haare tiefschwarz.

„Sie kommen spät," sagte sie zierlich, vor freudiger Erregung lächelnd. „Ich fing schon zu fürchten an, daß die schöne Bergmüllertochter Sie in ihre Fesseln geschlagen und als ihre Sklaven bei sich behalten habe."

„Mein Fräulein," erwiederte der Doctor, der noch immer an Hedwig dachte, mit einer riesigen Anstrengung der Galanterie, „ich sage mit Hamlet: hier ist ein stärkerer Magnet!" — Er reichte der vor ihm Stehenden ein Bouquet Feldblumen, die er auf dem Heimwege gebrochen.

Man ging zu Tische. Während des Essens kam Sarah wieder auf Hedwig zu sprechen. Sie sagte: „Es ist mir unbegreiflich, daß die beiden Herren, die noch immer so viel von der Mühle sprechen, kein Wort über die schöne Müllerin fallen lassen. Ich sollte glauben, Sie müßten von ihr entzückt sein!"

Stropp, der im Geheimen ganz entzückt war, sagte: „Es ist wirklich keine Affection von mir, wenn ich sage, daß ich das Mädchen nur im Fluge und wie im Traume gesehen habe. Sie wissen, meine Herren —"

„Das kann ich bezeugen!" fiel Vater Scheppkes rasch ein. „Herr Stropp ist gar nicht von des Alten Seite gewichen. Das begreift sich aber auch. Mit einem solchen Kauf ist eine große Verantwortlichkeit verbunden."

„Um so mehr," fügte Stropp hinzu, „da ich nicht ganz freie Hand habe. Mein Bruder übt strenge

Controle und ich möchte nicht um Alles in der Welt, daß das gute Verhältniß, das jetzt zwischen uns besteht, wieder getrübt werde."

„Sie, Herr Doctor," wandte sich Sarah an Schmey, „haben dort keinen Kauf beabsichtigt. Was sagen Sie?"

Der Doctor; die weibliche Eitelkeit richtig berechnend, entgegnete kühl:

„Recht nett, sogar sehr nett, aber doch nur eine Dorfschönheit. Diese Art von Gesichtern findet man eigentlich nur schön, wenn man sie unter einem ländlichen Dache antrifft. In ein Boudoir versetzt, ist diese Schönheit plump. Es giebt Mädchen, die uns nur im Mieder und mit dem runden Strohhut gefallen."

„Auch meine Meinung," erwiederte Sarah langsam und gedehnt, wie wenn ihre Eitelkeit nicht gleich den Muth fände, so schrecklich ungerecht zu sein. „Manche Mädchen sind in der That wie die Blüthe der Waldrebe. Im Walde duftet sie; verpflanzt man sie in den Garten, so wird sie gewöhnlich."

„Ein geistreiches Bild!" rief Schmey. „Nur muß ich, obwohl ein höchst mittelmäßiger Botaniker, hinzusetzen, daß nicht alle Feld- und Waldblumen ein ähnliches Loos trifft. Es giebt Blumen, die gewissermaßen nur durch ein stiefmütterliches Geschick in die Einsamkeit gestellt worden sind und die erst im Garten und im Treibhaus ihre volle Entfaltung und Veredelung erhalten."

Sarah fuhr auf ihrem Stuhl entzückt empor, sie nur konnte mit der Blume gemeint sein, die in ländlicher Einsamkeit stand und doch eigentlich geboren war, einen Salon zu zieren. So verstanden und gerade von Schmey so verstanden zu werden, war für sie von einer geheimnißvollen aber seligen Vorbedeutung! Von diesem Compliment vollkommen gesättigt und verlegen, was sie darauf erwidern solle, wandte sie sich an ihren Tischnachbar zur andern Seite.

„Aber Herr Stropp," sagte sie, „wir haben über Tisch kaum ein paar Worte von Ihnen gehört. Was sind Sie so nachdenklich? Wo stecken Ihre Gedanken? In Wien oder in der Bergmühle?"

„Ich finde selbst," versetzte der Angeredete, „daß ich ungewöhnlich ernst und stumm bin; sonst müßte mich Ihre liebenswürdige Munterkeit längst erwärmt haben. Ich rechne immerfort — ich rechne — und doch ist es fast unnütz — in diesem Momente jedenfalls unartig ... Ich will mich bessern! Ich will gleich von Hedwig zu reden anfangen. Das Mädchen scheint unendlich eingezogen zu leben —"

„O sehr, sehr!"

„Ist es ihr Geschmack oder des Vaters Wille?"

„Eigentlich kömmt Beides zusammen."

„Wie ich meine, kann sie kaum zwanzig Jahre zählen?"

„O, nicht so viel, höchstens achtzehn."

„Allerdings," bekräftigte Vater Scheppkes. „Achtzehn Jahre. An ihrem Tauftag hat der Blitz in den Kirchthurm eingeschlagen. Es sind im nächsten September achtzehn Jahre."

„So jung!" rief Stropp. „Die kann von der lieben Welt nichts wissen!"

„Und ich sage Ihnen dagegen, die führt das Hauswesen wie eine echte Hausmutter. Und das ist keine Kleinigkeit, wenn man täglich zwanzig Menschen am Tische hat."

„Das ist schön! Ich wundere mich nur, daß ein so reiches Mädchen noch keinen Freier hat. Auf dem Lande —"

„Sie ist ja noch so jung," meinte Frau Scheppkes.

„Dazu sind Mädchen nie zu jung!" lachte der Vater.

„Ich finde sie seit einem Jahre doch sehr verändert," sagte Sarah, wie Eine, die schüchtern anfängt, etwas ohne Mißdeutung an den Mann zu bringen.

„In wiefern?" fragte der Vater ganz unbefangen.

„Ich spreche sie sehr oft und besitze einige Beobachtungsgabe. Sie hütet sich, etwas davon merken zu lassen, aber meinem Auge entgeht es nicht."

„Pah, Du meinst die Sache mit Julius Werner?"

Stropp zuckte heimlich zusammen.

„Und wäre das so falsch geschlossen?" fragte Sarah mit einem sichern Blicke.

„Ei," sagte die Mutter, „das war ein Spiel und ist gewiß lange vergessen!"

„Glaub' es nicht, Mutter. Ich weiß, was ich weiß!"

„Was Sie da sagen!" rief Stropp, sich schon auf das Aergste gefaßt machend. „Ein Mädchen, das so kindlich, so unerfahren aussieht!"

„Nun, Sarah," sprach der Vater unwillig, „jetzt sage, was Du weißt, damit die Leute nicht, Gott weiß was, denken. Hedwig hat diesen Julius Werner gern gesehen. Böses kann man ihr darum nicht nachsagen."

„Gott behüte," rief Sarah. „Freilich meine ich den Julius Werner! Ist es denn keiner Rede werth, wenn ein so junges Mädchen einen so verzehrenden Liebeskummer im Herzen trägt?"

„Ah!" rief Stropp erbleichend. „Will es der Vater nicht zugeben?"

„So weit ist es eigentlich nicht gekommen," sprach Sarah. „Gewiß ist es aber — das weiß ganz Kraßnitz — daß sie sich sehr gern gesehen. Werner war damals Kaufmann. Da kam das Jahr Achtundvierzig. In Folge eines Streites, den er mit dem Bergmüller gehabt haben soll, ging er als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein, war aber zur Zeit der Oktoberrevolution wieder in Wien. Von dort stammt die letzte Nachricht über ihn. Seitdem ist er verschwunden und verschollen."

„O, das ist sehr traurig!" sagte Stropp, froh aufathmend.

„Auf solche Art," meinte Schmey, „ist er schwerlich mehr unter den Lebenden. Der ist in Wien umgekommen oder auf der Flucht. Man hat so viel ähnliche Beispiele! Hedwig hofft wohl noch auf seine Wiederkehr und das stärkt ihren Gram."

„Ich glaube," versetzte Sarah, „sie ist eben deshalb so unglücklich, weil sie nichts mehr hofft!"

„In diesem Alter," fuhr es aus Stropp heraus, „findet sich immer Trost!"

„Das kommt nicht auf die Jahre, sondern auf das Mädchen an," erwiderte Sarah. „Thekla hat sich auch nicht mehr getröstet, als Max gefallen war."

„Halten Sie Hedwig für so tieffühlend?" fragte Schmey.

„Ich halte sie für ein ausgezeichnetes, seltenes Mädchen, dem nur etwas Bildung fehlt, um Alles, was es denkt und fühlt, in Worte zu kleiden."

„Vor Ihrer Menschenkenntniß muß man Respekt haben!" rief Schmey, dem die vernommene Ansicht über Hedwig nicht unwahrscheinlich vorkam, in soweit er darüber nach seiner kurzen Unterhaltung mit der Müllertochter urtheilen konnte. „Sie zeigen mir die kleine Müllerin in einem ganz neuen Lichte und jetzt weiß ich erst, warum ihr kindliches Wesen, mit einem frühzeitigen, in Herzeleid gereiften Ernst verbunden, mich so eigen berührte. Sie lösen mir das Räthsel mit einem Worte!"

So wurde noch eine ganze Weile geplaudert. Inzwischen war der Tisch zu Ende und die Gesellschaft begab sich in das Gartenhäuschen, um dort den Kaffee zu nehmen. Kaum hatte man sich niedergesetzt, als ein scharfes Getrabe von mehreren Pferden auf der Landstraße, die hart am Garten vorüberführte, näher und näher kam.

Sarah, Stropp, die Eheleute Scheppkes voran, eilten an den Zaun, um das Schauspiel der Cavalcade nicht zu versäumen. Nur Schmey blieb unbewegt, kaum hatte er den Kopf jener Seite zugewendet.

Mehrere Herren, darunter ein paar Offiziere, und zwei Damen in langen wallenden Reitkleidern passirten, halb in eine Staubwolke gehüllt, die Allee, die zum gräflichen Schlosse führte.

„Die Comtesse Cornelia und eine fremde, wunderschöne Dame!" rief Sarah.

„Aber," rief Schmey höhnisch den an den Tisch Zurückkehrenden entgegen, „wie können Sie diesem hochmüthigen Volk den Gefallen erweisen, es anzustarren?"

„Sie irren, Herr Doctor," sagte Sarah, um Schmey's Achtung besorgt, da sie diese Schwäche gezeigt hatte. „Ich wollte nur die Comtesse Cornelia sehen . . . Ach, die ist so schön, ich sehe sie so leidenschaftlich gern —"

„Das mag sein," fuhr Schmey fort, „aber die stolzen Reiter werden das nicht glauben! Wenn man sie ignorirt, sind sie unglücklich, sie haben Zuschauer nöthig, um ihren Flitterglanz zu zeigen und dafür sehen sie auch auf dieselben von ihren Rossen verächtlich herab und scheinen mit ihren kalten, starren Blicken zu sagen: Du bist mir ganz unbekannt, bürgerliches Gesindel!"

„Da sieht man den Demokraten!" rief Scheppkes.

„Und der Herr Doctor hat nicht ganz Unrecht," fügte die Frau hinzu. „Ob je der Herr Graf oder die Comtesse uns angesprochen? Und wir sind ihre nächsten Nachbarn seit dreißig Jahren!"

„Das ist wahr," sagte Scheppkes, „aber was hat der Graf mit uns zu thun? Er spricht mit Niemand im Orte. Dennoch, wo er der Gemeinde einen Dienst erweisen kann, geschieht's."

„Es wäre besser," versetzte Schmey, „die Gemeinde hätte seine Wohlthaten nicht nöthig. Was er hier einer Gemeinde giebt, nimmt er in Wien tausend anderen. Ah! Gehen Sie mir mit diesem Rückschrittsmann, mit diesem Famulus Metternichs, der sich jetzt über die Erbschaft seines Meisters hermacht und sie vermuthlich verworrener zurücklassen wird, als er sie gefunden! Mein Blatt hat ihn von Anfang an bekämpft und wird ihn bekämpfen bis zum letzten Hauche!"

Sarah war von dieser politischen Leidenschaft ganz entzückt. Selbst der alte Scheppkes konnte dem Redner eine gewisse Bewunderung nicht versagen.

„Gott!" rief er. „Was ein Journal wie das Ihrige für eine Macht hat! Wenn hier Jemand über den Herrn Grafen ein Wort sagte, er würde eingesteckt werden! Sie schreiben das öffentlich und es wird von Tausenden gelesen, welche an der Opposition das größte Vergnügen haben!"

In demselben Moment trat ein galonnirter Lakai in blauer Livrée und weißer Halsbinde rasch in den Garten.

„Um Entschuldigung," — wandte er sich an den Hausvater, „wohnt nicht bei Ihnen Herr Doctor Schmey?"

„Ich bin es," erwiderte dieser, sich erhebend. „Was wünschen Sie?"

„Seine Excellenz," lautete die Antwort, „der Graf von Thieboldsegg lassen den Herrn Doctor bitten, heute Abends um acht Uhr zum Thee zu erscheinen. Ganz en famille."

Schmey war, wie die Uebrigen, ganz verdutzt, die Antwort wollte ihm nicht zur Kehle heraus. Endlich sagte er gemessen:

„Ich werde die Ehre haben."

Der Lakai entfernte sich mit tiefen Verbeugungen.

„Seltsam!" sagte Schmey. „Was will dieser starre Aristokrat von mir? Hat nicht am Ende eine Verwechselung stattgefunden?"

„Wie wäre das möglich!" riefen Mehrere wie aus einem Munde.

„Eine Einladung vom Excellenz-Grafen!" rief Scheppkes, über die Ehre, die seinem Glaubensgenossen und Gastfreund so unverhofft widerfuhr, ganz glücklich. „Das kann nur etwas Gutes bedeuten! Und ganz en famille! Wirklich, wir haben eben geklagt! Es war Unrecht. Die Stände nähern sich — die Großen steigen herunter — der Excellenz-Graf selbst — o, Schmey, — wenn Ihr seliger Vater das erlebt hätte! — Ganz en famille! — Sarah! Sarah!"

Er schloß seine Tochter entzückt in die Arme.

---

## Viertes Capitel.

### Wie die vornehme Soirée verläuft.

Die Gesellschaft im Schlosse hatte im Lauf des Nachmittags einen Zuwachs erhalten. Der General Baron von Greifenstein, ein alter Herr, war mit seiner Gemahlin angekommen und dort einquartiert worden.

Der General war ein Mann von jenem unverfälschten, altösterreichischen Typus, welcher einer vergangenen Generation angehört und die Bedingungen seiner Entwickelung in der Gegenwart nicht mehr findet. Jene biederherzige Gemüthlichkeit, welche von der äußersten Nachgiebigkeit bis zur heftigsten Starrköpfigkeit geht, aber aller Verstellung und Falschheit unfähig ist, stellte sich in ihm zugleich mit der offensten Vorliebe für's Althergebrachte in ihrer ganzen Reinheit dar. In der Epoche, in der er geboren wurde, war es noch nicht Mode, seine Ursprünglichkeit durch Schulbildung in einem besonderen Grade zu verderben, wenn man nicht eben ein Professor oder ein Gelehrter überhaupt werden wollte. Baron Greifenstein hatte sich die größte Urwüchsigkeit bewahrt und alle Weltbegebenheiten, alle Fortschritte der letzten fünfzig Jahre hatten diese nicht erschüttert, sondern wunderbarer Weise nur befestigt. In der Erfüllung seiner Pflichten war er die Pünktlichkeit selbst, in soweit diese von der Dienstordnung befohlen war. Er unterzog sich da jeder Strapaze, während er das übrige Leben als einen Lehnstuhl betrachtete, dem kein schwerer Gedanke nahen durfte. So kommt es, daß der alte Haudegen ein Alter von achtundfunfzig Jahren erreicht, ohne jemals ein anderes Buch als den Militärschematismus und das Offiziersreglement in der Hand gehabt zu haben. Seltsam und bezeichnend ist seine Scheu vor der Feder. Es kostet ihm die größte Anstrengung, auch nur seinen Namen zu unterzeichnen; ein Blatt Papier mit Buchstaben zu bedecken, kurz einen Brief schreiben, hält er für eine Aufgabe, die nur ein Literat von besonderem Talent bewältigen könne.

Dieser greise Krieger hat ein volles, starkgeröthetes Gesicht, dessen Ausdruck aus einer merkwürdigen Verbindung von Gutmüthigkeit und corporalmäßiger Strenge besteht. Sein Schnurrbart, der einst, wie noch aus einzelnen Partien ersichtlich, von einem röthlichen Blond gewesen sein mag, jetzt aber beinahe ganz ergraut ist, imponirt durch merkwürdige Länge und Breite. Er ist nach dem Vorbild jenes energischen Feldherrn zugeschnitten, dem der General in den letzten Jahren unterstand, eine Combination von Schnurr- und Backenbart und contrastirt seltsam mit seiner natürlichen Kopfbedeckung. Diese ist von einer großen, beinahe ängstlichen Dürftigkeit. Alle Haare sind durch die äußersten Zwangsmaßregeln zusammen berufen worden, um eine Art Kuppel über den kahl gewordenen Scheitel zu bilden und treffen in der Mitte des Kopfes in einer Art Arkade, im Spitzbogenstyl gedacht, zusammen. Aber sie krönen dort, wie es scheint, nur den Sitz bescheidener Geisteskräfte, während die Kauorgane, von jenem mächtigen Haynauschnurrbart beschattet, ganz wunderbar präponderiren.

Gegen Abend war die ganze Gesellschaft im Kastanienwäldchen versammelt und erwartete nur die letzten Gäste, um den Thee zu nehmen. In dem Pavillon an der Cascade stand der gedeckte Tisch und auf demselben der im Scheine zweier Lampen blinkende silberne Theekessel.

Der General war der Einzige und Erste, den ein immer treuer Appetit hingezogen hatte. Er unterhielt schon ganz ungenirt ein ziemlich lebhaftes Vorpostengefecht mit den kalten Speisen, welche seine Kampflust nicht ungestraft herausgefordert hatten.

Der Rest der Gesellschaft umstand im Halbkreis einen jungen Rittmeister und hörte einer Erzählung aus dem italienischen Feldzuge mit hohem Interesse zu. Der Rittmeister, Arthur Haldenried mit Namen, ein hochaufgeschossener junger Mann mit einem interessanten und intelligenten Kopfe, keckblickenden blauen Augen und langem blonden Schnurrbart, war einer der in Kraßnitz einquartierten Offiziere und der erste seiner Kriegsgefährten, welcher sich einer Einladung bei dem Grafen zu erfreuen hatte. Er besaß gewissermaßen den Vorzug eines alten Bekannten durch den Umstand, daß er den Grafen auf dessen Durchreise in Verona zur Besichtigung des dortigen, damals eben im Bau begriffenen befestigten Lagers als Dolmetsch begleitet hatte. Die Baronin drängte den jungen Mann durch immer erneuerte Fragen zur detaillirtesten Erzählung und markirte in starken Zügen das Interesse, das sie daran nahm. Endlich trat der Graf aus dem lauschenden Halbkreise einige Schritte heraus und rief einen alten Diener, der in einiger Entfernung stand, an.

„Auf ein Wort, Koß! Wo bleibt Doctor Schmey? Sollte er nicht kommen?"

„Gnädiger Herr," erwiderte der alte Koß, „ich will unter einem Vorwand zu Schepykes herabgehen und mich unterrichten. Zugesagt hat er es."

Doch ehe er mit seiner Rede zu Ende gekommen, erschien der Vermißte an der Ecke des Schloßflügels und — durch ein sonderbares Zusammentreffen — dicht hinter ihm, als ob er den compromittirten Schriftsteller escortire, der Bezirkshauptmann.

Aller Augen waren im Nu auf den Doctor gerichtet, theils aus Neugier, theils durch den Stachel mächtiger Vorurtheile, während man ihn doch äußerlich ganz zu ignoriren schien und Herrn von Rack mit affektirter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit empfing. Nur der Graf machte eine Ausnahme und ging dem Redakteur, welcher im schwarzen Anzug, mit weißer Weste und Binde angethan, unter den obwaltenden Umständen in einer ihm ganz fremden Gesellschaft eine begreifliche Gêne empfinden mußte, sogleich entgegen.

„Herr Doctor," redete er ihn an, „wenn meine Einladung Sie befremdet haben sollte, so dürfen Sie es getrost auf die Rechnung Derer schreiben, die mir den Ruf übermäßiger politischer Intoleranz verschafft haben. Ich achte jede fremde Ueberzeugung, selbst wenn ich sie bekämpfen muß, besonders wenn dieselbe, wie in Ihrem Donaureich, mit so viel Talent und Erfolg aufzutreten vermag."

Schmey verbeugte sich stumm.

„Sie sehen," fuhr der Graf mit einem seltsamen Lächeln fort, „daß ich mich geflissentlich bei Ihnen auf den Standpunkt eines Gegners stelle und nicht auf den Ihres ehemaligen Gutsherrn, welchen auch ein rein gemüthliches Interesse treiben konnte, sich ein Kraßnitzer Kind nach Jahren wieder anzusehen, welches sich aus den beengendsten Verhältnissen herausgearbeitet, um eine Rolle in der Welt zu spielen.

Alles, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß die abgeschaffte patriarchalische Gerichtsbarkeit, gegen die Ihr Blatt so heftig gekämpft, noch in meinem Kopfe herumspuke."

Schmey beantwortete diese freundliche, eigentlich liberale und doch auch von Anmaßung nicht ganz freie Anrede unter Bücklingen mit der schmeichelhaftesten Anerkennung, aber bei aller erregten Eitelkeit leuchtete seinem praktischen Kopfe doch nicht ein, daß sich hinter der Liebenswürdigkeit des Grafen nicht irgend ein sachliches Interesse verstecken sollte.

Während des kurzen Gesprächs hatte die übrige Gesellschaft, von Cornelia geführt, im Pavillon Platz genommen. Frau von Wallhof hatte sich eiligst der Nachbarschaft des interessanten Rittmeisters versichert, zwischen sie und Comtesse Sophie hatte sich Herr von Rack gesetzt, gleichsam um gegen die Regungen seines noch immer verliebten Herzens einen moralischen Halt zur Hand zu haben. Neben der frommen Tante saß Cornelia, die die Hausfrau spielte; als ihr Grenznachbar hatte der alte General seine wohlabgerundete Gestalt bequem hingestreckt.

Als der Graf mit Schmey gleich darauf an den Tisch kam, schritt er sogleich zu einer einfachen Vorstellung, wobei er den Unbekannten nur kurzweg Doctor nannte, offenbar mit weisem Takt, um die feindlichen Elemente ringsum nicht durch eine nähere Bezeichnung aufzuregen. Allein es war zu spät. Herr von Rack hatte in der kurzen Pause Zeit genug gefunden, eine gedrängte biographische Skizze des Ankömmlings voranzuschicken, in welcher er dessen Thätigkeit vor und im Jahre Achtundvierzig mit raschen und genialen Strichen skizzirte, und war, wie sich von selbst versteht, so gefällig gewesen, seine israelitische Abstammung nicht zu übergehen.

Die Wirkung der Vorstellung war daher eine so frostige, wie wenn die Gesellschaft sich des Gastes schämte und ihn nur bis auf Weiteres dulden wolle. Kein Wunder, daß der compromittirte Redakteur Hals und Brust zusammengeschnürt fühlte und zaghaft, als wenn er einer Versammlung erbitterter und von frischem Siege noch erhitzter Gegner beiwohnen müsse, nach einem der zwei freien Stühle zwischen dem General und dem Rittmeister griff, ungewiß, welchem von Beiden seine Nähe minder unangenehm sein könne. Endlich setzte er sich neben den General, während der Graf sich neben seiner Tochter niederließ.

Eine kurze, peinliche Stille trat ein, man hörte innerhalb dieser nur das Schlürfen der Gäste und das Geklapper der Tassen, bis Frau von Wallhof das Schweigen brach, indem sie ein offenbar abgebrochenes Gespräch mit dem Rittmeister fortsetzte.

Doctor Schmey hatte indessen von Cornelia auch eine Tasse Thee erhalten. Diese eigentlich von selbst verständliche Sache hob seine gesunkene Stimmung. Er athmete endlich freier — er durfte eine menschliche Behandlung erwarten.

„Nicht wahr, Herr Rittmeister," ließ sich Frau von Wallhof vernehmen, „zehn Offiziere liegen in Kraßnitz? Hab ich Sie vorhin recht verstanden?"

„Zehn Offiziere, zu dienen! Jedoch auch Jene, die in der nächsten Umgebung einquartiert sind, mit eingeschlossen."

„Das ist prächtig! Da ließe sich ein **Bal champêtre** arrangiren! Was sagen Sie dazu, Cornelia?"

„An mir," erwiderte diese in ihrer ruhigen Art, „soll die Sache nicht scheitern."

Sie schlug die Augen nieder, um den Blicken Haldenrieds zu entgehen, auf den ihre Schönheit einen großen Eindruck gemacht zu haben schien.

„Das war freilich eine unnütze Frage!" rief Frau von Wallhof, welcher bereits, von wilder Tanzlust ergriffen, alle Sinne schwanden. „Der Mensch hat kein höheres und unschuldigeres Vergnügen, als einen Ball. Und obwohl ich, in Folge einer überstrengen Erziehung, zur Eingezogenheit wie geschaffen bin und alle rauschenden Belustigungen hasse, so war ich doch von jeher auf Bälle wie besessen."

Diese halsbrecherische Antithese erregte eine solche Sensation, daß sich sogar der apathische General veranlaßt fand, eine Bemerkung zu machen.

„Aber, Baronin," sagte er mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt, „da haben's wieder mal was recht Dummes g'sagt!"

„Aber, Herr General —" rief die angegriffene Frau, von diesem Mangel an Galanterie betroffen, während die Anwesenden mehr oder minder lachten.

„Nein, nein," protestirte der General, „da hilft keine Einred'! Das war g'rad' so, wie wenn Einer sagte: Mir ist das Trinken so z'wider, daß ich alle Abend' mit einem Rausch in's Bett geh'! Gerad' so ist's!"

Die Baronin wollte die Ehre ihrer Logik vertheidigen, der General ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Nein," rief er gereizt, „da kommen's mit mir nicht auf! Was mir einmal nicht in den Kopf will, das kann nicht richtig sein, das kann nun und nimmermehr richtig sein!"

„Nun, Sie sind als Streiter und Rechthaber bekannt," erwiderte die Baronin, gute Miene zum bösen Spiel machend. „Uebrigens sind wir von der Sache abgekommen. Und wenn Ihnen, was ich sage, nicht gefällt, so muß ich Ihnen darauf erwidern, daß ich es für recht unartig halte, die Leute durch Seitensprünge aus dem Text zu bringen."

„Jetzt muß ich interveniren!" mischte sich der Graf hinein. „Frieden zwischen den Parteien! Ich stelle Schloß und Park den Herrschaften zur Verfügung, um einen Ball zu Stande zu bringen und ermächtige den Herrn Rittmeister, für eine hinreichende Zahl von Tänzern zu sorgen."

„Ich sage immer," rief Frau von Wallhof mit glühenden Dankesblicken, „daß es keinen liebenswürdigern Mann und Wirth gibt, als unsern herrlichen Thieboldsegg! Herr Rittmeister, in der nächsten Woche muß der **Bal champêtre** stattfinden!"

„Ich sollte denken, liebe Wallhof," meinte Gräfin Sophie, „Sie müßten sich noch von Ihrem Wiener Carneval angegriffen fühlen. Nach dem, was Sie mir erzählt haben —"

„**Mon Dieu**, der Winter war verhältnißmäßig still!" erwiderte Frau von Wallhof. „Die Zeitverhältnisse waren nicht danach angethan, das Vergnügen

aufkommen zu lassen. Dagegen haben wir in Meran famose kleine Bälle gehabt."

„Baronin sind in diesem Sommer in Meran gewesen?" fragte der junge Krieger.

„Leider, leider!" seufzte die Wallhof mit schnell sich verändernden Zügen. „Meine Gesundheit — ich habe eine Molkenkur brauchen müssen —"

Diese Behauptung erregte bei Allen, besonders aber bei den Herren, deren Augen längst die fast schon polizeiwidrig üppigen Formen der Baronin prüfend gemessen, ein unermeßliches Erstaunen.

„Eine Molkenkur?" rief der Rittmeister. „Bei Ihrem unvergleichlichen Aussehen?"

„Wenn Sie mich gesehen hätten, als ich im Mai hinkam" — sagte die Wallhof, im Kreis auf die Gesellschaft blickend, „ich war abgezehrt, — nicht zu kennen —"

Sie hielt ein Bischen inne, denn die Mienen der Zuhörer schienen durch diese merkwürdige Behauptung völlig alterirt, allein was für Andere eine Warnung gewesen wäre, sich zu mäßigen, hatte von jeher auf Frau von Wallhof eine verkehrte Wirkung. Sie hatte die Gewohnheit, Hyperbeln durch Hyperbeln glaubhaft machen zu wollen.

„Ich war nicht mehr zu kennen," sagte sie, „ich war ein Skelet geworden! Sie können sich einen Begriff von meinem Zustande machen, wenn ich Ihnen sage, daß der Arzt mich nicht in Behandlung nehmen wollte, wahrscheinlich weil er mich für aufgegeben von den Wiener Aerzten hielt und fürchtete, daß ich in Meran sterben könne. Aber nach drei Tagen schon, — Gott, welche Veränderung! O, diese Luft von Meran! Sie ist Balsam, Lebenselixir, die beste Arzenei. Nach drei Tagen schon fühlte ich mich beinahe gesund, wenn ich auch noch blaß und sehr abgespannt war — und konnte eine Bergpartie mitmachen — auf den — Gott, wie heißt doch der Berg, wo man die Aussicht auf zwanzig Schlösser hat —"

„Vermuthlich auf den Zenoberg —" sagte Schmey, froh, endlich eine Bemerkung einfließen lassen zu können.

„Allerdings, auf den Zenoberg!" rief die Baronin. „Ich war die Einzige, die auf dem Gipfel unermüdet ankam! Nein, diese Luft von Meran —"

„Allerdings eine wunderbare Luft, wenn sie Sie von einem Skelet so hergestellt hat!" versetzte Gräfin Sophie ironisch, während der Graf sein Lächeln über die eben vernommenen Widersprüche hinter seinem Taschentuch verbergen mußte und der alte General losbrach:

„Da begreif' ich nicht, wie nicht Jeder, der's Geld dazu hat, nach Meran geht!"

„Ja, es ist ein merkwürdiger Ort!" fuhr Frau von Wallhof fort. „Man braucht nur die dortigen Einwohner anzusehen, wie kräftig die sind. Krankheiten sind dort fast unbekannt und Niemand stirbt vor dem siebzigsten oder achtzigsten Jahre. Der Großvater des Amtmanns, bei dem ich wohnte, soll sich noch im fünfundachtzigsten Jahre zum vierten Male verheirathet haben. Im neunzigsten Jahre wurde ihm noch ein Kind geboren und dann lebte er noch, Gott weiß wie viele Jahre im vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte."

„Dieser Mann," bemerkte der Graf, „war ja der moderne Methusalem!"

„Daß ihm mit neunzig Jahren a Kind geboren worden ist, wenn er a junge Frau g'habt hat," sagte der General, „darin sehe i nix Wunderbares!"

„Aber erklären Sie mir, liebe Wallhof," fragte die Gräfin Sophie mit spöttischer Miene, „wie kam es denn, daß die drei ersten Frauen dieses wunderbaren Greises alle so jung starben? Wenn alle übrigen Leute dort ein so hohes Alter erreichen, sollten auch diese —"

„Das ist auch mir räthselhaft!" erwiderte die Baronin, von dieser so einfachen Frage um alle Geistesgegenwart gebracht, ganz verlegen. Aber der Graf kam ihr schon mit ironischer Miene zu Hilfe; er erwiderte mit spöttischem Lächeln:

„Nichts ist leichter zu beantworten! Vermuthlich hatten diese Frauen die Gewohnheit, häufig Reisen zu machen, um ihre Verwandten zu besuchen. Sie wurden ein Opfer der Luftveränderung. Das ist klar!"

Die fromme Gräfin lächelte boshaft, der General schüttelte sich und Frau von Wallhof merkte endlich, daß man sich das Wort gegeben, sich über sie zu moquiren. Ihr heftigster Zorn richtete sich auf die fromme Gräfin, — denn Männern konnte sie nie ernstlich gram werden — und sie bereitete sich im Stillen zu einem Ausfall vor. Aber — wie denn ihre Gedanken in ewiger Unruhe und Bewegung waren, verfielen sie plötzlich auf etwas ganz Fernliegendes.

„Mein Gott!" sagte sie — ihre Mienen veränderten sich, sie wurde bleich — „wir haben vorhin vom Ball gesprochen — ich bin doch leichtsinnig, wie ein junges Mädchen — ich habe alle meine Ballkleider in Wien gelassen!"

„Aber, liebe Wallhof!" rief Gräfin Sophie. „Hier auf dem Lande — ein Bal champêtre — Sie legen doch solchen Nebensachen eine Wichtigkeit bei — Es ist gewiß eine glückliche Zeit, in welcher uns das Spielzeug Alles ist und sich alle Gedanken um die Kinderpuppe drehen — nur passen solche Tändeleien für die Enkelin, nicht aber für die Großmama!"

Diese Worte wirkten wie ein Geschoß. Frau von Wallhof lehnte sich, wie tödtlich getroffen, auf den Stuhl, denn die Indiscretion, dem Rittmeister, in welchem sie bereits einen Anbeter gefunden zu haben glaubte, zu enthüllen, daß sie bereits eine mit einem Töchterchen gesegnete Tochter habe, konnte nur aus der grimmigen Absicht hervorgehen, das aufkeimende Liebesverhältniß im Keime zu knicken. Furchtbare Rache kochte in ihrer Brust, aber sie hielt es für klug, vom Thema abzulenken und sich vorerst mit einem leichten Gegenschlage zu begnügen.

„Hm," sagte sie, sich emporrichtend. „Wie Sie Toiletten verachten! Vor zwei Jahren, liebe Sophie, haben Sie sich auch noch nicht so nonnenhaft getragen."

„Das Kleid macht nicht die Nonne!" versetzte die Gräfin in sanftem Tone und wuthblitzenden Blicken. „Ebensowenig macht uns Crêpe und Mousseline wieder jung —"

„Hören's, liebe Sophie," mischte sich der alte General in seiner urnaiven Weise hinein, „da hat die Wallhof Recht, wenn sie sagt, daß Sie vor Jahren eine Andere gewesen. Da sind Sie auch nicht so viel in der Kirch'n g'steckt, wie heut. Wo der Holubina war, da sind Sie auch g'steckt — und das war kein Frommer — dem hat das Beten und die Litanei nicht viel Zeit wegg'nommen!"

Die Rede des Generals, der ein Privilegium besaß, Derbheiten zu sagen, erregte hämische Heiterkeit, aber Niemand kam sie so gelegen, wie der Baronin. Sie hätte den alten Haudegen küssen mögen.

„Greifenstein! Sie sind immer der liebenswürdige Spaßvogel!" rief sie freudebebend. „Und nun auf unsern Ball zurückzukommen, kündige ich Ihnen an, daß ich Sie zur ersten Tour abholen, und wenn ich einen Korb erhalte, gleich, im Ballkleid wie ich bin, abreisen werde."

„Nun," erwiderte der alte General, „da können's im Voraus einpacken und Ihre Kisten auf die Post schicken! Ich hab' in Ungarn so viel tanzen müssen, daß ich es noch immer in allen Knochen spür'. An die letzte Polka bei Temeswar werd' ich zeitlebens denken!"

„Die armen, armen Soldaten!" rief Frau von Wallhof mit einem beredten Blick auf den Rittmeister, der ihm einen ganzen Himmel öffnen sollte.

„Hu! Hu!" schüttelte sich Comtesse Sophie zu Herrn von Rack gewendet. „Das war eine wüste Zeit! Die Sprachenverwirrung vom Thurmbau zu Babel fiel mit der Sündfluth zur Strafe der gottverlassenen Menschheit zusammen!"

„Man spricht immer nur von den Strapazen der Soldaten," sagte Herr von Rack. „Ja, sie waren riesig, blutig, über alles Maß! Wer aber denkt daran, daß wir, die wir eigentlich auch Soldaten, Soldaten der inneren Ordnung sind, daß auch wir Tag und Nacht auf dem Marsche waren und noch sein müssen, und mit der Privatrache und der Wuth des niedrigsten Pöbels gekämpft haben und noch kämpfen! Dem Polizeimann flicht die Mitwelt keine Kränze und das Gefühl, seine Pflicht in aller Bescheidenheit erfüllt zu haben, muß ihm genügen! Meine Herrschaften, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich zehnmal in Lebensgefahr geschwebt habe, kleiner Schabernacke nicht zu gedenken! Zum Beispiel, wie oft ist mir ein Fenster eingeschlagen, der Hut des Abends angetrieben, ja, wie oft mir Steine nachgeworfen worden sind! Ein solcher Undank schmerzt, wenn man fühlt, wenn man immer nur das allgemeine Beste im Auge gehabt hat! Aber" er erhob sich kühn und mit herkulischer Attitüde, „aller Terrorismus der Straße hat es nicht vermocht, mich je zu beugen, und ich kann mich mit Stolz darauf berufen, daß ich, an so vielen Stationen ich auch gedient, nirgendwo bei den Massen populär gewesen bin!"

Während die Gesellschaft bei dieser Expectoration, die mit vielem Beifall aufgenommen wurde, kurz verweilte, fanden sich zwei der Anwesenden zu seltsamer Reflexion veranlaßt, zwei sehr verschiedene Menschen, die aber manche Vergleichungspunkte gemeinsam hatten; nämlich der Rittmeister und Doctor Schmey. Beide befanden sich zum ersten Mal in einer so hocharistokratischen Gesellschaft und fanden sich durch den darin herrschenden Ton, die fraubasenhafte Weltauffassung und die so zu sagen anstandslose Bitterkeit der weiblichen Scharmützel sehr getäuscht. Bei Doctor Schmey gesellte sich noch ein eignes Mißbehagen hinzu. Wußte er eigentlich nicht, was er sollte, so mußten ihm die politischen Gesinnungen, die hier von Zeit zu Zeit ihren Ausdruck fanden, wie für ihn bestimmte Nadelstiche berühren, besonders seitdem sich das Gespräch auf die revolutionären Ereignisse der letzten Jahre so unverhofft geworfen hatte.

Auch hatte er wohl vernommen, was von Rack, während der alte General gesprochen, seiner frommen Nachbarin zugeflüstert und was diese geantwortet hatte. „Wie kommt der Mensch eigentlich her?" hatte er gefragt. „Der gehört ohne Widerrede nach Josephsstadt oder nach Kufstein." — „Zum mindesten gehört er in's Ghetto!" hatte die Antwort gelautet. Schmey war von Reue ergriffen, sich in den Burghof der Thieboldegg's gewagt zu haben, aber er sollte dies Gefühl noch bitterer empfinden ...

„Und den ganzen Spectakel," ergriff der General wieder das Wort, „wer hat ihn angerichtet? Niemand Anderer als die Polen, die Juden und die vermaledeiten Federfuchser! Das Volk ist gut, das Volk ist brav! Es will nichts und ist mit Allem zufrieden!"

„Da muß ich bitten!" erhob Frau von Wallhof lebhaft Protest. „Das Volk ist in solchen Zeiten wie umgewechselt! Ich brauche nur an meine Abreise von Wien in der Oktoberwoche zu denken! Ich fuhr, blos von meiner Kammerjungfer begleitet, zur Mariahilfer Vorstadt hinaus. Wenige Schritte vor der Linie stürzt ein bewaffneter Haufen heran, hält meine Pferde an und umringt den Wagen. „Das ist eine Spionin, eine Aristokratin, die trägt Papiere zum Jellaçic!" brüllt es wild durcheinander. Ich zitterte an allen Gliedern und hatte den Tod vor Augen. Da, um mein Entsetzen voll zu machen, kommt ein Nationalgardist herbeigestürzt, eine unheimliche, bärenmäßige Gestalt und drängt sich durch den Haufen auf mich zu. Da verließen mich die Sinne, Gott weiß, wann ich wieder erwachte! Als ich die Augen aufschlug, war der Haufen auseinander gegangen, nur der Nationalgardist stand noch am Wagenschlag und hielt meine Reisetasche in der Hand, die er visitirt hatte, ohne compromittirende Papiere zu finden, aber auch ohne meinem Reisegeld, an dem Allen wohl am meisten gelegen sein mochte, auf die Spur gekommen zu sein. Das hatte ich vorsichtig in meine Unterkleider eingenäht. Dann erst ließ er mich mit einigen nichtssagenden Redensarten zur Stadt herausfahren."

„Meine Herrschaften," ergriff Doctor Schmey, dem eine auffallende Aufregung in den Augen und in den Händen spielte, sich erhebend das Wort, „ich fühle mich verpflichtet, eine Erläuterung zur Ehrenrettung des Nationalgardisten, der in der Erzählung der Frau Baronin eine Rolle spielt, zu geben. Ich

verwahre mich gegen jeden Vorwurf, der gnädigen Frau Entstellung der Thatsache zur Last legen zu wollen, da übergroße Furcht bei den zarten Nerven einer Dame jede Unrichtigkeit der Wahrnehmung in der Schilderung erklären und entschuldigen kann. Der Nationalgardist war Ihnen zu Hülfe gekommen und hatte die Reisetasche aufgehoben, welche Ihnen während Ihrer Ohnmacht entfallen war. Er hatte ihren Inhalt nicht durchsucht, am allerwenigsten, um darin Geld zu finden. Das Schloß blieb unversehrt und auch Ihrer Person ist kein Leid geschehen. Für die Wahrheit der Erklärung bürge ich, denn dieser unheimliche bärenmäßige Nationalgardist bin ich selbst gewesen!"

Die Sensation, welche diese Worte hervorriefen, war mächtig, aber sie schlug schließlich in ein allgemeines Gelächter um, denn die Beschreibung des entsetzlichen Gardisten, mit dem schmächtigen Aussehen des Redakteurs verglichen, gab einen komischen Maßstab ab, um die ganze Phantasiefülle und Uebertreibungskunst der Baronin zu würdigen. Sie war die Einzige, welche nicht mitlachte, sondern wie niedergedonnert dasaß, bis sich ihre elastische Natur wieder ermannte, um Worte der Entschuldigung zu finden. Sie war harmlos und unfähig, wissentlich Jemand Unrecht zu thun, und nahm somit nicht zu neuen Lügen Zuflucht.

Schmey aber bedauerte beinahe, nicht geschwiegen zu haben, denn die Erinnerung an seine Betheiligung und Thätigkeit in Aufruhrszeiten schien ihm in diesen Kreisen unvortheilhaft. Er hatte nur nothgedrungen das Wort ergriffen, weil er in seiner Verstimmung die Erzählung der Frau von Wallhof für eine feindselige Anspielung auf seine ihr vielleicht wohlbekannte Person gehalten.

Dieser Knalleffekt der abendlichen Unterhaltung hatte aber die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen aufgestört. Die Gräfin ging die erste am Arme des Bezirkshauptmanns bei Seite, während der Rittmeister mit den übrigen Damen die Frische der Nachtluft im Garten aufsuchte.

Der Graf, der mit Doctor Schmey zurückgeblieben war, hatte sich inzwischen zu dem letzteren gesetzt und eine Unterhaltung angesponnen, in welcher sie von dem in Schlummer gesunkenen General kaum gestört werden konnten.

„Wie lange bleiben Sie?" fragte der Graf.

„Nicht lange, Excellenz. Unser Journal ist, wie Ihnen bekannt sein dürfte, suspendirt und ich mache mir keine Illusionen, daß dasselbe auf die Dauer weiter erscheinen könne. Ich habe meine publicistische Laufbahn in Blättern des Auslandes begonnen und befreunde mich mit dem Gedanken, dieselbe in einem freiwilligen Exil von Neuem aufzunehmen."

„Sie dürften doch irren, wenn Sie glauben, in Deutschland einen Boden dafür wie vor dem Jahre Achtundvierzig zu finden. Die Krise, in welcher wir stehen, ist eine europäische und einem Manne wie Sie brauche ich nicht auseinanderzusetzen, daß die Regierungen gegen den Umsturz fortan solidarisch arbeiten. Die Zeit eingeschmuggelter Journale ist für immer vorüber und die bei uns erscheinenden Blätter werden Correspondenzen von ordnungsfeindlicher Tendenz nicht aufnehmen. Oder sollten Sie sich täuschen und glauben, daß die gegenwärtigen Zustände sich wieder lockern und den alten Agitationen wieder Spielraum lassen werden? Dann würden Sie die tiefe, wahrhaft radikale Umkehr zu den Principien, auf welchen die moderne Gesellschaft allein beruhen kann, vollständig verkennen und die Bedeutung der Niederlage, welche phantastische Doctrinen erlitten, zu niedrig anschlagen. Unsere Generation zum wenigsten wird vor dem Handstreich der Bewegungspartei gesichert sein! Sie, Herr Doctor, würden über solche Erwartung zum Greise werden, der sich die Brachlegung seines Talents zum Vorwurf machen und ein weggeworfenes Leben beklagen müßte!"

„Excellenz," erwiderte Schmey, „es wäre Großthuerei von mir, wenn ich den tiefen Eindrnck, den Ihre Worte auf mich gemacht haben, leugnen wollte, während die ganze Last der Enttäuschung und das ganze Gewicht einer welthistorischen Situation auf mich und auf uns Alle, die wir eine Partei waren, einen grausamen Druck ausüben. Was mich betrifft, so habe ich mir meinen Weg kaum noch klar vorgezeichnet. Ich komme mir wie der Soldat einer besiegten Armee vor, ich weiß nur, daß ich capituliren und die Waffen auf Gnade und Ungnade ausliefern muß, nicht aber, was ich, in Freiheit gesetzt, treiben werde. Wenn ich an die zwei vergangenen Jahre zurückdenke, schwindelt mir und wird mir wüste zu Muthe, so zwar, daß ich an meinen Ueberzeugen irre werde, weil ich es an den Menschen und Völkern geworden."

„Umgekehrt, Herr Doctor," sprach der Graf. „Sie und Ihre Partei haben die Völker mißverstanden und verkannt und Ihren eigenen Doctrinen blinden Glauben geschenkt! Die Völker haben zuletzt immer den Instinkt, ihre Interessen zu ergreifen. Wenn die Doctrinen etwas getaugt hätten, so wären sie von den Völkern acceptirt worden und wir, jetzt die Sieger, wären jetzt die Gefangenen. In der Politik ist der Erfolg der Sieg; Alles, was zu diesem führt, ist gut, richtig, einzig praktisch; was diesen vereitelt thöricht, falsch, verderblich, denn die bei den Demokraten so arg verschrieene Waffe entscheidet in letzter Instanz eine edle, wie eine unedle Sache. Sehen Sie die Geschichte an, aus ihr sieht man, wie es in der Welt geht, während die Theorie ihr Ideal in die Luft baut und zeigen will, wie es in der Welt gehen könnte, wenn diese anders wäre. Da steckt der Wahn. Die Institutionen werden für die Menschen gemacht und die Menschen sind nicht für beliebige Institutionen da. Der Zaum ist erfunden worden, nachdem das Pferd da war, existirte aber noch nicht, als man ausging, ein Thier zu suchen, dem er passen könnte. So ist auch der Zaum erfunden worden, nachdem man gesehen, daß die Völker dessen bedürfen, und wer sich, wie die Ritter der modernen Humanität, nur einfallen läßt, diesen nothwendigen Apparat aus sentimentaler Großmuth zu lockern oder gar abzuschaffen, der wird aus dem Sattel in den Staub geworfen."

„Ich darf kaum etwas einwenden," entgegnete der Doctor nachdenklich und niedergedrückt, „denn es stände dem Geschlagenen schlecht an, auf dem blutigen Schlachtfelde mit dem Sieger über die Kriegskunst zu debattiren. Ich —"

Er sprang empor und ging, sich mit der Hand auf der Stirn herumfahrend, auf und ab. Eine kleine Pause trat ein.

„Sie sehen," hob der Graf wieder an, „daß Sie mir Interesse einflößen. Es thäte mir leid, Ihre Fähigkeiten verloren gehen zu sehen, und ich hätte, Lust, etwas für Sie zu thun."

„Excellenz —", murmelte der Redakteur überrascht und gerührt, während der Graf wieder fortfuhr:

„Ein Schlag und Ihr Journal ist nicht mehr! Unsere Politik ist aber nicht blinde Gewalt, die drauf los schlägt, wenn ein Keim an einem im Wege unbequem liegenden Gegenstande noch zu brauchen oder zu retten ist. Lassen Sie den Wahn fahren, daß wir die Unterdrücker der Völker spielen wollen, sondern seien Sie überzeugt, daß das Gemeinwohl unser Programm ist. Gehören Sie zu Denjenigen, deren politische Illusionen schon heute abgethan sind, und gehen Sie der Gefahr nicht auf's Neue entgegen, indem Sie der Zeit eine falsche Diagnose stellen. Sehen Sie die Franzosen an, eine leicht entzündliche Nation, welche mit einem pikanten Epigramm, mit einer phantasievollen Phrase zu einer welthistorischen Aktion aufzustacheln ist, dennoch aber ihren Schwerpunkt nicht zu verändern vermag, nicht aus Mangel an heroischer Thatkraft, sondern weil die utopische Aufgabe nicht zu lösen ist. Ich weiß, daß Viele, von der Niederlage unbekehrt, noch jetzt mit verwundeten Köpfen und gefesselten Händen nach diesem Feuerherde der Freiheit blicken. . . . Die Thoren! Frankreich wird nicht die Feinde seiner Scheinrepublik zermalmen, sondern im Gegentheil sie feiern oder gar krönen. Warum denn also sein Leben und sein Talent in einen Schmollwinkel stellen, oder beides zur Fortführung eines Prozesses einsetzen, welcher die verursachten Kosten nicht deckt? Begeben Sie sich lieber in die Reihen einer Regierung, welche durch eine fast tausendjährige Existenz glorreich bewiesen, daß sie den Pulsschlag der Zeit zu berechnen und die Kunst zu herrschen versteht. Erstaunen, erschrecken Sie nicht! Ich will Ihrer Ehre nicht nahe treten, ich will Sie nicht bestechen, nicht kaufen! Ich will nur Ihr Talent retten, für ein lebensfähiges Werk retten, und mit Ihrer Hülfe die Leute, welche bisher sich ihr Orakel aus Ihrem Blatte holten, langsam und mit der Zeit zu den heilsamen Principien unserer Regierungsdoctrin herüberführen."

Dieser politische Sirenengesang machte auf Schmey einen tiefen Eindruck und stahl sich um so glatter in sein Herz, je größer der Contrast zu den betäubenden Wellenschlägen der sturmvollen Situation war. Muthlos, mit den trübsten Aussichten, in der Gefahr, seine Feder zu ewiger Unthätigkeit verurtheilt zu sehen, war er zu dem ihm unerklärlichen Besuch in's Schloß gekommen und sollte hier plötzlich Athem und Muth schöpfen und durch die Perspektive, es zum Chef eines officiösen Blattes zu bringen, die glücklichste Chance einer einflußreichen socialen Stellung mit dem glänzenden Gefolge ihrer Vortheile nach Hause mitnehmen!

„Excellenz!" rief er in großer Aufregung, deren Natur der Graf seinem Vorschlage günstig deutete, „ich bitte um Bedenkzeit! Ich brauche Nachdenken, Ueberlegung! Ich kann so schnell nicht ermessen, ob meine Ueberzeugungen sich Ihrer staatsmännischen Ueberlegenheit unterordnen, oder von dem bestechenden Wohlwollen, welches so unerwartet auf mich einstürmt, gefangen genommen worden sind."

Sie wurden von der herbeikommenden Gesellschaft, welche auseinander zu gehen Lust hatte, unterbrochen.

Der Graf hatte auch nur Zeit halblaut zu Schmey zu sagen:

„Ueberlegen Sie! Das Weitere steht in Ihrer Hand."

Auch der alte General war bei dem entstandenen Tumulte erwacht und erhob sich.

„Ich hab' einen schrecklichen Traum g'habt," sagte er. „Mir steht noch der Schweiß auf der Stirn. Mir hat geträumt, daß ich über'n Zapfenstreich ausg'blieben und aus Furcht vor der Straf' desertirt bin. Weiß der Teufel, wie mir eine so verrukte freisinnige Idee in den Schädel hereinkommt!"

---

## Fünftes Capitel.

### Worin Pläne über Nacht reifen.

Als Doctor Schmey aus der Soirée beim Grafen zurückkehrte, war schon längst Alles im Hause in Schlaf versunken. Nur das Nachtlicht, das vorsichtshalber auf die Treppe gestellt worden war, erwartete den späten Gast. Leise, auf den Fußspitzen auftretend, gelangte er in sein im oberen Stockwerk gelegenes, mit dem ganzen Luxus der Familie Scheppkes ausgestattetes Zimmer.

Er war in einer maßlosen Aufregung. Alle Pulse klopften, das Herz schlug vernehmbar. Er riß den Fensterflügel auf und setzte sich auf einen Stuhl, um von der frischen, thauigen Nachtluft Beruhigung für seine tanzenden Nerven zu holen. Starke, überraschende Eindrücke, welche sich noch immer nicht niedergeschlagen hatten, um von der beherrschenden Macht der Reflexion geordnet zu werden, wühlten in ihm bunt durcheinander. Noch am Nachmittag hatte er sich durch die seinem Journal drohende Gefahr in seinem Wirken, in seiner Laufbahn überhaupt aufgehalten, um seine materielle und geistige Existenz beinahe gebracht gesehn. Abgesehen von den Ansprüchen, die ein Mann in seinem Alter auf Stellung und Haltung in der Gesellschaft macht, war er einer von Jenen, welche in der Journalistik aufgehen und in diesem verzehrenden Element alles Genügen finden. Er war rührig, behend, immer voran, immer kampffertig — er war Nichts, wenn er sein Blatt verloren geben mußte und sah, ohne seinen Geist besonders schärfen zu müssen, daß dasselbe, wenn es auch den

gegenwärtigen Schlag überleben sollte, doch in kurzer Zeit von dem jetzt wehenden politischen Winde hinweggeblasen werden würde.

Da kam die Einladung in's Schloß, der Antrag des Grafen, so unverhofft, so verblüffend, so fabelhaft! Sein politischer Feind, dem er noch kurz zuvor den Fehdehandschuh trotzig hingeworfen, bot ihm die Hand und wollte ihm die Ringbahn wieder eröffnen, auf welcher er Ansehn, Einfluß, vielleicht Reichthum erkämpfen könne. Er war ein Retter in der Noth — er war aber auch ein Versucher! Schmey täuschte sich darüber nicht. Er war zu weltkundig, zu verständnißvoll für die Interessen, die die Menschen bewegen, um sich durch die liberalen Phrasen des Grafen über den Kern der an ihn gestellten Forderungen irre führen zu lassen. Er war sich darüber vollkommen klar, daß er die Regierung auf ihren geheimnißvollen Wegen zu begleiten haben werde, wenn er auch noch nicht ahnen konnte, wie unendlich weit er sich von den Ideen, die er bis zum heutigen Tage verfochten, werde entfernen müssen. Das Bewußtsein der Untreue hatte er doch schon und mußte sich, von der Gewalt der Thatsachen gebeugt, sagen, daß in stürmischen Perioden nicht nur die Kronen, sondern auch Reformmänner Zugeständnisse machen müßten. Es mag ununtersucht bleiben, welche Sophistik in diesem Ausspruche lag und welche Gewalt der geköderte Egoismus der Logik dieser fiebrischen, nächtlichen Ueberlegung anthat.

Dieser Conflikt der Ueberzeugung und des persönlichen Interesses war ihm ganz neu und kostete ihm manchen Schweißtropfen, als er schwer kämpfend im Zimmer auf und ab ging, während im Nebenzimmer sein Reisegefährte in den gesundesten Schlaf versenkt, mit seiner löwenstarken Lunge durch alle Register störend laut schnarchte.

Stunden vergingen, der Graf siegte über ihn. Nach langem Schwanken war er entschlossen und einmal auf diesem Boden festen Fuß fassend, hörte er nur den Schmeichelton des Ehrgeizes und sah nur die Hesperidenfrüchte, die ihm auf dem neuen Pfade in den Schooß fallen sollten, so daß er plötzlich über seine politische Wandlung leichteren Sinnes und mit lachendem Herzen dachte.

„Welches Verbrechen begehe ich denn!" rief es in ihm. „Ich gehe von der Opposition zur Ministerbank über. Ich höre auf abstrakter Schriftsteller zu sein und werde Diplomat, Staatsmann! Wo steckt da der Verrath? Jede That ist begrenzt, jede Idee schrumpft in der Ausführung zusammen, die wilde Journalistik schafft nichts, sie kitzelt nur, sie treibt; es ist ein Wendepunkt, den mir der Himmel bietet. Ich trete aus den politischen Flegeljahren in's Mannesalter!"

Er war mit sich fertig, er wäre vor Freude hoch auf gesprungen, wenn nicht etwas im Innern ihn gedrückt hätte. Es war kein neu erwachter Gewissenbiß, der Gesinnung entsprossen, es war ein rein äußeres Hinderniß, daß ihm den Weg in's andere Lager zu versperren schien . . .

Schmey war wohl die Seele seines Journals, aber nicht dessen Herr. Ein reicher Wiener Rentier war der Eigenthümer. Dieser producirte selbst nichts, bewachte aber eifersüchtig wie ein Mohr das radikale Programm der Zeitung. Schmey wußte, daß jener Mann lieber das ganze Capital des Unternehmens in die Schanze schlagen und das Blatt unter dem Henkerbeil der Censur enden lassen würde, ehe er sich entschlösse, von dem Boden der damals in Oestreich formell noch immer zu Recht bestehenden Reichsverfassung ein Haar breit preiszugeben.

Wie nun frei verfügende Hand bekommen? Das war eine neue, dornenvolle Frage . . .

Der Eigenthümer, der seit langer Zeit die Sterbestunde seiner Zeitung von Tag zu Tag erwartete, hatte schon längst den Wunsch geäußert, von den Lesern ehrenvollen Abschied zu nehmen und das Blatt zu verkaufen, oder, wenn sich kein Käufer fände, es zu Grunde gehen zu lassen.

„Wie, dachte Schmey, „wenn ich mich hinter Arnold Stropp steckte und das Blatt kaufte? Er thut mir die Gefälligkeit, aber den nervus rerum, das Geld muß ich haben. Mehr, als den Namen vorschießen wird mir die Freundschaft dieses kalten Spekulanten nicht gewähren! Woher aber nehmen und nicht stehlen? Möglich, wahrscheinlich, daß Thieboldsegg auch da einschritte — doch pfui! — streckt er Geld vor, sinke ich zum Lohnschreiber herab, zu seinem Werkzeuge, das er morgen wegwerfen kann! Ich würde sein Leibeigener. Ich muß — ich sollte der Besitzer sein!"

Abermals schweres Kopfzerbrechen. — Der Morgen begann schon am Himmel zu grauen.

„Halt!" rief er plötzlich. Eine leuchtende Idee zuckte in seinem Gehirn empor. „Wenn ich Sarah heirathete? Sie ist das einzige Kind, ihr Vater hat Geld, sie scheint mir, wenn mich meine Eitelkeit nicht täuscht, entgegenzukommen. Sie ist nicht schön — aber hinweg, poetische Träume, hinweg ihr Ideale, lebt wohl, ihr schönen Hedwig's für immer! — Ich kann von Glück sprechen, wenn der Vater mir sie gibt. Schön ist sie nicht, aber was thut das? Sie hat einige Bildung, viel Bildung. Sie hat Anlagen, Liebe für geistige Interessen und in der That, sie hat gestern Mancherlei gesprochen, was einer Stadtdame Ehre machen würde. Ich will den Versuch wagen! So entgehe ich der Dürftigkeit, die ich so lange gekostet und begründe mir eine Stellung im höchsten Kreise der Menschen! Und ich sollte mich bedenken? Ich, splitternackt in die Welt gesetzt, der Sohn eines Trödeljuden? Ich will Sarah heirathen!"

Nachdem er eine Zeitlang grübelnd dagesessen und zum Abschluß gekommen war, warf er sich abgespannt, übernächtig auf das Bett, in welchem er sich noch lange von einer Seite auf die andere warf, bis er einschlief. Es war fünf Uhr Morgens geworden . . .

Schon um Sieben war Vater Schepkes, vor Neugier brennend etwas über Schmey's Empfang beim Grafen zu hören, an die Thüre gekommen. Da er aber keinen Laut vernahm, kehrte er in den Garten zurück, wo seine Familie mit Philipp Stropp beisammen war.

„Er schläft!" sagte er. „Er schläft — man kann

sagen, auf seinen Lorbeeren! Ich habe mit der Thüre geklappert und mehrmals ein bischen gehustet — er hat mich nicht gehört!"

„Er muß in der That spät nach Hause gekommen sein," sagte Stropp. „Ich habe ihn nicht kommen gehört und war doch sicherlich bis gegen Mitternacht wach."

„Wenn er so lange geblieben ist beim Excellenz-Grafen," sagte der Alte, „so ist's ein Zeichen, daß er sich gut unterhalten! Gott, was hätte ich darum gegeben, unsichtbar dabei gegenwärtig zu sein, meinetwegen als ein Mäuslein! Ich sage Ihnen, Herr Stropp, der hat sich kein Blatt vor den Mund genommen, der hat, couragirt, wie er ist, mit seinen Meinungen nicht zurückgehalten und da hat der Graf sicherlich Ansichten zu hören bekommen, die ihm noch nie gesagt worden sind!"

„Ob doch die Comtesse Cornelia schon etwas vom Doctor gelesen haben mag?" fragte die Mutter.

„Wie kannst Du nur so fragen!" rief Sarah. „Die Comtesse ist ja ein hochgebildetes Mädchen, und wenn sie nicht selbst an solchen Dingen Antheil nähme, ihre Gesellschafterin, die Frau Hassenfeld, würde sie gewiß darauf aufmerksam gemacht haben. Ich versichere Dich, der Doctor wird noch heute berauscht sein von allen Complimenten, die die Comtesse ihm gemacht hat!"

„Da scheinen Sie mir doch eine nicht ganz richtige Ansicht von unserer Aristokratie zu haben," bemerkte Stropp. „Sie ignorirt am liebsten vollständig, was von liberaler Seite geschrieben wird. Geht sie an's Lesen, so geschieht dies aus Muß, aber selbst die größte Popularität wird einer echten Aristokratin kein aufrichtiges Lob eines freisinnigen Schriftstellers entwinden."

„Sie können Recht haben," erwiderte Sarah, „und es kann eigentlich auch nicht anders sein. Die Schriftstellerfeder ist der geborne Gegner der Turnierlanze! Indeß," setzte sie nach einer Pause hinzu, während ihr ganzes Gesicht im Strahl der Begeisterung leuchtete, „unser Doctor kann dadurch nicht an Ehre gewinnen, wenn die Comtesse ihm Complimente macht; sie, Cornelia, ehrt es, wenn sie ihn kennt und zu schätzen versteht. So fasse ich die Sache auf, und ich glaube, so ist's richtig".

Es wurde neun Uhr, Schmey erschien noch immer nicht. Vater Scheppkes mußte, ohne seinen Wissensdurst gestillt zu haben, nach der Sensenschmiede gehen.

Nicht lange darauf vernahm Sarah's feines, ungeduldiges Ohr, daß Schmey in seinem Zimmer umhergehe. Als sie sich die Gewißheit verschafft hatte, daß er schon völlig angekleidet sein müsse, begab sie sich in ein Seitenzimmer der oberen Etage, wo ein alter Flügel stand. Sie setzte sich hin und begann, gleichsam als Zeichen ihrer Gegenwart und als Zeichen einer der Erkenntniß der Männerherzen nicht abgeneigten Gemüthsart:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.

Und da sie immer lauter drauf losstürmte, erschien nicht lange darauf der Ersehnte, im Vorübergehen von den Tönen angelockt, bei Pamina im Zimmer.

„Guten Morgen!" rief Sarah, enthusiastisch vom Flügel aufspringend. „Wie spät müssen Sie aus der Soirée gekommen sein! Haben Sie sich gut unterhalten? Welchen Eindruck hat die Comtesse Cornelia auf Sie gemacht? Erzählen Sie! Erzählen Sie!"

Der Doctor konnte beim besten Willen nicht aufrichtig sein, sondern mußte nothgedrungen die Bedeutung der Einladung, wie den darauf folgenden schweren nächtlichen Kampf verhehlen.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „ich finde den Grafen charmant! Ich bin sogar bereit, bußfertig an's Herz zu schlagen und zu bekennen, daß mich gestern Vorurtheile verblendet hatten, als ich so herbe Aeußerungen gegen ihn that. Doch halten wir uns bei Bagatellen nicht auf," sagte er, halb aus Diplomatie, halb aus einer ihm im Glücke eigenen Vornehmthuerei, „es war eine Einladung, wie ich sie dutzendweise erhalte."

„Das kann ich mir denken!" sagte Sarah in gedämpftem Tone andächtiger Bewunderung, doch mit stolz hinstrahlenden Augen. „Ein so geistvoller Mann, wie Sie, muß von Jedermann aufgesucht werden! Ihre Artikel im Donaureich müssen selbst von Ihren Gegnern mit Bewunderung gelesen werden!"

„Sie sind gar zu liebenswürdig!" erwiderte der Redakteur sich verneigend. „Nicht alle meine Leser sind so milde Richter wie Sie, und ich darf Ihnen wohl gestehen," daß ich oft, wenn ich die Schaar meiner Angreifer messe, Augenblicke habe, in denen ich beinahe an meiner Mission als Schriftsteller irre werde. Doch ich habe Sie im Spielen unterbrochen. Setzen Sie sich gefälligst wieder nieder und greifen Sie in die Tasten! Ich bin ein so großer Freund des Claviers, und wenn Sie vollends singen wollten —"

„Wünschen Sie sich keine solche Ohrenqual!" erwiderte Sarah überbescheiden, aber es war ihr nicht Ernst, sie bildete sich vielmehr auf ihr Spiel und ihre Stimme sehr viel ein.

„Die Künstler wollen immer gebeten sein!" drang Schmey von Neuem ein.

„Sie sind von vortrefflichen Virtuosen verwöhnt," antwortete Sarah, „ich bitte also gnädig zu richten!"

Sie hüpfte zu einem Pulte, wo ein Haufen von Musikalien lag. Sie suchte das Neueste hervor, was ihr erst jüngst die Musikalien-Leihbibliothek in Pilsen, wo sie abonnirt war, zugesendet hatte und begann — wer beschreibt Schmey's Verdruß, Schmerz und Erstaunen —

Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb solltest Du mir sein.

Dieses abgedroschene, in halb Europa bereits auf's Gründlichste abgethane Lied war somit in Kraßnitz noch ganz neu! Mußte diese Idee Schmey ein heimliches Lächeln ablocken, so konnte er sich auch nicht enthalten, im Stillen über einen Text zu witzeln, der seinem Heirathsdrange mit einer so muthigen Naivetät entgegenkam.

„Bravo! Bravo!“ rief er lebhaft klatschend, als Sarah das Lied mit der Meisterschaft einer mittelmäßigen Choristin zu Ende gesungen. „An Ihnen ist eine prächtige Opernsängerin verloren!“

„Das sagen Sie mir unter vier Augen,“ erwiderte Sarah schlagfertig, „drucken ließen Sie es aber nicht, wenn Sie mich im Kärthnerthor gehört hätten!“

„Sie sind gräßlich mißtrauisch,“ versetzte Schmey. „Ich versichere dennoch, daß mir die gefühlvollen Töne, die ich eben vernommen, in Wien noch lange in den Ohren klingen werden.“

„Das Lied ist allerdings sehr schön. Die Worte —“

„So hoch poetisch!“

„Die Melodie —“

„So seelenvoll ergreifend!“

„War das Lied Ihnen neu?“ fragte Sarah.

„So gut wie neu — aus Ihrem Munde —“

„Immer Galanterie!“

„Nein, nein! Wahrheit, Ueberzeugung! — Wenn ich nach Wien zurückkomme —“

„Vorerst dürfen Sie von Ihrer Abreise gar nicht reden!“ unterbrach ihn Sarah. „Ich will's nicht!“

„Mein liebes Fräulein, das Muß des Lebens kümmert sich nicht um Ihr reizend schmollendes: Ich will's nicht! Das Leben —“

„Ich will nicht, daß Sie schon von Ihrer Abreise reden,“ fuhr Sarah im Tone eines schmollenden Kindes fort. Und sogleich darauf in einen höheren sentimentalen Ton überspringend: „Das erinnert mich an die Zeit, in der ich wieder gänzlich einsam unter Halbbauern zurückbleibe, während ich jetzt, so unverhofft, aus Ihrem geistreichen Umgange belehrende Unterhaltung und einen neuen Gedankenschatz schöpfe.“

„Machen Sie mich nicht stolz und unbescheiden,“ erwiderte Schmey äußerst ermuthigt und entschlossen, direkt auf das ihm vorschwebende Ziel loszusteuern. „Doch trotz Ihres Verbots diesen Punkt zu berühren, muß ich Ihnen zu meinem tiefsten Bedauern mittheilen, daß ich schon morgen —“

„Abreise —“, rief Sarah, die Farbe wechselnd.

„Ein unerwarteter Zwischenfall,“ sagte Schmey, über den Schreckensausruf hocherfreut, „ruft mich gebieterisch zurück. Bei der kaum verdienten Theilnahme, welche Sie mir zu Theil werden lassen, muß ich hinzufügen, daß die Veranlassung meiner Abreise kein Unfall, kein Unglück ist. Vielleicht stehe ich am glücklichsten Wendepunkte meines schriftstellerischen Lebens. Ich würde jubelnd spornstreichs davonlaufen, wenn sich nicht das Bedauern einmischte, Ihrem gastlichen Hause Lebewohl sagen zu müssen und Ihrer Nähe —“

Sarah schlug die Augen zu Boden.

„Ja, mein Fräulein,“ fuhr er fort, „ich habe in so kurzer Zeit Ihren Geist und Ihr Herz so hoch schätzen gelernt, daß es kein bloßes Spiel der Phantasie war, als ich Sie gestern mit der Blume verglich, die im Waldesgrunde emporwuchs —“

Sarah war ganz ergriffen, sie hielt die Worte für einen rührenden Abschied und ahnte deren Tragweite und tiefen Gehalt erst dann, als Doctor Schmey, einem ziemlich veralteten Style huldigend, sich plötzlich vor ihr auf ein Knie niederließ. Es war ein überwältigender Moment! Gleich darauf lagen sie einander, sich Liebe und Treue schwörend, in den Armen.

Sie hatten eben noch Zeit, sich zu trennen, als Vater Scheppkes rasch eintrat. Er war ohne die geringste Ahnung, daß da soeben ein Seelenbund geschlossen worden sei, der in kurzer Zeit einen beträchtlichen Eingriff in seine Sparbüchse zur Folge haben sollte. Voll großer, aber harmloser Neugier wollte er nur die merkwürdigen Eventualitäten der gräflichen Einladung bis in die kleinsten Details hinein vernehmen. Die schweigsame und reglose Haltung der Anwesenden machte ihn jedoch mitten in seinen Erkundigungen stutzig. Da aber trat Doctor Schmey entschlossen vor und sagte halblaut und bedeutungsvoll:

„Machen Sie sich auf die größten Ueberraschungen gefaßt! Ich bitte Sie, mir in's Nebenzimmer zu folgen.“ Mit Scheppkes im Nebenzimmer angekommen, fuhr er fort:

„Ich darf einem Ehrenmanne, wie Sie, ein Geheimniß anvertrauen. Meine gestrige Einladung war eine wahre Wunderkur für meine Zeitung, die, wie Sie wissen, an einer schweren Suspensionskrankheit darniederlag. Ich habe die größte Zukunft vor mir —“

„Freut mich von Herzen!“ rief Scheppkes mit ungeheuchelter Theilnahme, mit vollem Herzensantheil.

„Doch,“ fuhr Schmey, einen Anlauf nehmend, fort, „ich komme zum Wichtigsten. Ich wage es kaum vorzubringen und doch muß ich die Sache, da ich morgen abzureisen gezwungen bin, offen heraus sagen.“

„Nur heraus!“ ermunterte ihn Scheppkes cordial und fügte leiser mit einem nervösen Lächeln hinzu: „Brauchen Sie Geld?“

„Geld! Nein! Durchaus nicht!“ erwiderte Schmey, dem die unbeabsichtigte Ironie der Frage trotz des Ernstes der Situation nicht entgangen war. „Und doch verlange ich von Ihnen etwas, was mehr Werth in Ihren Augen hat, als alle Ihre Habe. Die aufrichtige Neigung, die ich im Herzen für Fräulein Sarah fühle —“

„Weiß sie etwas davon?“

„Sie erwidert meine Gefühle.“

„O, Ihr Spitzbuben!“ rief Scheppkes, vor Freude außer sich, den Redakteur an der Hand fassend und Sarah zuführend. „Hinter meinem Rücken! Nun, es ist Eure Sache! Möge Euch Gott so segnen, wie ich Euch meinen Segen ertheile!“

Die Verlobten fielen einander in die Arme. Die allgemeine Freude erreichte aber den Gipfel, als die Mutter herbeigeholt und in Kenntniß von dem großen Ereigniß gesetzt worden war.

## Sechstes Capitel.

### Worin Gensd'armen auftreten.

Am Nachmittag jenes Tages, der Sarah einen Bräutigam zugeführt hatte, saß Dubsky unweit von der Mühle, nahe dem Wasser unter einer mächtigen Linde und rauchte gemächlich seine Pfeife. Ihm gegenüber hatte Hedwig Platz genommen und zwar auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, dessen liebste Erholung es war, täglich eine Weile mit seinem geliebten Kinde zu plaudern.

„Wirklich, Kind," sagte Dubsky nach einer Pause, in welcher seine Augen ruhig sinnend auf dem schönen Angesicht seiner Tochter verweilt, „der Gedanke, der mir gestern durch den Kopf gefahren — Du weißt schon welcher — verläßt mich nicht. Und Du? Hast Du ihn nicht auch in Erwägung gezogen?"

„Nicht eine Minute lang!" lachte Hedwig.

„Und fällt Dir nicht ein, daß junge Mädchen heirathen müssen?"

Hedwig flog auf ihren Vater zu, schlang den Arm um seinen Hals und sagte:

„Hab' ich denn Dich nicht, Vater? Bin ich nicht glücklich? Mir ist, als ob sich in meinem Leben gar nichts zu ändern brauchte! Mag es so dauern — lange, lange! Kann ich Dich vollends umstimmen, daß Du nicht von hier fortgehst, was hab' ich dann noch zu wünschen?"

„Aber es bleibt nicht immer, wie es ist," sagte Dubsky. „Unversehens werden wir alt. Liebes Kind, man hat den Vater nicht immer! Ich bin noch wohlauf für meine Jahre und doch hab' ich oft zu Zeiten das Gefühl: es wird Abend. Da wüßte ich gern, wer nach mir Dein Freund und Beschützer sein wird. So sprich doch — kann Dir — ich rede gar nicht von dem neuen Ankömmling — kann Dir von unsern jungen Leuten gar keiner gefallen?"

„Keiner!" sagte Hedwig ruhig.

„Der Aktuar Auwald, zum Beispiel," sagte der Vater, „ist ein herzensguter Mensch. Er liebt Dich, ich weiß es, von ganzem Herzen. Wie dem schüchternen Menschen die Augen leuchten, wenn Du nur halbweg freundlich mit ihm sprichst —"

„Der Auwald!" rief Hedwig. „Ei, das wäre mir ein schöner Beschützer nach Deinem Sinn! Unselbstständiger als den hab' ich noch keinen Menschen gesehen!"

„So lehnst Du mir Einen nach dem Andern ab, wenn ich Dir Freier vorführe," sagte der Vater. „Du findest an Jedem was auszusetzen. Kind, ich weiß nur zu gut, was hinter diesem Ablehnen steckt — der heimliche Glaube, daß Jemand wiederkommt, der doch sicherlich — wenn nicht Alles täuscht —"

So war das Gespräch unversehens wieder auf diesen von Hedwig so gemiedenen Punkt gekommen, ihr Gesicht glühte von rasch aufflammender Röthe.

„Ach, lieber Vater," sagte sie, die Augen von ihm abwendend, „glaube nicht, daß ich noch daran denke — es wäre Thorheit und so thöricht ist Deine Hedwig nicht. — Ueber den, den Du meinst, hab' ich längst im Herzen das Kreuz gemacht. Ich weiß, der kommt nicht wieder. Doch sieh nur," sprach sie rasch, gleichsam froh, daß sich eine Ablenkung von diesem Gespräch finde — doch sieh nur her — da kommt ja Besuch —"

Dubsky blickte empor, eine Gruppe von fünf Personen kam auf die Mühle zu. Bald erkannte man sie: voran ging Schmey, Sarah am Arme führend, in zweiter Reihe folgten Vater und Mutter Schepkes in Begleitung Stropps.

„Ei, ei!" sagte Dubsky, die Pfeife weglegend, „Schepkes an einem Wochentage spazieren gehend — das ist unerhört, das hat was zu bedeuten!"

Indeß war Schmey rasch vorangeeilt. „Lieber Herr Dubsky," sagte er, „meine Abreise findet eher statt, als ich glaubte. Morgen früh. Ich konnte aber nicht scheiden, ohne meinem treuen Abonnenten Adieu zu sagen."

„Aber das ist ja abscheulich von Ihnen, Kraßnitz so bald den Rücken zu kehren!" sagte Dubsky. „Vater Schepkes, haben Sie keinen Machtspruch gethan?"

„Der Teufelsmensch!" erwiderte der Alte. „Er begnügt sich nicht damit, abzureisen, er zieht mir auch noch meine Tochter nach."

„Was hör' ich!" rief Hedwig in die Hände klatschend.

„So ist's, verehrter Herr Dubsky, liebes Fräulein," sagte Schmey. „Hier stelle ich Ihnen meine Verlobte vor."

„Ei, das ist ja wunderschön!" rief Dubsky. „Nun, das ist rasch gegangen! Sehen und siegen wie Cäsar. Da erkennt man den Sohn des Jahrhunderts, das mit Lokomotiven fährt."

„Wir feiern heute Abschied und Verlobung in einem kleinen Kreise," sagte Frau Schepkes. „Da kommen Sie doch zu uns, lieber Nachbar?"

„Welche Frage; gewiß! Und ich will so lustig sein, wie Sie's nur verlangen können. Hören Sie, das ist einmal eine passende Ehe! Es fiel mir schon ein — denn ich bin ein Mensch, der die jungen Leute gern zusammenbringt. Jung gefreit —"

Er schlug mit väterlicher Nonchalance den Arm um die Verlobte und sagte:

„Liebe kleine Sarah! Es ist der Beruf Ihres künftigen Gatten, Opposition zu machen. Wenn Sie das von ihm lernen sollten, wenden Sie es nur um Himmelswillen nicht im Hauswesen an. Aber — was brauche ich Ihnen gute Lehren zu geben! Wer eine so gute Tochter war, wird auch ganz gewiß eine gute Frau."

Die Ehegatten Schepkes fühlten ihre Augen feucht werden und kamen mit ihren Taschentüchern zu Hilfe.

„Ein paar Flaschen!" rief Dubsky einer vorübergehenden Magd zu. „Jetzt aber," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Schepkes noch weine, „lassen Sie es nicht mehr regnen — lassen Sie uns fidel sein. Sarah, lassen Sie Sonnenschein kommen! Groß und hell genug dazu sind Ihre Augen!"

Sie gingen in die Laube, die mitten im Gärtchen stand und nahmen Platz.

„Wissen Sie was," sagte Dubsky zu den Verlob-

ten, „im Laufe des Winters werde ich Ihnen meine Aufwartung machen. Ich hab' einen Bruder in Wien, den ich schon seit mehr als sechs Jahren nicht gesehen, den will ich einmal heimsuchen. Er ist ein guter, kreuzbraver Mensch, Wirth auf den Wieden."

„So, so!" meinte Schmey.

„Er hat die Restauration zum ewigen Licht."

„Mir wohlbekannt!" rief Schmey. „Das Haus ist in der Nähe der Redaktion und unsere Leute sind oft dort. Ich schicke oft hin, um meinen Hauptmitarbeiter, Grauwack, abholen zu lassen. So, so, wie sich das trifft, Ihr Bruder!"

„Ja, mein leiblicher Bruder. Ich habe ihm längst den Besuch versprochen; wenn's angeht, nehme ich meine Hedwig mit."

„Hocherfreut, Sie in Wien wiederzusehen! Ich will dort nach besten Kräften den Maître de plaisir machen. Wird es angenommen?"

„Mit Freuden!" sagte der Müller und reichte seine Hand hin.

In diesem Augenblicke kamen zwei Gensd'armen den schmalen Wiesenweg daher. Ihre Pickelhauben funkelten in der Abendsonne, die grüne Uniform mit den prunkvollen orangegelben Fangschnüren machten sie weit hinaus kenntlich. Dubsky, dem bei seinen Gesinnungen die Gensd'armerie im Allgemeinen ein Dorn im Auge war, sagte wie durch einen unangenehmen Anblick aus heitern Gedanken herausgeworfen:

„Da sehen Sie die Geschöpfe der neuesten Bach-Giulay'schen Ordonnanzen, unsere neue bewaffnete Büreaukratie! Die späht und schnüffelt von Haus zu Haus und arbeitet lustig in Denunciationen. — Ein Kerl, der gestern noch hinter dem Pfluge herging, ist, seitdem er diese schöne Uniform anhat, souverän. Alle Civilbehörden müssen ihm, wenn er es fordert, Folge leisten, der Gemeindevorsteher duckt sich vor ihm. Jede wörtliche und thätliche Beleidigung oder Widersetzlichkeit gegen einen dieser Helden wird als Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit bestraft; gehört der Thäter dem Militärstande an, so unterliegt er dem kriegsrechtlichen Verfahren. Sein Zeugniß hat volle Glaubwürdigkeit — verstehen Sie das! — Da ist kein Appell! Bei — wie es im Paragraph heißt — auf Vereitlung seiner Dienstverrichtung abzielendem Widerstand kann er vom Bajonnette und von seinem geladenen Gewehr Gebrauch machen. Ja, das sind unverletzliche Bursche! Jeder gemeine Gensd'arm, der entfernt von allen Vorgesetzten seinen Dienst versieht, ist souverän. Am meisten hat mich ein Paragraph lachen gemacht: Jede Verwendung des Gensd'armen zu Privatzwecken, selbst in jenen seines Vorgesetzten, zieht die kriegsrechtliche Behandlung Desjenigen nach sich, welcher ihn zu solchen Zwecken verwendet. Das heißt doch wirklich einen Menschen mit beinahe göttlichen Vorrechten ausstatten."

So weit Dubsky. Doch die Gensd'armen gingen nicht blos vorüber, damit er seine Ausfälle gewissermaßen auf sie als lebendes Objekt richte, sie blieben vor der Mühle stehen und kreuzten an der Schwelle die Gewehre, als ob sie den vorderen Zugang besetzen wollten.

Dubsky erbleichte, aber die Bläße wechselte blitzschnell mit dem grellsten Roth.

„Was wollen Sie da?" rief er aufspringend und an die Gensd'armen heranlaufend ziemlich barsch. Er wußte noch nicht, daß auch hinter der Mühle der Steg und die beiden Eingänge der Seitenflügel je von einem Mann besetzt waren.

Die Gensd'armen sahen ihn ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen und schwiegen.

„Ich werde mich auf der Bezirkshauptmannschaft beschweren!" rief der Müller. „Lassen Sie mich in's Haus, um meinen Rock zu holen."

„Wir haben den Befehl," sagte einer der Gensd'armen, „Niemand mehr ein und Niemand heraus zu lassen."

„Donnerwetter!" schrie Dubsky. „Ich darf nicht in mein eigenes Haus? Das ist ungesetzlich. Ich will einen schriftlichen Vorweis."

Die Gensd'armen wechselten stumme Blicke unter einander, als ob sie sich fragten, ob sie nicht mit dem Unzufriedenen kurzen Prozeß machen sollten.

Da trat Scheppkes, schüchtern wie in der Nähe von Wölfen, an Dubsky heran und flüsterte ihm bittend in's Ohr: „Fassung, Fassung, lieber Nachbar! Die Leute haben ihren Befehl und können nicht anders. Die Beschwerde steht Ihnen offen, während Sie jetzt —"

„Ich will sehen," fiel ihm Dubsky, der von einem heftigen cholerischen Temperament war, in's Wort, „ob ich noch hier Hausherr bin! Ich wiederhole, daß ein solches Verfahren brutal und ungesetzlich ist. Die Reichsverfassung, vom Kaiser octroyirt, besteht noch zur Recht und darin steht ein Paragraph, daß die Polizei ohne richterlichen Befehl in kein Haus eindringen darf. Wo ist der Befehl?"

Die Gensd'armen lachten verächtlich. In diesem Augenblick erschien um die Ecke der Mühle ein junger Mann in Beamtenuniform von einem Gerichtsdiener begleitet. Es war der eben vorhin erwähnte Auwald, Actuar der Bezirkshauptmannschaft, ein sanfter Mensch, von angeborener Schüchternheit und unbezwinglicher Freundlichkeit, blond und mild wie ein altdeutscher Page.

„Lieber Herr Dubsky," sagte der junge Actuar mit einer milden, flötenden Stimme von Weitem, während er dem Bergmüller versöhnlich die Arme zum Händedruck entgegenstreckte, „ich bedaure unendlich —"

„Kommen Sie als Kommissär?" fragte Dubsky ernst und kurz.

„Ja wohl, Verehrtester!" erwiderte Auwald sanft.

„Dann," sprach Dubsky, „will ich die richterliche Ermächtigung zu dieser Gewaltthat haben, nicht Ihre sonst schätzenswerthe Hand."

„Meine Pflicht —" stotterte Auwald, sich verlegen entschuldigend — seine sanfte Gemüthsart bereitete ihm bei seinem harten Berufe ewige Conflikte — „meine schwere Pflicht —" wiederholte er, während Dubsky von den anwesenden Gästeu umringt und zur Mäßigung ermahnt wurde.

Diesen Moment benutzte Auwald, um mit dem Gerichtsdiener in's Haus zu schlüpfen, während ihm

zwei frisch angekommene Gensd'armen auf dem Fuße dahin nachfolgten.

Eine kleine für Dubsky und die Freunde peinliche halbe Stunde war ohne weitere Zwischenfälle dahingegangen, ehe Auwald wieder zum Vorschein kam. Endlich erschien er, höchst aufgeregt und lief, rasch den Hut ziehend, scheu davon. Ihm auf dem Fuße folgte einer der Gensd'armen, ein Bund mit Wäsche und zusammengerollten Kleidern in der Hand. Dubsky sah ihn mit rollenden Augen sprachlos an.

Da trat der zweite Gensd'arm, der mit dem Commissär in's Haus gegangen, hervor und sagte zum Müller höflich aber gemessen:

„Sie werden mit mir gehen."

Sarah stieß einen Schrei aus, während Hedwigs wehklagende Stimme aus dem Innern der Mühle vernehmbar wurde.

Dem Redakteur gab die Scene, deren Zeuge er war, Stich um Stich in's Herz. Er stand schweigend und erbleichend da, in ihm rief es: „Von heute ab wirst Du diese und jede Willkür in Schutz nehmen müssen!"

Sein Herz bebte zusammen.

Dubsky ließ sich ruhig abführen.

Trotz der Verhaftung dauerte die Besetzung der Mühle weiter fort, die Gensd'armen blieben ruhig auf ihren Posten. Noch wollten die Gäste nicht fort, sie baten Hedwig, mitzugehen und in ihrer Mitte etwas Trost zu empfangen. Es war vergebens. Hedwig wollte das Haus nicht verlassen. Sie saß auf einem Stuhl, beinahe mitten in der Stube, mit stieren, tiefgerötheten, wiewohl thränenlosen Augen, wie hingebannt und festgehalten von einem übermächtigen Schmerz. Allen Fragen, ob sie die Ursache der Verhaftung ihres Vaters ahnen könne, setzte sie ein düsteres, höchstens von einem Schütteln des Kopfes begleitetes Schweigen entgegen.

Da sie nicht in der Verfassung schien, irgend einen Trost anzunehmen, blieb nichts übrig, als sie allein zu lassen und die Gesellschaft entfernte sich langsam.

Wohl waren am selben Abend im Hause bei den Eisenhütten alle Fenster beleuchtet, die Freundinnen, die Sarah sonst noch in der Stadt hatte, waren bei der Nachricht ihrer Verlobung herbergeeilt, alle voll Neugier, den Bräutigam kennen zu lernen, aber der Vorfall in der Mühle hatte einen schneidenden Mißton in das Abendfest gebracht; man sprach bei Tisch bis in die tiefe Nacht hinein von nichts Anderm, als von dem, was dem räthselhaften Einschreiten gegen einen bisher so unbescholtenen Mann, wie den Bergmüller, zum Grunde liegen könne.

## Siebentes Capitel.

### Die Erscheinung bei der Einsiedlerklause.

Ungefähr ein halbes Stündchen vom Schlosse steht auf einer sanften Anhöhe die sogenannte „Einsiedlerklause." Es ist ein Sommerhäuschen von Baumrinde mit farbigen Glasfenstern. Ein schwermüthiger, aber poetischer Naturfriede herrscht auf dieser einsamen, der Welt entzogenen Stätte. Die hohen und schlanken Gestalten mächtiger Fichtenstämme, unter welchen ein Dickicht junger Setzlinge auf's Ueppigste nachwuchert, begränzen den ganzen Hintergrund und steigen bis an die Klause hinauf, um noch um diese ein malerisches Spalier zu bilden, während sich auf der Vorderseite der lieblichste Contrast zur finstern Waldwildniß darbietet. Der Teich, der hier einen tiefen Einbug macht, scheint auf beiden Seiten vom Walde umschlossen und das Auge vermeint, einen verlassenen Waldsee vor sich zu haben. In der That ist der Teich, an dessen Ufer auf dieser Stelle nur ein schmaler Fußsteig hinführt, hier tiefer, schwärzer und ernster als sonstwo, und in der verhältnißmäßig wenig besuchten Einsamkeit dieser Bucht nisten die scheuen Wasserhühner lieber als anderswo.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und warf ihre goldenen Strahlen auf die grünen Wipfel des jenseitigen Ufers, während der Spiegel des Teiches eine dunkle Stahlfläche schien. Ein frisches, aber um so lieblicheres Lüftchen kam aus den Bergen hervor und die Waldschnepfe begann ihren abendlichen Flug.

Auf dem Ruhesitze vor dem Sommerhäuschen saßen zwei Damen schweigend, nach lebhafter Unterhaltung Athem schöpfend, die Augen auf das Wasser geheftet, da. Die Eine, Aeltere, eine Frau von sorgenfreien, die Welt anlächelnden Mienen, tändelte mit ihrem Fächer, die Andere hatte ein Buch in der Hand. Es war eine hohe, edle, in allen Zaubern der Jugend strahlende Gestalt, ein Modell für jeden Maler, so zwar, daß sie die Phantasie aller Freiheit beraubte und in der sklavischen Nachbildung dieser vollkommenen Wirklichkeit ihr Ideal zu suchen zwang. Die großen dunkelblauen Augen von seelenvollster Innigkeit, voll Feuer und Licht, von jener Eigenthümlichkeit, welche den Blick des Betrachtenden in die unerforschlichen Tiefen des Gemüthes hinabzuführen scheint, mit langen, schwarzen, schmachtenden Wimpern geschmückt, von edel gezeichneten Brauen überwölbt, contrastirten mit dem reichen, rabenschwarzen, beinahe in's Bläuliche spielenden Haare auf's glücklichste gegen den hellen, ätherischen Teint, und das zartangehauchte Colorit der blühenden Wangen. Die feine Nase, die tiefrothen Lippen des lieblichsten Mundes, welcher seeliges Begehren athmete und einflößte, vollendeten den Eindruck eines Gesichts, welches gewiß nur selten seines Gleichen gehabt hat und welches an den Schönheiten des Correggio mit seinen sanften, vergeistigten Zügen voll tiefweiblicher Sensibilität verklärte Rivalinnen fand.

Diese Augen blickten, während die blendend weiße Hand das Buch reglos festhielt, vor sich hinaus. Kein süßes Träumen, keine Spur der Heiterkeit, die sonst darin wohnte, lag diesmal in ihrem Ausdruck, sondern Wehmuth, ja Schmerz. Die Augen starrten auf das dunkle Wasser, wie wenn aus dessen Tiefe ein verlorenes Glück wieder emporsteigen solle, oder als ob es dort eben hinabgesunken sei.

Dieser Zustand der Seelenversenkung, zu welchem die lautlose Stille und die milde Abendbeleuchtung

verführerisch einluden, wurde durch ein Geräusch, das sich plötzlich unmittelbar hinter der Klause vernehmen ließ, abgebrochen. Es war, wie wenn etwas in dem immer lauter raschelnden Laube ein paar Schritte heraneile, das Dickicht gewaltsam beuge und sich auf dem kürzesten Wege Bahn breche.

„Mein Gott, was ist das?“ stieß die ältere Dame, die den Fächer zwischen den mit Ringen bedeckten Fingern hielt, mit angsterstickter Stimme hervor, während die jüngere ruhig, aber mit Spannung lauschte. Sie sprang instinktiv empor, von den Blicken der überrascht Dasitzenden gefolgt, näherte sie sich langsam der Wand des Häuschens und blickte, um den Gegenstand ihres Schreckens zu prüfen, in das dahinter gelegene Dickicht.

Sie hatte kaum hingesehen, als sie sich, an allen Mienen entstellt, umwandte, und mit einem leisen, unterdrückten Schrei, beide Hände auf die Augen gepreßt, auf ihren Sitz hinstreckte.

Da erst erhob sich die junge Dame, etwas erbleichend und trat aus dem Sommerhäuschen so weit als nöthig vor . . .

Aber sie sah nichts, das Geräusch verminderte sich von Sekunde zu Sekunde, bis es sich weit im Walde verlor.

„Aber Frau von Wallhoff,“ sagte sie lächelnd, „das Ungeheuer, welches Sie zu sehen geglaubt haben, war offenbar eine Vision Ihrer Furcht!“

„Sie reden seltsam, Leonie,“ erwiderte die Aeltere ziemlich beruhigt, fast im normalen Gemüthszustande, doch etwas verletzt. „Die Gefahr ist vorübergegangen, aber darum war sie doch da. Das war irgend ein toller Vagabund, ein zum Aeußersten entschlossener Landstreicher! Ich habe ihn mit meinen Augen gesehen!“

„Und sollte dieser zu einem so eiligen Rückzug getrieben worden sein, als er eine Frau sah? Eine Frau, welche ihm die Furcht auf Gnade und Ungnade übergab? Ein Reh war es, im äußersten Falle ein Hirsch!“

„Ihr habt Euch,“ sprach Frau von Wallhof empört, „diesmal im Schlosse das Wort gegeben, mich wie eine Närrin zu behandeln! Ich, furchtsam? Ich, die bei Allen, die mich kennen, meiner Kaltblütigkeit wegen berühmt, ja berühmt bin!“

„Und doch zittern Sie jetzt noch am ganzen Leibe!“

„Freilich, doch das geschieht nur, wenn ich in allem Ernste glauben muß, daß meine letzte Stunde schlägt. Warum zittere ich denn jetzt nicht mehr?“ fügte sie mit heiter erhabener Ruhe hinzu.

Da rauschte es plötzlich von einer andern Seite, von dem Fußpfade, der vom Schlosse führt, her, dazwischen waren feste und rasche Schritte zu vernehmen.

„O, du mein Himmel!“ stieß Frau von Wallhoff, die kreideweiß geworden, hervor und wollte die Anhöhe hinabrennen, um sich in irgend einem Gebüsche zu verstecken. Leonie aber, welcher dieser neue Schrecken diesmal nur Bedauern eingeflößt hatte, rief ihr helllaut lachend zu: „Wohin? Es kommt ja kein Räuber, sondern ein Ritter, ein Beschützer! Kommen Sie doch hervor!“

Frau von Wallhof wagte sich einige Schritte vorwärts, als sie aber in einiger Entfernung in dem zum Vorschein Kommenden den Rittmeister Haldenried erkannte, stürzte sie ihm in namenloser Begeisterung mit offenen Armen entgegegen.

„O, unser Ritter!“ rief sie und erzählte ihm nun den verdächtigen Vorfall mit aller Uebertreibung, wie es nur bei der Hast und der gedrängten Kürze der Darstellung möglich war.

Leonie war inzwischen herangekommen und Haldenried verbeugte sich stumm vor der ihm noch unbekannten Erscheinung. Er war von so viel Schönheit bis in's tiefste Mark ergriffen und der Eindruck einer ihn selbst bestürzenden Bewunderung spiegelte sich auf allen seinen Gesichtszügen ab. Er wurde unruhig, er war so zerstreut, während er sich doch anstrengte, ganz Ohr zu sein, er vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Es war ein Hirsch, liebe Wallhoff,“ sagte Leonie, „und zwar einer, der noch furchtsamer war, als wir, da er vor uns weglief. O, Frau von Wallhof, wenn die Eichkätzchen wüßten, daß Ihre Nerven so zum Schrecken geneigt sind —“

Dem Rittmeister, der diese Auslegung vollkommen theilte, war die Sache gegen das, was in ihm vorging, eine so grenzenlose Kleinigkeit, daß er auf eine Erwiderung, die doch am Platze war, noch immer warten ließ, während seine Augen auf Frau von Wallhoff geheftet waren und ohne Muth, die Unbekannte anzusehen, sich nur zu deren Füßen langsam senkten.

„Da sieht man die Männer!“ rief Frau von Wallhof, zu deren Aerger, um ihn zu verstärken, noch die Eifersucht trat. „Lassen wir die Sache fallen, denn ich weiß, daß auch Sie, Herr Rittmeister, mir Unrecht geben! O, die berühmte Logik und Unparteilichkeit der Männer! Wenn Damen sie als Schiedsrichter anrufen, zählen sie nicht die Gründe, sondern die Jahre! Wenn Eine nur um fünf Jahre älter ist, als die Andere, so ist sie schon im Voraus verurtheilt! Nun gut, es war ein Hirsch! Es war ein Hirsch!“

Sie ging bei Seite und auf und ab, ihren Grimm unter der Maske sanftester Resignation verbergend.

„Kommen Sie vom Schlosse, Herr Rittmeister?“ fragte Leonie.

„Ja, gnädiges Fräulein,“ murmelte Haldenried, als Frau von Wallhof, sich auf das rascheste umkehrend, in's Wort fiel und mit boshafter Höflichkeit sagte:

„Dieses gnädige Fräulein ist die Frau des Generals von Greifenstein und bereits in's fünfte Jahr verheirathet.“

Haldenrieds Ueberraschung war unbeschreiblich, doch ging dieser weniger aus der Thatsache, die er eben vernommen, hervor, als aus dem Gedanken, welches Geschick muß hier gewaltet haben, daß die schönste der Göttinnen das Weib des alten, ungeformten Vulkan werden konnte!

„Wissen Sie nicht,“ hob Leonie wieder an, „warum Cornelia uns nicht nachgekommen ist?“

„Ist sie nicht hier?“ murmelte Haldenried. „Sie war mir eine kleine Strecke mit Frau Hassenfeld vorangegangen, so daß ich die Damen einzuholen glaubte.“

„Nun klärt sich Alles auf, Frau von Wallhoff!“ rief Leonie lachend. „Cornelia wird unbemerkt hinter die Klause geschlichen sein, um uns zu erschrecken, und da der Scherz wirkte, sich schnell entfernt haben, um ihn zu verlängern oder noch einmal aus irgend einem Dickicht über uns herzufallen.“

Haldenried lächelte beistimmend, aber kein Scherz vermochte die wühlende Aufregung zu übertäuben, von welcher sein Herz seit seiner Ankunft ergriffen war.

„Spotten Sie!“ rief die Wallhoff tief verletzt. „Ich bleibe dabei, einen Vagabunden, einen wilden Gesellen gesehen zu haben. Ich habe ihn gesehen, ich sehe ihn noch, dort — durch das Dickicht neben dem abgenagten Baumstamm bis an den Gürtel hervortreten und mich angrinsen. Ich sehe sein Gesicht, den Rock von grauem Tuch, eigentlich eine Jacke . .“

Sie wurde von dem ungläubigen Lächeln Leonie's, welche diese Beschreibung für eine Zuthat der Frau von Wallhoff eigenthümlichen Phantasie hielt, unterbrochen.

„Was ich da sage, kann ich bezeugen, beschwören!“ rief die entrüstete Frau. „Wenn Sie übrigens meinen Augen und meiner Aufrichtigkeit so wenig Zutrauen schenken, so werden Sie doch meine Logik nicht, wie neulich, gewagt, sondern schlagend finden und zugeben, daß ein Hirsch keine graue Jacke anhaben kann!“

Es war bereits dunkel geworden, als die Gesellschaft den Rückweg antrat und mit diesem Gegenstand noch immer beschäftigt, im Kastanienwäldchen anlangte, wo der Graf, seine Schwester und der General anwesend waren.

„Haben Sie Cornelia nicht getroffen?“ fragte der Graf.

Man verneinte es.

Bestürzt wollte sich der Vater erheben, als der alte Kammerdiener herantrat und mit auffallend unsicherer Stimme meldete:

„Seien Sie unbesorgt, Excellenz! Ich habe das gnädige Fräulein soeben die Schloßtreppe hinaufgehen sehen.“

„Du sagst es auf eine Art,“ erwiderte der Graf mißtrauisch, „doch — wie siehst Du aus — Du bist naß und von Schlamm beschmutzt bis an die Weste — mein Gott, Cornelia ist in den Teich gestürzt —“

„Nein, nein, nein!“ rief Koß mit ängstlicher Verlegenheit, die wenig Glauben einflößte.

„Da kommt ja das Mädchen!“ rief Gräfin Sophie. „Wie Ihr die Fassung schnell verliert!“

Cornelia kam, wie Koß es angegeben, vom Schlosse daher.

„Wo steckst Du, Kind?“ rief der Vater, ihr entgegenfliegend, während Koß den Moment benutzte um fort zu eilen und den Anzug zu wechseln.

„Warum?“ fragte Cornelia mit eigenthümlicher Unruhe.

„Wie blaß Du bist!“ rief der Vater, die Lampe näher rückend. „Dir ist etwas geschehen?“

Alle, die das Mädchen genau kannten, mußten diese Vermuthung theilen.

„Nun,“ sprach Cornelia entschlossen, „da meine Absicht eine so verkehrte Wirkung hervorbringt, will ich beichten. Ich hatte mich mit Frau Hassenfeld zur Klause begeben. Mitten auf dem Wege —“

„Nicht wahr?“ unterbrach sie Frau von Wallhof, indem sie ungestüm herbeischoß und das Mädchen am Arme faßte. „Da kam ein wilder Vagabund in einer grauen Jacke —“

Cornelia schwieg, wie versteinert.

„Da haben Sie, Leonie,“ rief Frau von Wallhof triumphirend, „da haben Sie den Hirsch!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Cornelia, wieder mehr gefaßt. „Was für ein Vagabund? Was wissen Sie von einem Vagabunden?“

„Sie haben ihn also nicht gesehen?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Cornelia nach einigem Zaudern. „Ich wollte erzählen, daß mir mitten auf dem Wege der Kopf so schwer und schmerzhaft wurde. Ich mußte heimkehren und wollte, um meinem ewig besorgten Vater keinen Schreck zu verursachen, nichts davon sagen. Das war ganz recht, denn jetzt ist Alles wieder vorüber.“

Nun erst, nach dieser befriedigenden Erklärung, konnte Frau von Wallhof, ohnedies von allen Seiten dazu aufgefordert, ihrem Drange, das Abenteuer in der Klause zu erzählen, Luft machen.

Noch ehe sie zu Ende gekommen, nahm das Hohngelächter so überhand, daß sie in ganz verzweifelter Stimmung aufhören mußte.

„Da haben's halt wieder mal,“ sagte der alte General, „an' schrecklichen Nationalgardisten g'sehn. Das ist halt wieder eine von Ihren G'schichten, an denen nichts weiter richtig ist, als daß Sie in Ohnmacht g'fallen sind.“

In diesem Momente schnitt das Erscheinen des Bezirkshauptmannes die weiteren Debatten ab. Er schien sehr animirt und begann, als er Platz genommen hatte, alsbald in der munterſten Erzählerlaune:

„Heute Abends, meine Herrschaften, sind meine Gensd'armen in unserem friedlichen Kraßnitz einem seltenen Wild auf die Fährte gekommen. Es ist wirklich merkwürdig, was man jeden Tag erlebt. Unser Bergmüller Dubsky, den man allgemein für einen wackeren Mann ausgegeben, hat sich auch schlecht bewährt. Er hat einen Menschen, der wahrscheinlich an der ungarischen Rebellion betheiligt gewesen, jedenfalls einen gemeinschädlichen Landstreicher, bei sich aufgenommen und anstatt die loyale Anzeige beim Bezirksamt zu machen, ihn wahrscheinlich längere Zeit bei sich beherbergt. War es nun vom Dubsky Mitleid, hinter dem sich im Grunde doch nur Sympathie für die Sache der Revolutionairs versteckt, oder hochverrätherische Mitschuld, das wird eine gewissenhafte und umfassende Untersuchung sonnenklar zu Tage fördern. Kurz und gut, unsere Gensd'armen umringten plötzlich das Haus, dennoch gelingt es ihnen nicht, da sie mit allen Fuchslöchern der Mühle nicht so vertraut sind und sein können, die Arretirung daselbst zu bewerkstelligen. Der Flüchtling reißt ungesehen aus, schwimmt, wie sich's einzig und allein an-

nehmen läßt, durch das Wasser und entkommt an's andere Ufer. Denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß er in das Gehölz diesseits springen und den Park Ihrer Excellenz, Herr Graf, erreicht haben sollte —"

„Er hat ihn erreicht, lieber Rack!" rief Frau von Wallhof, die mit hochpochendem Herzen die Stunde ihrer Rehabilitirung schlagen hörte. „Er ist hier im Park! Da sehen Sie, Leonie!"

Alle, die früher so höhnisch gelacht, blieben betroffen. Frau von Wallhof aber erzählte den darauf Bezug habenden Vorfall auf das Umständlichste und schloß:

„Das ist meine Aussage, die können Sie gleich zu Protokoll nehmen, lieber Rack!"

„Sie leisten," erwiderte der so Angeredete höchst überrascht, „der Sicherheitsbehörde einen enormen Dienst. Die Polizei hat es Ihnen zu danken, wenn sie hierorts noch den Menschen unter Schloß und Riegel bringt. Ich muß sogleich —"

Er riß seine Brieftasche hervor, schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, sprang auf und wendete sich an den steif dastehenden Koß.

„Lieber Koß," flüsterte er ihm zu, „tragen Sie dieses Blatt sofort auf die Gensd'armeriewachtstube oder lassen Sie es dort abgeben. Sogleich —"

Koß eilte mit dem Papier davon, während Cornelia sich verstohlen erhob und ihm nachstürzte. Hinter der Schloßecke hielt sie ihn an und fragte in größter Gemüthsbewegung:

„Wo ist er? Reden Sie! Ich vergehe!"

„O, mir ist selbst angst und bange," erwiderte Koß, sich in die Haare greifend und aufseufzend, „o Gott, gnädiges Fräulein —"

„Ich frage, wo er ist?" fiel ihm Cornelia mit höchster Ungeduld in's Wort.

„Im Schloß ist er schon," war die Antwort, „ganz gut verborgen."

„Ach Gott," seufzte Cornelia, „welch eines Menschen vielleicht haben wir uns erbarmt!"

Sie stoben auseinander.

„Nun, was sagt Dubsky?" fragte der Graf Herrn von Rack.

„Der leugnet! Der leugnet auf's Hartnäckigste; er wagt zu behaupten, von der Existenz des Menschen in seinem Hause nichts gewußt zu haben!"

Bei dieser Stelle war Cornelia wiedergekommen, von dem natürlichsten Interesse verzehrt, über einen sie selbst mit berührenden Gegenstand genau unterrichtet zu werden.

„Begreiflicher Weise," fuhr von Rack fort, „habe ich den Bergmüller gleich festsetzen lassen. Sein Leugnen kann nicht lange dauern. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man das Kämmerchen, in welchem der Flüchtling untergebracht worden war. Das Bett war zerwühlt, wie wenn er dort eben gelegen wäre. Ein Paar alte Stiefel, die Niemand im Hause passen, lagen in der Mitte der Stube, eine Handvoll Wäsche auf einer Kommode. Aber das Wichtigste, meine Herrschaften! In einer Schublade fand sich ein lederner Geldbeutel mit einigem Gelde, darunter einige Kossuthnoten, ein Brief des Rebellenführers Dembinsky und ein dreischneidiges Dolchmesser, wie wir sie in Ungarn schockweise confiscirt haben."

„Das ist stark!" ließ sich der General vernehmen. „Die Rebellion ist seit einem Jahre erdrückt. Der Mensch muß sich auf seiner langen Flucht von Ungarn oder Siebenbürgen also in zahllosen Herbergen herumg'trieben haben! Wie kommt's, daß man ihn nicht schon lange gefangen?"

„Es muß doch noch," bemerkte das fromme Fräulein, „eine Masse Leute geben, die von den Niederlagen noch ungebessert sind und in ihrer Verstocktheit ausharren!"

„Mehr, mehr, als wir nur annehmen!" rief der Bezirkshauptmann lebhaft zustimmend. „Ich sage mir alle Morgen, daß wir noch auf lange hinaus alle Hände voll zu thun haben werden, um in einem großen Theile der Bevölkerung das gute Prinzip wieder zu wecken und den revolutionairen Beelzebub auszutreiben."

„Herr von Rack," fragte Cornelia mit sichtlicher Befangenheit und einem an dergleichen Dingen bei ihr durchaus ungewöhnlichem Interesse, „halten Sie diesen Menschen für einen Flüchtling, ich meine für einen sogenannten politischen Flüchtling oder gar —" die Worte wollten ihr auf den Lippen ersterben, „für einen Verbrecher?"

„Ich wäre glücklich," erwiderte von Rack mit vollendeter Galanterie, „die umständlichste Auskunft ertheilen zu können, aber dies ist nicht möglich, bevor ich die Untersuchung geführt habe. In diesem Falle läßt es sich nur sagen, daß wir mit einem ausbündigen Rebellen zu thun haben; ich glaube keine allzu weitgreifende Vermuthung zu wagen, wenn es mir scheinen will, daß das Mittragen eines Dolchmessers auf einer jedenfalls langen und mühseligen Flucht sehr verdächtig sei. Ein Dolch ist ein sehr überflüssiger und compromittirender Reiseartikel, welchen nur derjenige nicht wegwirft, der irgend einen Gebrauch davon machen zu können hofft. Ich wenigstens möchte mit solch einem Gaste nicht unter einem Dache schlafen!"

Cornelia stand, wie ganz außer sich, auf und verließ die Gesellschaft. Auf dem Corridor des Schlosses fand sie Frau Hassenfeld mit Koß im Gespräch.

„Was haben wir gethan!" rief sie, ihrer Gesellschafterin bestürzt in die Arme fallend. „Ich höre vom Bezirkshauptmann, er sei einer der gefährlichsten Menschen —"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „Polizeileute darf man in solchen Fällen nicht fragen. Seitdem mein Mann flüchtig ist, weiß man auch ihm alle Laster anzudichten. Ich bin ganz gewiß, daß wir einen Unglücklichen und Verfolgten beherbergen und keinen Verbrecher. Sein Gesicht hat irgend etwas, was mich ruhig macht."

„Ach, wenn er —," hob Koß kläglich an, „welche Verantwortlichkeit hätte auch ich, weil ich Beistand geleistet!"

„Was liegt daran!" versetzte Frau Hassenfeld hart. „Man darf sich oft nicht fürchten, für eine gute Sache zu leiden."

„Ich thue heute Nacht kein Auge zu!" rief Cornelia, im Corridor verschwindend.

## Achtes Capitel.

### Die Untersuchung beginnt.

Kaum hatte Doctor Schmey Kraßnitz verlassen, als sich alle Gedanken der Familie Scheppkes dem Schicksale ihres Nachbars ausschließlich wieder zuwendeten. Die Verhaftung des Bergmüllers hatte überhaupt im ganzen Orte die größte Sensation gemacht und diese war um so intensiver, als Niemand die Verhängung jener Maßregel zu enträthseln vermochte, denn dadurch wurde die öffentliche Neugierde immerfort gereizt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Herr von Rack hatte zwar das Amtsgeheimniß gelüftet, aber aus dem auserwählten Kreise, wo dies geschehen, war nichts in's Publikum gedrungen.

Während die Gensd'armen auf der Verfolgung des Staatsverbrechers noch immer mit unermüdlicher Hast begriffen waren, schritt auch die Untersuchung mit dem Bergmüller mit gleichem Eifer vorwärts. Beinahe das ganze männliche und weibliche Dienstpersonal der Mühle wurde gleich in den ersten Morgenstunden auf das Amt vorgeladen. Selbst Hedwig wurde der nämliche Weg nicht erspart; sie mußte ebenfalls vernommen werden, ehe zu einem eigentlichen Verhör des alten Dubsky mit Erfolg vorgeschritten werden konnte.

Scheppkes war mit Philipp Stropp in der Bergmühle erschienen, als sich das Mädchen eben auf der Bezirkshauptmannschaft befand. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie vom alten Valentin, einem in der Bergmühle ergrauten Mühlknecht, daß auch dieser soeben auf dem Amte ein scharfes Kreuz- und Querfeuer von Fragen bestanden habe. Nach seinen Aussagen handelte es sich um eine Person, welcher sein Herr polizeiwidriger Weise Obdach gegeben hätte. Valentin, der, wie alle übrigen Dienstleute, nichts von der Sache wußte, erklärte den Verdacht gegen seinen Herrn für lügenhafte Angeberei eines bösen, rachebrütenden Menschen. Mit dieser oberflächlichen Andeutung über den wahren Sachverhalt mußten die Beiden zurückkehren und hofften, von Hedwig später Näheres zu erfahren.

„Nun, so muß es doch wahr sein," sagte Scheppkes auf dem Heimwege, „daß noch überall politische Flüchtlinge versprengt sind! Man hat es oft behauptet, ich habe es nie geglaubt. Dennoch glaube ich, daß die Behörde in diesem Falle mit übereiltem Mißtrauen gegen Dubsky, der ihr schon seit dem Jahr Achtundvierzig im Magen liegt, verfahren ist. Möglich, daß auch böswillige Angeberei, wie der Mühlknecht sagt, zum Grunde liegt."

„Hören Sie," erwiderte Stropp plötzlich mit bedeutungsvoller Miene, „ich habe eine Idee!"

„Welche Idee? Reden Sie, welche Idee?" fragte Scheppkes, stehen bleibend, sehr gespannt.

„Doch, dummes Zeug!" rief Stropp, wie über sich ärgerlich, so unüberlegt herausgeplatzt zu sein. „Es ist doch eine dumme Idee. Es ist nicht werth, daß wir davon reden."

„Was meinten Sie?" fragte Scheppkes mit kaum geschwächter Neugierde.

Stropp stand in Gedanken verloren und sah auf den Boden. Es war ihm nämlich eingefallen, wie Dubsky, der ihm doch bei seinem ersten Besuche jede Räumlichkeit der Mühle gezeigt, mit einem Kämmerchen eine Ausnahme gemacht habe. Er erinnerte sich genau, daß der Bergmüller den Schlüssel umgedreht und eingesteckt hatte und daß auf seinem Gesichte ein sonderbarer Zug von Verlegenheit wahrzunehmen war, als er, Stropps deshalb an ihn gestellter Anfrage ausweichend, die Treppe hinuntereilte.

Die Erinnerung an diesen Vorfall wäre ihm beinahe entwischt, wenn er sich nicht schnell besonnen hätte, daß er damit eine gravirende Waffe gegen den Mann, den er seinen Schwiegervater nennen wollte, in fremde Hände gebe. Er hatte daher weislich abgebrochen und versuchte der Sache eine andere Wendung zu geben, indem er plötzlich sagte:

„Es war allerdings eine dumme Idee, lieber Herr Scheppkes. Dennoch will ich reden, vorausgesetzt, daß es unter uns bleibt."

„Aber, Herr Stropp," rief Scheppkes, „ich ehre Sie zu viel und habe auch meinen Nachbar zu lieb —"

„Gut!" sprach Stropp. „Ich höre von Ihren Leuten, daß Hedwig ein Liebesverhältniß gehabt. Hat ihr Liebhaber nicht Werner geheißen?"

„Ja, Julius Werner," erwiderte Scheppkes.

„Ich höre auch," fuhr Stropp fort, „daß er in Folge eines Streites mit Dubsky freiwillige Dienste in Schleswig-Holstein genommen, kurz sich in die Revolution gestürzt habe. Weil man nichts mehr von ihm vernommen, hält man ihn für todt; nicht wahr?"

„Man glaubt das," erwiderte Scheppkes.

„Könnte er nun nicht leben," sagte Stropp, „aber so arg compromittirt sein, daß er sich doch nirgends zeigen dürfte?"

„Das könnte freilich der Fall sein!" mußte Scheppkes beistimmen.

„Könnte er nun nicht," fuhr Stropp fort, „eines Abends in der Bergmühle erschienen sein und um Unterkunft gebeten haben?"

„Das könnte er, aber mit welchem Recht wollen Sie das annehmen?"

„Mit welchem Recht? Das lassen wir vorerst bei Seite. Sie geben zu, es wäre möglich. Wenn Werner nun erschienen wäre, halten Sie es für wahrscheinlich, daß Dubsky bei seinen politischen Gesinnungen gesagt hätte: Gehen Sie weiter! Ich muß jeden Fremden laut amtlicher Verfügung, und wenn derselbe mein eigener Bruder wäre, bei der Polizei anmelden, sobald ich ihm Unterkunft gebe?"

„Das ist eine kitzlige Frage," erwiderte Scheppkes mit einem verlegenen diplomatischen Gesichte.

„Die Frage mag kitzlig sein," sagte Stropp, „doch für wen? Für Einen, der wie Dubsky gesinnt ist, schwerlich! Und wäre er wirklich in Zweifel gewesen, was er thun solle, so hätte ein Blick von Werner auf Hedwig geworfen, eine Anspielung, daß ihm der Tod durch Pulver und Blei drohe, hingereicht, den Alten umzustimmen und zu dem ge-

wünschten Entschlusse zu drängen. Ich glaube daher, lieber Scheppkes, daß der Bergmüller wirklich Jemand beherbergt hat und daß dieser Mensch Julius Werner war."

Das wollte Scheppkes nicht gleich in den Kopf, jedoch nach einigem Nachsinnen hatte er sich mit der Vermuthung vertraut gemacht und sagte:

„Das wäre mir nicht beigefallen! Weiß Gott, die Sache liegt nahe, daß jedes Kind darauf kommen kann. Sie haben einen Scharfblick, daß ich Ihnen mein Compliment mache. Doch um Gotteswillen, kein Wort darüber zu meinen Weibern! Das Weibervolk verschweigt am besten, was es gar nicht weiß."

„Wo denken Sie hin!" rief Stropp. „Sie halten es also für möglich?"

„Warum nicht?" sagte Scheppkes. „Als Vermuthung ist es jedenfalls sehr gut und mehr wollen Sie ja nicht sagen. Und mein Gott, Etwas muß der Haussuchung und vollends gar der Verhaftung zum Grunde liegen. Daß es nur eine Denunziation wäre, glaube ich mein Lebtag nicht. Unsere Behörden lassen sich nicht so bei der Nase herumführen."

„Gewiß nicht!" rief Stopp mit einer plötzlich aufsteigenden Aufregung. „Daß man aber den Werner nicht gefaßt hat! Er muß außer Hause gewesen sein. Es war jeder Ausgang besetzt."

„Vielleicht hat er Wind davon gehabt," antwortete Scheppkes. „Wäre er eben im Hause gewesen, so hätte Dubsky nicht den Muth haben können, dem Gensd'armen und sogar dem Aktuar entgegenzutreten. Ich habe wahrhaftig um ihn gezittert am ganzen Leibe!"

„Aber dieser Werner," sprach Stropp wie für sich, „hat der ein Glück! Welchen Gefahren ist er schon entronnen, und die gestrige Gefahr war gewiß nicht kleiner, als alle vorhergehenden."

„Ob er noch durchkommt," meinte Scheppkes, „und wie weit, das fragt sich! Man verfolgt ihn, die Grenze ist überall gut besetzt und der Telegraph hat schnelle Beine."

„Sie meinen?" rief Stropp, während sich sein finster gewordenes Gesicht aufklärte. „Ja, der Telegraph ist eine teuflische Erfindung. Wer weiß, ob man, während wir reden, den armen Werner nicht bereits beim Kragen hat."

„Gott behüte!" rief Scheppkes. „Es ist ein braver, junger Mensch gewesen, ein sehr netter Mensch! Meine Sarah hat sich mit ihm gern unterhalten und sagt, daß er voll Bildung gewesen."

„Was das aber für einen Eindruck auf Hedwig machen würde?" fragte Stropp.

„Mein Gott," erwiderte Scheppkes. „Ich wünsche ihr nicht, den Tag zu erleben. Der Mensch übersteht aber viel und am Ende wird sie sich trösten, wie Andere."

„Da haben Sie Recht," gab Stropp zur Antwort. „Hedwig wird sich trösten, wie alle Andern."

Sie traten in's Haus.

Indessen hatte das ganze Gesinde der Bergmühle das Verhör auf der Bezirkshauptmannschaft bestanden. Auch Hedwig war wieder heimgekehrt. Die Behörde hatte kein Resultat erreicht, sondern sich überzeugt, daß alle Vorgeladenen über die geheimnißvolle Beherbergung des Flüchtlings in vollster Unwissenheit waren.

Erst nach dieser Zeugenvernehmung wurde Dubsky in Begleitung eines Gensd'armen aus seiner Zelle in's Amtzimmer vorgeführt, wo ihn Herr von Rack, auf dem Divan sitzend, und der jugendliche Aktuar Auwald mit der Feder in der Hand am Schreibpult erwarteten.

Als Dubsky eingetreten war, entfernte sich der Gensd'arm auf einen leisen Wink seines Chefs, während Auwald sein Gesicht ängstlich abwandte und das Geschick bitter fühlte, an der wahrscheinlichen Verurtheilung des Bergmüllers, auf dessen schöne Tochter er seit lange heimlich ein Auge geworfen, mitarbeiten zu müssen.

„Auwald," sprach von Rack in finsterer Amtsmiene und in dem gemüthlosen Tone, welcher ihm eigen war, wenn er zu Gericht saß, und der im schärfsten Gegensatz zu der Liebenswürdigkeit vor Excellenzen und Comtessen stand. „Lesen Sie dem Bergmüller Dubsky von Kraßnitz das Protokoll vor!"

Auwald griff nach einem Bündel von Akten, indem er sich räusperte, um seiner versagenden Stimme beim Vorlesen einen einigermaßen männlichen Klang zu verleihen, worauf er mit äußerster Anstrengung seiner Pflicht nachkam.

Das Protokoll enthielt das Ergebniß der gestrigen Haussuchung, deren wesentlichen Inhalt wir, wie er vom Bezirkshauptmann selbst in der Soirée beim Grafen von Thieboldsegg mitgetheilt worden, bereits kennen.

„Ich fordere Sie nun auf," richtete Herr von Rack mit einer, freundliche Milde glücklich nachahmenden Stimme, das Wort an den Inquisiten, um durch den einschmeichelnden Ton ein rascheres Geständniß hervorzulocken, „ich fordere Sie nun auf, die Wahrheit, die volle Wahrheit ohne Umschweife auf die an Sie gestellten Fragen zu sagen. Wie Ihnen aus dem eben verlesenen Protokoll ersichtlich sein wird, liegt durch die Auffindung der bezeichneten Gegenstände in dem Kämmerchen des oberen Stockwerkes in der Bergmühle Ihrem Anklagezustande ein fester, objektiver Thatbestand zu Grunde, wiewohl die in Frage stehende, von Ihnen, dem stärksten Anschein nach, wissentlich beherbergte Person zur Stunde noch nicht ermittelt und verhaftet ist. Lassen Sie sich durch den letzteren Umstand nicht zu Ausflüchten verleiten, denn die vorgefundenen Gegenstände, sämmtlich wichtige, Sie tief gravirende Indicien, substituiren vor der Hand gewissermaßen das fragliche Individuum, welchem sie angehört haben. Ich fordere Sie daher auf, frei und offen, wie es einem Manne von wahrer Ehre geziemt, auszusagen, wer das Individuum ist und aus welchem Grunde Sie sich bewogen gefühlt haben, dasselbe vor den öffentlichen Sicherheits-Organen zu verheimlichen, respektive zu beherbergen."

Dubsky, dessen leicht aufflammendes Naturell in große Aufregung gerathen war, bestand sichtlich einen inneren Kampf mit sich, ehe er ruhig aber mit fester Stimme erwiderte:

„Ich bin aufgefordert, frei und offen zu reden, davon würde ich Gebrauch machen, selbst wenn es mir verboten wäre.“

Herr von Rack zuckte mit den Augen und kniff die Lippen zusammen, denn nach diesem Anfange glaubte er sich auf eine für eine Amtsstube rebellisch klingende Sprache gefaßt machen zu müssen.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Dubsky, die Miene des Bezirkshauptmanns wohl bemerkend, unerschüttert fort, „wer dem Gerichte den guten Rath gegeben, bei mir eine Haussuchung vorzunehmen; ich weiß nicht, wer die in dem Kämmerchen aufgefundenen Gegenstände dort zurückgelassen, und eben so wenig habe ich den Scharfsinn, zu sagen, wer in dem, wie das Protokoll sich ausdrückt, frisch aufgewühlten Bette gelegen habe. Da die ungarische Rebellion seit einem vollen Jahre unterdrückt ist, so können die fraglichen Dinge, der Brief von Dembinsky, die Kossuthnoten und alles Uebrige wohl schon ein ganzes Jahr in einer wenig besuchten Kammer meiner Mühle gelegen haben, ohne daß ich oder einer meiner Untergebenen dieselben bemerkt oder deren Gefährlichkeit verstanden hätte. Bei mir haben seit einem Jahre allerdings viele Menschen, die um ein Nachtlager gebeten, übernachtet und man wird sich hierorts erinnern, daß ich zahlreiche Anmeldungen durch meine Leute gemacht habe, wobei die Legitimationen oder Wanderbücher vorschriftsmäßig vorgelegt worden sind. Die Behörde hat dieselben geprüft und niemals eine derselben beanstandet Wäre es denn unmöglich, daß einer der Reisepässe erschlichen und die Behörde damit getäuscht worden wäre? — Könnte es nicht vorgekommen sein, daß Jemand, den die Polizei selbst unter meinem Dache ließ, die aufgefundenen Gegenstände zurückgelassen hätte, weil er dieselben weiter zu bringen für unnütz oder gefährlich gehalten? Hier ist also meine Antwort auf Ihre Frage, Herr Bezirkshauptmann, und ich weise somit alle Verantwortung von mir ab. Ich weiß nichts von Allem, was Sie mir zur Last legen, und wenn Jemand eine Schuld trifft, so ist's meine Dienstmagd, die verdient einen rechten Wischer, daß sie vermuthlich seit längerer Zeit in dem oberen Kämmerchen nicht aufgeräumt hat.“

Herr von Rack, der während dieser Rede eine hohe Probe von Mäßigung an den Tag gelegt und seinem Aerger über manche anstößige Aeußerung nur durch Augenzwinkern oder durch flüchtiges Berühren seiner schwarzglänzenden Perrücke Luft gemacht hatte, sagte hierauf:

„Sie haben nicht nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen. Ich hätte erwartet, daß Sie mir die Mühe ersparen, Sie durch weitere Beweise in die Enge zu treiben. Es war mir leicht, Ihnen in die Rede zu fallen und handgreifliche Unrichtigkeiten nachzuweisen, aber ich ließ Sie zu Ende kommen und stieß mich auch nicht an Ihrer Sprache, welche nur zu oft bis an die Grenze des Unziemlichen und mit der Würde meines Amtes Unverträglichen streifte. Sie sehen, daß unser sogenanntes altes und heimliches Gerichtsverfahren eine gleiche Freiheit der Vertheidigung gestattet, wie die Schwurgerichte, für deren Einführung Sie so viel geschwärmt haben. Das nebenbei, ich komme zur Sache. Nicht wahr, seit mehr als vierzehn Tagen hat kein Fremder mehr in der Bergmühle übernachtet?“

„Ich glaube,“ erwiderte Dubsky, „daß es so lange her ist.“

„Gut,“ sprach Herr von Rack. „Wie erklären Sie also, daß man in den letzten drei Tagen in dem in Rede stehenden Kämmerchen des oberen Stockwerkes bis in die tiefe Nacht Licht gesehen hat?“

„Das kann ich nicht erklären,“ gab Dubsky zur Antwort. „Es geschieht, wenn man zwanzig Leute im Hause hat, Mancherlei, was man nicht sieht oder was man nicht dulden würde.“

„Wie kommt es,“ fragte von Rack weiter, „daß gestern Abend unmittelbar nach der Haussuchung ein Unbekannter im Walde, besser gesagt, im Park des Grafen von Thieboldsegg von mehreren Personen gesehen wurde, welcher, wie die frischen Fußspuren an den feuchten Uferstellen des Teiches zeigen, seinen Weg von der Bergmühle genommen?“

„Der braucht nicht eben von mir hinaufgekommen zu sein,“ erwiderte Dubsky. „Die Fahrstraße geht doch oberhalb der Mühle am Schlosse direkt vorüber.“

„Sie könnten Recht haben,“ fuhr von Rack fort, „aber wir haben bei Ihnen ein paar alte Stiefel gefunden, welche Niemand in Ihrem Hause gehören, noch irgend Jemand an den Fuß passen und welche unser Schuhmachermeister auf gerichtliches Befragen für kein böhmisches, sondern ein ausgemacht fremdes, vermuthlich ungarisches Fabrikat erklärt. Wenn nun diese alten Stiefel in die Fußstapfen am Teiche vollkommen, ja scharf passen, sollte dann der Schluß zu keck sein, den ich daraus ziehe, daß dort dasselbe Individuum gegangen, welches diese Stiefel in dem Kämmerchen zurückgelassen?“

„Das mag höchst scharfsinnig gedacht sein,“ erwiderte Dubsky, „da aber Niemand einen Fremden in meinem Hause gesehen, so kann es doch nicht stichhaltig sein. Die Stiefel sind da, das ist wahr, aber ich frage, wo ist der Mensch?

„Die Stiefel können doch nicht durch's Fenster in die Kammer hineingeflogen sein!“ schrie der Bezirkshauptmann barsch auf, faßte sich aber schnell wieder und sprach mit neugesammelter Engelsgeduld weiter:

„Mit einem Worte, Sie werfen sich auf das Läugnen. Sie läugnen, räumen aber keines der zur Last gelegten Dinge hinweg. Wie ich sehe, sind Sie nicht der Mann, der bei weiterem Hin- und Hersprechen die traurige Vertheidigungsmethode aufgiebt, welche zwar den Richter peinigen, aber die Anklage nicht aufheben kann.“

„Ich weiß von der Sache nichts,“ sagte Dubsky energisch, während er mit dem Taschentuch über sein hochrothes, mit Schweißperlen bedecktes Gesicht hinfuhr.

„Ich weiß, daß Sie dabei stehen bleiben,“ erwiderte Herr von Rack, indem er das Protokoll, welches Auwald niedergeschrieben, in die Hand nahm und mit raschem Blicke überflog.

„Wir werden schwerlich,“ sagte er dann, zu

Dubsky gewendet, „des Weiteren viel mit einander zu verhandeln haben. Ich mache Sie dennoch aber auf die Folgen aufmerksam, welchen Sie sich durch die befolgte Taktik aussetzen. Kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird bei dem vorliegenden Thatbestande annehmen, daß sich das in Rede stehende Individuum nicht in Ihrem Hause aufgehalten, und daß Sie von dessen Aufenthalt nichts gewußt haben. Es wird Jedermann sogar einleuchten, daß Sie die fragliche Person ganz besonders unter Ihre eigene Obhut gestellt und sogar die Mitwissenschaft Ihrer eigenen Hausleute verhindert haben. Bei so bewandten Umständen ist eine zweifache Auffassung möglich. Entweder Sie haben den Menschen, ohne dessen politische Straffälligkeit gekannt zu haben, aus einer nicht weiter denkenden Gutmüthigkeit bei sich aufgenommen und dadurch die Vorschriften der Fremdenpolizei überschritten, oder Sie haben, was bei Ihrem Vertheidigungssystem wahrscheinlich ist, den vollen Umfang der auf Sie fallenden Verantwortung eingesehen, derselben aber mit kluger Vorsicht auszuweichen geglaubt. Ist das Erstere der Fall, so sind Sie sehr leichtsinnig gewesen, ist das Letztere der Fall, dann haben Sie aus Opposition gegen die Regierung und Sympathie mit der Partei des Umsturzes einem flüchtigen Rebellen Vorschub geleistet und damit einer der Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches über Hochverrath wissentlich entgegen gehandelt. Auf den ersten Fall der Unkenntniß des fraglichen Individuums ist bei unseren väterlich milden Gesetzen eine unerhebliche Strafe gesetzt und ich hätte dieselbe in Rücksicht auf ein freies Geständniß auf das Minimum herabgedrückt. Im zweiten Falle aber — der liegt vor, liegt er nicht vor, ist es nicht meine Sache, die Ermittlung durchzuführen — bin ich nicht competent. Ich habe dann nur die Voruntersuchung zu leiten und die Akten an's Kriegsgericht einzusenden. Hiermit habe ich Ihnen die Sache auseinandergesetzt und Sie müssen sagen, daß Ihr eigener Advokat Ihnen keine lichtvollere und besser gemeinte Darstellung der gerichtlichen Consequenzen zu geben vermöchte —"

Dubsky's Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, in welchem sich große Ueberraschung mit Schrecken mischte.

„An's Kriegsgericht?" sagte er dann. „Und wie viel Monate der schrecklichsten Haft erwarten mich? Und wie viel meiner Leute werden eingezogen werden müssen?"

„Sie wollen es nicht anders," erwiderte von Rack achselzuckend.

„Ich werde Monate in der Untersuchung zubringen," sprach Dubsky, das ganze Gewicht des Gedankens fühlend, „ob schuldig oder unschuldig, die lange Haft bleibt im besten Falle nicht aus."

„Ihr eigenes Verschulden —" warf Herr von Rack, der aus der Niedergeschlagenheit des Bergmüllers Nutzen zu ziehen hoffte, scheinbar ganz gleichgültig hin.

„Daß es so mit mir steht," sprach Dubsky, „das hätte ich denn doch nicht gedacht!"

Herr von Rack las leise brummend ein Blatt, wie wenn er gar nicht zuhörte, während Auwald wie ein Mitangeklagter dastand und, so oft ihn ein Blick des Bergmüllers traf, sich einen Abgrund zu seinen Füßen wünschte, in welchen er versinken könnte. Dubsky's Niedergeschlagenheit und Kleinmuth war von kurzer Dauer. Seine derbe, heftige, im besten Sinne des Wortes mannhafte Natur brach sich mit Ungestüm Bahn.

„Das hätte ich nicht gedacht," rief er entschieden, „daß es ein so großes Verbrechen ist, einen Menschen, den die Kugel oder der Strick erwartet, zu retten! Ja," fuhr er im höchsten Affekt fort, „es ist wahr, ich habe mich eines Verfolgten, eines Unglücklichen erbarmt, ich habe ihn fünf Tage lang beschützt, ich hätte ihm die Mittel zur ferneren Flucht gegeben, und rechne es mir zur Ehre an! Ich bereue nichts, da ich ohne jeden Mitschuldigen bin, ich bedaure nur, daß ich nicht schon heute den Lumpen, welcher meinen Spion gemacht, bei den Ohren habe, um sie ihm herauszureißen!"

„Lieber Dubsky," sprach von Rack, der beim Beginn des Geständnisses sogleich aufgesprungen und dabei dem jungen Aktuar ein heimliches Zeichen, rasch zu protokolliren, gegeben, mit der liebenswürdigsten Miene, „jetzt sind wir auf dem besten Wege, uns zu verständigen, und Sie werden die Erfahrung machen, daß Offenheit, zu welcher ich Sie gleich anfangs aufgefordert, Ihre beste Vertheidigungswaffe werden wird. Ich nehme Ihnen Ihre bisherige Taktik nicht übel. Jeder will sich seiner Haut wehren, aber in allen Straffällen wird muthiges Bekennen den Richter am sichersten gewinnen. Ich ersuche Sie daher, fortzufahren und des Näheren anzugeben, wer der Mensch sei, woher und wohin er sich gewendet — —"

„Herr Gott," rief Dubsky mit eben so viel Ueberraschung als Entrüstung, „bin ich denn im Nu ein altes Weib geworden? Soll ich Einen, den ich gestern gerettet, heute verrathen? War das Asyl, das ich dem Flüchtigen geöffnet, eine Polizei-Wachtstube, in welche ich ihn eingelassen, um seinen Steckbrief anzufertigen? Wäre nicht der Spion, welcher mich in diesen Prozeß gestürzt, ein Ehrenmann im Vergleich mit mir? Ich sollte ihn verrathen? — Nein, und wenn es die ganze Bergmühle kostet und meinen Hals dazu!"

Dieser Ausbruch kam dem Bezirkshauptmann so unerwartet, daß er wie in den Wellen dieser kräftig vorgebrachten, affektvollen Worte fassungslos auf- und niedergeschaukelt wurde.

„Sie sind aufgeregt," sprach er nach einer kleinen Pause gemessen, in seinem vorigen Vertrauen auf's Aergste getäuscht. „Es geschieht zu Ihrem Besten, wenn ich heute abbreche."

Er schellte. Der Gensd'arm trat ein und führte den Bergmüller ab.

„Ich glaube gar," sprach von Rack, Auwalds Gesicht fixirend, „Sie sind ergriffen?"

„Entschuldigen Sie," stotterte Auwald erröthend, „einem Neulinge ist Mancherlei neu — ich habe bis heute viel zu viel in der Familie gelebt — aber — es wird sich schon machen!"

## Neuntes Capitel.

**Worin der Gast im unbewohnten Schloßflügel auftritt.**

Während unser wackerer Müller Dubsky in fester Haft saß und dem traurigsten Schicksal entgegensehen mußte, hatte der Flüchtling in dem hocharistokratischen Schlosse eine Freistätte gefunden, welche der Gens-d'armerie unnahbar, beinahe geheiligt war. Gleichwie er aber über die Familie Dubsky trübe Tage gebracht, hatte er auch seinen jugendlichen Beschützerinnen nicht geringe Verlegenheiten bereitet. War man auch schon über die Besorgniß hinaus, daß man in ihm einen vielleicht im gewöhnlichen Sinne gemeinschädlichen Gesellen beherberge, so waren wieder Bedenken anderer Art aufgetaucht, auf welche man anfangs nicht gefaßt war, wie nahe dieselben auch lagen. Man hatte sich nämlich nicht gleich klar gemacht, als man dem Verfolgten das Asyl öffnete, daß man damit die förmliche Pflicht übernehme, ihn auch in eine definitive Sicherheit, die nicht einmal jenseits der Grenzen, sondern erst in der Schweiz zu finden war, zu bringen, nicht nur aus dem Grunde, weil die rettende That unvollkommen und halb gethan wäre, sondern weil die Beschützerinnen selbst dann noch compromittirt werden konnten, wenn der Flüchtling in jeder beliebigen Entfernung ergriffen würde.

Stundenlang waren Frau Hassenfeld, Cornelia und der alte Koß beisammen gestanden, um die gewünschte Lösung der schwierigen Frage zu Wege zu bringen. Natürlich fiel die ganze Last der Berathung auf Frau Hassenfeld, welche die entschiedenste und weltkundigste unter den Dreien war. Das Schloßfräulein war in dieser Angelegenheit ohne jede selbstständige Meinung, wiewohl unendlich geneigt für die Ausführung eines guten zweckdienlichen Rathes jedes Opfer zu bringen; der alte Koß hingegen war in der Auffindung von Auswegen und Rettungsvorschlägen höchst unproductiv, wahrhaft unerschöpflich aber in Er- und Auffindung bedenklicher Einwürfe, so oft ein Vorschlag zur Sprache gekommen war. Diesem alten Lakaien, der sonst der bravste, zuverlässigste Mann war, schwanden zuweilen die Sinne, wenn er sich in eine Geschichte verwickelt sah, in welcher er auf einer Seite förmlich gegen die hohe Regierung conspirirte, um einen ihrer Feinde am Leben zu erhalten, auf der anderen gegen die bekannten Grundsätze seines Brodherrn sündigte und diese Schuld im Complot mit dessen Tochter in's Werk setzte.

Und wer war dieser bis dahin allen Dreien wildfremde Mensch, welcher sich ihnen eines Abends in der Mitte des Weges vom Schlosse zur Einsiedlerklause Hülfe anrufend entgegengeworfen, um so endlose, mit Verantwortungen verbundene Sorgen zu verdienen? War es nicht natürlich, begreiflich, verzeihlich, daß alle Drei ohne Ausnahme zuweilen, wenn auch nur momentan, von einem Gefühle befallen wurden, das bis zur Reue hinanreichte? Welche Consequenzen waren hingenommen worden, weil das erschreckte, zarte Frauenherz flüchtig höher schlug und über jede kleinliche Bedachtnahme hinweg fremde Lebensgefahr mitempfand und vor einer andern entgegengesetzten Reue, vor dem eigenen Vorwurfe der Lieblosigkeit zitterte.

Jene damalige Nacht hatte in dem wellenlos heiter dahinfließenden Leben Cornelia's nicht ihres Gleichen. Tief aufgewühlte Empfindungen, die ganze Verwirrung in einer neuen und zugleich kritischen Lage, das erste Bewußtsein einer heimlichen und vielleicht folgenschweren Handlung in einem offen daliegenden jungfräulichen Gemüthe blieben auch am nächsten Morgen und den ganzen folgenden Tag auf dem blaß herabgestimmten Incarnat ihres edlen Gesichts und den nervös gespannten Mienenzügen verzeichnet.

Diese innere Unruhe legte sich zwar einigermaßen, als Frau Hassenfeld das dem Flüchtling angewiesene Versteck in dem unbewohnten alten Schloßflügel besucht und den räthselhaften Unbekannten gesprochen hatte. Wenn auch durchaus nicht anzunehmen war, daß seine Angaben über seine Herkunft thatsächlich richtig seien, so hatte man doch die Gewißheit gewonnen, daß seine Zurückhaltung in den exceptionellen Verhältnissen selbst begründet war und keinen seinen Retterinnen nachtheiligen Trug zur Quelle hatte. Daß er unter Anderem entschieden in Abrede stellte, je im Leben den seinetwegen in Untersuchung gezogenen Bergmüller gesehen und dessen Gastfreundschaft genossen zu haben, war eher geeignet, zu Gunsten des Beschützten einzunehmen, wie denn auch seine ganze Persönlichkeit, mit allen Sympathien, welche Jugend einflößt, ausgestattet, einen gebildeten, von edlen Gesinnungen beseelten Mann ankündigte, wofern nicht alle Menschenkenntniß eine leere Täuschung war.

Dazu floß noch eine große Beruhigung aus dem Ereignisse, dessen Schauplatz die Bergmühle gewesen. Durch Herrn von Rack, der allabendlich zu Besuch kam, in alle Details der schwebenden Untersuchung eingeweiht, konnten die beiden Frauen mit Richtigkeit den Schluß machen, daß Dubsky, ein höchst achtbarer Mann, sich keines Unwürdigen angenommen. Sie mußten vermuthen, daß der Müller den Flüchtling sogar näher kenne, da er ihn selbst vor Gericht nicht zu schützen aufgehört und seine Fürsorge sogar bis zur Selbstaufopferung getrieben hatte.

Das war die rein innere Seite der Angelegenheit, deren befriedigende Gestaltung aber keine der Schwierigkeiten zu ebnen vermochte, welche der endgültigen Lösung, den Flüchtling in Sicherheit zu bringen, entgegenstanden. Gerade durch die allmälig emporkeimende Ueberzeugung, daß man einen aus dem großen Haufen hervorragenden Menschen vor sich habe, erhöhte sich die Aufgabe und die angstvolle Pflicht, das einmal übernommene Werk nicht halb, sondern voll und ganz zu thun.

Wie aber sollte dies geschehen? Ein Entschluß war kaum mehr zu verschieben, denn bei der Menge der Gäste war der Flüchtling selbst in dem unbewohnten Theile des Schlosses vor einer Ueberraschung nicht sicher. Dort lag der Kaisersaal, so genannt, seitdem der römische Kaiser Karl VI. ein Mittags-

mahl daselbst eingenommen, und an diesen stieß eine ganze Reihe von Cabinetten im Rococogeschmack, welche besonders für Damen viel Anziehungskraft hatten. Wäre ein Aufschub nicht gefährlich gewesen, so hätte die Fortschaffung des heimlichen Gastes die Hälfte ihrer Schwierigkeit verloren. Im gegenwärtigen Augenblicke aber waren die Augen aller Behörden der ganzen Umgegend wach, weil man dem ganzen Hergange nach gewiß war, daß der Verfolgte in dem allernächsten Reviere sich noch immer versteckt halten müsse.

Cornelia war aus der Sonntagsmesse auf ihr Zimmer gekommen, als Frau Hassenfeld bei ihr eintrat.

„Haben Sie," war Cornelia's erstes Wort, „keinen Plan über Nacht ausgesonnen?"

„Da ist guter Rath theuer," erwiderte Frau Hassenfeld. „Doch besser, wir warten noch einige Tage, wie schwer es gehen mag, als daß wir eine Uebereilung begehen."

„Es ist eine fatale Geschichte!" rief Cornelia. „Tag und Nacht, überall wird man von ihr verfolgt. Nicht einmal in der Kirche habe ich Ruhe gehabt. Meine Augen waren auf Hedwig, die vor einem Seitenaltar kniete, wie geheftet. Das arme Mädchen scheint durch das Schicksal ihres Vaters schrecklich betroffen worden zu sein. Unbeweglich, den Kopf tief auf die zusammengelegten Hände gestützt, glich sie eher einer Bildsäule als einem lebenden Wesen. Ein Bauer hatte gegen das Ende der Messe aus Unachtsamkeit mit seinem Hute das Glas eines Heiligenbildes eingedrückt. Aller Augen fuhren hin, nur Hedwig, hinter welcher es unmittelbar geschehen, sah sich nicht um, rührte sich nicht. Wie sie leidet, sagte ich zu mir, und doch hat sie nur, wie ihr Vater, wie ich — wie wir, mit Jemand Erbarmen gehabt!"

„Sie hat Niemand, als ihren Vater," sprach Frau Hassenfeld. „Und glauben Sie, daß der Bergmüller, wenn es noch so glücklich geht, vor einigen Monaten aus der Untersuchung herauskommt?"

„Was Sie sagen!" rief Cornelia schrecklich überrascht. „So lange sollte es dauern?"

Sie wurden von Koß, der eben eintrat, unterbrochen. Er machte ein äußerst trübes Gesicht.

„Was giebt's denn wieder?" fragte Frau Hassenfeld.

„Das ist ein recht toller Mensch!" gab Koß zur Antwort. „Als ich ihm heute das Frühstück bringe, trägt er mir auf, der Dame, welche ihn schon einmal besucht hat, zu sagen, er wünsche sie im Laufe des Tages noch zu sprechen, denn er habe die Absicht, sobald es Nacht würde, seine Weiterreise anzutreten."

„Wie will er das thun?" riefen beide Damen überrascht.

„Das sagte er nicht," erwiderte Koß. „Ich habe ihm aber gleich erwidert, daß er froh sein könne, daß wir ihm hier Unterkunft geben, und auf jeden Fall bleiben müsse, so lange wir selbst ihm nicht die Wohnung kündigten. Ich hab's ihm rund heraus gesagt, er sei ein Rappelkopf, der den Bergmüller in's Unglück gestürzt und nun durch seine Voreiligkeit auch seinen neuen Gönnerinnen Unheil bereiten wolle."

„Was treibt ihn?" rief Frau Hassenfeld höchst verwundert.

„Sie sollten gleich hinaufgehen," sagte Cornelia hastig, „und ihn sprechen!"

„Dann hat er noch gesagt," fuhr Koß auf's Neue fort, „und das war der Hauptunsinn, er wünschte das junge Fräulein zu sehen, das an seiner Rettung Theil hat. Er möchte ihr zum Abschied seinen Dank sagen."

„Weiß er, wer ich bin?" rief Cornelia zusammenzuckend und erbleichend.

„Keinesfalls," erwiderte Koß, „sonst würde er das doch nicht so mir Nichts dir Nichts gewagt haben. Darauf habe ich zu ihm gesagt, daß das ein ganz verrückter Gedanke sei, an den er nicht weiter denken solle."

„Das war aber eben nicht das Gescheiteste," fiel Frau Hassenfeld ein, „was Sie erwidern konnten. Gerade diese Antwort kann ihn bei einigem Scharfsinn auf die Spur bringen. Sie konnten ruhig sagen: das Mädchen ist gestern verreist, oder es ist die Verwalterstochter unseres Grafen und ist mit ihrem Vater auf einen Meierhof gefahren. Das wäre besser gewesen."

„Mein Gott!" rief Koß ganz wild, „jetzt soll ich noch die Schuld haben, wenn es herauskommt, daß die gnädige Comtesse dabei gewesen ist! Das Lügen habe ich nicht studirt, und es ist schon Schurkerei genug, daß ich in meinen alten Tagen hinter dem Rücken meines gnädigsten Herrn mit operiren muß!" Er jagte zur Thür hinaus.

„Ich will gleich hinaufgehen und ihm den Marsch machen!" sagte Frau Hassenfeld ernst und gedankenvoll. „Das wäre die schrecklichste Ueberstürzung, ihm und uns verderblich!" Sie war bei den Worten rasch an die Thür getreten.

„O gewiß," erwiderte Cornelia mit besorgten Mienen, „Sie müssen es ihm um jeden Preis ausreden. Er muß warten!"

Mit mehrmaligem Kopfnicken die vollkommenste Uebereinstimmung ausdrückend, eilte Frau Hassenfeld hinaus. Zu dem Asyl des Flüchtlings in den unbewohnten, alterthümlich erhaltenen Schloßflügel führten zwei verschiedene, weit auseinandergelegene Wege, der eine über eine Wendeltreppe, der andere über eine breite steinerne Stiege. Beide waren durch Thüren abgeschlossen, welche nur bei höchst seltenen Gelegenheiten geöffnet wurden. Zu der Wendeltreppe war leicht und unbemerkt zu gelangen und auf diesem Wege hatte man den Flüchtling hinaufgebracht. Von dieser Seite aus hatte er den ersten Besuch der Frau Hassenfeld erhalten und war schon gewohnt, den alten Koß von dort kommen zu sehen, wenn dieser, was dreimal des Tages geschah, die nöthigen Lebensmittel hinaufschaffte. Frau Hassenfeld huschte die Wendeltreppe rasch hinauf und gelangte an die sogenannten chinesischen Cabinette, die den Namen von den bizarren Wandgemälden trugen und deren letztes den Flüchtling beherbergte.

Dieser stand erwartungsvoll und wie auf der Lauer in der Mitte des Zimmers, als Frau Hassenfeld rasch die Thür öffnete, und erst als er sie als

eine seiner Retterinnen erkannt hatte, lächelte er ihr mit freundlichen Mienen entgegen.

Es war ein junger Mann von etwa sechs bis siebenundzwanzig Jahren von einer hohen, mageren, aber stark gebauten Gestalt, deren gefälliger, in die Augen springender Adel durch den allereinfachsten, ziemlich abgebrauchten Anzug nicht zu entstellen war. Sein männlich schönes Gesicht schien durch das schwarze Kopfhaar, die dunkelglühenden Augen und das auf der Oberlippe sich kräuselnde Schnurrbärtchen noch blässer, als es war. Auf der hochgewölbten, klaren Stirne und um die schöngeformten geistsprühenden Augen herum lag Nachdenken ausgeprägt, und ein Ernst, welcher durch die feinen Züge um den Mund, das schöngebildete Kinn und die sanftgebogene, ziemlich stolz vortretende Nase hervorgehoben und zugleich gemildert wurde. Die Energie, welche der ganze Kopf verrieth, verlor durch die Beimischung eines schwärmerischen Anhauches Nichts von ihrem Ausdruck, sondern gewann an poetischem Interesse. Dieser gewinnende, den Mann von Bildung verrathende Eindruck war zunächst der von der Natur verliehene Empfehlungsbrief, welcher die beiden Damen unbewußt bewogen hatte, dem Zuge ihres Mitleids ohne Zaudern zu folgen.

Als Frau Hassenfeld eingetreten war und sich auf den an der Wand hinlaufenden, gepolsterten Sitz hingeworfen hatte, um Athem zu schöpfen, fiel ihr das so überaus interessante Aussehen ihres Schützlings eigentlich zum ersten Male vollkommen klar in die Augen, denn im Parke hatte sie ihn nur wie im Traume, einer genauen Beobachtung nicht fähig, und bei ihrem letzten Besuche kurz vor einbrechender Nacht im täuschenden Zwielicht gesehen. Ihr Vorsatz, ihm, wie sie sich's vorgenommen, eine scharfe Zurechtweisung wegen seines überstürzten Entschlusses zu ertheilen, schmolz plötzlich tief hinab und sie sann nach, wie ihre Absicht im Einklange mit der eine gewisse Achtung fordernden Persönlichkeit des Fremdlings zu erreichen sei.

„Ich bin sehr erfreut, daß Sie kommen," redete sie der Flüchtling mit klangvoller Stimme an. „Koß wird Ihnen gesagt haben, daß ich reisefertig bin?"

„Wir haben es mit Schrecken vernommen!" rief Frau Hassenfeld. „Sind Sie denn bei uns so schlecht aufgenommen worden, daß Sie ohne Rücksicht auf alle Gefahren aufbrechen wollen?"

„Wie undankbar wäre ich," erwiderte der Flüchtling, „wenn die Erinnerung an die zwei jugendlichen Damen, die so viel Muth und so viel Hochherzigkeit gezeigt, je in meinem Herzen erlöschen könnte! Sie haben mich nicht allein aus den Fesseln befreit, und mich unter Ihre schützenden Fittiche genommen, sondern auch meinen Glauben an die Menschen, der durch tausend Beispiele von Schwäche, Selbstsucht und Abfall arg erschüttert war, neu befestigt. Mit Worten vermag ich Ihnen nicht zu danken, aber es werden, wenn mir ein längeres Leben beschieden ist, Zeiten wiederkommen, wo ich besser in der Lage sein werde, den mir ewig denkwürdigen Aufenthalt in diesem Schlosse anzuerkennen. Sie haben für mich Alles gethan, es ist nicht möglich, durch weiteren Aufschub mehr für mich zu thun. Ich aber muß daran denken, Sie einer gefährlichen Last zu entheben und darf unter diesem gastlichen Dache nicht vergessen, daß ich noch weiter muß, wie wenn ich der ewige Jude wäre!"

„Sie sind sehr rücksichtsvoll", versetzte Frau Hassenfeld, „aber es fragt sich, ob es schon an der Zeit sei, uns, wie Sie sich ausgedrückt haben, der gefährlichen Last zu entheben. Durch den Prozeß des Bergmüllers sind alle Gerichte wach und die umliegenden Straßen müssen äußerst unsicher sein. Wollen Sie aus Ungeduld Alles auf's Spiel setzen und uns in eine peinliche Verantwortung stürzen?"

Nachdenklich warf der Flüchtling seine Blicke zu Boden und sagte, die Augen zu der vor ihm sitzenden Frau wieder erhebend, mit unzweideutigem Antheil, wie einfach auch die Worte klingen sollten:

„Was vernimmt man über den Gang der Untersuchung gegen diesen Bergmüller?"

„Entschieden ist noch Nichts," erwiderte Frau Hassenfeld, „welches Ende es aber auch nimmt, der Bergmüller wird nicht leichten Kaufs davonkommen."

„Was Sie da sagen!" rief der Flüchtling, sich über die Stirn fahrend. „Was kann man gegen ihn haben! Ich war nicht unter seinem Dache, ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht! Im Lande der Willkür sind eben die Hallucinationen des Verdachtes ein strafbarer Thatbestand und der Schein gilt als Beweis!"

„Doch nicht!" entgegnete Frau Hassenfeld. „Der Bergmüller hat offen erklärt, daß er einem Flüchtigen Unterkunft gegeben, weigert sich aber ihn näher zu bezeichnen, wie man es von einem Ehrenmanne und Feuerkopf, wie er Einer ist, erwarten kann."

„Ich war es nicht!" warf der Flüchtling hin, sich abwendend. Eine kleine Pause trat ein, worauf er sich lebhaft umkehrte, und sagte:

„Wäre ich es, so frage ich Sie, was sich thun ließe, den braven Mann nicht für mich leiden zu lassen? Mein Auftreten stürzte ihn noch tiefer hinein. Ich bin es aber nicht."

Er wandte sich wieder um.

Frau Hassenfeld, der der bewiesene Tact und die ganze Wendung wohlgefiel, ließ sich nicht irre führen und erwiderte ruhig, aber mit einem verschleierten Vorwurf:

„Wir können nicht von Ihnen so viel Vertrauen beanspruchen —"

„Weil Sie mir blos die Freiheit, das Leben gerettet haben!" rief der Flüchtling mit einer gegen sich selbst gekehrten Ironie. „Jedermann," fügte er dann hinzu, „hat am Ende das Schicksal seiner politischen Gesinnungen zu tragen! Doch wir kommen von der Hauptsache ab. Erklären Sie mir freundlichst näher, welche Folgen ich auf Sie lade, wenn ich heute das Asyl verlasse und noch in dieser Nacht von einem bösen Genius ausgeliefert würde?"

„Sie fragen?" rief Frau Hassenfeld bestürzt.

„Sie werden zugeben," sprach der Flüchtling weiter, „daß ich ungesehen und sicher den nahen Wald erreichen kann. Dann bin ich frei — frei, wie sich das dort tummelnde Wild im ungehegten

Revier — ich bin zwar nicht sicher, mir bangt aber dann nur um mich allein auf meinem einsamen Pfade, nicht mehr um irgend einen meiner Schuldgenossen! Glauben Sie denn, daß ich hier oben gar so sicher bin? Ein Zufall kann schon morgen zur Entdeckung führen, und ich müßte meine Flucht vielleicht unter den bedenklichsten Aussichten antreten. Mir und Ihnen stände ein böser Tag bevor. Lassen wir ihn nicht kommen! Bleiben kann ich hier ohnehin nicht, warum nicht heute thun, was bald doch geschehen muß?"

„Nur noch einige Tage!" rief Frau Hassenfeld inständig.

„Die werden Nichts ändern," versetzte der Flüchtling kaltblütig. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir im Stillen zustimmen und nur dem raschen Entschlusse ausweichen. Sie werden damit fertig werden, wie ich es geworden bin. Ich sage Ihnen Lebewohl!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie, nachdem er sie warm gedrückt hatte. Frau Hassenfeld, eine nüchtern und praktisch denkende, aber warm fühlende Frau, war eigenthümlich bewegt aufgesprungen.

„Sie mißverstehen mich," rief sie. „Ich fürchte nicht für uns, wir wollen Sie nicht preisgeben! Wir haben Sie halb gerettet, wir wollen Sie ganz retten! Ueberstürzen Sie Nichts!"

„Ihre Theilnahme rührt mich," erwiderte der Flüchtling ergriffen, „sie bürgt mir dafür, daß sich auf meinem weiteren Wege noch mitleidsvolle Herzen meiner annehmen werden! Sie sind eine edle Frau! Seit ich aber so tief in Sie geblickt, bereue ich hundertfach, daß ich gehen werde, ohne meine zweite Retterin wiedergesehen zu haben. Kann ich sie nicht mehr sehen?"

„Sie ist verreist," gab Frau Hassenfeld nach einer Pause leise zur Antwort.

„Ich sehe sie zwar," fuhr er fort, „und werde sie immer so sehen, wie sie, ein Sträußchen in einer Hand, den Strohhut in der andern, neben Ihnen am Teiche einhergeht, wie sie, als ich hervorstürze, erschrocken zurückfahrend, Ihren Arm faßt und mich anblickt! Wie sie mich anhört und ohne die Lippen zu bewegen, mir in der ersten Bewegung des Herzens mit ihren schönen Augen antwortet, welche zwar voll Bestürzung auf mich schauen, aber von einem edlen Erbarmen leuchten, und dem Verlorenen in der tiefsten Finsterniß einen Ausgang zeigen! Ich werde dieser That ewig gedenken, aber es wird mir viel kosten, die Erscheinung meiner Retterin zu vergessen!"

Seine Züge, welche, während er gesprochen, von innerer Bewegung geleuchtet hatten, wurden, als er geschlossen hatte und, die Hand an die Stirn legend, durch das offene Fenster in's Blau des Himmels hinaufstarrte, von einem wehmüthigen Schatten bedeckt.

„Es thut mir leid," erwiderte Frau Hassenfeld, die seinen Gedankengang leicht errieth, „daß Sie das Mädchen nicht sehen können. Sie ist mit ihrem Vater auf längere Zeit verreist. Sie ist die Tochter des gräflichen Verwalters —"

„Sie —" rief er mit einer Miene, die es zweifelhaft ließ, ob er enttäuscht oder angenehm überrascht war. „Ich hätte beinahe geglaubt —" Er brach ab.

„Was haben Sie geglaubt?" fragte Frau Hassenfeld neugierig.

„Alberne Träumeri!" rief der Flüchtling. „Als wäre Schönheit ein Privilegium eines höheren Standes! Die Nähe des Schlosses, ich weiß selbst nicht was, hat mich verführt. Die Erziehung der Comtessen erweitert nicht das Herz und lehrt nicht aufopferndes Eingreifen zum Besten Anderer, und ich habe — o wie absurd, wie absurd!"

„Da haben Sie sich freilich geirrt," sagte Frau Hassenfeld mit erkünsteltem Lachen.

„Sie ist eine einfache Bürgerstochter," fuhr der Flüchtling fort, „wäre sie es nicht, so könnte ich ihren Besitz dem Adel mißgönnen, so könnte ich, so müßte ich —" er brach ab, eine seltsame Exaltation hatte sich seiner bemächtigt. Erst nach einigem Nachdenken sprach er maßvoller weiter:

„Wenn Sie mich ansehen — diesen Rock — eine Jacke auf heimlicher Flucht einem Jägerburschen im Walde eilig abgekauft — diese Weste, mir von einem braven Manne gespendet, welcher sicherlich keine überflüssige im Leben besessen hat und doch mein Kaufanbot zurückwies — wenn Sie alles Uebrige ansehen, was an mir hängt, reif für einen Trödelmarkt — dann können Sie mich, wenn Sie mich weiter hören, für einen Narren halten! Und doch hat es schon mit mir anders gestanden, besser als mit Hunderttausenden von Sterblichen und wird wieder so stehen, wenn das Glück mich nicht im Stiche läßt, das Glück, welches bis jetzt meine Rettungsversuche begleitet! Ich bin — doch es ist unnütz — Sie werden noch von mir hören und lebe ich nicht mehr, so ist Alles gesagt! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich aus dem politischen Schiffbruch mehr als mein nacktes Leben in's Exil mitnehmen werde, dennoch wird mich ein hohes Gefühl in die Ferne begleiten und meine Sehnsucht nach dem Vaterlande verdoppeln! Das herrliche Mädchen bleibt in mein Herz gegraben, und da keine Schranken des Ranges zwischen mir und ihr bestehen, so bricht sich der Wunsch in mir mit allem Ungestüm Bahn, eines Tages meine Retterin mein zu nennen!"

„Sie lassen sich von Ihrem Danke zu weit hinreißen," erwiderte Frau Hassenfeld mit Lachen, doch auch verlegen. „Wenn der Druck aufhört, unter welchem Sie das Gelöbniß machen, werden Sie das, was ich und die Verwalterstochter für Sie gethan, kälter beurtheilen und richtiger schätzen."

„Niemals, niemals!" rief der Flüchtling.

„Uebrigens," fügte Frau Hassenfeld in der Absicht, ihm jede Hoffnung abzuschneiden, hinzu, „ist das Mädchen verlobt und wird in kurzer Zeit ihre Hochzeit halten!"

Ueberrascht, ja bestürzt starrte der junge Mann Frau Hassenfeld an, ehe er, ihre Hand fassend, sagte: „Dann leben Sie beide wohl! Sagen Sie ihr nichts von diesem Gespräch — oder Alles, bis ich fort bin!"

Da alles Zureden, zu bleiben, vergebens gewesen, entfernte sich die freundliche Besucherin so heimlich, wie sie gekommen.

## Zehntes Capitel.

### Handelt von der Verwalterstochter.

Frau Hassenfeld hatte, als sie wieder zu Cornelia hinabgekommen war, die Unterredung mit dem Flüchtling so getreu wiedererzählt, wie es nur das Gedächtniß vermag. Der Heirathsantrag, welchen die vermeintliche Verwalterstochter erhalten, mußte Heiterkeit erregen, und man hätte noch mehr gelacht, wenn im Uebrigen die ganze Situation nicht so grausam ernst gewesen wäre. Der durchweg günstige Eindruck, welchen das Aussehen, die Sprache und das ganze Benehmen des Fremdlings auf Frau Hassenfeld hervorgebracht, mußte bei der Mittheilung nothwendiger Weise auf die junge Gräfin selbst übergehen, da sie ein unbedingtes Vertrauen auf das richtige Urtheil und die herzliche Ergebenheit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin setzte. Ebenso mußte sie von der Huldigung, welche sie unter der Adresse der Verwalterstochter empfangen, ohne Vorwurf der Eitelkeit schmeichelhaft berührt werden, wie sie auch darüber gelächelt hatte. So kam es, daß sich in ihr der Wunsch unwillkürlich regte, den Schützling, wenigstens verstohlen und von ihm unbemerkt, zu sehen, ehe er sich vielleicht für immer ihren Augen entzogen haben werde. Dieser Wunsch, den sie sich aber vor ihren Vertrauten zu äußern hütete, war sicherlich verzeihlich. Was war natürlicher, als der Drang, Jemand sehen zu wollen, für den sie so viel gethan und gewagt, der unzählige ihrer Gedanken an sich gerissen und ihr so viel ängstliche, stürmische Herzschläge, wie kein zweiter Mann auf Erden, gekostet hatte! In ihrem Wesen selbst lag noch die tiefere Begründung. Trotz ihres adeligen Ursprungs und ihres Lebens in hohen Kreisen war Cornelia von den Tugenden und Untugenden der Welt- und Modefräulein himmelweit entfernt. Sie gehörte zu den Naturen, deren echt weiblicher Stempel, trotz der allgemeinen Eindrucksfähigkeit des Frauengeschlechts, nicht einmal durch die Verlockungen eines täglich vor die Augen tretenden Beispiels zu fälschen, ja kaum zu berühren war, weil die scharfen Idiosynkrasien des Gemüthes alle Wirkungen aufhoben. Das Herz, welches bei ihr die bestimmende Gewalt über Alles übte, hatte nicht die ihm so oft gefährliche Einbildungskraft zu fürchten; erst, aber dann erst, wenn es lieblich oder schmerzlich getroffen, bewegt, gefaßt war, konnte es die Phantasie wagen, ihre Verführungskünste zu versuchen. Sanfte Milde, interesseloses Mitgefühl, langes, treues Festhalten an dem einmal Empfundenen, ein im tiefsten Selbst seliges Verweilen waren die Grundzüge des Mädchens, insofern sich dieselben aus dem kindlichen, dem Weltverkehr beinahe fremden Treiben des bisherigen Lebens zurückspiegelten.

Cornelia's Gesicht war der treue Abdruck dieses Innern. Man hatte sie oft im Orte, nicht mit Unrecht, mit der Bergmüllerstochter verglichen, dennoch war ein Unterschied; die junge Gräfin war die idealisirte Hedwig. Ein poetischer Hauch, eine heitere Anmuth war über die reinen, ebenmäßigen Züge hingestrahlt, aus den schönsten blauen Augen loderten die keuschen Flammen einer idealen Sehnsucht hervor und die zarten, sanften Blicke, welche gern auf dem Gegenstande, auf den sie fielen, lange ruhten, sprachen eine innige Vertiefung, ein seelenvolles Eindringen in das Geschaute aus. Um den jungfräulichen Mund, der von jeher gewohnt war, mehr zu verschweigen, als er zu sagen hatte, spielten Güte und Sanftmuth, doch auch schalkhafte Genien, wenn er sich zum Lächeln öffnete. Es wohnte in dem Wesen eine Seele, welche für stilles, rein inneres Glück und nicht für die pomphaften, hoffährtigen Triumphe der großen Welt geschaffen war und nicht selten in Stunden einsamen Nachdenkens diese Bestimmung schon fühlte.

Die Vorurtheile, in welchen sie durch ihren Stand und die geringe Kenntniß der unter ihr stehenden Sphären der Gesellschaft befangen sein mußte, beschränkten sich doch nur auf die äußerliche Gemessenheit und waren eigentlich nur theoretischer Natur, denn sobald irgend ein rein menschliches Gefühl in's Spiel gekommen war, brachen gewöhnlich alle stolzen Schranken zusammen.

Dieser Anlage nach war der Act der Menschlichkeit, einen Verfolgten zu retten ein edles Selbstgenügen, und es war selbstverständlich, daß dieses Ereigniß, welches in die sonnige Helle ihrer sorglosen Jugendtage hineingefallen war, tiefgehende Spuren in ihr Gemüth eingraben mußte. Die anfängliche Besorgniß, mitcompromittirt zu werden, hatte durch die vortheilhafte Schilderung des Flüchtlings aus dem Munde ihrer Vertrauten den selbstischen Charakter verloren und sich zu der vollkommensten Theilnahme an dessen fernerem Geschicke gesteigert und geklärt.

Tiefe Wolken verdüsterten ihr schönes Gesicht, als sie vernommen hatte, daß der Flüchtling am heutigen Abend das Asyl räumen und sein Leben dem Winde und den Wellen wieder überlassen werde.

Diese Stimmung begleitete sie, als sie in das Wäldchen hinabkam, wo die hohen Gäste sich vor der Mittagstafel versammelt hatten. Es war ein schwüler aber schöner Tag.

Cornelia hatte sich neben ihren Vater schweigend gesetzt und nahm eines der großen Journale, welche neben dem Sitze des Diplomaten aufgestapelt lagen, in die Hand.

„Aber, liebes Kind," rief der Vater mit scherzhafter Verwunderung, „seit wann interessirst Du Dich für Politik?"

„Es ist nur Zeitvertreib," erwiderte Cornelia verlegen und vergrub das Gesicht in dem Blatte.

„Werfen's das Zeug weg!" rief ihr der alte General Greifenstein im väterlichen Warnungstone zu. „Wenn ich nicht die Militärernennungen lesen müßt', ich würd' ein solches Papier das ganze Jahr nicht anrühren, außer wenn ich einen Fidibus für meine Pfeifen brauch'. Am allerwenigsten taugt das Zeitungslesen den Weibern, die waren am allerbravsten, wie sie noch nichts g'lesen haben, als ihre Gebetbücher. Verderben's sich nicht Ihre schönen Augen."

„O, das schadet ihnen nicht, General!" rief ihm Cornelia lachend zu, im Lesen fortfahrend.

Der Ausfall auf Zeitungen und Bücher, dem alten Haudegen ein verhaßtes Feindesgebiet, kam der frommen Gräfin Sophie sehr gelegen. Sie war unermüdlich, Fehler an ihren Mitmenschen zu entdecken, und überglücklich, dieselben durch Zurechtweisungen und Moralpredigten zu bessern.

Sie hatte schon lange, während sie sich fatiguirt stellte, wie eine lauernde Katze die junge Gemahlin des Generals beobachtet, die mit dem stattlichen Rittmeister Haldenried in lebhafter, bald mit lautem Lachen, bald mit vertraulichem Flüstern geführten Unterhaltung einen schattigen Seitengang des Schloßwäldchens auf und ab ging. Da sie keine so feinen Ohren hatte, um das Gesprochene aus solcher Entfernung zu hören und auch die Beiden nirgends schicklicher Weise belauschen konnte, so begnügte sie sich, das Gespräch zu errathen und dessen Inhalt zu verdächtigen.

Der General hatte ihr selbst den längst ersehnten Anlaß dazu gegeben, sein Ausfall auf Lectüre hatte eben so gut seiner Gemahlin, ja noch mehr als Cornelia gegolten, und der Gräfin war wohl bekannt, daß sich das ungleiche Ehepaar wegen dieses Gegenstandes nicht selten zu bekriegen pflegte.

„Sie gehen zu weit, lieber Greifenstein," sagte sie, „wenn Sie alle Lectüre verdammen! Es giebt wohl Bücher, welche das Herz veredeln und die Sitten regeln. Leider sind es aber nicht die Werke, nach welchen unsere Jugend greift. Man will sich die Phantasie erregen, die Gefühle exaltiren und die Sinne mit den raffinirtesten Darstellungen berauschen lassen. Leonie —"

„O hören's mir mit meiner Frau in diesem Punkt auf!" rief der General ganz ärgerlich emporzappelnd.

„Ich lobe ja Ihre Frau," sagte Gräfin Sophie ihre Worte betonend. „Ich sah bei ihr ein Buch, das man nicht hoch genug schätzen kann, ich sah sie in demselben gestern und vorgestern in frühester Morgenstunde lesen. Dieses Buch vereinigt Poesie und Religion —"

„Da haben Sie halt," rief der General, „die andern Bücher nicht g'sehen, die keinen Schuß Pulver taugen. Die hat sie schockweise! Nun, was war das für ein Buch?"

„Die Märtyrer von Chateaubriand," gab die Gräfin zur Antwort.

„Wo liegt Chateaubriand?" fragte der General. „Ich bin in der Geographie schlecht zu Hause."

„Chateaubriand," berichtigte die Gräfin, „heißt der Verfasser."

„Ja so!" rief der General. „So könnte aber doch auch ein Ort oder ein Schloß irgendwo in Frankreich heißen. Wir sind aber von der Sache abgekommen, Theuerste, und ich bleib' gern bei der Stange. Wenn das Buch, wie Sie sagen, wirklich gut ist, so weiß ich, daß meine Frau nichts d'raus lernen wird."

„Aber, lieber General —" sagte die Gräfin mit hinterlistiger Milde im sanft flehenden Tone.

„Die hat den Kopf schon zu überspannt," fuhr der General, sich erhitzend, fort. „Die Romanmacher haben ihr schon den gesunden Menschenverstand überschraubt, sie denkt mehr an Schiller, und wie all die alten und neuen Dichter heißen, als an ihren Mann und die Küche."

„Sie sind heut übler Laune," intervenirte Frau von Wallhof, die bisher ruhig dagesessen hatte. „Sie haben eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Frau. Das erkennt alle Welt an, alle Welt!"

„Nur der eigene Mann sieht nix davon," erwiderte der General, verdrießlich auflachend. „Sie ist schon durch ihre Bücher so g'scheit, daß ich ihr nix mehr recht machen, daß ich nix mehr recht reden kann. Bald heißt 's, wenn ich mit ihr aus der Gesellschaft komm': O das war plump von Dir! Das war schrecklich derb! Ich hab' mich geschämt! Ich war ganz starr! Das ist Dein unglücklicher Casernenstyl! — Schockschwerenoth! Ich habe es drei nacheinanderfolgenden Kaisern und fünf ausländischen Souverainen recht gemacht, wie meine Orden bezeugen, da werd' ich es auch einem Frauenzimmer recht machen, das noch nicht auf der Welt war, als ich schon längst zum Hauptmann avancirt bin!"

Die Gräfin hatte ihn wirklich in eine zornige Aufwallung hineingeredet, aber da hatte sie ihn eben wo sie ihn haben wollte, um ihm einige Eifersucht gegen Haldenried beizubringen. Er war, sich in die Brust werfend und laut schnaufend emporgesprungen und bei Seite getreten, wo er im gemessenen Schritte auf und ab ging.

„Aber, lieber Greifenstein," begann die Gräfin, die ihm nachgegangen war, wieder, „wenn ich gewußt hätte, daß ich die unschuldige Veranlassung werde —"

„Ah, da machen Sie sich keine Scrupel!" sagte der im tiefsten Grunde gutmüthige und harmlose Mann. „Das ist eine alte Geschichte!"

Seine Aufwallung war wieder vorüber, das Gesicht verlor von seiner tiefen Röthe.

„Da sieht man," versetzte Gräfin Sophie, ihn freundschaftlich am Arme nehmend, „daß Diejenigen nicht böse sind, welche recht poltern!"

„Oder," paraphrasirte der General mit seinem alten Humor, „daß die Hunde nicht beißen, die bellen!"

„Für meinen Theil," sagte die Gräfin, sich dem Ziele nähernd, „ist es mir lieb, daß Ihre Frau Nichts von unserer kleinen Debatte gehört haben kann. Sie ist zum Glück in die Unterhaltung mit dem Rittmeister so vertieft —"

„Der Rittmeister," gab der General zur Antwort, „ist ein gescheiter Mensch. Der läßt sich auch nix Ueberspanntes gefallen."

„Die Männer," rief Gräfin Sophie, „haben in der Regel die größte Nachsicht mit Frauen, wenn diese jung und schön sind. Der Rittmeister wird auch kein weißer Rabe sein."

„Ist mir auch recht!" warf der General, der im Punkte der Eifersucht eine überaus dicke Haut haben mußte, gleichgültig hin.

„Ich erstaune über Ihr Pflegma," rief die Gräfin, die Augen verdrehend und die Hände zusammenschlagend. „Wäre es Ihnen denn gleichgültig, wenn

sich Ihre Frau verliebte und Sie sich selbst den Vorwurf machen müßten, daß Sie nicht rechtzeitig eingeschritten wären und die Gelegenheit nicht zerstört hätten, welche Diebe macht?"

„Das Verlieben wird nicht so geschwind gehen," sagte der General mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Leonie ist nicht imflamabel. Verdruß hat es schon unter uns genug gegeben, doch im Punkte der Liaisons ist meine Frau von jedem Tadel frei und ich vertraue ihr da ganz. Umgekehrt, hat auch sie mir niemals eine Eifersuchts-Scene gemacht."

„Aber es könnte doch der Fall sein, daß so viel Vertrauen —" wollte die Gräfin, über solches, wie sie glaubte, verblendetes Vertrauen außer sich vor Aerger, einwenden, als ihr der General lachend in's Wort fiel:

„Dummes Zeug! Ungelegte Eier koch' ich nicht, weder weich noch hart!"

Die Gräfin verstummte. Ihr sank der Muth, da sie sah, daß der alte Soldat keine Ader vom Mohren von Venedig habe, aber sie hätte doch gewiß neue Ansätze gemacht, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf eine vierspännige Reisekalesche gefallen wäre, welche so eben die steile Allee hinauf dem Schlosse zufuhr.

„Wer mag das sein?" fragte man sich, da eben kein Besuch in den nächsten Tagen erwartet wurde. Der Graf von Thieboldsegg, welcher mit Zeichen einer unruhigen Neugierde nach dem Wagen geblickt hatte, war aufgestanden und dem Schloßthore zu gegangen, indem er ziemlich unverständlich, wie Einer, der Etwas, was ihm ungelegen kommt, ahnt, zwischen den Zähnen murmelte: „Ich glaube gar — er kommt schon!"

Die übrige Gesellschaft verharrte auf ihren Plätzen. Inzwischen kamen auch Leonie und Haldenried herbei.

Der Graf war eben in die Schloßeinfahrt gekommen, als der Wagen stillhielt und einer der Lakaien, die den Reisenden begleiteten, den Schlag öffnete. Ein junger Cürassieroffizier von etwa einundzwanzig Jahren sprang heraus, indem er, den Grafen erblickend, von Weitem rief:

„Komme ich zu früh?"

„Jederzeit hoch willkommen, Durchlaucht!" erwiderte der Graf. „Kaum hatte ich den Vierspänner gesehen, als mir eine Stimme zuflüsterte, daß Sie es sein werden!" Er umarmte den Gast auf's Herzlichste, wie es bei solcher Stimmung nur ein sehr gewiegter Diplomat vermag.

„Es war zwar abgemacht, daß ich am Ende des Monats komme, indeß —", sagte der Cürassieroffizier.

„Ihre Ungeduld ist mir äußerst schmeichelhaft," gab der Graf zur Antwort.

„Bei Ihnen wimmelt es ja von Gästen, wie ich bemerkt habe! Wen haben Sie hier?" fragte Jener.

„Lauter Bekannte!" antwortete der Graf. „Sie werden selbst sehen!"

Sie gingen Arm in Arm in das Wäldchen, wo eine lebhafte Bewillkommnungsscene stattfand. Der Angekommene, Hugo Fürst von Kronenburg, der Träger eines der glänzendsten adligen Namen, Sprosse einer Familie, die seit Jahrhunderten eine Rolle gespielt, der künftige Besitzer zahlreicher Herrschaften, deren Areale sich mit einem größeren deutschen Fürstenthume messen durfte, der einzige Sohn eines frühgealterten decrepiten Vaters, hatte weder auf sein Aeußeres, noch auf sein Inneres den Stempel seines erlauchten Ursprungs gedrückt, sondern war von einem sehr alltäglichen Aussehen, wie eben auch jeder Landedelmann aussehen darf, welcher gut reiten, gut fahren und gut jagen kann. Seine Gestalt war knochig und untersetzt, aber weder edel, noch unedel; sein Gesicht mit der länglichen Nase, den grauen kleinen Augen und dem von vielen Zahnlücken entstellten Munde, durchaus alltäglich; nur die Abgelebtheit, welche aus den ermüdeten Zügen und dem gelben, um die Nasengegend bläulichen Teint hervortrat, konnte als etwas Charakteristisches gelten. Die kleine, enge Stirn, welche keine Intelligenz zeigte, erschien noch kleiner und enger, weil das kurz geschorene, in der Mitte ausgefallene Haar, ihre wahren Dimensionen rücksichtslos offenbarte.

Ebenso war auch an dem innern Menschen nichts Exceptionelles wahrzunehmen. Die Zunge war geläufig und verrieth frühzeitigen Weltverkehr, jedoch an der weltmännischen Abgeschliffenheit der Form, die an höheren Ständen sogar bei vollständiger Gehaltlosigkeit noch erfreut, war ein sehr fühlbarer Mangel. Seine Durchlaucht hatten bis dahin zu wenig Zeit für gebildeten Umgang übrig gehabt, und waren von Pferden, Jagdhunden und Ballettänzerinnen zu ausschließlich in Anspruch genommen gewesen, so daß nur die ungenirte, hohe Sicherheit, ja Dreistigkeit, den Menschen entgegenzutreten, das einzige Merkmal des grand seigneur war.

An den inhaltlosen Plaudereien, welche derartige Besuche zu eröffnen pflegen und die bis zur Mittagstafel dauerte, hatte sich Cornelia nur höchst selten, und da nur nothgedrungen betheiligt. Der Fürst, den sie aus den Gesellschaften von Wien kannte, war keine bei ihr beliebte Person. Sie fand ihn fade, nichtssagend, gleichgültig, er ward ihr aber erst unausstehlich, seit er sich auf einem Balle des vergangenen Winters besonders viel um sie gekümmert und ihr mit einer auf keinen Rückzug bedachten, dareinfahrenden Siegesgewißheit die Cour gemacht hatte. Die Gleichgültigkeit steigerte sich zur Aversion.

Man begab sich endlich zur Tafel, die im Freien abgehalten wurde. Der Fürst bot Cornelia den Arm, während der Graf seine Aufnahme bei Seite beobachtete. Die Comtesse überlieferte sich ihm mit aller Passivität. Unterwegs sagte er mit Nonchalance:

„Hab' ich Sie nicht zum letzten Mal beim Baron Schönwald zu Tisch geführt?"

„Ich war nie in diesem Hause," erwiderte Cornelia. „Es ist aber Ihrem Gedächtniß nicht zuzumuthen, daß Sie sich solche Bagatellen merken."

„Bagatellen!" rief der Fürst, sein steifes Schnurbärtchen streichelnd, mit galanter Entrüstung. „Sie scheinen gar nicht zu ahnen, welchen fabelhaften Eindruck Sie auf mein armes Herz gemacht haben."

Cornelia beantwortete diese Tirade mit eiskalten

Mienen, indem sie sich auf den ihr bestimmten Platz neben den Fürsten setzte.

Kronenburg hatte nicht die leiseste Ahnung, welchen Widerwillen er in immer steigendem Maße einflößte, während er die Speisen, bei steter Betheiligung an allen ringsum geführten Gesprächen, mit bestem Appetit und bestem Humor verzehrte. Auch Cornelia war sehr lebhaft, weit lebhafter, als es ihre Art war, nur daß sie ihre Conversation sehr selten und wo es kaum zu umgehen war, an den Fürsten richtete. Dieses Benehmen hatte übrigens nichts Auffallendes, außer für den Vater, der die Tochter entweder besser kannte, oder besser beobachtete. Nach kaum aufgehobener Tafel war aber Cornelia plötzlich verschwunden, ohne daß es eben etwas Aufsehen Erregendes hatte. Als ihr der Vater eine Weile später nachgegangen war, fand er sie auf ihrem Zimmer. Sie stand am Fenster.

„Warum ziehst Du Dich zurück?" fragte er scheinbar gleichgültig, indem er sich auf das Sopha hinstreckte.

„Findest Du es unpassend?" fragte Cornelia verwundert, einen forschenden Blick auf das apathische Gesicht des Staatmannes werfend, das nicht die geringste Spur innerer Unruhe wiederspiegelte.

„Nicht eben," gab er zur Antwort. „Ich habe sogar geglaubt, daß Du irgend einen Grund dazu hast."

„Mein Gott, welchen?" fragte Cornelia, den Vater offen, aber auch scharf anblickend.

„Bist Du in der Stimmung, etwas Ernstes zu hören?" fragte der Graf.

Sie sah ihn stumm an, wie wenn sie sich auf etwas Peinliches vorbereitete.

„Ich sage etwas Ernstes!" rief der Graf, der die Mienen der Tochter verstanden, mit leichtem Lachen. „Ich führe Dich irre! Es erwartet Dich im Gegentheil die angenehmste Ueberraschung."

„Laß hören!" sagte Cornelia ganz gespannt.

„Der Besuch des Fürsten," hub der Vater an, „kommt mir acht Tage zu früh. Da er aber einmal aus den Wolken zu uns herabgefallen ist, so müssen wir uns in die Umstände fügen. Ich muß mich daher sehr kurz fassen, wiewohl der Gegenstand einer längeren Vorbereitung vielleicht werth gewesen wäre. Doch streng genommen, ist diese gar nicht nöthig, da die Sache selbst so glänzend und ohne jede Schattenseite ist und sich auf den ersten Blick empfiehlt —"

Er hielt ein wenig inne, indem er Cornelia ansah, die wie eine Bildsäule zuhörte, ehe er fortfuhr:

„Hugo, der Dich in diesem Winter kennen gelernt, hat seinem Vater den großen Eindruck, den Du auf ihn hervorgebracht, geschildert und der alte Fürst hat im vollsten Einverständniß mit seinem Sohne sich in letzter Zeit in einem Schreiben an mich gewendet und darin um Deine Hand für Hugo geworben."

Cornelia bewegte sich nicht, war aber bleich geworden.

„Du sagst Nichts, mein Kind?" sprach der Graf.

„Ich will zuvor hören," erwiderte die Tochter, „was Du dem alten Fürsten geantwortet."

„Du willst erst von mir erfahren," sagte der Graf, „was so auf platter Hand liegt? Hugo ist ein liebenswürdiger junger Mann, einer der ersten Namen des Kaiserthums, ein Krösus und in Dich wahnsinnig verliebt. Die Heirath findet in den Kronenburg verwandten Kreisen den größten Anklang und ich sehe nicht ein, warum ich hätte zögern sollen, Dir eine, selbst von allen Deinesgleichen beneidete Stellung zu sichern und Dich zu einer der ersten Damen der Monarchie zu erheben."

„Niemals!" rief Cornelia mit einer heftigen Handbewegung.

„So antwortet man nicht," versetzte der Graf in einem sanft zurechtweisenden Tone. „Und wenn man verblendet genug wäre, eine solche Antwort zu finden, so sollte dieselbe aus langer, reifer Ueberlegung hervorgegangen sein. Einem so raschen Entschlusse kann nur kindischer Eigensinn zu Grunde liegen."

„Ich hätte geglaubt," erwiderte Cornelia mit großen Thränen in den Augen, „daß Du mich mehr liebtest!"

„Ist es nicht der höchste Beweis von Liebe," erwiderte der Vater, „daß ich die höchsten Güter und alle Ehren der Welt auf Dein Haupt häufen will? Ich hoffe, Du wirst zur Vernunft kommen, denn ein Rücktritt von unserer Seite ist kaum möglich, ohne daß ich mich mit einer allmächtigen Familie, der ich auf meiner langen Laufbahn viel schulde, vollständig überwerfe. Jetzt kennst Du die Sachlage und wirst Dich vorerst gegen Hugo rücksichtsvoller und mit mehr Tact als bisher benehmen."

Er verließ, nachdem er die letzten Worte in einem ungewohnt gebietenden Tone gesprochen, das Zimmer.

Cornelia war außer sich. Dieser Schlag war so unerwartet, so überwältigend gekommen. Nachdem sie eine Zeit lang traurig brütend, zum äußersten Widerstande entschlossen, dagesessen, eilte sie zu Frau Hassenfeld, um ihren Jammer in den Busen ihrer Vertrauten zu ergießen. Frau Hassenfeld, die den jungen Fürsten bei seiner Ankunft kaum gesehen hatte, mußte der Maßstab abgehen, um Corneliens Widerwillen gegen die Partie zu messen, dennoch stimmte sie, als treue Freundin, blind für Opposition, weil ihr nicht ihr eigenes Gutachten, sondern die Auffassung der Comtesse das Entscheidende schien. Vor der Hand gab sie sich Mühe, das Mädchen zu trösten und ihr die Umstimmung des Grafen in Aussicht zu stellen.

Mitten unter diesen eigentlich fruchtlosen Bemühungen war Koß mit äußerst besorgten Mienen eingetreten.

„Ich habe eben gehört," berichtete er, „daß der ganze Wald, der um den Park liegt, cernirt werden wird. Ein Gensd'arm, der eben vorübergegangen, hat es mir gesagt. Einige Bauern wollen Jemand gesehen haben, den man für den Flüchtling hält. Wenn er nun auf seinem Kopf besteht und geht, so giebt's ein Malheur. Ich bitte Sie um Gotteswillen, Frau Hassenfeld, gehen Sie zu ihm hinauf und ersuchen Sie ihn, ja befehlen Sie ihm, zu bleiben! Sonst geht es uns allen an den Kragen!"

Er schoß hinaus, da er im Garten nöthig war.

Dieses Intermezzo brachte in den beiden Damen einen gewaltsamen Gedankenumschwung hervor.

„Gehen Sie sogleich hinauf!“ rief Cornelia. „Ich hoffe, er wird nachgeben.“

„Ich zweifle nicht,“ erwiderte die Andere. „Uebrigens haben wir ihn ja unter Schloß und Riegel —“

Sie eilte hinaus.

Als sie den langen Corridor hinabgekommen und im Begriffe war, in den schmalen Seitengang einzubiegen, fand sie daselbst mehrere Schloßdiener mit den Lakaien des angekommenen Fürsten, von der frischen Kühle des Ortes angelockt, sitzen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß sie, da ihr die Gelegenheit günstig schien, diesmal den andern Eingang über die breite steinerne Stiege zu wählen.

Nachdem sie sich den Schlüssel verstohlen verschafft und sich vorsichtig umgesehen, öffnete sie sacht die rostige Eisenthür und sperrte sie wieder hinter sich ab. Sie war den Weg noch nie gegangen und es bedurfte einiger Orientirung, um sich in den weitläufigen öden Räumen zurecht zu finden. Als sie endlich auf einen schmalen düstern Gang getreten war, erkannte sie, daß sie sich an der Stelle befinde, die zu den chinesischen Cabinetten führe, aber auf der entgegengesetzten Seite von der Wendeltreppe aus. Hastig huschte sie den Gang hindurch und kam, nachdem sie noch zwei Zimmerchen durchlaufen hatte, vor der Thür des Flüchtlings an. Sie öffnete sie rasch, ohne die Antwort auf ihr flüchtiges Anklopfen abzuwarten.

Der Flüchtling war nicht in seinem Zimmer.

Frau Hassenfeld blickte um sich, sah aber nirgends weder ein Kleidungsstück, noch sonst einen Gegenstand, welcher den Aufenthalt eines Menschen kennzeichnet. War sie in ein unrechtes Zimmer gerathen? Auch die Bücher lagen nicht mehr auf den Tischen, die dem Gefangengehaltenen zur Unterhaltung hinaufgesendet worden waren und welche sie noch am Morgen dort liegen gesehen hatte. Das Zimmer — es war doch das Zimmer des Flüchtlings — sah dadurch wieder öde und verwaist aus, wie alle daranstoßenden.

„Sollte er fort sein?“ rief Frau Hassenfeld von Schrecken durchfahren, indem sie die Commode öffnete, um nachzusehen, ob nicht darin irgend ein Effect zurückgeblieben sei, welches auf die Anwesenheit des Vermißten schließen ließe. Die Commode war leer.

„Der Unglückliche!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend und rathlos rechts und links blickend. „Welche tolle, wahnsinnige Hast in die offene Schlinge zu springen!“

Mit Sturmeseile flog sie den Weg, den sie gekommen war, zu Cornelia wieder zurück, ohne die Zeit zu finden oder es für nöthig zu halten, die eiserne Thüre der steinernen Treppe zuzusperren.

„Er ist fort!“ rief sie in das Zimmer der Comtesse tretend.

„Wie hat er fortgekonnt?“ rief Cornelia bestürzt.

„Hätte ihn Koß heimlich entlassen — — um ihn los zu werden? —“ fragte Frau Hassenfeld mit Argwohn.

„Er hat uns ja selbst gebeten —“ entgegnete Cornelia.

„Das ist wahr!“ rief Frau Hassenfeld. „Ich bin ganz verwirrt. Wie kann er fortgekommen sein? Fortfliegen kann er nicht — doch halt! Sollte es nicht möglich sein, durch den alten Thurm in den Park hinabzukommen — ich meine durch eines der oberen Fensterchen einen der Bäume zu erreichen —“

„Was weiß ich!“ erwiderte Cornelia tonlos.

„Unmöglich ist es nicht!“ rief Frau Hassenfeld. „Am wenigsten einem Manne, dem die Lage alle Verwegenheit giebt und der auf einer so langen Flucht das Klettern hat üben müssen.“

„Mein Gott!“ rief Cornelia aufseufzend, „was hat ihn getrieben, sich und uns mit ihm in offenbare Gefahr zu begeben! Ueber mich bricht heute Alles zusammen!“

„Sehen wir uns den Thurm an!“ sagte Frau Hassenfeld, Cornelia an der Hand mitfortziehend.

„Es nützt zwar nichts,“ erwiderte die junge Gräfin zum Mitgehen bereit, „aber man erfährt vielleicht, woran man ist. Welche Sorgen!“

Sie waren ungesehen die steinerne Treppe hinaufgesprungen, nachdem sie jedoch diesmal das Thor wieder zugeschlossen hatten.

Cornelia, welche die öden Räume des alten Schlosses noch nie betreten hatte, fühlte sich unheimlich in dem Labyrinth feuchtkalter Gemächer. Das im Niedergange begriffene Sonnenlicht durchdrang nur schwach und matt die falben, grauen, mit Staub überklebten Scheiben der altmodisch hoch angebrachten Fenster. Frau Hassenfeld schritt entschlossen voran, die Richtung gegen den Thurm zu führend, Cornelia folgte zaghaft und ängstlich, wie ein Kind der Mutter im finstern Walde. Da ihr Gemüth ohnehin aufgeregt war, hatte die Phantasie leichtes Spiel. Das Mädchen wurde durch den Widerhall der Schritte, das Knarren der selten geöffneten Thüren und durch unkenntliche Gegenstände, welche halb in tiefem Schatten verhüllt, auf die Lauer sitzenden Unholden glichen, in Schrecken gesetzt.

Sie betraten den Kaisersaal, der sich vor ihnen in eirunder Form großartig und kirchengleich ausdehnte. Hier war es weit heller, doch wenig freundlicher. Der Hauch einer todten Vergangenheit war überall zu spüren und die vielen uralten, aus geschnitzten und vergoldeten Rahmen hervorsehenden Bilder, welche alle Wände bedeckten, gaben dem Orte ein düsteres, melancholisches Leben. Es waren lauter Portraits. Da hingen Cardinäle, alte Feldherren in Stahl und Eisen, mit Perrücken bedeckte Staatsmänner, vor Jahrhunderten begrabene Aebte. Man sah den Herzog Alba, den König Philipp von Spanien, eine ganze Figur in Harnisch, und den Infanten Don Carlos, ein bleiches, bartloses Gesicht von blödem Ausdruck, mit braunem, kurzgeschnittenem Haar, in einem weißen Wolfspelz und weißen Wamms, die Hand am juwelenbesetzten Dolche, ein berühmtes Bild, das durch den Staatsmann Wratislaw von Pernstein nach Böhmen gekommen. In der Mitte des Saales jedoch befand sich Karl der Sechste in übermenschlicher Größe. Der Kaiser, der im Krönungs-

ornate, in der einen Hand den Scepter, in der andern den Reichsapfel, daſtand, in ſpaniſcher Steifheit und Grandezza, ſchien den Blick, den Cornelia im Vorübergehen auf ſeine bleichen Züge geworfen, mit Geiſteraugen zu erwidern und die Urenkelin des Mannes, von welchem er eines Tages bewirthet worden, ganz beſonders ſcharf zu fixiren. Das Mädchen blieb unter ſolchem Eindruck durchfröſtelt ſtehen und ſagte, ihre Begleiterin am Arm feſthaltend:

„Hier iſt es wirklich unheimlich! Rufen wir Koß — er ſoll uns begleiten!“

„Ja,“ gab Frau Haſſenfeld lächelnd zur Antwort, „einſam und verödet ſieht es hier aus, aber was weiter?“

In dieſem Augenblicke war es Beiden, als ob ſich das Bild des Kaiſers ein wenig bewegt und ein leiſes Geräuſch an der Mauer verurſacht hätte. Cornelia zog mit einer zuckenden Bewegung ihre Hand am Arm ihrer Freundin, die ſelbſt ſtutzte, feſter zuſammen, aber ehe noch eine von ihnen zu Worte gekommen, fing ſchon das Bild ſich perpendikulär von rechts nach links zu verſchieben an und eine Mannesgeſtalt ſprang hinter demſelben hervor.

Cornelia ſtieß einen Schrei aus, während die Geſtalt unter dem Bilde ſtehen blieb, ohne ſich vorwärts zu wagen, und in einem freundlichen, ſich entſchuldigenden Tone ſprach:

„Erſchrecken Sie nicht! Ich bin es — der von Ihnen Gerettete! Ich bin —“

„Was treiben Sie für Poſſen!“ unterbrach ihn Frau Haſſenfeld, die den Flüchtling ſogleich erkannt hatte, mit einer Spur von Unwillen.

„Sie ſollen Alles hören!“ ſprach der Flüchtling, ſich auf ein paar Schritte nähernd. „Doch ſind wir allein?“

„Sie wollten heimlich fliehen —“ ſagte Frau Haſſenfeld, ſeine Frage umgehend, eilig.

„Im Augenblick dachte ich nicht daran,“ ſprach der Flüchtling. „Als ich vor einer kleinen halben Stunde auf meinem Zimmer ſaß, hörte ich Jemand von einer Seite heraufkommen, von welcher mir bis dahin noch Niemand genaht war. Auf ſolch einen Fall war ich immer, ſelbſt ohne die Warnungen des alten Koß, gefaßt und ſo hatte ich mir gegen eine allenfallſige Ueberrumpelung ſolcher Art einen Schlupfwinkel geſucht, als welcher mir die Niſche, welche ſich hinter dieſem Bilde befindet, vollkommen geeignet erſchien. Als ich nun Jemand kommen hörte, raffte ich alle meine Siebenſachen zuſammen —“

„Der Jemand war ja ich —“ rief Frau Haſſenfeld.

„Wie konnte ich das wiſſen!“ fragte der Flüchtling. „Wie, wenn Sie es nicht geweſen wären?“

„Daran habe ich nicht gedacht. Ich ſchlug den ungewohnten Weg ein, weil der Zugang zur Wendeltreppe nicht frei war. Sie ſind ohne Schuld. Sie haben jedenfalls klug gehandelt und wir verzeihen Ihnen den Schrecken, den Sie uns eingejagt haben.“

„Auch für mich war die letzte halbe Stunde keine angenehme,“ gab der Flüchtling zur Antwort. „Als ich hinter dem Bilde ſtand und die auch dieſem Verſtecke näherkommenden Schritte hörte, ſchlug mir das Herz. Als ſich vollends die Saalthüre öffnete, hielt ich mich ſchon für verloren. Ich dachte an meine Retterinnen, deren edles Werk hinter ihrem Rücken vereitelt wurde ... Da kamen Sie an dem Bilde vorbei, blieben ſtehen, ich hörte Sie ſprechen, erkannte eine der Stimmen und durch einen Riß im kaiſerlichen Mantel zuletzt auch die Umriſſe einer bekannten Geſtalt. Da war mir wieder, als ob mir die beiden Schutzengel auf's Neue erſchienen wären, ich mußte hervorſpringen und mich zeigen, um zu erfahren, was es vielleicht Ungewohntes gebe? Wo wollen Sie in ſo ſpäter Dämmerung hin? Iſt man mir auf der Spur? Was hat Sie ſchon früher auf mein Zimmer geführt?“

„Ich kam,“ gab Frau Haſſenfeld zur Antwort, „Sie zu warnen, ja Ihnen zu befehlen, ja nicht heute aus dieſen Räumen zu gehen. Schloß und Park ſind umſtellt, man ſucht Sie — man vermuthet Sie in der Nähe.“

„Doch wer iſt —“ rief plötzlich der Flüchtling, auf Cornelia zugehend, die ein paar Schritte hinter ihrer Geſellſchafterin ſtand, in einer Stimmung, die zwiſchen heimlicher Befriedigung und offener Beſtürzung über die unerwartete Begegnung ſchwankte. „Doch, wie kann ich fragen!“ rief er, als er näher getreten war und dem Mädchen in die Augen geſchaut hatte.

„Fräulein Anna,“ ſagte Frau Haſſenfeld ziemlich verlegen, „die Tochter des gräflichen Verwalters. Sie iſt unverhofft eben wieder zurückgekommen —“

„So ſehe ich Sie doch wieder!“ rief der junge Mann. „Was mir Niemand verſprechen konnte, bringt mir ein Zufall entgegen. Ja, Sie ſind es, ich erkenne Sie! Es iſt daſſelbe Bild, das begeiſterte Dankbarkeit meiner Seele für alle Zeiten eingeprägt hat, Zug für Zug — nicht nur ein ſchönes Phantaſiegebilde —“

„Es iſt wie eine Beſtimmung,“ ſprach Cornelia, die das Zufällige des Zuſammentreffens betonen und an die Spitze des weitern Geſprächs ſtellen zu müſſen glaubte, „daß ich Sie nur mit einer erſchütternden Ueberraſchung, wie damals im Walde, ſo heute in einer beinahe phantaſtiſchen Situation erblicken ſoll. Wir waren überzeugt — denn was ließ ſich anderes annehmen — daß Sie aus einer unbegreiflichen Ungeduld eine Wagethat ausgeführt und durch den alten Thurm ſich in's Weite geflüchtet hätten. Es iſt zum Glücke eine leere Angſt geweſen —“ ſie ſtockte, gern hätte ſie die letzten Worte zurückgenommen und in einer mehr verflachten Faſſung wiedergebracht.

„Könnten Sie es mir übel nehmen,“ ſprach der Flüchtling, „wenn ich eines Tages wie ein Dieb davon ſchliche? Ich habe zwar nicht daran gedacht, ſondern meine Abreiſe offen angekündigt, doch geſetzt, daß ich daran gedacht hätte — wäre ich nicht gerechtfertigt von der Pflicht, die ich habe, meine jungen Wohlthäterinnen von einem endloſen Zuſtand der Unruhe, einer wahren Verbrecherangſt zu befreien? Aber ich begehe nichts Ueberſtürztes! Hoch wie mein Leben ſteht mir die Rückſicht, Ihre gemeinſame Edelthat vor den geringſten böſen Folgen zu ſchützen! Mein Leben iſt mir zu theuer, um es den Schergen hinzu-

werfen, aber ich geize nicht damit, um mit demselben meine Retterinnen zu decken! Ich habe dies Leben hundertmal aufs Spiel gesetzt, als ich die rebellischen Waffen ergriffen — und wofür? Für das Allgemeine, zum Theil für einen Haufen mir gleichgültiger Menschen, die sich heute vielleicht von mir abwenden würden. Ich habe aus jugendlicher Begeisterung für Andere Alles gethan, nichts für mich; ich habe nicht Gewinn, nur Opfer vor Augen gehabt. Diese Jugendbegeisterung würde ich vielleicht heute bereuen und beklagen, wenn ich besiegt und verfolgt nicht Einige gefunden — unter welche Sie gehören. Um dieses kleinen winzigen Häufleins willen ist mein Leben jederzeit wieder feil!"

„Wir wissen, wie sehr Sie Theilnahme verdienen," sagte Frau Hassenfeld, die wie Cornelia von der hochgehenden Stimmung, welche die Worte des Flüchtlings kundgegeben, ergriffen und mit emporgetragen war.

„Es ist seltsam!" rief der Flüchtling im Ton der Verwunderung. „Ich bin hier auf dem Schlosse des Grafen von Thieboldsegg! In der Höhle des Löwen habe ich Unterkunft gefunden! Hier, unter diesem Bilde war ich versteckt. Der Vater der pragmatischen Sanction, die ich anzutasten gewagt, mußte mich verbergen! Ich hoffe, der Stern, der mich begleitet, ist noch nicht erbleicht! Ich werde auf sicheren Boden kommen. Ich werde Ihnen keine Verantwortlichkeit zurücklassen. Ich kenne die Grundsätze des Grafen, Fräulein," wandte er sich an die Gräfin, „Ihr schönes Mitleid würde der Mann als Verbrechen ansehen. Er würde es nicht Sie allein, sondern selbst Ihren Vater, der in seinem Dienste ist, entgelten lassen — zwar, wenn nichts weiter wäre, für den Verlust vermöchte ich ihn leicht zu entschädigen —"

„Wäre es damit nur abgethan," sagte, um Cornelia zu necken, Frau Hassenfeld mit einem Anfluge von Humor. „Der Graf würde auch dem Revierförster die Heirathsbewilligung, die er ihm gegeben, zurücknehmen. Wie entschädigen Sie Anna für die verlorene Partie?"

„Führen Sie mich nicht so in Versuchung!" rief der Flüchtling hoch hinausathmend, während Cornelia, die an diesem Scherze gar keinen Geschmack verspürte, weil ihr augenblicklich Kronenburg einfiel — ihre Begleiterin betroffen am Kleide zupfte. — „Fräulein Anna," fuhr er fort, „was würden Sie sagen?"

„Man müßte sich in die Umstände fügen —" erwiderte Cornelia, zur Antwort gepreßt, um nur etwas zu sagen.

„Sie sind von einer Entschlossenheit," sprach der Flüchtling, „Sie sagen es in einem Tone, welcher mich schließen läßt, daß Sie kaum eine glückliche Braut sein können."

„Mein Gott," rief Cornelia, von der Wahrheit des Wortes durchbohrt mit leidenschaftlicher Unruhe. „Es wird spät! Wir müssen fort, Frau Hassenfeld!"

Sie eilte an die Saalthür.

„Sie bleiben!" sagte Frau Hassenfeld. „Ihre Hand darauf!"

„Hier ist sie!" gab der junge Mann mit schmerzbewegter Stimme zur Antwort. „Ich bleibe und wollte, daß ich nie aus diesem Schlosse herausmüßte und herauskönnte!"

---

## Elftes Capitel.

### Handelt von Hedwig und ihrem Freier.

Wir haben die Person Philipp Stropps ihre bisher so bescheidene Rolle in unserer Erzählung spielen lassen, ohne sie mit irgend einem Commentar zu begleiten. Wir hatten die Absicht dabei, sie dem Leser so vorzuführen, wie sie Allen erscheint, die Stropp, ohne etwas über sein Vorleben zu wissen, zum ersten Male sehen. Unserer Meinung nach soll der Erzähler die Persönlichkeiten bringen, wie das Leben sie bringt, ohne dem Eindruck vorzugreifen, den sie Schritt für Schritt auf uns machen. Kommt dann der Moment, wo der Kern des Charakters sich offenbart, dann lüftet sich von selbst auch der Schleier .....

Philipp Stropp, ursprünglich Jurist, hatte schon mit zwanzig Jahren seine Studienlaufbahn aufgegeben und war in das Geschäft seines älteren Bruders als Agent eingetreten. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß er hierzu nicht zu brauchen war. Er betrachtete seine Reisen als reine Vergnügungstouren, ein toller Trieb nach Genuß jeder Art verführte ihn zu rasenden Ausgaben und machte ihn für jede geordnete Existenzform untauglich. Der Bruder ließ sich lange hintergehen. Er hielt große Stücke von Philipps kaufmännischem Talent; seine Schulden, die ihm nur theilweise bekannt wurden, schienen ihm nur Folgen eines letzten Ueberrestes von studentischem Leichtsinn zu sein. Aber es sollten ihm die Augen bald ganz geöffnet werden. Als er den Bruder einmal mit großen Geldsummen nach Ungarn geschickt, um Fruchteinkäufe abzuschließen, war dieser plötzlich verschwunden. Wochen, Monate vergingen, von Philipp war nichts zu hören, selbst die Nachforschungen der Polizei lieferten kein Resultat. Da trifft man ihn unter fingirtem Namen in einem ungarischen Badeorte, der durch seine Spielbank berüchtigt ist. Es war eine böse Nacht, als Arnold den falschen Baron in seinem Zimmer überfiel und sein Cassabuch anzusehen verlangte. Das Defizit war riesengroß. Trotzdem stieß Arnold den Verschwender nicht sogleich aus dem Geschäft, er nahm ihn, durch die Reue, die er äußerte, getäuscht, nach Wien zurück und wollte durch die strengste Ueberwachung einen ähnlichen Vorfall künftighin unmöglich machen. Philipp wurde knapp gehalten und erhielt einen Aufseher oder Mentor in der Person eines Arnold Stropp treu ergebenen alten Commis. Da vernimmt man plötzlich, daß Philipp neben seinem offenkundigen Quartier noch ein zweites hat, wo gespielt wird und kleine Soupers stattfinden, bei denen eine bekannte Theaterprinzessin die Honneurs macht. Man forscht nach, wie es sich mit diesen Soupers und ihrer Schutzgöttin verhalte. Nicht richtig. Philipp hatte es verstanden, seine Finger in die Casse zu stecken und den Rest eines colossalen Auf-

wandes durch Schulden zu decken. Da endlich riß die Geduld des Bruders. Er jagte unerbittlich den jungen Thunichtgut fort und sagte sich öffentlich von ihm los.

Philipp, vom Bruder aufgegeben, von Gläubigern verfolgt, jeder geordneten Thätigkeit abhold und ohne Aussicht irgend einer Art, fühlte den Boden unter sich weichen. Er erschien wohl mehrmals im Büreau seines Bruders und drohte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, Arnold aber zuckte kaltblütig die Achseln und schien zu sagen: „es wäre das Beste, was Du thun könntest!“

Nach langem Müßiggang, der durch die leichtsinnigste Schuldenmacherei gefristet wurde, sah Philipp sich am Ende seines Credits und in der verzweiflungsvollsten Lage. Gern hätte er wieder den verlorenen Sohn gespielt, aber es war nicht die geringste Hoffnung da, daß der demüthige Bittgang beim Bruder sich lohne. Es war schrecklich! Selbst die liederliche Gesellschaft der Spielkameraden, die er bewirthet, und der Ballettänzerinnen, die er unterhalten, wollte den Verarmten und Bankbrüchigen nicht mehr erkennen.

Da — in einer Nacht, in der er sich rathlos auf seinem Lager umherwarf, — fiel ihm das kleine Kraßnitz ein, in das er vor Jahren, noch als Agent seines Bruders, oft gekommen war. Er sah den alten Scheppkes vor sich, bei dem er oft einquartiert gewesen, und auch der reiche Müller Dubsky, der zu seinem Bruder in Beziehung stand, kam ihm in den Sinn. Es fiel ihm ein, daß man ihm dort gesagt, der reiche Bergmüller habe eine einzige und schöne Tochter. Er fuhr empor — da war etwas Greifbares, etwas wie ein Ast, nach welchem der Ertrinkende langen konnte. Er sah schon den ganzen Plan klar vor sich. Am folgenden Morgen begab sich der junge Schwindler zu seinem Bruder und erzählte, daß er mit der reichen Müllerstochter schon seit lange ein Verhältniß habe. Seine angeborene Unbeständigkeit habe ihn von ihr wieder fortgelockt, aber jetzt sehe er allen Irrthum seines früheren Lebens ein, er sei gesonnen zu heirathen und ein ordentlicher Mensch zu werden. Wenn ihm Arnold hülfreiche Hand bieten wolle, würde es ihm leicht sein, des Vaters Einwilligung zu erlangen.

Arnold, mit Recht mißtrauisch, war über diese plötzlich ihm bekanntgemachte Liebe erstaunt, er hielt das Ganze für Planmacherei, bemerkte aber, daß er bereit wäre, falls ihm Beweise von dem Ernst der Sache gebracht würden, das Zustandekommen der Heirath unter den erforderlichen Garantien zu unterstützen.

Eine Art Aussöhnung fand statt und das war vorerst Alles, was Philipp wünschen und erreichen konnte. Die erste Folge davon war, daß die grimmigen Gläubiger frische Geduld schöpften und in ihrer Hetzjagd nachließen. Der junge Taugenichts machte sich auf den Weg.

Jetzt wissen wir, wie und warum Stropp nach Kraßnitz gekommen. Es ist einer der abenteuerlichen, von der Phantasie eingegebenen Streiche, wie er ihrer so viele ausgeführt. Auf der ersten Nachtstation war er mit Schmey zusammengetroffen, der seine Vaterstadt besuchen wollte, die er seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Schmey kannte den entarteten Bruder Arnold Stropps nur von der Gasse und vom Theater her. Er hielt ihn zwar für einen leichten Vogel, wie deren jede große Stadt in Fülle hat, war aber weit entfernt, die tiefe Corruption seines Reisegefährten zu ahnen. Zu Schmey's Ehren sei es gesagt, daß wenn er sie geahnt, er ihn kurzweg von sich abgeschüttelt haben würde.

Stropps Aeußeres ist vortheilhaft; sein Gesicht, wiewohl derb, sogar schön. Man sieht in den Zügen keine Spur eines wüsten Lebenswandels, höchstens scheint er ein paar Jahre älter zu sein als er ist. Das blonde, volle Haar, die blauen Augen verleihen ihm sogar ein gemüthliches Etwas. Es ist kein Mann der vielen Worte, sondern kurz, entschieden, gerade so, wie man sich einen Biedermann denkt. Diese Eigenschaft erweckt für ihn auch in dem Scharfsichtigsten Vertrauen; er hat nicht nöthig, zu List und Täuschung seine Zuflucht zu nehmen.

Solcher Art ist der gefährliche Mensch, der den festen Entschluß gefaßt hat, Hedwigs Herz an sich zu reißen und der Eidam des Bergmüllers zu werden. Er hat vom ersten Tage an, wo er sich als Kauflustiger in der Mühle vorgestellt, mit Ruhe und Sicherheit seine Rolle gespielt, und die ungeduldige Hast, die Unruhe und Sorge, die ihn verzehrt, wahrhaft kunstvoll zu zähmen und zu verbergen gewußt. Keine Kunde seines Vorlebens dringt in das entlegene Städtchen und warnt die arglosen Menschen, die ihn für einen geraden, braven und herzensguten Menschen halten . . . . . .

Hedwig, die unmittelbar nach der Verhaftung ihres Vaters in dumpfe Trostlosigkeit versunken war, hatte nach und nach eine düstere Fassung errungen, die es ihr möglich machte, eine äußere Ruhe zur Schau zu tragen und den Gang der häuslichen Geschäfte, die auf ihr allein ruhten, vor jeder Stockung zu bewahren. Es war ein sanftes, zartes Mädchen, doch die Gewohnheit allein zu stehen und den bedeutenden Haushalt zu überwachen, hatte in Hedwig eine Selbstständigkeit entwickelt, die bis zu einer trotzigen Festigkeit zu steigern war. Alle Theilnahmsbezeugungen waren ihr lästig, und mit Ausnahme von Sarah Scheppkes hatte sie sich allem Besuch entzogen. Da ihr und zwar ihr allein bekannt war, daß ihr Vater einem Unbekannten Unterkunft gegeben, so hatte sie sich mit dem entsetzlichen Gedanken vertraut gemacht, daß das Gericht schließlich die Beweismittel finden und diese strafbare Gastfreundschaft auf's Empfindlichste ahnden würde. Das hinderte aber nicht, daß sie zuweilen in völlige Rathlosigkeit und Betäubung versank, welche um so tiefer und nachhaltiger war, als ihr junges Herz bereits eine verwundete, kranke Stelle hatte, die in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wie sich Gedanken associiren, so associiren sich auch Stimmungen, Leiden und Schmerzen. Hedwig war dabei oft plötzlich wie in die ersten Tage hineingeworfen, als sie den frischen Verlust ihrer ersten Jugendliebe zu beklagen hatte. Alle Zweifel, daß Julius Werner noch am Leben sein

könne, schienen ihr thöricht und sie glaubte, ihn wie einen Todten betrauern zu müssen. Der Gedanke an einen Treubruch des Geliebten stieg in ihr nicht auf, da er ihrem Gemüthe völlig fremd war. In diesen Momenten kam ihr das Leben so schal, so öde, so zwecklos vor, daß sie, obwohl von jeder religiösen Ueberspanntheit frei, mit dem Plane spielte, in ein Kloster zu gehen.

Kein Wunder, daß ihr Philipp Stropp jedesmal unwillkommen erschienen und wiederholt abgewiesen worden war. Er verlor aber den Muth doch nicht, denn sein kecker, zudringlicher Charakter und seine haltlose Lage trieben ihn vorwärts. Da er als theilnahmsvoller Freund die Thür verschlossen fand, verfiel er auf einen der schwindlerischen Einfälle, von denen sein Kopf strotzte. Er ließ, als er demnächst wieder erschien, Hedwig sagen, daß er in einer hochwichtigen Angelegenheit und in Betreff ihres Vaters komme. Das Mädchen, das bis dahin keine Silbe über den Stand der Unterhandlung erfahren, flog ihm, ohne sich weiter zu besinnen, entgegen. Stropp griff ganz unbedenklich zur Lüge, daß er in aller Stille an seinen Bruder Arnold, der über allmächtige Verbindungen gebiete, geschrieben und auch schon von ihm eine erwünschte und hoffnungsreiche Antwort erhalten habe. Durch eine hohe Verwendung stehe die alsbaldige Freilassung des Bergmüllers in naher Aussicht.

Durch diese Nachricht fiel der erste freudige Strahl nach langem Kummer in Hedwig's Brust. Sie drückte dem Lügner dankbar und gerührt die Hände und forderte ihn auf, ja bald wieder zu kommen, sobald er weitere Mittheilungen habe. Von da ab erschien Stropp alle Tage und wußte die Geduld des Mädchens mit trügerischen Wendungen wach zu halten und die Erwartung immer neu zu spannen. Bald merkte er zu seiner größten Freude, daß das Vertrauen zu ihm wachse und der gute Eindruck, den er hervorbringe, Hedwigs gewohnte Zurückhaltung allmälig zum Schmelzen bringe. Dieser Erfolg verleitete ihn nie, eine Ueberstürzung zu begehen, ja nur ein indiscretes, zu weit gehendes Wort zu sprechen, er begnügte sich damit, sich liebenswürdig zu zeigen und Vertrauen zu erwecken.

Als er weit genug gekommen zu sein glaubte, um die ersten muthigen Schritte auf seine geheimen Ziele wagen zu können, erschien er eines Nachmittags mit überaus ernsten Mienen in der Bergmühle. Hedwig saß in der Schreibstube ihres Vaters, ein großes Buch vor sich und berechnete die Getreidelieferungen der Woche. Sie fuhr, als sie seinen bedeutungsvoll hastigen Gruß erhalten, zusammen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte er, „erschrecken Sie nicht, Fräulein Hedwig. Es giebt Nichts, was uns trostlos machen kann, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß unsere Wünsche noch immer auf eine harte Probe gestellt werden —"

„Was ist das für ein Brief?" fiel ihm Hedwig fragend in's Wort, auf ein Papier zeigend, das Stropp, während er gesprochen, in der Hand gehalten hatte.

„Abermals vom guten Bruder Arnold," erwiderte Stropp ziemlich rasch. „So eben erhalten. Er nimmt sich der Sache wirklich an, wie wenn sie ihn beträfe. Sie werden gleich Alles hören —"

„Setzen Sie sich!" sagte Hedwig, hochgespannt, indem sie eilig einen Stuhl herbeirückte.

Stropp that, wie ihm gesagt, und begann, nachdem er den Brief, den er selbst verfaßt, scheinbar überflogen:

„Ehe ich zur Sache selbst übergehe, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß es mir noch immer nicht gelungen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, wäre es auch nur insoweit, als es durch Ihr eigenes Interesse bedingt wird. Sie stellen immer und wiederholt und bis zum letzten Augenblick in Abrede, daß ein Flüchtling sich unter Ihrem Dache aufgehalten. Nach den Daten, die mir mein Bruder liefert, ist es eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt. Wollte der Himmel, die Polizei wäre weniger gut unterrichtet!"

Hedwig starrte zu Boden, während Stropp, dem der Wahn der Eifersucht noch immer vorspiegelte, daß der Flüchtling, um den es sich handle, Julius Werner sei, ermuthigt weiter fortfuhr:

„Dem Geistlichen, sagt das Sprüchwort, dem Arzt und dem Advocaten muß man die Wahrheit sagen. Ich bestehe nicht darauf, ich dringe nicht in Sie, Fräulein! Ihr Geständniß thut nichts zur Sache. Die Polizei hat genaue Informationen, Sie kennt den Menschen, hat seine Spur weit zurück, bis in Ihr Haus aufgefunden, auch sind ihr die näheren Verbindungen bekannt, in welchen der Flüchtling zu Ihrem Vater, zu Ihrem Hause überhaupt steht —"

Hedwig erhob die Augen und sah Stropp groß an. Dieser Blick protestirte gegen die Worte, welche von näherer Verbindung zu ihrem Hause sprachen, gab aber naiver Weise gewissermaßen alles Uebrige zu.

„Mag sein," sagte Stropp, „daß die Verbindungen nicht bestehen, und daß der Verdacht hierin zu weit geht! Kann man es aber den Behörden übelnehmen, daß sie auf der Annahme bestehen? Riskirt man in einer so schweren Zeit so viel für Jemand, den man nicht kennt? Leugnet man, einem klaren Thatbestande zum Trotz, zu dessen Gunsten Alles hinweg? Ihr Vater erschwert sich selbst seine Lage. Die Verbindung, das Complot ist die allein gravirende Seite der ganzen Sache — an der einfachen Beherbergung ohne vorhergehende Anzeige wäre nicht viel gelegen —"

Hedwig schwieg hartnäckig, aber ein innerer Kampf war aus den rollenden Blicken, der emporwogenden Brust und den abgerissenen Handbewegungen zu errathen.

„Hedwig," sagte Stropp sanft und inständig, indem er das Mädchen an der Hand faßte, „bin ich Ihr Freund, der keine eigennützige Ursache hat, Ihnen zu dienen, oder bin ich ein Spion, der Ihnen ein Geständniß ablocken will? Gestehen Sie mir, um Ihres Vaters willen, die Wahrheit! Was Sie mir sagen, wird nie über meine Lippen kommen, nur meinem Bruder werde ich es schreiben, und dieser, das seien Sie gewiß, wird das Geständniß nicht mißbrauchen, sondern Alles zum Guten führen!"

„Ich weiß," sagte Hedwig bewegt, bald muthig

ansetzend, bald zaghaft innehaltend, daß Sie es mit uns gut meinen! Warum sollten Sie uns schaden wollen? Sie kennen uns kaum, und wir haben Ihnen kein Leid gethan. Endlich das, was man uns zu einem so großen Verbrechen macht, ist es denn so abscheulich, daß Jedermann, der davon hörte, veranlaßt sein sollte, zu unserer Bestrafung beizutragen?"

„Gott!" rief Stropp, „Sie haben etwas begangen, was ich gestern gethan hätte, wenn ich in eine ähnliche Lage gekommen wäre und morgen oder übermorgen wieder thun würde. Zieht man denn nicht auch einen Unbekannten aus dem Wasser?"

„Dann schwöre ich Ihnen," rief Hedwig mit erhobenen Händen, „daß auch wir nicht mehr gethan haben! Wir sind einem Menschen zu Hülfe gekommen, den wir nie zuvor gesehen und kaum je wieder erblicken werden! Da ist's! Ich habe es herausgesagt. Ich kann es nicht wieder zurücknehmen! Sie sehen, daß ich eine gute Meinung von Ihnen habe, daß ich alles Vertrauen in Sie setze!"

„Dank, Hedwig, Dank!" rief Stropp, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, „Dank für die Offenheit und das Vertrauen, das Sie mir bewiesen. Sie sollen sehen, daß Sie Ihr Geheimniß in keine unwürdigen Hände gegeben."

Einmal darüber beruhigt, daß es nicht sein verschollener Rival war, der wieder aufgetaucht, ging er weiter, um sogar dessen Schatten in der Erinnerung des Mädchens mit einem grausamen, aber, wie ihn bedünkte, nothwendigen Schlage zu beseitigen, damit er endlich für seine Liebesanträge Raum gewinne und sich in der Bergmühle definitiv festsetze.

„Offenheit erzeugt Offenheit," fuhr der junge Schwindler fort. „Ich will Ihnen daher noch mehr sagen. Wissen Sie, daß Sie einen staatsgefährlichen Menschen beherbergt haben?"

Hedwig's Gesicht zuckte zusammen.

„Einen Menschen," sprach Stropp weiter, „welcher schwerlich Ihrer Theilnahme und der ihm gebrachten Opfer werth gewesen, wie verführerisch sein Aussehen auch gewirkt haben mag —"

„Reden Sie!" rief Hedwig voll gläubiger Verwunderung.

„Die Daten sind da," setzte Stropp sein Lügengewebe fort. „Ich stütze mich auf Thatsachen. Der Mensch war zuerst als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein gegangen, mußte aber bald nach seiner Ankunft mit mehreren seiner Landsleute nach einer für Alle wenig ehrenhaften Affaire das Land verlassen. Die ganze Bande traf kurz vor der Octoberrevolution in Wien ein. Nichts konnte ihr willkommener sein, als sich in den Trubel zu stürzen, der Wirrwarr nur konnte die Verantwortung, welche auf ihnen fortlastete, hinausschieben. Es waren zwei junge Leute darunter —"

„Was war das für eine Affaire?" sprang ihm Hedwig ins Wort, die nach dem Gesagten erwarten und fürchten mußte, etwas von Julius Werner zu hören, mit verzehrendem Interesse.

„Nichts Politisches," versetzte Stropp, „sondern Etwas, was auch vom bürgerlichen Standpunkte aus strafwürdig war. Doch das ist Nebensache. Es war natürlich, daß die Mitschuld ein Band bildete, an welchem sie auch in Wien zusammenhingen, und das Verhängniß wollte, daß ihr Haupt, derselbe, um dessenwillen Ihr Vater jetzt leidet, ein kecker, verwegener, zu Allem entschlossener Mensch war, der die Uebrigen nicht zurückhielt, sondern sie vielmehr zu allem Unheil anspornte. Um zwei der jungen Leute war es recht schade! Aber was erbleichen Sie, Fräulein Hedwig?"

„Es ist nichts!" sagte das Mädchen, wie athemlos. „Reden Sie weiter!"

„Es waren Söhne ordentlicher Eltern," fuhr Stropp fort, „der Eine aus Mähren, der Andere, wenn ich nicht irre, aus Böhmen —"

„Aus Böhmen?" rief Hedwig, „wissen Sie vielleicht seinen Namen?"

„Er wird mir vielleicht einfallen," erwiderte Stropp, „jedenfalls, wenn ich ihn hörte — aber warum fragen Sie?"

„Es lebt," sagte Hedwig sehr verlegen, aber von Neugier, die größer als ihre Verlegenheit war, vorwärts getrieben, „es lebt in unserer Gegend eine Familie, welche bis zur Stunde auf ihren Sohn wartet, der ebenfalls vor zwei Jahren fortgegangen und ähnliche Schicksale gehabt hat. Die Familie," fügte sie zögernd hinzu, „heißt Werner."

„Richtig," rief Stropp. „Ich entsinne mich — Werner — so heißt einer der Betheiligten, ganz gewiß — ich kann es Ihnen schriftlich bringen. Haben Sie ihn gekannt?"

„Die Eltern mehr als ihn," erwiderte Hedwig, die Augen bestürzt senkend.

„Sie haben gesagt," sprach Stropp, der sich stellte, als ob er Hedwig's Zustand nicht merke, „daß man noch immer auf Nachrichten von diesem Werner wartet? Nicht wahr?"

„Ja," hauchte Hedwig mit ängstlicher Stimme.

„Eine Ausrede seiner Eltern," versetzte Stropp dreist, „die sich des Ausgangs, den ihr Sohn genommen, schämen!"

„Wie so?" fragte das eingeschüchterte Mädchen mit einiger Entschiedenheit, wie wenn ihre Liebe eine Ehrenrettung des Angegriffenen versuchen wollte.

„Weil der Ausgang, den er genommen, ziemlich bekannt ist," gab Stropp zur Antwort, „wenigstens in Wien, und darüber ein amtliches Protokoll besteht, dieser Werner ist auf einer Barricade schwer verwundet worden —"

Hedwig schrie auf und fuhr zusammen.

„Sie hören wohl ungern crasse Geschichten?" fragte Stropp lächelnd, während ihn innerlich diese Theilnahmsbezeugung tief wurmte.

„Ich höre sie nicht gern," gab Hedwig zur Antwort, indem sie sich bemühte, so gleichgültig wie möglich auszusehen.

„Da will ich lieber abbrechen —"

„Nein, nein!" erwiderte Hedwig und fügte, wie auf's Aeußerste gefaßt, mit entstellten Mienen hinzu: „Ist denn die Geschichte gar so craß? —"

„Eigentlich nicht, im Grunde eine Geschichte, wie sie damals Tausenden passirt. Kurz, der Verwun-

dete schleppte sich in ein Haus — ein Mädchen, mit dem er damals ein engeres Liebesverhältniß gehabt —"

„Was war das für ein Mädchen?" fragte Hedwig, nur um unter der Frage ihre tiefste Bestürzung ein wenig zu verbergen.

„Mein Gott," sagte Stropp, „ein Mädchen aus jener Klasse, die man in achtbarer Gesellschaft nicht so leicht beim rechten Namen nennt, eines der Wesen, welche sich damals dutzendweise an junge Barricadenhelden anklammerten. Eine solche hat ihn, von seiner Liebe gerührt, lange gepflegt und hätte ihn den Augen der Behörden entzogen, wenn nicht ein Wundarzt hätte gerufen werden müssen. Der Wundarzt machte den Angeber. Der arme junge Mensch wurde bald darauf verhaftet, in's Arrestantenspital gebracht. Da widerfuhr ihm in einigen Tagen das Beste, was einem Menschen, der keine Laufbahn mehr vor sich hat und den lange Kerkerhaft erwartet, widerfahren kann. Er ist gestorben."

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte Hedwig, sich, ihrer unmächtig, in die Haare fahrend.

Der Anstifter dieses Jammers, dem selber plötzlich wehe zu Muthe wurde, versuchte lange vergeblich, sie zu beschwichtigen.

„Hätte ich gewußt, daß Sie das so packt," sagte er nach einer Weile, „dann hätte ich gewiß den Mund gehalten! Ich begreife gar nicht, wie Ihnen das so nahgehen kann! Ohnehin hat es uns von der Hauptsache abgebracht! Da reden wir über den Werner, und es handelt sich um Ihren Vater!"

„Und deshalb sehen Sie mich so!" rief Hedwig, die so viel Fassung errungen hatte, die wahre Ursache ihres Jammers zu leugnen. „Die Geschichte hat mir klar gemacht, wohin mein Vater gerathen ist, und welchen Folgen er sich ausgesetzt hat! Ich kann meinen Jammer gar nicht ausdrücken!"

Sie verbarg das Gesicht in die Hände.

„Ich bin ja gekommen, um Ihnen Trost zu bringen —" wollte Stropp beginnen.

„Da gibt es keinen Trost, guter Herr Stropp," rief das Mädchen. „Heute Morgen bin ich dem Actuar Auwald begegnet. Wie ein Dieb ist er mir ausgewichen, er, der sonst so froh war, wenn er mich sah. Er hat sich vor meinen Fragen gefürchtet. Er ist sehr freundlich und hätte es nicht gethan, wenn es mit meinem Vater nicht sehr übel stände —"

„Liebe Hedwig," erwiderte Stropp, „Sie haben in den ersten Tagen mehr Fassung gezeigt, als heute. Und doch haben Sie heute an mir, oder besser gesagt, an meinem Bruder einen gewiß vielvermögenden Fürsprecher gefunden. Da ist der Brief. Arnold schreibt, daß er das beste Resultat erwarte. Hören Sie! Das allerbeste, schreibt er, nur Geduld müssen Sie haben. Kommt es nicht morgen oder übermorgen, so kommt es doch bald, müssen Sie denken. Mein Bruder hat hochgestellte Freunde, die, wenn sie nicht ihrer eigenen Tasche schaden wollen, nach seiner Pfeife tanzen müssen!"

„Ich danke Ihnen," sagte Hedwig schmerzvoll. „Es ist zum Verzweifeln! Ich habe Wenige, die mir nahe stehen auf der Welt und die Wenigen verliere ich — Einer geht nach dem Anderen — Keiner kommt wieder —"

Sie schluchzte die letzten Worte leise hervor, die Augen vom Taschentuch verhüllt.

„Kommen Sie bald wieder," flüsterte sie nach einer Pause und stürzte, unfähig den Thränenstrom noch länger zurückzuhalten, hinaus.

Es war ein ergreifender Augenblick. Selbst Stropp fühlte seinen düstern Triumph nur mit einem geheimen Entsetzen.

„Ich muß das Mädchen haben!" sagte er im Hinausgehen zur Betäubung seines Gewissens. „Sie rettet mich — sie macht vielleicht noch einen ordentlichen Menschen aus mir!"

Hedwig war in eine Hinterkammer geeilt, um sich dort ungestört ihrem Schmerze zu überlassen. Sie hatte sich zwar längst mit dem Gedanken an Werner's Tod vertraut gemacht, aber ihr Herz schien doch noch in unsichtbaren Hoffnungsfäden gefangen zu sein. Alle früheren Schmerzen, so stechend sie auch gewesen, wichen zurück vor den jetzigen, wo der Tod des Geliebten keine böse Ahnung, sondern eine, wie sie glaubte, verbürgte Thatsache war.

Der Abend begann bereits zu dämmern, als die Stille, von welcher Hedwig umgeben war, durch Stimmengeschwirr und Zusammenlaufen des Hausgesindes unterbrochen wurde. Besorgt trat sie zur Thür hinaus, um zu hören, was es Ungewöhnliches gebe. Sie lauschte. War es ein Trugspiel ihrer Sinne? Sie glaubte durch das verworrene Geräusch durcheinanderredender Menschen die Stimme ihres Vaters zu vernehmen. Trotz der eingestandenen Unwahrscheinlichkeit eilte sie rasch hinab und war mit ein paar Sprüngen im Hausflur.

„Hedwig!" rief eine kräftige, freudedurchzitterte Stimme, die Stimme ihres Vaters, und die Tochter zweifelte noch immer, bis sie an seiner Brust, in seinen Armen ruhte.

Als der erste Freudensturm vorübergegangen war, dankte der Bergmüller seinen Hausleuten für ihre aufrichtige Theilnahme und zog sich mit seiner Tochter zurück.

„Bist Du ganz frei?" war Hedwig's erste Frage, wie wenn das Herz noch eine Täuschung fürchtete.

„Ich bin es," erwiderte der Vater. „Ich glaube mindestens, es zu sein."

„Wie ist es so unverhofft geschehen?" fragte Hedwig auf's Neue.

„Gott weiß!" erwiderte der Bergmüller bitter. „Willkür hat ihr eigenes Maß. Sie straft, wie sie will, kerkert ein, wie lange sie will, läßt frei, wann sie will. Vermuthlich hat man sich mit den äußersten Drohungen begnügt, um mich für künftige Fälle einzuschüchtern. Ich gestehe, ich traute meinen Ohren nicht, als mir der Bezirkshauptmann vor ungefähr einer halben Stunde meine Freilassung ankündigte. Ich begreife nicht, welcher Gnadenengel in diese verdammte Polizeiseele gefahren!"

„Und glaubst Du nicht eher," versetzte Hedwig, „daß ein unsichtbarer Freund für Dich im Stillen thätig gewesen?"

„Wen meinst Du?" fragte der Bergmüller nach-

denklicher, die Stirn runzelnd. „Nach meinem letzten Verhör zu schließen, das sehr stürmisch abgelaufen, kann es kaum heute mit rechten Dingen zugegangen sein."

„Ach ja!" rief Hedwig. „Erst heute früh bin ich dem Auwald begegnet. Er ist mir ausgewichen, wie wenn es eine Schande wäre, mit mir zu reden."

„Der soll mir nicht mehr in's Haus kommen!" rief der Bergmüller, in den heftigsten Zorn gerathend. „Und dieser Schwachkopf hat die stille Absicht gehabt, Dich zu heirathen!"

„Glaube darum," sagte Hedwig, auf das Vorige zurückkommend, „daß Du einem Freunde die Begnadigung verdankst. Ich bin es gewiß und es wird sich so herausstellen. Stropp hat seinem Bruder geschrieben. Sein Bruder hat große Bekanntschaften! Stropp war eben hier; er zeigte mir einen Brief seines Bruders. Ich habe mir viel von seiner Verwendung versprochen, aber daß sie so schnell gekommen, überrascht mich, wird sogar Stropp überraschen."

„Ei, ei, ei!" rief der Bergmüller. „Dem Stropp hätte ich's zu danken? . . ."

„Dem sind wir gewiß großen Dank schuldig!" sagte Hedwig. „Er hat überhaupt die größte Theilnahme an den Tag gelegt."

„Du kannst Recht haben. Arnold Stropp ist ein wichtiger Mann! Du kannst Recht haben! Wenn ich Alles überdenke, kann es fast nicht anders sein. Wie dumm war es doch von mir, einem Menschen wie dem Rack das zuzumuthen! Nichts konnte einfältiger sein!"

„Ich bin Zeugin der Mühe, die sich Stropp unsertwillen gegeben," sagte Hedwig. „Er hat mir auch erzählt —"

„Er ist ein vortrefflicher junger Mann!" rief der Müller. „Der erste Eindruck war gut, der letzte ist noch besser. Was wollte ich für ihn thun! Doch so sehr ich ihm danke, so sehr verwünsche ich ein Land, in welchem die Verwendung höher steht, als die Gerechtigkeit. Ich verkaufe die Mühle, ich verkaufe Alles, die Welt ist groß, man braucht nicht bis Amerika zu gehen — wir wollen zusammen fortziehen. Stropp soll die Mühle haben, wenn er will, um welchen Preis er will!"

Ein fröhliches Banket vereinigte noch am nämlichen Abend die Familie Scheppkes und Philipp Stropp an des Bergmüllers Tische. Der letztere hatte sich des wärmsten Empfanges zu erfreuen und wenn er auch nicht begreifen konnte, durch welche Hexerei seine Windbeuteleien Fleisch und Blut und Wirklichkeit erhalten, er strich den Dank des Bergmüllers mit der ihm eigenen Unverschämtheit ein. Er erbat sich nur um der Zartheit der Sache willen ein discretes Stillschweigen, das ihm auch höchst bereitwillig zugestanden wurde.

## Zwölftes Capitel.

### Am's Brod gebracht.

In einer engen und abgelegenen Gasse der Vorstadt Wieden stand zur Zeit, da unsere Erzählung spielt, ein einstöckiges Haus von weniger als mittelmäßigem Aussehen, dessen Erdgeschoß durch absonderliche grün- und weißgemusterte Vorhänge und durch eine bildliche Darstellung kenntlich war. Diese führte dem, der hungrig oder durstig in die enge Gasse gerathen, das lockende Bild einer ziegelrothangestrichenen Flasche, eines angeschnittenen Brodes und eines riesigen Kalbsbratens auf einem Teller vor. Es war das Schild einer Kneipe, die den seltsamen und fast mystisch-religiös klingenden Namen „zum ewigen Licht" führte, wohl darum, weil sie an einem Orte stand, wo vor Zeiten in einer Kapelle oder sonst an heiliger Stätte eine ewige Lampe gebrannt hatte.

In dieses Wirthshaus kamen nur geringe Leute. Auf dem Billard von altmodischer Form, das die Mitte des einen Zimmers einnahm, übten sich des Morgens jugendliche Gymnasiasten in der edlen Kunst der Pyramide und der großen Partie, Mittags traten ein paar bejahrte Hagestolze, alte Stammgäste zu einer Table-d'hôte zusammen, die eigentlich mehr den Charakter eines Familientisches darbot, Abends endlich war das Wirthshaus zum ewigen Licht der Zusammenkunftsort kleiner Beamten und zwangloser Persönlichkeiten der buntesten Gattung, wie sie eben eine große Stadt beherbergt. Alle diese verschiedenen Gäste bediente Franzi, ein schönes, junges Kellnermädchen mit demselben ruhigen, beinahe automatischen Gleichmuth.

Die Localitäten des ewigen Lichtes bestanden aus einer großen Stube und einer kleinen, welche fast ausschließlich von den Stammgästen in Beschlag genommen war, während sich in jener besonders des Abends das zahlreiche fahrende Publicum versammelte. Außer durch das Billard war auch durch eine aufliegende „große Zeitung" nebst einigen unvermeidlichen Localblättern für die allgemeine Unterhaltung gesorgt. Jene große Zeitung war das Donaureich und die Wahl bezeichnete nicht etwa allein die politische Gesinnung des Wirths, sondern auch die der Mehrzahl der das Haus besuchenden Gäste. Um jene Zeit war wohl die Bewegung von Achtundvierzig erstickt, aber das Feuer glomm unter der Asche noch heftiger fort, als man es eingestand. Das bewies die ängstliche Theilnahme an dem genannten Blatt. Während seiner vierzehntägigen Suspension nahm es die Unterhaltung fortwährend in Anspruch und sein endliches Schicksal gab, wie das Loos eines berühmten Kranken, täglich Anlaß zu neuen Debatten.

Da, als man es kaum mehr zu hoffen wagte, erschien das Donaureich eines Tages plötzlich wieder und es war natürlich, daß es an jenem Abend im ewigen Licht selbst jene Leute zu lesen begehrten, welche sonst nur ein unregelmäßiges Verlangen nach Zeitungslectüre hatten. Jedermann wollte es gewissermaßen mit der Hand berührt haben, um sich überzeugt zu geben, daß der von den Todten wieder Auferstandene wirklich am Leben sei. Ungleich größer mußte noch das Interesse der politisch Gebildeten sein, welche von diesem Tagesereigniß in der Stadt hatten sprechen hören. Die Art, wie das Journal hervortrat, erzeugte die höchste Sensation. Durch den Rücktritt des alten Rentiers Haldenried war der bisherige Re-

bacteur, Doctor Schmey, zugleich Besitzer des Donaureichs geworden und hatte der Lesewelt in einem an der Spitze stehenden langen Artikel sein Programm neu verkündigt. Es war eine Art von Manifest an die Abonnenten, welche unter den damaligen Umständen dem Verfasser nahmhafte Concessionen an die politische Situation gern verziehen hätten und nun aus dem vielspaltigen Aufsatze erfuhren, daß das Blatt auf seiner alten Basis bleiben und die noch zu Recht bestehenden Freiheiten bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde. Solche Gesinnungstreue und Charakterfestigkeit mußten in einer Zeit des Abfalls und der Schwäche allgemeine Bewunderung erregen.

Unter den Gästen, welche die kleine, aber trauliche Nebenstube füllten, konnten eigentlich nur zwei am hintersten Tisch sitzende Männer die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich lenken. Es waren zwei Männer in mittleren Jahren, mit charakteristischen Physiognomien, denen eine gewisse geistige Bedeutung anzusehen war. Der ältere von Beiden, Sternfeld mit Namen, ein kürzlich seiner Stelle enthobener Professor, hatte ein freundliches Gesicht, auf welchem sich Intelligenz und Gemüth abspiegelten; der jüngere war sehr brünett, von beinahe olivenfarbigem Teint, hager und verrieth durch das Feuer seiner Augen den Südländer oder Slaven. Während Jener mit seinem schwarzen Vollbart noch ganz im Jahre Achtundvierzig stak, war Dieser glatt rasirt und durch die hochzugeknöpfte schwarze Weste und den schwarzen Rock einem Geistlichen ähnlich. Und das war er auch, freilich aber ein excommunicirter. Sein markiger Kopf hätte jedem Maler als Modell für ein Hussitenbild dienen können.

Die Beiden hatten eben den merkwürdigen Artikel im Donaureich gemeinschaftlich gelesen und das Blatt einem Gaste eingehändigt.

„Der Artikel ist entschiedener, als ich geglaubt hätte!“ sagte Sternfeld zu seinem Freunde.

„Er fordert die Censur geradezu auf,“ bemerkte Smutny, „das Henkerbeil im Ernst zu erheben.“

„Daß man die Nummer nicht gleich confiscirt hat!“ rief Sternfeld.

„Hm, der letzte Nagel zum Sarge bleibt der Artikel immerhin!“

„Das Ministerium scheint sich doch, wenn man solche Umstände macht, noch immer nicht für sicher genug zu halten, um die letzte Rücksicht fallen zu lassen.“

„Umstände!“ rief Smutny, „das fasse ich anders auf. Es ist wohl eine Rücksicht, aber eine eigenthümliche. Man gestattet auch dem zu Tode Verurtheilten sich noch bene zu thun und à la carte zu speisen.“

„Mag sein!“ rief Sternfeld lächelnd. „Der Artikel ist und bleibt herzerfrischend. Das mag unsrem Grauwak wohlgethan haben, seine Stahlfeder wieder einmal in gelindes Scheidewasser tauchen zu können —“

„Ich glaube nicht, daß Grauwak den Artikel geschrieben —“

„Nicht? Und wer hätte ihn geschrieben? Es ist sonst Niemand dazu da. Daß Schmey fähig sein sollte, das zu schreiben, glaubt Niemand, der sich einmal seinen glattpolirten, aber oberflächlichen Styl angesehen.“

„Ich weiß wohl, daß Grauwak seine rechte Hand gewesen und noch ist. Doch was sage ich: rechte Hand! Die Seele seines Journals. Dennoch wette ich, daß Grauwak nicht der Verfasser. Der Artikel wirkt zu sehr durch Muth und Entschiedenheit. Grauwak hat scharfe Satyre, den Cavallerieangriff der Logik, nicht dies ruhige, derbe Wesen — ich wette —“

„Franzi,“ rief Sternfeld der vorbeieilenden Nymphe zu, „sitzt nicht der Doctor Grauwak im ersten Zimmer?“

„Hab' ihn nicht gesehen,“ erwiderte Franzi. „War schon viele Tage nicht da. Wird uns untreu geworden sein. Noch ein Glas, Herr Smutny?“ fragte sie, ungenirt die Hand auf die Schulter des Genannten legend.

„Danke, danke, nichts mehr,“ gab Smutny verlegen zur Antwort, die Hand des Mädchens, wie wenn sie ihn brenne, von sich streifend. „Es ist jetzt zehn Uhr, die Zeit, wo ich täglich nach Hause gehe. Ich stehe ja regelmäßig um fünf Uhr auf —“

„Aber was machen's nur so früh auf? Da ist's ja noch finster!“ bemerkte die Franzi. „Da muß eine Kellnerin 'raus, aber Sie hätten es nicht nöthig! Ich weiß nicht, wie lang ich im Bett blieb', wenn ich dürft'.“

„Gewohnheit, noch vom Seminar her!“ sagte Smutny nachlässig, halb zum Freunde, halb zu Franzi gewendet. „Mir ist's gar nicht möglich, die Frühglocken zu überhören, da ist mir immer noch, als müßte ich heraus und in die Messe. Da stehe ich denn auf, zünde mir ein Licht an, wie ich's gewohnt bin und nehme ein Buch znr Hand. Um sieben Uhr kommen dann meine ersten Schüler und da beginnt mein Tagewerk.“

„Müssen's sich halt auch recht plagen, lieber Herr Smutny?“ fragte das Mädchen, die Hand wieder anf die Schulter des Angeredeten legend.

„Es ist ein Glück,“ sagte Sternfeld, „daß Du noch Schüler findest und behältst —“

„Werde sie wohl nicht mehr lange haben,“ erwiderte Smutny. „Die häusliche Inquisition, der nichts verborgen bleibt, wird sich schon noch in die Sache mengen und den Vätern, die mir ihre Kinder anvertraut, zu verstehen geben, daß ein solcher Lehrer nicht passe, ja selbst auf die Väter und ihre Grundsätze ein bedenkliches Licht werfe. Wenn das geschieht, dann weiß ich nicht, was aus mir wird. Eine Professur oder Lehrerstelle werde ich nie erhalten, Mittel, auszuwandern und mir anderswo ein Position zu suchen, habe ich nicht. Hundertmal des Tages, wenn mich das Nachdenken über mein Loos erfaßt, frage ich: was dann?“

„Geht es mir, dem entlassenen Professor, besser?“ fragte Sternfeld mit einem unterdrückten Seufzer und wollte seine Jeremiade beginnen, als er einen Eintretenden gewahr wurde und sein Gesicht sich plötzlich erheiterte.

Der Eintretetende war Grauwak, ein Vierziger,

hager, mit etwas vorgebeugtem Kopfe, grauen Haaren und langem, beinahe militairischem Schnurrbart, grauen, feurigen, durchdringenden Augen, in allen seinen Bewegungen kurz und entschieden.

„Du bist doch," rief ihm Sternfeld entgegen, „in letzter Zeit von einer abscheulichen Unpünktlichkeit. Dein neuerungswüthiger Charakter wird sich doch nicht bis zu einem gänzlich unmotivirten Kneipenwechsel erstrecken? Welche neue Bierspelunke entzieht Dich uns?"

„Welcher Verdacht!" rief Grauwak, sich die Hände reibend und zwischen Beiden Platz nehmend. „Ich war seit einigen Tagen gar nicht im Wirthshause. Meine Abende waren der reinsten Sentimentalität geweiht, bei meiner alten Tante, bei der Schwester und der Großmutter. Ihr scheint gar nicht zu wissen, daß das Vaterland demnächst einen großen Patrioten verliert und ein mächtiger Vulcan auf polizeilichen Befehl erlischt?

„Was sagst Du da?" riefen Beide hocherstaunt.

„Ich gehe in ein freiwilliges Exil," fuhr Grauwak mit einer Munterkeit, die mehr aus dem Geiste, als aus dem Gemüthe kam, fort. „Ich gehe, ohne daß ich dazu durch ein Ausweisungsdecret gezwungen wäre, blos, weil ich so halsstarrig bin, in Oesterreich, wo man mir das Brod genommen, nicht verhungern zu wollen. Ich ziehe nach Paris — seht mich nicht so ungläubig an — es ist mein Ernst."

„Sprich deutlich!" rief Smutny, mit Theilnahme im verdüsterten Gesicht. „Wie ist das gekommen?"

„Ihr wißt," antwortete Grauwak, den der Humor nie verließ, „daß das Donaureich bis auf Weiteres wieder Luft schnappen darf. Das Warum? ist unbekannt, doch nicht die Bedingung. Nun — Ihr seid ja in's Geheimniß eingeweiht, daß ich die eigentliche Triebfeder des Journals war, und Schmey immer nur den artistischen Kunstreiter in diesem Circus vorstellte. Leider weiß das auch die Regierung und hat das Fortbestehen der Zeitung von meiner Entlassung abhängig gemacht. Der revolutionaire Sprühteufel hat ausgesprüht, Schmey ist alleiniger Herr und redigirt nach Kräften weiter — und, um mit Schiller zu reden: abgeleitet auf das geliebte, reine Haupt ist der Blitz, der das ganze Journal zerschmetternd sollte niederschlagen!"

Franzi war mit einer neuen Last von Gläsern wieder erschienen und stellte eins davon vor Grauwak.

„Das letzte Mal," sagte er zu dem ihn phlegmatisch anstarrenden Mädchen, daß Du mir den Trunk kredenzest, Franzi! Ich sehe die Trauer darüber in jeder Deiner Mienen. Ich weiß, Du hast mich lieber gehabt, als Du es vor den Leuten kundgabst. Viel lieber, als den Sternfeld, und vollends lieber, als den zudringlichen Smutny —"

„Nein, das können Sie mir glauben, es thut mir leid, wenn Sie uns verlassen," sagte das Mädchen theilnahmsvoll, obwohl sie noch so eben über die Bezeichnung Smutny's hatte lächeln müssen. „Sie sind ein so vieljähriger Gast gewesen — werden Sie denn nicht wiederkommen?"

„Nicht früher, theure Franzi, als bis unsere Söhne herangewachsen sind und die jetzt bestehende Welt über den Haufen geworfen haben — also noch nicht sobald!" entgegnete der Journalist halb ironisch, halb melancholisch. „Wenn Se. Excellenz der Kultusminister Smutny und der Justizminister Sternfeld mich rufen, dann erst gedenke ich heimzukehren und die Redaction der Staatszeitung zu übernehmen. Nicht früher."

„Da hat's freilich lang hin!" sagte Franzi sehr ernsthaft.

„Ich freue mich, Dich so toll reden zu hören," meinte Sternfeld. „Gottlob, daß Dich Dein Humor selbst an dem Tage nicht im Stich läßt, da Du auf's Ungewisse in die Welt hinausgehst."

„Ganz so abenteuerlich, wie Du denkst, bin ich doch nicht," entgegnete Grauwak lebhaft. „Ich habe auf etwa zwei Monate hinaus gesicherte Subsistenz, was mir bei einem so wacklichen Erwerb, wie der meinige, und in dieser grimmigen Epoche beinahe wie eine lebenslängliche Anstellung vorkommt. Schmey hat sich so nobel benommen, als es in seinen Kräften steht. Doch denkt nicht, daß er mir etwas geschenkt hat! So schlimm steht es mit der Schriftstellerei doch nicht, daß sie Almosen annehmen müßte — das wird erst, wenn sich die jetzigen Zustände consolidirt haben werden, kommen. Schmey hat mich nämlich unter der Hand als Pariser Correspondenten engagirt. Bemerkt hat er mir freilich, daß ich es nur als eine interimistische Beschäftigung zu betrachten habe und mich nach einer neuen Lebensquelle umsehen muß. Seine eigene, ohnehin in der Luft schwebende Existenz stände auf dem Spiele, wenn man unsere noch fortdauernde Verbindung entdeckte. Ich werde mich umthun, daß ich ihn bald der Verlegenheit entreiße. Immerhin bleibt es von seiner Seite eine Freundesthat, die anerkannt werden muß. Angestoßen, Freunde! Der Commiliton, der noch der Letzte die Bresche vertheidigt!"

Alle stießen an.

„Apropos!" rief der entlassene Professor, „von wem war der heutige Leitartikel?"

„Vermuthlich und aller Wahrscheinlichkeit nach, von Schmey selbst."

„Siehst Du, daß ich Recht hatte!" rief Sternfeld.

„So, so!" brummte der Hussit. „Und wo hat er das viele Geld hergenommen, um das Blatt an sich zu bringen?"

„Vermuthlich," fiel Sternfeld ein, „hatte er schon lange für diesen Fall einen neuen Rentier Haldenried in Bereitschaft. Der mag das Geld, aber nicht den Namen hergeben. Schmey ist ein unansehnliches Kerlchen, aber er versteht es, sich an seiner schriftstellerischen Unbedeutsamkeit durch geschäftsmännische Größe zu rächen."

„Ein Geschäftsmann, ein Rechner ist er," nahm Grauwak ruhig das Wort, „das steckt ihm im Blute, in der Race. Dennoch kann ich Euch als ganz positiv anzeigen, daß ihm diesmal kein demokratischer Rentier geholfen, vermuthlich, weil es keinen giebt, der wahnsinnig genug wäre, unter den gegenwärtigen Umständen ein Stück seines Vermögens so zu verklopfen. In seiner bösen Lage hat Schmey nicht

verzweifelt, sondern mit einer Waare speculirt, die er gar nicht führt: mit seiner persönlichen Schönheit. Er ist während der Suspension in einem böhmischen Dorfe gewesen und hat sich dort eine Braut gefischt. Alle Achtung, Kinder, es ist keine geringe Kunst, bei so wenig Mitteln so rasch zu bezaubern!"

„Der ist doch wie eine Katze, die immer wieder auf ihre Füße fällt!" rief Sternfeld.

„Es fragt sich noch," fuhr Grauwak fort, „ob das Geschäft, das jetzt so glänzend aussieht, sich morgen oder übermorgen noch rentirt. Fährt er so fort, so fällt das Damoklesschwert."

„Und daß er einzulenken suchte," bemerkte Smutny, „danach ist der heutige Aufsatz nicht angethan."

„Ihm wird auch die Gelegenheit, die Diebe macht, nicht in den Weg kommen," erwiderte Grauwak. „Er ist Oben verhaßt, und um Lohnschreiber zu miethen, sind die Minister nicht an ihn gewiesen. Da giebt's Concurrenz genug. Er hat auch nicht hinlängliches Talent, um die Mühe zu lohnen, einen Apostaten aus ihm zu machen."

Das Gespräch war auf diese bei damaliger Zeit gefährliche Höhe gekommen, als ein junger Offizier, in seinen grauen Paletot gehüllt, eintrat. Bei dieser Erscheinung, die hier ungewöhnlich war, stutzten die Drei und das Gespräch ward unmittelbar darauf in leiserem Tone fortgeführt.

Der Officier hatte ein interessantes Aeußere. Sein Gesicht von edlen, markirten Zügen, war gebräunt, hatte aber noch das durchschlagende Roth der Jugend. Haare und Augen waren schwarz. Die Gestalt war gracil, aber elastisch und bewegte sich mit großer Entschiedenheit.

Die zwei silbernen Sterne auf dem Kragen bezeichneten den Ankömmling als Oberlieutenant, die silbernen Tressen am Aufschlag des Aermels als einem ungarischen Regiment angehörend.

Wie kommt der hierher?

„Bei Gott!" rief Grauwak, „wenn der nicht die Uniform anhätte —"

„Julius Werner, nicht wahr?"

„Sagst Du's auch? Zug für Zug!"

Der Offizier schnallte seinen Säbel ab und stellte ihn in die Ecke.

„Und er ist's auch!" rief Smutny. Er wollte aufstehen und dem Officier entgegengehen.

„Sitzen geblieben!" rief Grauwak, „er ist es nicht — und wäre er es — dann wollte ich erst recht nicht mit ihm verkehren. Mir graut und ekelt vor diesen Helden!"

Er verstummte, den Officier scharf beobachtend.

Dieser saß, in Gedanken verloren, den Kopf auf beide Hände stemmend, eine Weile da. Plötzlich blickte er auf, sah die Drei, deren Augen noch immer auf ihn gekehrt waren, an, stieß einen Ruf der Verwunderung aus und ging ihnen, beide Hände ausstreckend, rasch entgegen.

„Du, Werner, kaiserlicher Officier!" rief Sternfeld.

„Nun ja! Wie Ihr mich Alle ansehet? Weil ich im Jahr achtundvierzig bei Euch war und Brutus hieß? Smutny, Grauwak, Sternfeld, Alle noch die Alten?"

Der Erste und Letztgenannte reichten ihm die Hände, Grauwak hielt seine Hand noch zurück.

„Wir hielten Dich für todt — Du warst ja ganz verschollen — in der Octoberwoche hörten wir von Dir das letzte Mal —"

„Freilich, freilich! Nach Auflösung der akademischen Legion kamen wir alle auseinander — ich — doch setzen wir uns, daß wir vertraulich schwatzen können — ich war verwundet worden und wurde gefangen."

„So hieß es — wir glaubten, Du sei'st wie so Mancher in dieser Zeit mit Pulver und Blei —"

„War nahe daran, Freunde, war nahe daran!" rief Werner, sich wild durch die Haare fahrend. „Aber mir geschah etwas, was mir damals als ein noch Aergeres erschien — ich wurde als Gemeiner in's Regiment gesteckt. Mir lag damals so wenig am Leben, daß ich Alles über mich ergehen ließ, stumpf, todt für Alles, fast ohne Besinnung . . . Ich kam nach Italien — und was stand mir da bevor! Monate lang lagen wir vor Venedig, über uns einen glühenden Himmel, rings um uns ein Morast, der ein schleichendes Gift ausathmete, jeden kühlen Trunk versagte und allmälig Seuchen über uns schickte, die mehr Opfer fortrafften, als alle feindlichen Kugeln. Fast ein halbes Jahr war um, die Belagerung rückte nicht vor — auch ich fühlte schon die Anzeichen der Krankheit in mir, der so viele meiner Kameraden erlegen. Doch, was waren meine physischen Leiden gegen meine moralischen! Ich haßte meine Vorgesetzten und wurde von einem Theil derselben bemitleidet, von dem andern verachtet. Das dauerte indessen nicht lange. Der kalte Gleichmuth, mit dem ich mich dem Tode aussetzte, erregte die Aufmerksamkeit des Obersten — er schlug mich zum Lieutenant vor. Nun erst trat ich in nähere Beziehungen zu meinen neuen Kameraden und legte allmälig die Vorurtheile ab, die in mir so tief Wurzel gegriffen hatten. Wie viele tapfere Thaten sah ich ausgeführt von jungen Burschen, die vielleicht noch vor ein paar Jahren ganz verweichlicht schienen — so hatte sie der Geist der Armee erzogen! Man sprach nicht mehr über meine Vergangenheit, ich selbst begriff allmälig die Nothwendigkeit des Staats, der Ordnung, der rechtmäßigen Gewalt, die schon vor tausend Jahren da war, einer Gewalt, die oft hassenswerth erscheint, weil sie unseren Träumen und Idealen entgegentritt, entgegentreten muß. Zuletzt, wenn ich hörte: „in Deinem Lager ist Oesterreich!" da höhnte ich nicht mehr und trotzte nicht mehr, ja ich konnte mit einstimmen. Ich weiß nicht, wie Ihr denkt, Freunde, ja ich glaube fast Unglauben und Mißbilligung in Euren Gesichtern zu lesen, aber ich sage: lernt den Soldaten erst kennen, eh' Ihr über ihn urtheilt, dann werdet Ihr vielleicht bald anders über ihn denken. Er will nicht das Alte, er ist kein Knecht, er denkt ebenso frei, wie Ihr, nur will er den freien Staat in einer andern Form als Ihr! Wäre es nach unserm früheren Sinn gegangen — die Hand auf's Herz — wir ständen im Chaos; ein

Häuflein, das Heer Radetzky's allein, hielt den Begriff Oesterreich fest und zu diesem Begriff bekehren sich jetzt alle. Aus den furchtbarsten Krisen ging ein anderer, verjüngter Staat hervor und für diesen werden bald alle, die den schwarzen Rock tragen, so gut einstehen, wie wir, die den weißen anhaben. Was meint Ihr?"

Eine Pause trat ein, die Freunde sahen ihren alten Genossen eine Weile an, ohne daß sich eine Regung auf ihren Gesichtern zeigte, daß seine Apostrophe irgend eine Wirkung auf sie hervorgebracht.

Endlich sagte Grauwak mit einer Miene, gegen welche das Folgende nur mild erschien:

„Du sprichst als Neubekehrter. Es sind die Ueberzeugungen oder Redensarten des Rocks, den Du angezogen. Du verweisest uns an die Zukunft — — wir Dich!"

Der Officier, der in der Freude des Wiedersehens aus warmem Herzen gesprochen, ohne die Tragweite seiner Worte berechnet zu haben, war tief betroffen. Ein dunkleres Roth flammte auf seinen Wangen, er ließ den Blick auf die Umsitzenden hinschweifen, um sich zu überzeugen, ob diese den Ausfall gehört, denn in diesem Falle war er gesonnen, seine Standesehre muthig zu vertheidigen. Diese Besorgniß bestätigte sich aber nicht, Niemand schien zugehört zu haben, und Werner erwiderte daher mit vollkommener Selbstbeherrschung:

„Beginnen wir nicht mit einem Streite! Lassen wir alle Politik aus dem Spiele! Ich mußte manche schöne Illusion verschmerzen, am Ende müßt Ihr das auch. Die Freiheit, die wir geträumt, hat sich nicht verwirklicht, aber das alte starre Oesterreich ist todt und ein neues wird aus den Trümmern hervorsteigen —"

„Blendwerk!" rief Grauwak schroff. „Doch, Du hast Recht, wir wollen nicht streiten. Jeder spricht von dem Standpunkte aus, auf welchem er sich befindet. Ich stelle eine einzige Frage an Dich, welche ich Dich auf das Einfachste zu beantworten bitte: Warst Du mit der Entwickelung der Dinge schon an dem Tage so einverstanden, an dem man Dich als Gemeiner —"

„Aber erlaube —" rief der Officier mit erhobener Stimme. Er konnte nicht fortfahren, denn Grauwak fuhr gleich dazwischen:

„Nichts, als eine kurze, bündige Antwort —"

„Das ist unnütz," erwiderte Werner. „Ich habe bereits gesagt, daß ich damals wie todtgeschlagen war."

„Halt, da will ich Dich haben," sagte Grauwak mit sarkastischer Miene. „Wir drei, Smutny, Sternfeld und ich stehen auch eben wie degradirt unter der Fuchtel des Profoßen — wundere Dich daher nicht, daß wir vor der Hand Deine rosig-goldenen Ansichten verlachen. Ich bin aus der Redaction hinausgejagt, mein Nachbar zur Rechten von seinem Katheder vertrieben, mein Nachbar zur Linken mit dem Bannfluch belegt. Versetze Dich in die Zeit, da der Korporal Dich zum ersten Male anschnauzte und Du wirst fühlen, was wir fühlen, aber noch die Verschärfung tritt bei uns dazu, daß wir unfähig sind, jemals aus der Disciplinarcompagnie herauszukommen und uns zu Officieren heranzuschwingen —"

Dieses Gespräch wurde, als es eben fast in offene Feindseligkeit auszuarten drohte, durch den zufällig herbeikommenden Wirth abgeschnitten. Dieser, ein kleiner, untersetzter Mann — wie wir wissen, der Bruder des Bergmüllers von Kraßnitz, hatte mit Letzterem eine große Familienähnlichkeit.

Werner war, als er ihn erblickte, ohne Grauwak weiter Rede zu stehen, aufgesprungen.

„Herr Dubsky," sagte er, sich freundlich verbeugend, „Sie kennen mich gewiß nicht mehr —"

„Habe nicht die Ehre —"

„Wir haben uns freilich nur wenige Male vor Jahren flüchtig gesprochen — doch ich bin ein vieljähriger Bekannter Ihres Herrn Bruders, des Müllers Dubsky in Kraßnitz. Ich wollte Sie fragen, was Sie von ihm gehört haben und wie es ihm und seiner Tochter geht —"

Der Wirth sah den Officier mit einem mißtrauischen Gesichte an.

„Seltsame Frage!" sagte er. „Soll das Spott sein? Spott auf's Unglück? — Gut keinesfalls!"

„Mein Gott," rief Werner, „was meinen Sie mit Spott? Ich sage Ihnen, es gibt keinen Mann, den ich höher schätze und verehre. Ich bin selbst aus der Umgegend von Kraßnitz gebürtig — ich kenne ihn ja so gut — reden Sie, was ist geschehen —?"

„Sie wissen also nicht, daß sie ihn eingezogen haben?"

„Herrn Dubsky? Eingezogen? Warum?"

„So, so, Sie wissen nichts . . . Weil er in Verdacht stand, einen Flüchtling bei sich beherbergt zu haben. Er wird vor's Kriegsgericht kommen. So sind die Zeiten! . . ."

Er wollte sich entfernen.

Der Officier war erblaßt, seine Brust hob sich mit einem langen, unendlich schweren Seufzer, sein erstes Wort, als er die nothdürftigste Fassung wiedergewonnen, war: „Und Fräulein Hedwig?"

„Die ist wirklich zu beklagen! Sie steht allein und rathlos da. Was soll sie anfangen, wenn der Vater vielleicht Jahre lang in Untersuchungshaft bleibt? Auch ist sie eine gute Tochter — liebte ihren Vater über Alles —"

Werner stand wie versteinert da.

„Entsetzlich, entsetzlich!" stammelte er. „Doch — wir wollen das Beste hoffen. Ich muß volle Auskunft haben . . ."

Er verstummte und setzte sich nieder. Seine drei ehemaligen Gesinnungsgenossen, die Alles gehört hatten, richteten kein Wort mehr an ihn, bis sie sich entfernten und ihm kurz gute Nacht wünschten. Auch Werner verschwand kurze Zeit darauf.

Niemand hatte sonderlich einen jungen Menschen beachtet, der in einem Winkel über der Zeitung eingeschlafen schien, in Wahrheit aber Alles belauscht und mit angehört hatte.

Er war einer jener Agenten der Polizei, die den Namen der Vertrauten führen . . .

## Dreizehntes Capitel.

### Worin große Entdeckungen gemacht werden.

Der Graf von Thieboldsegg war durch den entschiedenen Widerstand, welchen sein Heirathsproject bei seiner Tochter gefunden, höchst überrascht und dem Fürsten Kronenburg gegenüber in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Weit entfernt, seiner Tochter darüber Vorwürfe zu machen, maß er als echter Diplomat der brüsken, übereilten Art der Eröffnung, zu welcher ihn die unerwartete Ankunft des fürstlichen Bräutigams gedrängt, alle Schuld zu und war fest überzeugt, daß er zuletzt den Sieg davontragen werde. Es galt nur Zeit zu gewinnen und den jungen Fürsten rasch zur Abreise zu bewegen, damit derselbe nicht durch Corneliens scharfes Benehmen zum freiwilligen Rücktritt getrieben würde. Diesen doppelten Zweck im Auge, hatte sich der alte Diplomat sogleich entschlossen, dem Bräutigam die Sachlage ganz offen mitzutheilen, natürlich mit jener Offenheit, welche auf eine zweckmäßige Zustutzung der Thatsachen hinausläuft, wenn sich die ganze Wahrheit nicht mehr vollständig umgehen läßt. Er schilderte ihm Cornelia, als durch einen häuslichen Vorfall tief verstimmt, bemerkte aber, daß sich die Wolken augenblicklich zerstreuen dürften, wenn ihr das Glück bekannt würde, welches sich an den Besuch des Fürsten knüpfte. Es möge, fuhr er fort, befremdend erscheinen, daß er seine Tochter über eine sie so nahe berührende, unwiderrufliche Stipulation ohne die geringste Andeutnng gelassen, aber er fände sein Stillschweigen nicht allein durch die zartesten Rücksichten, sondern auch durch die genaue Kenntniß des Mädchens gerechtfertigt, indem er dem Schein entfliehe, seiner Tochter eine Heirath zu oktroyiren, zumal da eine Persönlichkeit um ihre Hand werbe, welche alle Eigenschaften im reichsten Maße besitze, um ein Herz ohne väterliche Empfehlungen zu fesseln.

Der Fürst, welcher ohnehin nur einen kurzen Besuch im Vorübergehen beabsichtigt, aber doch mit offenen Armen empfangen zu werden erwartet hatte, behauptete von den nämlichen Anschauungen in Vorhinein ausgegangen zu sein und seiner jetzigen kurzen Anwesenheit nur den Werth einer ersten Vorstellung beigelegt zu haben. Als er dies sagte, stieg in ihm kein mißtrauischer Gedanke auf, denn wiewohl er Corneliens bis an's Abstoßende streifende Zurückhaltung bemerkt hatte, besaß er doch ein zu starkes hochfürstliches Selbstgefühl, um aus diesen Symptomen auf ein so vollständiges Fiasco schließen zu können. Wer wirklich liebt, hat freilich einen feineren Instinct, seine Lage zu schätzen. Die Gefühle des Fürsten gingen aber über ein allgemeines Wohlgefallen an den glänzenden äußeren Vorzügen seiner Braut nicht hinaus. Er heirathete eigentlich nur, weil es in seiner Familie, wie überhaupt in den Sphären der Aristokratie, alter Hausgebrauch war, nach Ueberschreitung des zwanzigsten Jahres eine Frau zu nehmen, um die Existenz des erhabenen Geschlechtes auf's Neue zu sichern, und dabei kam, wie in allen solchen Fällen, nur die Ebenbürtigkeit der Erwählten in Betracht, gleichwie sich die Allianz zweier Staaten auf einem gemeinsamen Interesse aufbaut und die wechselseitigen Sympathien nicht als nothwendiger Ausgangspunkt, sondern nur als eine der möglichen Consequenzen angesehen werden.

Gar leichten Herzens und mit einer nicht im mindesten gestörten Siegeszuversicht war der Fürst abgereist, nachdem er versprochen, demnächst, wie ursprünglich verabredet worden war, wieder zu erscheinen, um während eines längeren Aufenthalts die große Familienfrage zum Abschluß zu bringen.

Da damit Zeit gewonnen war, glaubte der Graf, daß Alles gewonnen sei. Ihm schien der Erfolg nur von einem feineren psychologischen Vorgehen abhängig. Als er daher mit Cornelia wieder zusammen war, ließ er kein Wort über die stattgefundene unglückliche Scene fallen, sondern bemühte sich, wie wenn dieselbe gar nicht vorgefallen wäre, ihr Vertrauen durch Freundlichkeit und Güte wieder herzustellen. Weit erfolgreicher aber als schöne Worte und freundliche Scherze schien ihm eine stille Gefälligkeit, eine stumme That, welche durch das Zufällige und Anspruchlose den Schein der Bestechung vermeiden und das von Dankgefühl leicht fortgerissene Herz seiner Tochter für die Anknüpfung neuer Unterhandlungen günstig stimmen müßte. Wie er auch das ganze Reich des Möglichen durchgrübelte, es bot sich ihm doch kein passender Anlaß dazu. Da führte ihm Cornelia unbewußt eine Gelegenheit entgegen.

Es war am Tage, der der Begegnung mit dem Flüchtling im Kaisersaal folgte, als sie sich wieder zum ersten Mal dem Vater gegenüber allein befand. Der Graf, der sich ihre Stimmung gedrückt und niedergeschlagen gedacht, war angenehm enttäuscht, seine Tochter lebhafter als gewöhnlich zu sehen. Ihre Lebhaftigkeit war aber nicht, was man eigentlich gute Laune nennt, sie schien in den Schnellungen unterdrückter und sich befreiender Gefühle ihren Entstehungsgrund zu haben. Cornelia wußte es selbst nicht, wie ihr zu Muthe. Sie fühlte die Unordnung ihrer Gedanken, die Unruhe ihres Gemüthes und gewahrte, wohin sie blickte, keinen Ausweg aus den allseitigen Verwickelungen, aber trotz der unverändert schlimm stehenden Sachlage, war ein heiter aufgeregter Quell neuen Muthes in ihrem Inneren hervorgebrochen, welcher mit ihren Sorgen wie ein Springbrunnen mit den Glaskugeln spielte. Es war ihr plötzlich über Nacht, wie wenn ihre Seele in in heimlichen Tiefen irgend ein Gegengewicht entdeckt und emporgewunden hätte, um dem vorhandenen Drucke die Wage zu halten.

Der Graf gab der freundlichen Stimmung seiner Tochter eine wohlfeile und oberflächliche Deutung, indem er sie als die Wirkung seines liebreichen Entgegenkommens nach einem stürmischen, beide Theile entzweienden Auftritte betrachtete, während die geheimen und außerordentlichen Vorgänge, welche ihm wirklich zu Grunde lagen, seiner hochmüthigen Welt- nnd Menschenkenntniß spotteten. Noch weniger räthselhaft mußte ihm die Hast erscheinen, mit welcher Cor-

nelia, sobald ein Gespräch abgewickelt war, nach dem Faden eines neuen haschte. Es war ihm klar, daß es nicht umherspringende Zerstreutheit, sondern die ängstliche Bemühung bedeutete, die Berührung eines bestimmten Gegenstandes nicht zu Stande kommen zu lassen. Als ein gleicher Nothbehelf der Unterhaltung erschien es dem Grafen, als seine Tochter endlich nach einigem Zaudern, ja Zagen sagte:

„Die arme Hedwig! Ich sehe sie noch immer vor mir, wie sie in der Kirche kniete. Ist denn das Verbrechen ihres Vaters wirklich so groß?"

„Welches besondere Interesse ergreift Dich so plötzlich für das Mädchen?" erwiderte der Vater. „Du hast schon gestern einmal davon gesprochen. Ich glaube nicht, daß Du schon je im Leben ein Wort mit ihr gewechselt hast."

„Als Kinder haben wir uns gesprochen," sagte Cornelia, „seitdem nicht wieder. Ist aber eine ganz intime Bekanntschaft nöthig, um Jemand zu bedauern?"

Der Graf senkte nachsinnend die Augen.

„Jemand ein Obdach zu geben, der keines hat," hob die Tochter mit erhöhtem Muthe wieder an, „Jemand Nahrung zu reichen, der keine hat, ist eine Edelthat und für zartfühlende Menschen sogar Gewissenspflicht, deren Unterlassung sich durch Reue und Vorwürfe selbst rächen würde. Der Flüchtling, der Schutzsuchende ist sogar wilden und barbarischen Völkern heilig. Die Cultur hat freilich den frommen Brauch, die milde Eingebung des Gemüths, außer Cours gesetzt. Aber das Gesetz, sollte ich meinen, müßte doch auf diesen Conflict Rücksicht nehmen und so mild als möglich richten!"

„Kind," rief der Graf, dem die Besprechung solch ernster Fragen an seiner Tochter etwas ganz Neues war, mit spöttischem Lächeln, „wie versteigst Du Dich zu solchen staatsphilosophischen Gegenständen?"

„Was der Bergmüller gethan," fuhr Cornelia, von ihrem Gedankenzuge fortgerissen, mit dem größten Ernste fort, „das haben nach dem Ausspruche Rack's schon Viele vor ihm gethan und er wird auch nicht der Letzte sein. Dieses allgemeine Mitleid, diese allseitige Theilnahme verstößt zwar gegen das Gesetz, aber das Gesetz verstößt noch gröber gegen die Menschlichkeit."

„Das Gesetz thut oft Einigen wehe," erwiderte der Graf auf diese gefühlvolle Rhetorik kurz und kalt, „um dem Ganzen wohl zu thun. Was mir aber nach Deiner schlagenden Beweisführung am klarsten geworden," fügte er mit ironischer Miene hinzu, „ist Dein ungemeines Interesse für die Tochter des Bergmüllers."

„Ja," rief Cornelia lebhaft, „ich interessire mich für sie. Es ist ein so liebes Mädchen! Ich bin so ergriffen! Ich habe mir vorgenommen, die Kirche am nächsten Sonntage gar nicht zu besuchen, denn ich will und kann die Arme nicht so verzweiflungsvoll wiedersehen!"

Das Gespräch brach hier ab und wurde nicht wieder aufgenommen. Der Graf aber entfernte sich, um in Sachen des Bergmüllers nach Wien telegraphiren zu lassen. Er war plötzlich entschlossen, ein Fürwort für ihn einzulegen; einzig um Cornelia eine Freude zu machen. So mußte sich's zeigen, wie er im Stillen bereit war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen!

Am folgenden Tage befand sich Cornelia mit Leonie und dem Rittmeister auf einem Zimmer ihres Vaters. Es war kurz nach dem Diner, gegen vier Uhr. Ein heranziehendes Gewitter hatte den größten Theil der im Schlosse versammelten Gesellschaft unter das Dach getrieben.

Die Unterhaltung der vier Anwesenden war nicht sehr lebhaft und schlief sogar zuweilen ganz ein. Wer die Gestalten beobachtet hätte, wie sie oft stumm da saßen, während der heftige Wind an den Fenstern rüttelte und es draußen immer dunkler wurde, so dunkel, daß die blaue Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine und das Wachslicht, das für den cigarrenrauchenden Theil der Gesellschaft brannte, immer sichtbarer wurde — wer die Gestalten im kleinen Cabinet mit den düstern dunkelrothen Tapeten etwas aufmerksamer studirt hätte, würde leicht erkannt haben, daß das Schweigen nicht durch das Ausgehen des Gesprächsstoffes, sondern in Folge starker innerer Beschäftigung veranlaßt wurde.

Der Graf war in die Politik versenkt, auf deren Gebiet, trotz aller Siege auf dem Schlachtfelde, die Schwierigkeiten wie Berge, welche geebnet werden sollten, überall hervorragten, während seine Tochter von entgegengesetzten, doch nicht minder brennenden Anliegen verzehrt wurde. Der Rittmeister Haldenried, dem seit der Begegnung mit der bezaubernden Gemahlin des alten Generals bei der Einsiedlerklause eine wilde, üppige Saat von Unruhe und Schmerzen aufgegangen war, hatte ein zu schweres Herz und die ganze Verzweiflung einer ausbrechenden Liebe, welche ohne Erwiderung bleibt und aussichtslos scheint. Er hatte die Augen meist auf die schöne Frau gerichtet und war vergeblich bemüht, die widersprechenden, proteusartigen Züge ihres Wesens in Ein Bild zusammenzufassen. An einem Tage hatte er sie lustig, ja muthwillig, von einem sich in Alles mischenden Antheil gesehen, am anderen war sie die verkörperte Gleichgültigkeit, welche sich von jeder Berührung gelangweilt fühlte. Einmal hat er sie kokett, nach Schmeicheleien dürstend gefunden, das nächste Mal war sie so kurz, kalt und stolz, daß sie dieselbe Galanterie, über welche sie zuvor herzlich gelacht, für eine Beleidigung gehalten hätte. Manchmal war ihre Stimmung so weich, jedes ihrer Worte so innig, jeder ihrer Blicke so sanft, und manchmal blitzten ihre satyrischen Ausfälle auf den bloßen Schein der Herausforderung hin unbarmherzig auf Freund und Feind hernieder. Vergebens rief das vom Gott der Liebe schwer verwundete Soldatenherz seine Erinnerungen an Damen, welche es kennen gelernt hatte, herbei und stellte sie in Reihe und Glied auf, um sie zu mustern und Analogien zu finden, welche die Entzifferung dieser lebenden Hieroglyphe erleichtern sollten. Haldenried brachte es nur zur sonnenklaren Gewißheit, wie auch seine Eigenliebe blutete, daß Leonie seiner Leidenschaft nicht die geringste Wichtigkeit beilege und sich nicht

einmal zu dem oberflächlichsten Vertrauen geneigt zeigte, indem sie den Schleier, der sichtbar auf ihren persönlichen Verhältnissen ruhte, eher tiefer hinabzog, als lüftete.

Dem allgemeinen Verstummen der Gesellschaft machte das Eintreten des Herrn von Rack ein Ende. Heiter und galant, wie immer, wenn er sich außerhalb seines Amtslocals in den Gemächern der Großen befand, richtete er seine Bücklinge und verbindlichen Anreden in einem Zuge nach allen Seiten.

„Sie bringen ein schreckliches Wetter," sagte der Graf, ihm einen Stuhl anweisend, während Leonie dem Rittmeister zuflüsterte:

„Dieser Mensch ist von einer reptilienhaften Geschmeidigkeit."

„Glücklich," erwiderte Haldenried ganz sentimental, „wer wenigstens die Zielscheibe Ihres Spottes ist. An Ihrer Nichtbeachtung enden, ist der jammervollste Tod!"

„Und bei diesem Wetter," hatte von Rack erwidert, „muß ich eine mehrstündige Dienstreise in eine benachbarte Gemeinde machen, wohin nur ein holperiger, ausgefahrener Waldweg führt."

„Ist denn die Sache so wichtig?" fragte der Graf.

„So ziemlich," lautete die Antwort. „Der dortige Bürgermeister, ein ganz gescheiter und durch und durch loyaler Mann, auf den ich bis heut sehr viel gehalten, hat plötzlich gegen eine meiner Verordnungen protestirt und dadurch das ganze Dorf in eine wahre Aufregung versetzt."

„Den Mann nennen Sie ganz gescheit?" rief Leonie. „Sehr einfältig muß er sein, und verdient für diesen Anfall von Autonomie beim Schopf genommen zu werden. Ich wünsche, daß Sie auf dem holperigen Waldwege recht gerüttelt und womöglich umgeworfen werden, damit Sie in dem schlimmsten Humor dort ankommen, sonst wäre zu besorgen, daß Ihre Gemüthlichkeit die Oberhand gewänne und der rebellische Bürgermeister mit einer väterlichen Ermahnung davon käme."

Alles lachte über die unerwartete, wie aus einer recht bösen Laune hervorbrechende Ironie der Frau von Greifenstein. Herr von Rack lachte am lautesten, und betrachtete die Spottworte, welche er anderswo als Amtsehrenbeleidigung aufgefaßt hätte, in diesem Kreise als liebenswürdige Schelmerei.

„Wie steht es denn mit dem Bergmüller?" fragte Cornelia, in der Absicht, Leonie anzuspornen, die Geißel noch einmal zur Hand zu nehmen.

„Wie?" rief von Rack, „Sie wissen noch nichts? Merkwürdig, daß nur böse, traurige Neuigkeiten schnelle Verbreitung finden. Der Bergmüller ist seit gestern Abend frei."

„Frei!" rief Cornelia. „Mein Gott, gestern haben wir noch von seinem Unglück gesprochen! Wie glücklich Hedwig sein wird!"

„Wenn ich sage, der Bergmüller ist frei," erläuterte von Rack, „so bedeutet das vor der Hand nur: in Untersuchung auf freiem Fuße. Die Nachforschungen nach dem flüchtigen Aufrührer, den er beherbergt hat, dauern fort und dürften bald zu einem Resultate führen. Ich habe neue Spuren."

„Neue Spuren?" fragte Cornelia. „Welche Spuren?"

„Meine gnädige Comtesse," erwiderte Rack mit dem verbindlichsten Lächeln, „es gibt Dinge, die selbst in den Räumen dieses Schlosses nicht aufhören dürfen, für mich Amtsgeheimnisse zu sein."

„Welcher schreckliche Beruf auf Ihnen lastet!" rief Cornelia. „Menschen verfolgen, sie unglücklich machen zu müssen —"

„Doch nur, um die Gesellschaft vor Gefahren zu retten —"

„Gleichviel, ich begreife nicht, wie man Polizeimann werden kann!"

„Verehrungswürdige Comtesse," erwiderte Rack mit einiger Feierlichkeit, „Ihr zartes, weibliches Gemüth kann sich freilich einen solchen Beruf nicht denken, ohne von den vielen harten Seiten, die er haben mag, verletzt zu werden. Aber ebensowenig würden Sie begreifen, wie man den Stand eines Richters oder eines Arztes wählen könne. Wie sollte aber eine Wissenschaft eines fesselnden Reizes ermangeln, die wie die Polizeiwissenschaft auf Feinheit der Beobachtung und der Combination basirt ist, durch energisches Handeln, das sie oft fordert, den Thätigkeitstrieb befriedigt und im Bewußtsein, der menschlichen Gesellschaft zu dienen, ihren herrlichsten Lohn hat? Wenn es — damit ich mich eines freilich niedern und das Wesen der Polizei herabziehenden Vergleiches bediene — wenn es die Freude des Jägers ist, den Fuchs, der den Hühnerhöfen verderblich geworden, aus seinem Schlupfwinkel herauszulocken, den Wolf, der so manches zarte Lamm geholt, vor den Lauf seines Gewehrs zu bekommen, wie sollte nicht auch ein mächtiger Reiz darin liegen, die Raubthiere der Gesellschaft auszuspähen, zu fällen oder unschädlich zu machen? Ich gestehe, daß ich schon sehr früh, schon im Knabenalter, Interesse und Theilnahme für die Männer empfunden, deren von der Welt oft mißdeuteter Beruf es ist, über die Unantastbarkeit der Principien, auf denen die Welt beruht, zu wachen."

Cornelia sagte kein Wort und der Freiherr, sich für seinen Gegenstand erwärmend, fuhr zur Gesellschaft gewendet fort:

„Ich gedenke noch oft daran, wie ein ganz geringfügiger Vorfall, der sich aber unter meinen Augen zutrug, in mir das Interesse und das Verständniß für polizeiliche Thätigkeit aufschloß. Wir lebten in Coligno, einem kleinen italienischen Städtchen, unlängst erst an Oesterreich gelangt, wo mein Vater, Hauptmann von Rack, Commandant war. Es wurden in den Gassen dieses Ortes nicht selten revolutionäre Blättchen und Tractätchen ausgestreut und man konnte, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht auf die Spur der frechen Austheiler derselben gelangen. Da das Städtchen selbst gehörig überwacht war und das Vorhandensein der aufrührerischen Handpresse innerhalb ihrer Mauern kaum angenommen werden konnte, schien es gewiß, daß die Ruhestörer sich außerhalb des Ortes aufhielten und diesen nur dann und wann besuchten. Es wurden nun an alle Thore erfahrene Poliziften gestellt, um jeden

Hereinkommenden genau zu betrachten. Gleichwohl entdeckte man auch da durch Wochen nichts. Endlich kommt zu einem Thore ein Franciscaner herein, diesen besieht der Polizeidiener einige Augenblicke schweigend von oben bis unten, dann faßt er ihn plötzlich und ruft: Halt, Du bist ein Spitzbube, denn Du bist nicht, was Du scheinst! — Was fällt dem Herrn ein? ruft der Mönch. Ich bin ein Franciscanerbruder des benachbarten Klosters. — Nein, das bist Du nicht, erwidert der Polizeimann auf das Bestimmteste, denn Du hast — hier muß ich bei den Damen um Verzeihung bitten, ich habe mich in meine Erzählung ziemlich bedachtlos gestürzt — Du hast behaarte Beine. — Und der Sbirre hatte Recht. Er hatte in der That den Vertheiler der Placate, ein äußerst gefährliches Haupt einer Carbonaria gefaßt. Der Verhaftnahme lag wohl nur die einfache Beobachtung zu Grunde, daß das Tragen eines härenen Gewandes das Bein jedes Haares entkleidet, doch nur ein scharfer und denkender Kopf konnte mit dieser Schlagfertigkeit den Schatz seiner Erfahrungen verwerthen. Ich interessirte mich von diesem Augenblick an für diesen übrigens schlichten und einfachen Mann, der meiner Meinung nach unter andern Verhältnissen ein sinniger, klar denkender Naturforscher oder ein weitausblickender Arzt geworden wäre.

„Nicht unmöglich," sagte der Graf, ohne daß es schien, daß ihm Herr von Rack durch seine Erzählung besondere Theilnahme eingeflößt und wandte sich, ein Exemplar des neuerschienenen Donaureichs in der Hand, an den Rittmeister.

„A propos!" sagte er. „Eben fällt mir Etwas ein, was ich Sie längst zu fragen beabsicht hatte. Sind Sie mit dem früheren Besitzer des Donaureichs, Herrn Haldenried, irgendwie verwandt?"

„Ich bin sein Neffe, Excellenz," erwiderte der Rittmeister.

„Dieser alte Herr," sagte der Graf, „soll kinderlos sein."

„Er ist ein Junggeselle," versetzte der Rittmeister, „und hat außer mir und meinem älteren Bruder, die wir die einzigen Söhne seines verstorbenen Bruders sind, weder nahe, noch entfernte Verwandte."

„Da gratulire ich Ihnen," rief der Graf. „Der Onkel ist ein Millionair und über kurz oder lang wird eine bedeutende Erbschaft nicht ausbleiben. Ich höre, daß Herr Haldenried sehr kränklich ist — gelähmt —"

„Er hat ein schweres Gichtleiden," erläuterte der Rittmeister.

„Ich kenne ihn auch," ließ sich von Rack vernehmen. „In letzter Zeit kommt er kaum auf Krücken mehr fort, dessen ungeachtet ist er ein sehr rühriger Demokrat. Bei Ihren politischen Ansichten, welche durch die Uniform und die zwei Ehrenzeichen an Ihrer Brust documentirt sind, gehört wohl eine meisterhafte Geschicklichkeit im Laviren dazu, mit Ihrem excentrischen Herrn Onkel nicht in folgenschwere Conflicte zu gerathen, Herr Rittmeister!" Er erhob vielsagend den Zeigefinger, indem er mit beiden Augen pfiffig zwickerte.

„Ich glaube Sie zu verstehen, Herr von Rack!" erwiderte Haldenried mit finster zusammengezogenen Brauen und in einem an Schärfe immer zunehmendem Tone. „Zwischen der politischen Weltanschauung meines Onkels und der eines Kämpfers für das neue Oesterreich, welche die meinige ist, liegt ein Abgrund. Die Fahne, die ich, als der Staat in seinen Grundvesten gezittert, hoch emporgehalten, rolle ich nicht, wenn ich meinen Onkel besuche, zusammen, und lasse sie auch nicht vor der Thüre stehen, damit mir nicht ein erbärmlicher Geldsack vielleicht verloren gehe . . . Die Zeiten wollen Opfer. Die Rebellen haben große gebracht, könnte unsere Partei zurückbleiben, ohne daß ihr Enthusiasmus in Gefahr geriethe, für eine Lüge und eine gemeine Speculation auf den Sieg angesehen zu werden? Die Ueberzeugung, die ich vor dem Kaiser aussprach, überreiche ich nicht meinem Onkel in einer veränderten Extra-Ausgabe. Was ich hier in diesem Gemache bin, bin ich überall. Mein Onkel wird es bestätigen, denn er hat mir sein Haus verboten und ich bin so gut wie enterbt."

„Bravo!" rief der Graf laut klatschend und schüttelte dem edlen Soldaten beide Hände, während sich in den Blicken der beiden Damen der Eindruck so seltener und hoher Uneigennützigkeit spiegelte.

Nur Herr von Rack stand, vor Verlegenheit wie überbrüht, da und hätte gern ein Dutzend Gensd'armen ausgeschickt, wenn das ihm entschlüpfte Wort wieder einzufangen gewesen wäre.

„Ihr Hochsinn ist zu bewundern," richtete Leonie an den Rittmeister das Wort, „aber er hat sich im Ziele vollständig geirrt. Sie haben in einem schönen Glauben, jedoch wie ein Naturmensch gehandelt und Ihr Kostbarstes dem blinden Ocean geopfert. Sie haben nichts behalten und die Wellen sind nicht reicher geworden."

„So spricht die Frau eines Generals?" rief der Rittmeister erstaunt, obwohl von der treffenden Wahrheit der Worte berührt.

„Möglich, daß ich als Frau, als Weib rede," entgegnete Leonie, „und über den engen Horizont der Familie und meiner Lieben hinaus die Nothwendigkeit eines Opfers nicht empfinde, allein ich läugne das. Der heutige Staat ist wie das Meer, in welches die Menschen zur Zeit des Sturmes nur so viel Ladung hineinwerfen, als nöthig ist, daß es sie trage. Noch nie hat ein Schiffer eine Waare über Bord gestoßen, um den tobenden Wogen sein Wohlwollen zu bezeugen, und wenn er gewußt hätte, daß sein Schiff dennoch sinken werde, so hätte er sich auch diese Mühe erspart. Freilich wenn es einen Staat gebe, welcher durch die allgemeine Concurrenz patriotischer Opfer existirte und dieselben mit edler Gegenseitigkeit wieder zurückströmte, da wäre jede Selbstentäußerung erklärlich — aber ein solcher Staat ist eine Fiction."

Herr von Rack wollte, um seine Scharte auszuwetzen, eben protestiren und eine glühende Theorie und Rechtfertigung des Opfers vom Stapel lassen, als Leonie ihm das Wort wieder abschnitt.

„Es tröstet mich," sagte sie in einem mit dem vorhergehenden Ernst fast frivol contrastirenden Tone,

„daß Sie einen älteren Bruder besitzen, welchem die Früchte Ihrer Entsagung in den Schooß fallen.“

„O mein Bruder!“ rief Haldenried, während ihm die Erinnerung wehmüthig aus den Augen blickte. „Der braucht irdische Schätze nicht mehr. Ein Grabmonument, ein prächtiges Mausoleum könnte der reiche Onkel allein noch seinem Lieblinge errichten, wenn die Stätte, wo dessen Gebeine ruhen, bekannt wäre! Wir haben uns geliebt, wie sich zwei Brüder nur lieben können. In einem Graben auf einer Heide wird er irgendwo verscharrt liegen, oder — mir graut, es zu denken — auf einem Richtplatze!“ Er wandte, ein Gegenstand der Theilnahme, das Gesicht ab.

„Ich ahne,“ rief der Graf, — „der Unglückliche —“

„Ja, der Unglückliche!“ rief Haldenried. „Ich stand vor zwei Jahren in Italien; mein Bruder Bruno, der kurz vorher seine Studien vollendet hatte, befand sich auf der Herrschaft unseres Onkels in Ungarn, als die Fluthen der Bewegung über dieses Land dahin gingen. Das war sein Unglück. Er stürzte sich voll schwärmerischen Freiheitssinns in den Strom hinein. Die Nachrichten über ihn sind dürftig und arm an Details, allein bestimmt genug. Ein gemeiner Soldat, der ihn wohl gekannt, hat ihn nach der Wiedereroberung von Siebenbürgen als Gefangenen in den Kerker escortirt. Von dort ist er entsprungen, wurde aber eingeholt, und soll auf der Flucht auf freiem Felde erschossen worden sein. Diese Aussage wird von einem Officier bestätigt, nur mit der Abweichung, daß Bruno, auf der Flucht leicht verwundet, aber eingebracht und vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden. Wie dem sei, unter den Lebenden ist er nicht mehr!“

In diesem Augenblicke hatte der Wind, der sich zum Sturme erhoben, mit einem plötzlichen Stoße einen Gegenstand vom Schloßdache gerissen und unter großem Gekrache in den Hof hinabgeworfen.

Alle eilten an's Fenster, Cornelia aber flog zur Thür hinaus.

Einer der riesigen Schornsteine auf dem alten Schlosse war herabgestürzt und hatte eine Platte von Eisenblech mit herabgerissen.

Cornelia hatte soeben nicht ohne Besorgniß für den heimlichen Bewohner erfahren, was geschehen war, als Frau Hassenfeld mit einem seltsamen Lächeln herbeikam.

„Eben,“ flüsterte sie, „habe ich einen Brief erhalten.“

„Von wem?“

„Sie fragen? Von unserem Flüchtling.“

„Welches Inhalts?“

„Wenn Sie nicht zu lachen versprechen, zeige ich denselben Ihnen,“ erwiderte die Gesellschafterin. „Er ist im Interesse der Verwalterstochter, unserer guten Bekannten, Fräulein Anna, geschrieben. Die ist für Lebenszeit versorgt. Sie kriegt eine reiche Aussteuer und kann heirathen, wen sie mag!“

„Her mit dem Brief!“ rief Cornelia lachend, indem sie Frau Hassenfeld um den Hals fiel und flog mit dem Blatte auf ihr Zimmer. Dort angekommen, las sie Folgendes:

„Edle Frau! Indem ich Ihnen schreibe, umgehe ich die Gefahren, welchen unsere heimlichen Zusammenkünfte ausgesetzt sind, und zugleich die Klippen, an welchen feines weibliches Gefühl anstoßen und meine Absichten zerschellen könnte. Als wir jüngst in dem alten Rittersaal so wunderbar zusammentrafen, glaube ich die Entdeckung gemacht zu haben, daß der schönste aller Schutzengel keinen reinen Herzensbund geschlossen, sondern sich dem Willen des Vaters oder dem leidigen Zwange der Verhältnisse unterworfen habe. Seit ich in meiner stillen Klause über die unscheinbaren, aber dem durchdringenden Auge des Instincts bedeutsamen Anzeichen nachgedacht, bin ich auf die ganze Höhe dieser Ueberzeugung gelangt. Ist es ein Wahn, den ich gern nähre, weil er meinem Herzen so süß ist? Doch ich schreibe nicht, um es zu erfahren, und wie ein Eindringling am Vorhange von Privatgeheimnissen zu zerren! Wenn Sie aber nach Lesung dieser Zeilen ausrufen: Der hat rasch und tief geschaut! dann werden Sie gewiß ein Schicksal, das solche Schönheit und solche Himmelsgüte trifft, schon längst beklagt haben — um so mehr, da Sie es nicht abzuwenden vermochten. Indem ich schreibe, wünsche ich gleichsam in der Ferne und unsichtbar, Ihr Mitleid von dem peinlichen Schauspiele, das Unvermeidliche geschehen zu lassen, zu erlösen und ihm den Impuls zum heilsamen Widerstande zu geben.

Meine Tage, ja vielleicht meine Stunden in diesem Schlosse sind gezählt. Ehe ich scheide, werde ich einen bereits geschriebenen Brief zurücklassen, welcher, wie Sie begreifen, ohne die größten Gefahren nicht vor meiner Abreise der Post anvertraut werden kann. Dieser Brief räumt einem Manne, der mich unter den Lebenden nicht mehr sucht, den schwersten Kummer, der auf seinen alten Tagen ruht, hinweg und bezeichnet ihm die zwei edlen Namen, denen er meine große Schuld abzutragen haben wird. Kein Unglück hat sich ihm je vergebens genaht, denn er besitzt die Mittel der Mächtigen und hat noch ein warmes Menschenherz vor ihnen voraus.

Ich fürchte, daß Sie meinem Dankgefühle stolz ausweichen werden; es wäre ein falscher Stolz. Ich aber werde, wie es auch kommt, dieses gastliche Dach nicht mehr wie ein gewöhnlicher Bettler verlassen müssen, welcher seine Wohlthäter nur an den Himmel verweist. B. Haldenried.“

Cornelia, deren Blick instinctiv zuerst auf die Unterschrift gepflogen, drängte das höchste Erstaunen zurück, bis sie mit dem hochspannenden Inhalt des Schreibens zu Ende gekommen. Eine wunderähnliche Ueberraschung, eine muthige, ja freudige Aufregung durchzuckte alle ihre Glieder, vom Scheitel bis zur Zehe. Der Unbekannte, den sie gerettet, war Bruno, der todtgeglaubte Bruder des Rittmeisters, derselbe, von welchem kurz zuvor gesprochen worden war. Das bekundete die Unterschrift, der Anfangsbuchstabe des Vornamens, der ganze ihr schmeichelnde Inhalt des Briefes, der mit den eben vernommenen Angaben des Rittmeisters über seine Familie ganz scharf zusammen stimmte.

Keiner Ueberlegung fähig, eilte Cornelia, den

Brief unterwegs rasch verbergend, nach dem Cabinet ihres Vaters zurück. Als sie dem Rittmeister wieder gegenüberstand, konnte sie ihrer Bewegung kaum Herrin werden. Seine Züge hatten mit jenen des Flüchtlings, wie verschieden sie auch waren, den reinsten Stempel der Familienähnlichkeit, und sie mußte dieselben mit einem ihr bis dahin fremden Interesse immer und immer wieder anblicken, ohne daß sie für den Gegenstand der lebhaft geführten Unterhaltung ein Ohr hatte. Plötzlich mußte sie unwillkürlich vernehmen, um was es sich handelte, allein sie glaubte schrecklich zu träumen, als sie es vernahm...

Der herabgestürzte Schornstein hatte nämlich inzwischen das Gespräch auf das alte Schloß und dessen Einrichtung geführt. In Folge der Beschreibung des Grafen, war der Wunsch rege geworden, die alterthümlichen Sehenswürdigkeiten, die man nicht geahnt, in Augenschein zu nehmen.

„Ich werde glücklich sein, die Herrschaften begleiten zu dürfen," rief von Rack, den Hut nehmend, während sich der Graf, der Rittmeister und Leonie zum Hinaufgehen anschickten. „Besonders freue ich mich, in treuer Abbildung die erhabenen Gesichtszüge des großen Monarchen zu sehen, welcher in seiner Weisheit schon vor hundert Jahren durch die pragmatische Sanction gewissermaßen die Formeln der Naturgesetze gefunden, nach welchen unser herrlicher Kaiserstaat einzig und allein existiren kann."

Sie verließen das Zimmer in der Meinung, daß ihnen Cornelia, deren Bewegung unbemerkt geblieben war, folge, allein diese stand vom Schrecken versteinert da.

„Giebt es denn gar keine Ahnungen," stürmte es in ihr ungestüm auf, „daß der Bruder hinaufgeht, den Bruder zu verderben? Das kann nur schrecklich enden! Leonie, der Vater — das ginge noch Alles, aber Rack ist dabei — Rack — — ich kann Nichts thun!"

Die Erinnerung an den Letzteren brach ihren Muth vollends. Sie lehnte sich an die Fensterbrüstung, die Hände rathlos zusammenlegend.

Aber große Gemüthsbewegungen reißen die Schranken gemessener Anstandsgebote ein und werfen alle Bedenken des Standes und Geschlechtes über den Haufen. Corneliens Bestürzung war kurz. Angstbeflügelt schoß sie zur Thür hinaus, holte den Schlüssel zur Wendeltreppe und flog hinauf. Athemlos und sprachberaubt stand sie auf der Schwelle der aufgerissenen Thür dem Flüchtling gegenüber, welcher von den eiligen Tritten allarmirt, wie reisefertig, einen Besuch erwartet hatte. Seine besorgt zusammengezogenen Mienen hellten sich bei dem Anblick sogleich auf, während er mit fester, ja freudig erhobener Stimme ausrief:

„Welche Gefahr umschwebt mich, daß mir mein guter Genius abermals naht?"

„Fort, schnell fort!" sprach Cornelia, einen Schritt vorwärts thuend, und ein Wort nach dem anderen hervorjagend. „Sie sind entdeckt! Der Vater, der Bruder —" sie konnte weiter Nichts zum Verständniß Beitragendes vorbringen, denn schon wurde das Geräusch der von der großen Steintreppe Kommenden vernehmbar.

Bruno stürzte durch die zum Kaisersaal führende Thür hinaus.

Kaum war er verschwunden, als Cornelien die Unvollständigkeit ihrer Warnung einfiel und ihr der schreckliche Gedanke kam, daß der junge Mann in das Versteck hinter dem Kaiserbilde, welches heut das unsicherste war, geschlüpft sein könne. Es gab ihr einen Schlag auf das Herz. Es giebt aber Schläge, welche zermalmen, und Schläge, welche kräftigen und stählen.

Mit einer Allem entgegengehenden Entschlossenheit eilte Cornelia in den Kaisersaal. Kurz vor ihrem Eintritt in demselben, fast gleichzeitig, waren die so ungelegenen Besucher dort angekommen. Sie stellte sich auf eine dunklere Stelle an den Vorsprung einer Säule, gerade dem Kaiserbilde gegenüber.

„Dahinter steckt er jetzt!" sagte sie zu sich. „Er hat Zeit gehabt, sein Versteck zu erreichen."

Ihre Festigkeit wechselte mit einer fieberischen Unruhe.

Inzwischen beschrieb Herr von Rack bereits große Kreise um das Kaiserbild und versenkte sich mit Hülfe eines Augenglases in die Betrachtung desselben mit allen Attituden eines enthusiastischen Kunstliebhabers. Aber Cornelien kam er unwillkürlich nur wie ein Häscher vor, welcher sein Opfer umstellt und umkreist.

„Herrlich, herrlich!" rief er emphatisch. „Welche Majestät und welche Milde zugleich! Welcher Regentenernst in jeder Stirnfalte! Aber," fügte er, sein Augenglas absetzend, im gewöhnlichen Tone hinzu, „die Beleuchtung ist unglücklich, abscheulich!"

„Kann keiner der Herren," erwiderte Leonie, zum Grafen und zum Rittmeister gewendet, muthwillig, „für Herrn von Rack die Sonne aus den trüben Wolken hervorlocken?"

„Einer so schönen Zauberin, wie Sie," versetzte von Rack galant, „wäre es eher möglich, aber ich wage es nicht, Sie zu bemühen, da es noch einen Ausweg giebt. Wenn der Herr Rittmeister so gefällig wäre, mir beizustehen, könnten wir das Bild leicht herunternehmen und vor das große Fenster stellen."

„O, dieser Dämon!" dachte Cornelia zusammenzuckend, während der Rittmeister seine Bereitwilligkeit erklärte und schon mit Herrn von Rack an das Bild trat.

„O pfui!" rief Leonie abmahnend. „Sie werden alle Spinngewebe und einen Regen von Staub aufstören!"

Cornelia hatte keinen Laut in der Kehle, um sich dem Protest anzuschließen.

„Wenn es ihn rettet," gelobte sie angstgefoltert im Stillen, „werde ich Kronenburg heirathen!"

Das Bild wurde gerückt und gehoben. Cornelia stieß einen schneidenden Angstschrei aus, auf welchen der Vater und Leonie, fragend, was es gebe, herbeisprangen. In diesem Augenblicke war aber auch das Bild herabgenommen; die dahinter befindliche Nische, die zugleich zum Vorschein gekommen, war leer.

Cornelia athmete hoch auf und es war ihr leicht, dem Angstschrei eine heitere Bedeutung zu geben.

Das Vorhandensein der Nische zog das Gespräch auf sich, besonders Herrn von Rack's Aufmerksamkeit war dadurch im hohen Grade in Anspruch genommen. Er hatte sich jedoch mit den Uebrigen nicht begnügt, über die Bestimmung der Nische Vermuthungen aufzustellen, sondern ein so seltsamer Alterthumsfreund, dem die gründlichsten Untersuchungen zum Handwerk geworden, mußte sogar das Innere der Vertiefung scharf und genau besichtigen.

„Was ist das?" rief er plötzlich, sehr allarmirt, indem er den Boden der Nische mit bewaffnetem Auge zu durchbohren suchte, „welche eigenthümlichen Spuren! Warum ist der Staub von der linken Seite bis in die Mitte aufgewühlt — ja stellenweise wie zusammengescharrt? Treten Sie näher, meine Herrschaften, es ist ein merkwürdiges Schauspiel und des Nachdenkens werth ..."

Die Gesellschaft war zwar auf den Aufruf näher getreten, fertigte aber die Erscheinung aus Mangel an Fachinteresse mit nichtssagenden Bemerkungen ab.

„Ich muß der Sache auf den Grund kommen," sprach Herr von Rack, „es ist 'gar zu räthselhaft. Doch hier, sehen Sie diese gewundene Linie!" rief er mit einer wahren Exaltation aus. „Ist es nicht der klarste Abdruck eines menschlichen Fußes?"

Die Zuhörer fanden sogar diese, in so wichtigem Tone vorgetragene Entdeckung lächerlich, nur Cornelia mußte über das glänzende Witterungsvermögen des Bezirkshauptmanns zusammenschauern.

Mit innerem Sträuben mußte von Rack unter dem Beistande des Rittmeisters seinen Fund mit dem Bilde wieder zudecken, ohne die flache Eile der ihn Begleitenden zu begreifen, mit welcher sie schon die Sehenswürdigkeiten der anderen Gemächer zu betrachten wünschten.

Cornelia, von einer anscheinlich unmittelbar drohenden Gefahr zwar befreit, hatte doch noch Grund zu den größten Besorgnissen. War auch der Flüchtling zu seinem größten Glück nicht in der Nische gewesen, so mußte er sich doch innerhalb des Bezirkes, welcher durchschritten wurde, irgendwo befinden. Jetzt fiel ihr auch ein, daß sich etwas besseres thun ließe, als in qualvoller Passivität dem Ausgange entgegen zu harren. Unter Trällern ihre Unruhe verbergend, nahm sie Leonie am Arm und eilte den Herren stets weit voran, um dem Flüchtling die Route und die Aufenthaltszeit zu bestimmen. Wo eine Stelle oder nur ein Gegenstand war, der verdächtig genug schien, ein Versteck zu bieten, wußte sie auszuweichen oder vorüberzueilen und mit Leonie's unbewußter Hülfe die Blicke abzulenken. Auf diese Weise war auch das Cabinet, das Bruno Haldenried so lange verborgen, unbesucht geblieben. Letzteres war ihr eine Hauptsache, denn es war zu wahrscheinlich, daß sich in einem seit fünfzig Jahren unbewohnten Gemache Spuren frischen Aufenthalts gefunden hätten, welche auch einem weniger in die tiefsten Tiefen der Dinge hineinschnüffelnden Forschergeiste als Herr von Rack, Bedenken erregt haben würden. Und gesetzt, daß gar kein äußerer Anhaltspunkt zum Verdachte vorhanden gewesen wäre, so ließ sich wohl annehmen, daß der Bezirkshauptmann in einem Zimmer, das einem steckbrieflich Verfolgten zum heimlichen Aufenthalt diente, plötzlich von einer odisch-magnetischen Unruhe ergriffen worden wäre und den ganzen Knäuel von Uebertretungen der Fremdenpolizei an's Licht gewunden hätte.

Die große, spannende Aufregung drohte schon Cornelia's Brust zu sprengen, als endlich die Gesellschaft nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten die breite Steintreppe wieder hinabstieg, ohne daß der Besuch den gefürchteten Ausgang genommen. Eine natürliche Neugierde hielt die junge Gräfin zurück, unmittelbar zu folgen. Unter dem Vorwande, die Thür zu schließen, blieb sie zurück und blickte den tiefen klosterartigen Bogengang hinab. Auf's Neue wurde sie von ihrer erregten Phantasie gepeinigt, daß der Flüchtling einen vermessenen Sprung durch eines der Thurmfenster gemacht, sich vielleicht beschädigt oder überhaupt einen unvorsichtigen Fluchtversuch gewagt habe.

Da machte sich ein Geräusch bemerkbar, hinter ihr flüsterte es: Anna! — der Name der fingirten Verwalterstochter — und der Vermißte stand vor ihr.

„Gottlob!" rief Cornelia freudig erschreckt, „die Gefahr ist vorübergegangen! Welche Qualen!"

„Sie dauern mich, himmlisches Mädchen," erwiderte er, „doch von meinen Qualen kann man nicht reden, da es bestimmt scheint, daß ein Sturm kommen muß, damit Sie mir erscheinen! Mein Kopf steht auf dem Spiele, aber kommen Sie doch bald wieder mit Ihrem unvermeidlichen Gefolge von Schrecken und Gefahren, kommen Sie wieder, prachtvoller Komet, der verzagten Gemüthern alles Unheil ankündigt und doch niemals wirklich bringt! Als ich Sie heute gesehen, war mir kaum, wie wenn ein unerbittlicher Feind mit ausgestreckten Krallen mir nahte und mich verfolgte, mir war wie bei einem Versteckensspiel, bei welchem mir lachende Kinder nachspringen. Ein Zauber ist schon, als ich Sie das erste Mal erblickt, in meine Brust hinübergeströmt, mein Herz, von endloser Vorsicht matt und träge geworden, wirft wieder kühne Wellen, welche mich wie einen Delphin über den Abgrund meiner Lage dahintragen! Es ist Nichts, wie es gewesen, Alles ist auf den Kopf gestellt! Wie gefeit und unsichtbar, verspotte ich meine Verfolger und ihre Nachstellungen, und ich fürchte die Freiheit, weil sie mich von Ihnen für immer entfernt! Sie haben früher von Qualen gesprochen, da sehen Sie, auf welcher unerwarteten Stelle sie liegen! Anna!" er ergriff ihre Hand, die zitternd in der seinigen ruhte, indem er mit gleicher Exaltation, aber mit oft schmerzgebrochener Stimme fortfuhr, „es muß der Schrei meines Herzens ausgestoßen werden, es ist ein Schrei, der mit dem Verschwindenden zugleich verhallt, der Schrei aus tiefster Seele, daß ich Sie unendlich liebe! Dieses Hochgefühl schenkt meinem Leben, das hoffnungsöde und seiner Ideale beraubt war, einen neuen Anker, und ich begreife erst jetzt recht, warum ich gerettet sein möchte, während meine gefangenen Mitkämpfer aus der Welt, die auf lange hinaus einem bösen Geiste verfallen ist, hinauseilen und un-

ter Henkershand mit begeisterten Hochrufen sterben! Mein Leben, das mich nach der Niederlage anwiderte und das ich nur zu erhalten bestrebt war, weil ich diese Beute dem Feinde mißgönnte, ist mir wieder süß und theuer und so kostbar, daß ich es nur Ihnen — Ihnen allein aufopfern könnte!"

Im höchsten Taumel preßte er die reizende Gestalt der Gräfin an sich. Diese suchte sich seinen Armen zu entwinden, aber die Bewegung, welche ihr Herz schon längst vergebens bekämpft hatte, brach den Rest ihres jungfräulichen Widerstandes. In süßer Betäubung sank der Kopf seitwärts zurück und bald glühte Mund am Munde.

„Cornelia!" rief es von der Steintreppe unten. Es war Leonie's Stimme.

Die Gerufene riß sich loß, schlug in größter Verwirrung die Thür zu und eilte hinab.

Der Zurückbleibende hatte und konnte keine Ahnung haben, daß die Namen Cornelia und Anna eine und dieselbe Person bezeichneten.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Alte Liebe rostet nicht.

Philipp Stropp hatte seit Dubsky's Freilassung in der Bergmühle ununterbrochen an Terrain gewonnen. Die Hindernisse, die ihn kurz zuvor mit Verzweiflung erfüllten, ebneten sich von Tag zu Tag ohne sein Zuthun, und er glaubte schon die Zeit vor sich zu sehen, wo er sein Ziel mit beiden Händen erfassen werde. Bei dieser glücklichen Strömung der Dinge fing sich sein zerrüttetes, oft wild aufschäumendes Gemüth, das seiner haltlosen, gefährlichen Lage ganz entsprach, langsam zu beruhigen an und er durfte nach einem langen Zwischenraume sagen, daß sich bei ihm eine heitere Stunde wieder einstelle. Unter diesem Stimmungswechsel hatte sich auch der nackte Egoismus, der ihn in die Bergmühle geführt, mit einer mehr gemüthlichen Decke überzogen und ein gewisses Interesse an der einfachen, aber lieben Persönlichkeit Hedwigs war in den Vordergrund getreten, wo ehedem nur die Speculation in ihrer abscheulichsten Gestalt stand. Ohne freilich die Frage des Vortheils aus den Augen zu lassen, redete sich der junge Mensch plötzlich ein, daß er das Mädchen liebe, und nahm sich das Wort ab, daß er an dessen Seite einen besseren Lebenswandel beginnen werde. Diesem Vorsatze lag ein Körnchen Wahrheit und sogar einer instinctiven Selbsterkenntniß zu Grunde. Stropp war nämlich einer der Menschen, deren heftige, wilde Triebe nach Genuß streben und Willen und Verstand schließlich immer in's Schlepptau nehmen. Sie haben keine Moral und keine Schranke, als die Unmöglichkeit und die Unfähigkeit. Versuchungen werden ihnen jeder Zeit gefährlich, selbst wenn sie ihnen anfangs Furcht einflößen, denn der Kitzel siegt am Ende immer über die Angst. Wenn günstige Umstände Alles nach ihren Wünschen gestalten, denken sie kaum an etwas Arges und kommen als ziemlich brave Leute durch's Leben, aber in Kampf und Noth arten sie aus, verrennen sich immer tiefer und kommen bei der Verzweiflung an, welche sie aber niemals ernstlich gegen sich selbst kehren, sondern gegen Andere, die ihnen eben in den Wurf fallen.

Insofern also Stropp fühlte, daß ihn seine desperate Lage jedem Abgrunde entgegentreiben müsse, hatte er Recht zu glauben, daß er als Hedwigs Gatte, wenn der bisherige Druck seiner Lage zu wirken aufgehört habe, ein besserer Mensch werden könne. Aber sein wüstes Leben hatte ihn bereits um jede bessere Empfindung gebracht und Lüge und Trug waren mit seinem ganzen Wesen verbrüdert, was in so jugendlichem Alter ein Symptom äußerster Verderbtheit war. Statt daß es ihm zur Einkehr und zum Durchbruch eines anderen Selbst gekommen wäre, war die neueste Veränderung in seinem Gemüthe nur der Humor über den vorschreitenden Gang seiner Pläne mit der Aussicht auf Zerreißung der alten Schuldbücher und auf Eröffnung einer von Neuem laufenden Rechnung.

Einen Anderen hätte an seiner Stelle die stürmische Eile, mit welcher der auswanderungslustige Bergmüller sein Besitzthum verkaufen wollte, in die größte Verlegenheit gestürzt. Stropp wurde dadurch nicht erschreckt, sein an Kniffen reicher Kopf zeigte ihm allerhand Auswege, um Zeit zu gewinnen, welche er bei Hedwig indessen auf's Erfolgreichste zu benutzen hoffte. Wenn einmal die Verlobung eine feststehende Thatsache geworden, dann war er sicher, daß ihm sein Bruder, wie er versprochen, mit einer Geldsumme unter die Arme greifen werde.

Als er eines Abends in die Bergmühle gekommen, fand er Hedwig im Garten. Sie war damit beschäftigt, das für den nächsten Mittagstisch erforderliche Gemüse einzusammeln.

Mit einem Gruße, der sehr freundlich erwidert worden, hatte er sich auf die Bank ihr gegenüber gesetzt.

„Ich habe Nachrichten von meinem Bruder," sagte er. „Ich habe ihm den Plan der Mühle und aller Grundstücke im Auszuge zugesendet. Er gratulirt mir zu dem vortheilhaften Kauf und schreibt, daß es nicht unmöglich sei, daß er am nächsten Sonntage hier eintreffen werde." Er seufzte.

„Was bedeutet der Seufzer?" fragte Hedwig.

„Ihnen, scheint mir, entgeht nichts," erwiderte Stropp. „Ich weiß selbst nicht, wie mir der Seufzer entschlüpft ist, aber er kam nicht ohne guten Grund aus meiner verschlossenen Brust."

„Da Sie eben von der Ankunft Ihres Bruders sprechen?" fragte Hedwig verwundert.

„Gerade da," gab Stropp zur Antwort, „doch besser, wir schweigen darüber!"

„Stehen Sie denn nicht gut zu einander?" fragte das Mädchen.

„Vortrefflich," erwiderte Stropp, „aber mit älteren Brüdern ist es eine eigene Sache. Sie wollen immer die jüngeren ein wenig regieren, und sich sogar Vormundschaftsrechte herausnehmen."

„Aus eigener Erfahrung kann ich nicht sprechen," antwortete Hedwig, „da ich das einzige Kind bin.

Doch scheint mir, daß der Aeltere Gehör verdient, weil er mehr Erfahrung besitzt."

„Gewiß," sagte Stropp, „der Aeltere hat aber zu oft vergessen, wie er gedacht und — gefühlt, als er noch jünger gewesen."

Hedwig sah ihn mit forschenden Blicken an.

„Ja, schöne Hedwig," sagte Stropp mit einem neuen Seufzer, „so kommt es vor, daß man Jemand mit der besten Absicht recht unglücklich macht!"

„Wären Sie denn das?" fragte Hedwig.

Stropp schwieg und scharrte mit dem Stöckchen im Beete.

„Das war eine recht alberne Frage von mir!" rief Hedwig, indem sie wieder fleißig zu ihrer Arbeit griff. „Auf dem Gesicht ist selten geschrieben, was im Herzen verschlossen ist."

Sie hauchte die letzten Worte hervor, daß diese auch wie von Seufzern getragen waren.

„Sie haben Recht," erwiderte Stropp, „da trügt der Schein am meisten. Mir dagegen ist es trotz Ihrer freundlichen Mienen und Ihrer leuchtenden Augen nicht entgangen, daß Sie irgend ein kleines Leid im Innern haben."

„Ich?" rief Hedwig, rasch über und über erröthend.

„Ja!" sprach Stropp, sie mit scharfen Augen messend.

„Ich will es nicht geradezu leugnen," erwiderte Hedwig, „aber ich glaube, daß die schlimmste Zeit vorüber ist."

Diese Erklärung machte auf Stropp den erfreulichsten Eindruck.

„Auch mein Leid wird vorübergehen," sagte er, „ja, es ist schon halb und halb vorübergegangen. Wir werden nicht gesund, wenn wir immer auf das, was uns quält, sehen und nicht die Blicke dahin wenden, wo es ein neues Leben für uns giebt! So lange ich, zum Beispiel in der Stadt war, in gewissen Verhältnissen steckte, einen gewissen kleinen Kreis von Menschen täglich um mich sah, glaubte ich, daß ich nimmer und nimmer hinaus könne, hielt mich für gebunden und wie meiner freien Bestimmung beraubt. Seit ich aber den Ort gewechselt habe und von neuen Gegenständen umgeben bin, sehe ich auch mit anderen Augen. Doch warum thue ich so geheimnißvoll vor Ihnen, Hedwig? Ist doch Alles in Wien stadtbekannt, was ich zu sagen habe! Sag' ich es Ihnen nicht, so erzählt es Ihnen ein Anderer, kurz, die Sache ist die: daß ich seit Monaten von meinem Bruder zu einer Heirath gezwungen werde!"

„O weh!" sagte Hedwig im leise klagenden Tone. „Heirathen müssen ist eben so schlimm, als sich nicht kriegen!"

„Weit schlimmer!" fuhr Stropp fort. „Wenn ich aber auch mit meinem Bruder ganz und gar zerfallen sollte, ich füge mich nicht!"

„Ist denn das Mädchen so wenig passend für Sie?" fragte Hedwig neugierig.

„Das will ich nicht sagen," fuhr Stropp mit großer Sicherheit fort. „Es ist ein schönes Kind, jung, achtzehn Jahre alt, von anständiger Familie; ihr Hauptvorzug in den Augen meines Bruders ist aber der, daß sie sehr reich ist und eine große Fabrik besitzt, durch welche ich als ihr Mann gleich ohne alle Wagnisse an die Spitze eines sehr rentablen Geschäftes käme."

„Aber Herr Stropp!" rief Hedwig verwundert. „Was verlangen Sie dann, wenn Ihnen ein solches Mädchen nicht recht ist?"

„Sie können fragen?" erwiderte Stropp. „Liebe muß da sein, sonst zieh ich es vor, mich lebenslänglich in einer dumpfigen Schreibstube zu plagen!"

„Sollten aber so viel gute Eigenschaften," wendete Hedwig ein, „nicht Liebe erwecken?"

„Liebe ist ein gar störrisches Ding," sagte Stropp. „Sie läßt sich nicht hinkutschiren, wo man sie eben hin haben will."

„Das ist wahr," lispelte Hedwig wie überwiesen, während sich ihr Blick in ihr eigenes Innere senkte.

„Darum hauptsächlich kauf ich die Mühle," sprach Stropp. „Ich will meinem Bruder zeigen, daß ich mir ein gutes Geschäft begründen kann, ohne daß ich's nöthig habe, mein Herzensglück zu opfern."

Hedwig sah den Stadtherrn, der so vortreffliche Grundsätze hatte, mit einigem Interesse an, ehe sie an ihn die Frage richtete:

„Sie haben gewiß schon eine Bekanntschaft?"

„Wenn ich die hätte," gab Stropp mit erkünstelter Aufwallung zur Antwort, „da sollte mein Bruder noch übler ankommen, mir solche Vorschläge zu machen! Mein Herz ist frei, wenn ich gewisse Träume nicht zähle, welche mich seit einiger Zeit im Wachen und Schlafen verfolgen —"

Er warf auf Hedwig einen wohlgefälligen, verständlichen Blick, den diese mit einer Mischung von Betroffenheit und Wohlgefallen bemerkte.

„Nun aber beichten auch Sie einmal, schöne Hedwig," rief Stropp, der mit dem Gange des Gespräches ganz zufrieden war.

„Meine Geschichte?" sagte Hedwig, deren Gesicht einen ernsten, ja trüben Ausdruck annahm. „Die ist nicht so leicht zu erzählen, wie die Ihrige. Am besten wäre mir aber, wenn ich Ihnen sagen könnte, daß ich sie schon ganz vergessen habe!"

„Vergessen?" rief Stropp, der seine Freude beim Nennen des Wortes kaum zügeln konnte, in einem salbungsvollen Tone des tiefsten Antheils. „Ich wage nicht weiter zu dringen! Der Anfang des Vergessens ist, an gewisse Sachen nicht unnöthig zu denken; man muß sich's mit aller Ueberwindung vornehmen, die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu heften, wenn es auch keinen Zweck, als Zerstreuung haben, wenn es auch nichts als Spiel sein sollte!"

„Wenn ich das könnte!" rief Hedwig hoch aufseufzend mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ach, Herr Stropp, wie viel Wasser muß noch zuvor an diesen Mühlrädern hinunterlaufen!"

Da rief es plötzlich dringend aus dem Hause herüber: „Hedwig, Hedwig!" Es war die Stimme des Bergmüllers.

„Ich werde gleich wieder da sein," sagte das Mädchen, während es mit raschen Sprüngen dem Rufe folgte.

„Es geht," sagte Stropp schmunzelnd zu sich. „Sie wird sich schon von ihrem Grame curiren lassen." Er nahm das Gartenmesser, das Hedwig zurückgelassen, zur Hand, um bis zu ihrer Rückkunft ein Blumensträuschen zurecht zu richten.

Während er mit Blumen tändelte und erotische Redewendungen einstudirte, war die Stube des Bergmüllers der Schauplatz einer erschütternden Scene.

Der todtgeglaubte Julius Werner, der Barricadenkämpfer, war in der Uniform eines kaiserlich österreichischen Officiers wieder erschienen.

Dubsky's Ueberraschung war so groß, daß alle seine Gedanken in den Hintergrund traten, und was Hedwig betrifft, so war die Gegenwart des Vaters nicht im Stande, ihrem Freudentaumel die geringste Zurückhaltung aufzulegen. Sie wäre Werner in die Arme gestürzt, wenn sie nicht daran von diesem selbst gehindert worden wäre, indem er sie an den Händen gefaßt und festgehalten hatte, bis der erste Sturm des Wiedersehens ausgetobt war.

„Was Teufel schwiegen Sie so lange?" fragte Dubsky, unter dieser barschen Anrede die Besorgnisse, welche es ihm verursacht hatte, verbergend.

„Ein bedauerlicher Streit zwischen uns," gab Werner zur Antwort, „in welchem ich mir, wie ich erst später eingesehen, in allen Stücken vollkommen Unrecht gebe, hat mich hinausgejagt und in eine endlose Reihe von Abenteuern gestürzt." Hier erzählte er in Kürze, größere Ausführlichkeit einer anderen Gelegenheit vorbehaltend, die Wendepunkte seiner schon bekannten Erlebnisse und fuhr, als er zu Ende gekommen war, also fort: „Wenn ich auch nicht geglaubt hätte, daß ich Ihre ganze Theilnahme durch meine trotzige Entfernung verscherzt habe, was hätte ich Ihnen schreiben können, als Demüthigungen und Niederlagen, welcher mir den Rest Ihrer Achtung gekostet hätten? Hätte ich schreiben können: Ich bin gefangen und erwarte eine schwere Freiheitsstrafe? Und später: Ich bin in eine Strafcompagnie gesteckt und lagere vor Venedig? — Was hätte ich zu melden gehabt, um die Sympathien, die ich bei Ihnen eingebüßt, wieder zu gewinnen und um die Ansprüche auf's Neue zu begründen, welche ich in Ihrem Hause zurückgelassen und welche mein ganzes Glück ausmachten? Ich war zum Schweigen verdammt. Erst seit ich diese Uniform am Leibe habe, welche an mir deutlicher zeigt, als bei vielen Anderen, daß ich nicht ganz werthlos bin, ist der Gedanke in mir unwiderstehlich durchgebrochen, nach Kraßnitz zu gehen und die Aussöhnung herbeizuführen. Dienstverhältnisse haben die Ausführung meiner Absicht über Erwarten lang verzögert, aber als sie möglich geworden, hätte mich nichts auf Erden aufzuhalten vermocht, nicht einmal der Gedanke, der mich so oft beschlich, wie Sie mich in der Bergmühle aufnehmen würden!"

„Die Hauptsache ist aber und bleibt," erwiderte Dubsky, „daß Sie am Leben sind! Seit lange schon, da nie und nie eine Nachricht von Ihnen oder über Sie eingetroffen, hab' ich Sie für todt gehalten. Ich hätte wahrlich eher geglaubt, daß Sie mir als Geist wieder erscheinen würden, als daß ich einen der allerradicalsten Demokraten im österreichischen Soldatenrocke einhergehen sehen würde!"

„Das Leben," versetzte Werner mit einem stolzem Blicke und heiterm Lächeln, „hat Ueberraschungen und Sprünge, welche mit den drolligsten Träumen wetteifern!"

„Das muß wahr sein!" rief Dubsky, während er Werner vom Kopf bis zum Fuße musterte. Unmittelbar darauf sagte er zu Hedwig gewendet, in der jovialsten Laune:

„Ein Paar Flaschen, Hedwig! Wo hast Du Deine Gedanken? Daß Du nicht selbst daran denkst! Wir wollen wenigstens ein Glas auf unsern Gast trinken, da es nicht mehr nöthig ist, eine Todtenmesse für seine Seele lesen zu lassen! Vorwärts! Von dem alten Melniker!"

Hedwig sprang hochvergnügt hinaus. Das unbeschreibliche Glück, das sie empfand, wurde durch die gute Aufnahme Werners von Seite des Vaters noch verdoppelt.

„Es geht auf der Welt zum Verrücktwerden zu!" rief Dubsky, als er mit Werner allein war. „Sie rennen als junger Heißkopf hinaus, um die Soldateska zu bekämpfen und kommen als ein kleiner Anführer derselben wieder! Sie müssen Schreckliches ausgestanden und als man Sie vollends in den weißen Rock gesteckt, bedauert haben, daß alle Kugeln an Ihnen vorbeigepfiffen, ohne Sie zu treffen."

„Ich habe Stunden gehabt," sprach Werner, „da habe ich geglaubt, daß mir die Haare ergrauen, wenn ich sie mir nicht zuvor ausreiße. Gottlob, es ist Alles besser gegangen! Die gemachten Erfahrungen sind mir ein bleibender Gewinn für's Leben. Ich habe mich von Träumen und Hirngespinnsten losgemacht und bin dafür durch richtige Weltansichten bereichert. Halb ein Knabe, halb ein Tollkopf bin ich gewesen. Ich sehe jetzt die Dinge mit andern Augen."

„Das glaube ich, das glaube ich," sagte Dubsky, gemüthlich zustimmend. „Sie können freilich von Erfahrungen sprechen! Wie lange sind Sie noch gezwungen zu dienen?"

„Ich kann quittiren, wann ich will," erwiderte Werner auf die ihm sehr befremdend klingende Frage.

„So!" rief Dubsky, wie erleichtert. „Ich habe geglaubt, daß Sie fortdienen müssen, was bei Ihren politischen Gesinnungen ein unerträglicher Zwang wäre."

„Wenn ich ganz wie ehemals dächte!" rief Werner.

„Sie haben doch nicht die Farbe gewechselt?" fragte der Bergmüller überrascht, die Sache plötzlich sehr ernst nehmend.

„Nein," gab Werner zur Antwort. „Ich habe wesentlich meine alten Grundsätze. Der Staat und das Volk stehen mir noch immer obenan und für das Gemeinwohl ist der Kaiser da, wie der letzte Soldat."

„Um Gotteswillen," rief Dubsky, die Hände übereinanderschlagend, „wie reimt sich denn ein Demokrat und ein kaiserlicher Soldat zusammen?"

„Das wußte ich auch nicht," erwiderte Werner,

„als ich noch gegen Einrichtungen declamirte, die ich aus eigener Anschauung nicht kannte. Heute kenne ich die Armee und ihren Geist. Diese ist nach den Thaten, die sie vollbracht, nicht mehr der alte, träge, allen Fortschritt hemmende Körper, sondern nur der Garant einer neuen, zeitgemäßen Ordnung. Sehen Sie mich nicht so erstaunt an! Ich rede aus tiefer Ueberzeugung. Die ganze Armee ist das, als was ich sie bezeichnet habe, und muß es sein, denn sonst begriffe man nicht, wie Elemente, wie ich, in ihr Platz gefunden und in ihren Reihen einen Rang errungen hätten."

„Ich glaube wieder," sprach Dubsky, auf's Tiefste verstimmt, „Sie sind der Bekehrte, nicht aber die Armee! Ich hätte es Niemand geglaubt, der mir gesagt hätte, daß der Werner umgeschlagen habe! Da begreife ich aber auch, daß Sie Officier geworden!"

„Sie irren sich, Herr Dubsky," antwortete Werner. „Bei meiner Ernennung zum Officier war von meiner politischen Gesinnung keine Rede. Da gab es keine Bedingung, als den Muth, den ich bewiesen."

„Sie haben mir," rief Dubsky, „das ganze Wiedersehen verdorben! Wissen Sie denn auch, daß ich erst seit ein paar Tagen aus einer ungerechten Haft entlassen bin und es nur einer freundschaftlichen Verwendung zu danken habe, daß während einer langwierigen Untersuchung und Strafe nicht meine Tochter verwaist dasteht und mein ganzes Hauswesen zu Grunde geht?"

„Ich habe es gehört," gab Werner peinlich berührt zur Antwort. „Ihr Herr Bruder hat kurz vor meiner Abreise in Wien davon gesprochen."

„Wer war da mein Retter?" fuhr Dubsky mit größtem Eifer fort. „War es das Gesetz? Nein. War es der Garant, von dem Sie eben gesprochen? Nein. Das ist ja eine tolle Wirthschaft! Es ist um ein jedes Wort schade! Sie haben diese Gesinnungen, ich habe andere. Ihre Partei ist groß, die meinige auch. Was wollen wir hadern und streiten? Sind Sie in mein Haus gekommen, um sich nur zu zeigen, um eine alte Bekanntschaft zu ehren, so sind Sie mir noch immer willkommen und wir können ein Glas ziemlich fröhlich miteinander zu trinken; wenn Sie aber daran denken sollten, das Verhältniß mit Hedwig fortzusetzen, so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Kind, mein einziges Kind nie und unter keinen Umständen einem Soldaten gebe!"

„Herr Dubsky," entgegnete Werner, auf's Tiefste betroffen, „wenn ich nicht glaubte, daß die gerechte Entrüstung über den Willküract eines einzelnen Beamten aus Ihnen herausredet, so würde ich an der billig denkenden Sinnesart, von welcher Sie mir so viele Beweise schon gegeben, verzweifeln. Ich maße mir nicht an, Ihre politischen Antipathien zu schulmeistern, aber ich lebe der Hoffnung, daß Sie zuletzt meine Person von meinem Stande trennen werden. Wie ich auf diese Laufbahn geworfen worden, wissen Sie. Ich habe sie mit Angst betreten. Erst seit sich dieser Schritt zu meinem Glücke gewendet, stehe ich mit freudigem Bewußtsein auf meinem Posten und kann ihn nicht so plötzlich aufgeben, ohne mir eine schreckliche Blöße zu geben. Ich bin an der Reihe, Hauptmann zu werden. Als ich im Kampfe mein Leben wagte, begeisterte mich der Gedanke an das dankbare Vaterland, aber gleich mächtig die Erinnerung an Hedwig, welche ich innig liebe und mir — verdienen wollte."

„Und wollte man Sie," rief Dubsky, der scheinbar ruhig zugehört hatte, ganz wild, „zum Feldmarschall machen, so sagte ich doch Nein und tausendmal Nein! Reden wir nicht mehr davon, wenn ich nicht die Mütze nehmen und fortlaufen soll. Ich behalte meine Hedwig und Sie behalten Ihren Säbel und den Kragen mit den zwei Sternchen. Haben Sie es sich aber überlegt und kommen eines Tages im Civil und, wenn es der Teufel nicht anders will, in dem abgeschabtesten Rocke zu mir wieder, so sollen Sie mir ein willkommener Brautwerber sein. Ich werde alt. Widerfährt mir morgen Etwas, so stockt Alles. Ich brauche einen Schwiegersohn. Erscheinen Sie hier als das, was Sie ehedem waren — als Kaufmann, dann läßt sich ein Wort sprechen, aber als künftiger General und Kriegsminister betreten Sie nicht mehr mein Haus! Merken Sie es sich! Das ist meine ultima ratio!"

Hedwig, den stattgefundenen Streit nicht ahnend, trat, beide Hände mit Flaschen, Gläsern und Schüsseln beladen, auf das heiterste ein. Stropp stand, mit einem Blumenstrauße in der Hand, hinter ihr zwischen der Thür, welche er ihr geöffnet hatte, nachdem er das Mädchen vom Garten aus erblickt und herbeigesprungen war.

„Ach, Herr Stropp," hatte sie draußen in der freudigsten Aufregung zu ihm gesagt, „wir haben heute die allergrößte Ueberraschung erlebt! Sie werden selber erstaunen!"

Er hatte kaum geöffnet und einen ihm fremden kaiserlichen Offizier, der ihm gerade gegenüber stand, erblickt, als Hedwig noch auf der Schwelle schon wieder anhob:

„Da sehen Sie! Unser alter Freund, Herr Julius Werner — jetzt Oberlieutenant —"

„Wie heißt er?" fragte Stropp eilig und athemlos mit gedämpfter Stimme, von einem Todesschrecken durchfahren, während er doch noch einmal fragte.

„Derselbe, von dem wir neulich gesprochen," gab Hedwig auf die elegante und männlich schöne Gestalt des Officiers mit freudigem Stolze blickend, zur Antwort.

„Ein von den Todten Auferstandener," erklärte der Bergmüller noch zum Ueberflusse. „Aber nur herein, Herr Stropp, zu einem Gläschen!"

Stropp war wie entseelt, keines Lautes, keiner Bewegung fähig.

„Nur keine Umstände!" rief der Bergmüller, indem er Stropp am Arme fassen wollte. Da war dieser aber mit einem Rucke zurückgewichen und stotterte mühsam: „Ich komme, ich komme —" worauf er die Thür zudrückte und durch den Garten in's Freie hinauslief. Niemand in der Stube fiel es ein, wie sonderbar sein Benehmen war, die Motive

desſelben nach ihrer wahren Bedeutung zu ſchätzen, ſo zwar, daß kein Wort darüber verloren wurde.

Inzwiſchen war Stropp, den ſein fluchtartiger Rückzug auf den Fußpfad am Bache geführt hatte, bei einem alten, ausgehöhlten Weidenſtamme ſtehen geblieben. Da brütete er, ſich mit der Rechten an einem Aſte haltend, über dem Waſſer hängend, geraume Zeit. Seine Gedanken, welche ſich pfeilſchnell und dicht jagten, unterhielten lange eine ſo vollſtändige geiſtige Verwirrung, daß er noch zu keiner klaren Vorſtellung ſeines Zuſtandes gelangt war. Stumm, wie mechaniſch ſchleuderte er endlich den Blumenſtrauß, den er noch in der geballten Fauſt feſthielt, mit aller Heftigkeit in's Waſſer, welches denſelben ſchon weit mit ſich hinabgeriſſen hatte, ehe dieſer Bewegung, welche die wieder zurückkehrende Beſinnung ankündigte, ein zuſammenhängender Ideengang folgte.

„Den hat der Teufel aufbewahrt," brummte er, „und vor Kartätſchen und Bomben, Feſtung und Galgen geſchützt, um mir ihn heute auf den Hals zu hetzen! Ich bin verdrängt und kann der Bergmühle und dem Mädchen für immer Adieu ſagen! Mit allen meinen ſchönen Lügen habe ich mich nur ſelbſt belogen! Ich möchte mir den Schädel an dem Stamme einrennen! Wo ſoll ich, wo kann ich jetzt hin? Vor meinem Bruder iſt mein Stand jetzt ſchwerer als jemals. Du Lügenbeutel, wird er ſagen, ich kenne Dich? Wie gut iſt es geweſen, daß ich mit keinem Papierſechſer herausgerückt bin! Was ich auch antworte, er glaubt mir nichts. Ich bin wie abgeſchlachtet. Ich bin ruinirt genug, und nun mußten noch Wunder geſchehen, um mir den letzten Strohhalm, den ich ergriffen, aus den Händen zu reißen! Muß der Kerl leben? Hat wahrſcheinlich alle Kriege mitgemacht nnd nicht einmal ein Bein verloren! O dieſes Hundeglück! Es hieße an mir ſelbſt ſündigen, wenn ich noch einen guten Ausgang hoffte! Es iſt Alles aus! Jetzt ſitzen ſie in der Stube — die glänzende Bewirthung zeigt mir die Uebereinſtimmung von Vater und Tochter — ſie trinken und lachen — der Kerl, der alle Marketenderinnen abgeküßt, plappert von Treue und drückt Hedwig unter dem Tiſche die Hände — ſie ſchaut ihn an, verſinkt in ihn, daß alle Teufel ſie nicht mehr von ihm losmachen — ich bin gräßlich über den Löffel barbiert! Soll ich gleich abreiſen? Soll ich bleiben? Mein Kopf dreht ſich und iſt ganz dumm! Wäre das Geringſte zu hoffen, würde ich den Muth noch wieder gewinnen, aber da iſt Hopfen und Malz verloren — meine Brautfahrt iſt aus! Der Teufel hat Alles geholt, nur an mir vergreift er ſich nicht, wahrſcheinlich, um Einem meiner Gläubiger die Mühe zu überlaſſen!"

Mit wilden Flüchen ſetzte er ſeinen Weg wieder fort. Er ſchritt geradeaus durch den Wald, einen Hohlweg hinunter, einen Abhang herab, auf dem er ſich im wilden Rennen beinahe den Knöchel verſtaucht hätte. Durch den blaugrauen Schleier der Nacht grüßte der Feuerſchein aus Scheppkes' Schmelzhütten herüber, ihn aber, wie ein Raubthier, wie einen Wolf, ſchreckte dieſer friedliche Schein. Erſt ſpät, ſehr ſpät, ſtahl er ſich in ſeine Wohnung, um ſich gleich zu Bette zu legen, denn er fühlte ſich nicht im Stande, mit Jemand ein Wort zu ſprechen.

---

## Fünfzehntes Capitel.

### Was eine Betſchweſter anrichtet.

Die Ehe des Generals von Greifenſtein war nicht die glücklichſte, nicht einmal die freundlichſte. Wenn auch in ihr große Stürme äußerſt ſelten vorkamen, ſo gab es doch kleine Differenzen, welche an jedem Tage erſchienen und leiſe und unſcheinbar, wie Tropfen einen Stein aushöhlen, die Kluft zwiſchen Mann und Frau erweiterten. Es lag nicht an Leonie, ſie war verträglich und hatte den aufrichtigen Vorſatz, in Güte auszukommen und das Unvermeidliche zu ertragen. Es lag aber auch nicht am General. Der alte Soldat war in ſeiner Häuslichkeit keineswegs ein Haudegen, im Gegentheil ein Philiſter, der die Bequemlichkeit liebte, der Ruhe jedes Opfer brachte und alle Aufregungen wegen ihrer dem Magen nachtheiligen Wirkung haßte. Die Schuld lag vielmehr an dem bedeutenden Unterſchied der Jahre und weit mehr noch an der Ungleichartigkeit, ja dem inneren Widerſpruch der Charaktere, der Neigungen und des Bildungsgrades. Sie war poetiſch und ſchwebte gern in den Regionen einer höheren Wirklichkeit; ihn dagegen vermochte nichts aus dem behäbigen Lehnſtuhl des Alltagslebens zu bringen, es wäre denn, daß man ihm einen noch weicher gepolſterten angeboten hätte. Sie liebte die Literatur; er kannte nur das militäriſche Reglement, in welchem für ihn alles Wiſſenswürdige erſchöpft war. Alle ihre Neigungen, welche ja ihrer Jugend friſch und natürlich entſprangen, mußten dem betagten Manne ſelbſtverſtändlich entgegengeſetzt ſein. Weil er hoch in den Fünfzigern war, forderte er auch von ihr ein geſetztes, phlegmatiſches Weſen. Hatten ſchon die wechſelſeitigen Reibungen an dieſen Gegenſätzen eine unerſchöpfliche Nahrung, ſo wurden ſie noch zum Ueberfluß durch eine Eigenheit des Generals geſchärft. Er hatte ſein Leben in der Caſerne verbracht und theils blind gehorcht, theils von Anderen blinden Gehorſam gefordert und ſo ſtand er, dieſer Gewohnheit zu Folge, bei jeder Meinungsverſchiedenheit ſeiner Frau als General gegenüber. Den Bibelſpruch, daß die Frau dem Manne gehorchen müſſe, deutete er auf ganz militäriſche Weiſe und obwohl ihm Leonie an Geiſt und Tact und Verſtand ſo unendlich weit überlegen war, belehrte und ſchulmeiſterte er ſie in den kleinlichſten Dingen, weil nach ſeiner Anſicht der Vorgeſetzte und der Mann im Allgemeinen ſich der Bevorzugung eines höheren Verſtandes erfreuten.

Ebenſo verſchieden waren die Wirkungen der häuslichen Differenzen bei Beiden. Hatte er ſich noch ſo heiß getobt, war im Nu Alles vergeſſen, er konnte ſcherzen und lachen. Sie dagegen, feiner beſaitet, ſchleppte die Verſtimmung Stunden, ja Tage lang nach, in welchem Zuſtande ihre oft wechſelnden Launen meiſtentheils ihren Entſtehungsgrund hatten.

Da sie aus einem gewissen persönlichen Stolz ihr häusliches Leiden vor aller Welt verbarg, darin ihrem Gemahle ungleich, welcher sein Ehekreuz in seiner burlesken Manier gern zum Besten gab, wuchs oft die Spannung ihres Inneren so hoch an, daß der gefesselte Schmerz sich in den bittersten Thränen lösen mußte.

Eine Tugend hatte der General. Diese war unbestreitbar. Er war nicht eifersüchtig. Er hatte zwar niemals einen rechten Anlaß zur Eifersucht gefunden, aber das konnte sein Lob nicht schmälern. Ein alter Othello braucht keinen objectiven Thatbestand, um zu rasen. Gleichmüthig und ruhig lächelnd konnte er seine Frau in einem ganzen Kreis von Männern eingeschlossen sehen, ohne daß es ihm je einfiel, hineinzusprengen und das allseitige Feuer der Courmacher zum Schweigen zu bringen. War er von der Treue seiner Frau so felsenfest überzeugt, oder schlug er seine eigene Liebenswürdigkeit so hoch an? Wahrscheinlicher war es, daß seiner Greisennatur der letzte Funke der Leidenschaft fehlte. Gerüchte wollten zwar behaupten, daß sich seine Frau seine Inspectionsreisen zu Nutze gemacht und namentlich ein Liebesverhältniß angesponnen habe, während der alte Krieger im vorjährigen Feldzuge die letzten Heldenthaten verrichtete. Schöne Frauen haben nun einmal das traurige Loos, verdächtigt zu werden, bis die Ankunft des Gemahls den Lästerungen, wie die Sonne dem Nebel ein plötzliches Ende macht. Der General vernahm noch, als er heimgekommen war, das Echo dieser Nachreden, aber es fehlte aller Eindruck, da er alles Weibergeschwätz sprichwörtlich haßte. Er war zu positiv, worauf er sich viel zu Gute that, und mußte mit eigenen Augen sehen und gewissermaßen auf frischer That ergreifen, ehe er die köstliche Ruhe seines Gemüthes auf's Spiel setzte.

Es war zu erwarten gewesen, daß das ungleichartige Paar auch während der Villegiatur auf dem gräflichen Schlosse manchen größeren und kleineren Strauß bestehen werde, aber einen Auftritt, wie jener, der in aller Frühe am Morgen jenes Tages ausgebrochen, der dem aufregungsvollen Besuch im alten Schlosse gefolgt, hatte es noch nicht gegeben, seit der Priester diesen unglücklichen Bund eingesegnet hatte. Das war kein gewöhnliches Unwetter, sondern ein Orkan, welcher aus den Zimmern, die die Greifensteins innehatten, weit hinaushallte und die ganze skandalsüchtige Dienerschaft vor der Thür versammelte. Namentlich war das Volk der Kammerjungfern zuerst auf dem Kriegsschauplatze, um ihren neuigkeitsdurstigen Gebieterinnen genaue Berichte über die Schlacht zu bringen, welche der General geliefert hatte. Aber das feinste Ohr hatte die wahre Ursache des unseligen Streites nicht erlauscht. Alles, was darüber gesagt werden konnte, war, daß die Stimme der Frau im Kurzen von der überlegenen Artillerie des Gatten zum Schweigen gebracht war, worauf der muthmaßliche Sieger die Thür aufriß, sich auf's Pferd warf und nur von seinem Diener gefolgt, die Landstraße hinabritt. Dieser Umstand veranlaßte neues Kopfzerbrechen. Seit Jahren hatte Niemand den General außer im Dienst zu Pferde gesehen, denn bei seiner Corpulenz war ihm die schlechteste Bank lieber, als der beste Sattel. Wozu also zu Pferd? Zum Vergnügen? Das schien unwahrscheinlich. War es vielleicht gar ein fluchtartiger Rückzug, oder ein Scheinmanöver, um unverhofft wieder zu erscheinen und auf's Neue Lärm zu schlagen?

Diese aufregungsreichen Fragen hielten nicht nur das niedere Erdgeschoß, sondern auch die höheren Etagen in größter Spannung. Da sich Leonie, wie man sagte, eingeschlossen hatte, war noch lange kein Licht in diesem Dunkel zu erwarten. Gern hätte ihr Frau von Wallhof einen Besuch abgestattet, wenn sie ihrer Neugierde, der eine gute Dosis Schadenfreude beigemengt war, ein anständiges Kleid anzulegen gewußt hätte. Comtesse Sophie von Thieboldsegg war unmittelbar nach dem Streite in die Kirche gegangen, wahrscheinlich um den Himmel zu bitten, die zankfüchtigen Herzen zu erleuchten und mit Eintracht und Liebe zu erfüllen.

Cornelia, die zu Leonie wie Freundin zu Freundin vertraulich stand, hatte sich die stattgehabte Scene sehr zu Herzen genommen und beschlossen, sobald es die Umstände gestatteten, ihr einen Besuch zu machen. Sie war selbst tief niedergedrückt. Endlos waren die Kümmernisse ihrer unter Aengsten und Schmerzen geborenen Liebe. Nach dem kurzen Rausche des gestrigen Tages war sie mit einem neuen Schrecken aufgewacht. Der Brief, welchen Bruno Haldenried geschrieben, war verloren gegangen und trotz aller Nachsuchungen nicht zum Vorschein gekommen. Daß die Auffindung desselben Gefahren im Anzuge haben konnte, lag auf der Hand, da sein Inhalt durch mysteriöse Hinweise auf Vorgänge im Schlosse die größten Bedenken erregen mußte.

Leonie war freudig bereit, die Freundin zu empfangen. Sie saß, als diese eintrat, einen gepackten Koffer zu Füßen, auf dem Sopha. Mit Ungestüm fiel sie ihr in die Arme und hielt sie in stummer, aber beredter Bewegung lange fest.

„Was bedeutet dieser Koffer?" fragte Cornelia mit großem Befremden.

„Erschrecke nicht!" rief Leonie, indem ein Freudenstrahl über ihr bleiches, schmerzumschleiertes Gesicht dahin zuckte. „Das bedeutet meine Befreiung, meine Erlösung von allem Uebel! Noch heute werden wir uns Adieu sagen —"

„Ihr reis't?" unterbrach sie Cornelia mit gleichem Erstaunen.

„Ich reise allein," erwiederte Leonie lebhaft, ja heftig. „Was er macht, geht mich nichts mehr an. Ich bin es satt, unter seinem Corporalstocke zu stehen! Ich werde nicht bleiben, und wenn es ihm gelingt, mich zurückzuhalten, so muß er mich in Ketten legen! Ich lebe schon lange so elend und werde heute aus der dumpfen Casematte, in der ich gefangen bin, mit Gewalt ausbrechen!"

Eine wilde Aufregung leuchtete aus ihren Augen, an deren Lidern die Spuren kaum getrockneter Thränen noch sichtbar waren.

„Um Himmelswillen," rief Cornelia, „was ist geschehen?"

„Es ist geschehen," gab Leonie rasch zur Ant-

wort, „was schon längst hätte eintreffen müssen und nur zu lange ausgeblieben ist! Ohne ein lautes Wort des Murrens habe ich es seit Jahren wie eine stumpfsinnige Sklavin getragen, heute habe ich mich erinnert, daß ich eine freie Frau und keine Sklavin bin! Der Streich, den ich aus jugendlicher Unerfahrenheit begangen, ihn zu heirathen, ist durch sechsjähriges Leiden hoffentlich gebüßt und der Fluch der Untreue an meiner ersten Liebe damit gesühnt! Heirathe niemals, Cornelia, oder nur nach Deinem Herzen!"

Cornelia sah sie, von der Wahrheit der Worte, welche auf ihre Lage so paßten, halb betroffen, halb erfreut, mit starren Augen an, während Leonie gleich wieder fortfuhr:

„Um seiner Liebe willen leiden ist süß, edel, heroisch; sonst ist das kleinste Opfer Marter und dürre Qual! Ein Liebesglück ohne das rauschende Flitterwerk irdischen Glanzes habe ich von mir gewiesen — da sitze ich nun verzweifelnd in diesem Flitter und stoße ihn mit dem Fuße von mir! Dein Stern ist besser, Cornelia! Ich war arm, eine Waise, der der Vater nichts als die Last einer Grafenkrone hinterlassen! Ich habe diese leichte Entschuldigung, aber meinen sonst so scharfen Augen ist es nie zu verzeihen, daß sie den ersten Anblick eines Freiers, wie Greifenstein nur erträglich gefunden haben!"

„Darf ich aber nicht wissen," fragte Cornelia, „was heute zwischen Euch vorgefallen ist?"

„Ich weiß es eigentlich selbst nicht recht!" rief Leonie in fortglühender Aufregung. „Ich fühle nur, wie tief ich gekränkt worden bin, wie ungerecht, wie schmachvoll behandelt, wie meine Ehre besudelt ist—"

„Gott!" rief Cornelia. „Was hat er denn gesagt?"

„Brandflecken," fiel Leonie rasch ein, „müßte die Scham auf meiner Zunge zurücklassen, wenn ich wiederholen sollte, was ich hören mußte. Ich thue vor mir selbst, als hätte ich es vergessen! Nur Eines habe ich mir gemerkt, und das gut, als er in der edlen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, zu mir gesagt: Schnüre Dein Bündel!" Sie zeigte auf den Koffer, indem sie hinzufügte: „Du siehst, es ist geschnürt."

„Nie hätte ich geglaubt," rief Cornelia, die für Leonie blind Partei nahm, „daß der General so ausarten könnte, wie Du erzählst! Sein Aussehen ist so gemüthlich, so gutmüthig —"

„Ja, gutmüthig," fiel Leonie rasch ein, „wie ein Vandale gutmüthig sein kann! Ich habe ihn aber selbst noch nicht so gesehen wie heute! War er im Delirium oder war er betrunken? Denn er wirft mir vor, daß ich im heimlichen Briefwechsel stehe, über eine projectirte Ehescheidung heimlich verhandle, inzwischen geheime, unerlaubte Zusammenkünfte halte, daß ich erst vor Kurzem im Kaisersaal ein Rendezvous gehabt — und dergleichen Unsinn mehr?"

„Mit wem?" fragte Cornelia erbleichend.

„Mit dem Rittmeister Haldenried?" warf Leonie kurz hin.

Wie niedergedonnert stand Cornelia da. Es war ihr höchst wahrscheinlich, ja unzweifelhaft, ja gewiß, daß der verloren gegangene Brief, den Bruno an Frau Hassenfeld geschrieben, direct oder indirect in des Generals Hände gerathen sei und das schreckliche Mißverständniß verursacht habe. Die Folgen desselben waren offenbar mit der Entzweiung der Eheleute nicht abgeschlossen, sie sollten und mußten sich erst, immer weiter greifend, entrollen. Sie schlug die Augen zu Boden und konnte keine Silbe vorbringen.

„Du schweigst?" sagte Leonie nach einer kleinen Pause, über das sonderbare Verhalten der Freundin erstaunt, in einem weichen, gekränkten Tone. „Auch Du hältst mich für schuldig?"

„Nein, nein, nein!" rief Cornelia, auf Leonie stürzend und sie hochbewegt umarmend. „Ich war nur so erstaunt, so ergriffen —" die letzten Worte kamen nur leise und mühsam aus ihren Lippen hervor. Sie warf sich auf den nächsten Stuhl. Ihre Augen waren voll Thränen.

„Thörichtes Kind!" sagte Leonie, ihre Rührung und Wehmuth unter Lächeln und Scherzen verbergend. „Weinst Du darüber, daß ich künftighin meinen alten Brummbären nicht mehr von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt führen werde? Was sollen sonst diese Thränen?

„Aber der Brief!" rief Cornelia, mit ihren Gedanken gar nicht anwesend. „Wo ist der Brief? Hat ihn der General? Wer hat ihn?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Leonie. „Mein Mann ließ mich zu keiner Frage, zu keinem Worte kommen. Alles, was ich seinem Gebrülle entnommen, habe ich Dir bereits gesagt. Sei meinetwegen ruhig. Das Ganze ist und kann nur eine Mystification sein in Folge einer anonymen Zusendung, bei welcher gewiß Weiber die Hände im Spiele haben. Der Streich wird auf das kläglichste zu Tage kommen, denn ehe ich noch gehe, werde ich meinen Mann ernstlich zur Rechenschaft ziehen. Er wird beichten, ich kenne ihn —"

„Gut, gut," warf Cornelia in größter Bestürzung hin. „Ich werde gleich wiederkommen."

Sie schoß zur Thür hinaus, ohne sich an Leonie's Ruf, noch zu bleiben, zu kehren. Im Nu war sie bei Frau Hassenfeld angelangt, der sie den ihr über allem Zweifel stehenden Sachverhalt erzählte und ihre völlige Rathlosigkeit klagte.

Diese Frau, erfahren und entschlossen, theilte die vernommene Ansicht über die Folgen des verlorenen Briefes vollständig und stimmte bei, daß ein Schritt gethan werden müsse, um diese Folgen abzuschneiden. Sie erbot sich, sofort zum Rittmeister in die Stadt hinabzugehen und ihn über die geheimnißvolle Anwesenheit seines Bruders in Kenntniß zu setzen.

Cornelia, über den Vorschlag höchst erschrocken, rief aus:

„Von tausend Bedenken nicht zu reden, sollen wir noch eine Person, die uns fast fremd ist, hineinmischen und am Ende die Verwirrungen vermehren, statt sie zu vermindern?"

„Welche Bedenken!" gab Frau Hassenfeld zur Antwort. „Er ist zwar ein Soldat, aber er müßte ein Barbar sein, wenn er sich nicht seines Bruders

annehmen würde, mindestens eben so sehr, wie wir fremde Leute! Sie haben mir doch erzählt, mit wie viel Liebe und Schmerz er sich gestern des vermeintlich Todten erinnert hat!"

„Ja, das ist wahr," sagte Cornelia. „Was soll, was kann er thun?"

„Das scheint mir klar," erwiederte Frau Hassenfeld, „der Rittmeister wird gewiß, sobald er herkommt, vom General zur Rechenschaft gezogen werden und die Correspondenz mit Frau von Greifenstein feierlich in Abrede stellen. Man hält ihm den verhängnißvollen Brief vor und diesen wird er für einen seines todtgeglaubten Bruders erklären. Da wird alle Welt, der Rittmeister nicht ausgenommen, erstaunt fragen: wie und wo kommt der Brief her? Diese scheinbar unlösliche Frage wird aber Derjenige oder Diejenige beantworten, welche ihn gefunden, denn der wird wissen, wo derselbe gelegen ist. Da der Rittmeister von der Existenz des Briefes Nichts gewußt hat, wer soll sich nun im Schlosse als den Eigenthümer desselben ausweisen? Niemand kann es. Das muß Aufsehen machen und mit dem Inhalt des Briefes verbunden, zu naheliegenden Vermuthungen führen. Die kaum eingeschlafene Geschichte von dem Verfolgten, den Frau von Wallhof an der Einsiedlerklause gesehen, wird gleich wieder aufgewärmt sein, und welche Folgen dann —"

„Genug, genug!" rief Cornelia. „Sie malen es schrecklich aus!"

„Unterrichten wir aber den Rittmeister von der Sache," hob Frau Hassenfeld wieder an, „so daß er schon beim ersten Erblicken des Briefes erklären kann, daß er denselben seit gestern vermisse, dann hat Alles die größte Wahrscheinlichkeit für sich und es ist mit einem Schlage abgethan."

„Sie glauben?" sagte Cornelia, während ihre trüben Augen plötzlich aufleuchteten.

„Doch, mein Gott," rief Frau Hassenfeld, „wir berathschlagen lang und breit — indeß kann der General den Rittmeister schon gesprochen haben. Dann wäre Alles vorbei!"

„So eilen Sie!" rief Cornelia. „Der Himmel gebe, daß Sie noch rechtzeitig eintreffen!"

Frau Hassenfeld flog in das Nebenzimmer, um Hut und Mantille zu holen, und gleich darauf sah die junge Gräfin sie zum Schlosse herauseilen.

Um dieselbe Stunde saß der Rittmeister Haldenried, der beim Bäckermeister des Ortes wohnte, auf seinem Zimmer, im alten hohen Lehnstuhl, die Cigarre im Munde, das Frühstück unberührt vor sich. Der arme junge Mensch, sonst ein so heiteres, freies Gemüth, befand sich nun schon seit Wochen in jener aufreibenden, unruhevollen Stimmung, die keine That aufkommen läßt und nicht auf Minuten lang eine Befreiung gewährt. Der Gedanke an Leonie, dies lebendige Räthsel, bald mild, bald herb, bald sentimental, bald spöttisch, immer aber schön, unaussprechlich, herzberauschend schön, verfolgte ihn allenthalben, im Schlaf wie im Wachen: seine süße Tortur! Sein ewiger Seufzer: wenn dies Weib Dich lieben könnte! wuchs und wuchs, bis er oft wie ein Geschrei, von hundert Stimmen der Brust zugleich ausgestoßen, erscholl, bis alle Gefühle wie Hochwasser rauschten und die Welt vor seinen Sinnen verging. Aber nein, nein, nein! Er, bei so viel Frauen sonst Sieger, wurde von Leonie wie ein thörichter Knabe behandelt, und so viel entzückende Schönheit war nur da, um ihn zu quälen! Da wußte er nicht Rath, um ihn und in ihm war's trübe. Müde vom Kampf der Empfindungen schon am frühen Morgen saß er da, unruhvoll der Stunde entgegenharrend, wo er Hoffnung hätte, seinem schönen Quälgeist im Schlosse zu begegnen, und wieder trostlos bangend vor neuer Zurückweisung, neuem Spott, neuen Leiden! In diesem Augenblick pochte es an die Thür. „Herein!" und Frau Hassenfeld trat ein.

Haldenrieds Erstaunen war groß, doch es wurde betäubend, als er von dem Briefe vernahm und erfuhr, daß sein Bruder, der Todtgewähnte, er, von dem er noch gestern, wie von einem Verstorbenen gesprochen, da sei, hier in Kraßnitz und ein paar hundert Schritte von den Räumen, die er fast täglich durchwandelte, wohne! Sein Herz wollte jubeln, da faßte ihn der Gedanke schon wieder: daß Bruno ja nur in Erwartung der Ketten, des Kerkers, vielleicht des Todes lebe, und Leonie's Reiseentschlüsse, die Möglichkeit eines Conflicts mit dem General traten noch hinzu, die Verwirrung seines Inneren zu vermehren.

Es bedurfte des Zuredens der kalten, klardenkenden Hassenfeld, daß er sich aufraffte, um in ihrem Sinne zu handeln.

Während dem Rittmeister diese erschütternden Eröffnungen zu Theil wurden, hatte Leonie eine Unterredung über ihre Angelegenheit mit dem Grafen Thieboldsegg, den sie deßhalb zu sich gebeten. Der Graf, welcher eigentlich das so wenig zusammenstimmende Ehepaar schon längst im Stillen bedauert hatte, entfernte sich hierauf wieder, nachdem er vergebliche und im Grunde nicht recht ernst gemeinte Vermittelungs-Anträge zur Beilegung der Sache gemacht hatte, denn als skeptischer Weltmann hielt er es gar nicht für unmöglich, daß Leonie einen Brief vom Rittmeister erhalten haben könne. Dennoch hätte er, vielleicht seiner eigenen Jugendstreiche lebhaft eingedenk, ihren Teufelsadvocaten gemacht.

Eben hatte er seine Zimmerthür geöffnet, als der Rittmeister eilig den Corridor herauf kam. Er gab ihm einen Wink einzutreten.

„Sie haben schöne Dinge angestellt," sagte der Graf lachend, als Beide im Zimmer waren.

„Ich, Excellenz?" sagte der Rittmeister unsicher, ein wenig stotternd, er sah überhaupt seltsam aufgeregt aus.

„Ich sehe es schon Ihrer bleichen Armensünder-Miene an!" rief der Graf lustig. „Sie brauchen Nichts zu gestehen! Unser alter General ist ganz grimmig! Sagen Sie mir nur, was Sie Leonie zu schreiben haben, da Sie sie doch täglich ungenirt sehen und sprechen?"

„Excellenz," erwiederte der Rittmeister mit vollster Sicherheit, „ich habe nie im Leben an die Frau Baronin von Greifenstein ein Wort geschrieben. Ich will entehrt sein, wenn ich die Unwahrheit rede!"

„Ist denn der General toll?“ rief der Graf, der, als er die feierliche Betonung vernommen, Arthur Haldenrieds Worte nicht mehr bezweifelte. „Wie kommt ein aufgefangener Brief mit Ihrem Namen in Verbindung?“

„Aber, Excellenz,“ sagte der Rittmeister, einen, wie von einem unerwarteten Einfalle Ueberraschten spielend, „sollte da nicht ein Irrthum, eine Verwechselung vorliegen? Ja, ich glaube fest, daß nur das anzunehmen ist! Ich vermisse nämlich seit gestern einen Brief, ein mir sehr werthes Andenken, welches ich schon länger als ein Jahr in meiner Brieftasche bei mir trage. Er ist von meinem Bruder, auf dessen unglückliches Schicksal wir gestern so unerwartet zu sprechen kamen.“

„Von Ihrem Bruder?“ rief der Graf sehr erstaunt.

„Ich muß das Papier,“ sagte der Rittmeister, „gestern auf unserem Rundgange durch das Schloß, oder Abends im Salon beim Oeffnen meines Portefeuilles fallen gelassen haben.“

„Wie kann ein so alter Brief das Unheil anrichten?“ bemerkte der Graf. „Ist es etwa ein Liebesbrief Ihres Bruders, der Anspielungen auf Verhältnisse enthält, wie wir sie hier haben?“

„Es giebt zwar einige ähnliche Beziehungen darin,“ erwiederte der Rittmeister, „dennoch muß das Auge von Eifersucht verblendet sein, um sie hieher zu deuten. Der Brief ist eigentlich an zwei Damen gerichtet, auf deren Schloß sich mein Bruder in Ungarn längere Zeit aufgehalten.“

„Das ist lustig!“ rief der Graf lachend, während seine fromme Schwester eben eintrat. Sie hielt ein großes Gebetbuch mit einem goldenen Kreuze in der Hand und war aus der Messe zurückgekommen.

„Du weißt doch,“ redete sie der Graf gleich an,„ von dem Eheduell zwischen dem General und seiner Frau?“

„Den Lärm habe ich gehört,“ gab Comtesse Sophie mit sanfter, scheinheiliger Miene zur Antwort, „die Veranlassung kenne ich nicht.“

„Es ist schon ein öffentliches Geheimniß!“ rief der Graf. „Das wäre das erste Mal, daß Dir so Etwas entgangen wäre,“ fügte er lachend hinzu.

„Du bist sehr unartig,“ versetzte die Schwester in einem halb pikirten, halb gekränkten Tone erlittenen Unrechts.

„Das Gesicht des Generals will ich sehen,“ rief der Graf zum Rittmeister gewendet, „wenn er hört, daß der Brief, der ihn in eine solche afrikanische Wuth versetzt hat, von Ihrem verstorbenen Bruder an ein Paar Damen geschrieben ist, welche ihn vielleicht schon lange vergessen haben!“

Er brach in ein boshaftes Lachen aus, der Rittmeister lächelte ebenfalls, nur die Comtesse schnitt ein grimmiges Gesicht, das als eine wilde Mißbilligung solcher Schadenfreude gedeutet werden konnte, da sie unmittelbar darauf sagte:

„Man sollte die Lage des Mannes eher bedauern, selbst wenn es wahrscheinlich wäre, wie Du zu meinen scheinst, daß ihm ein bloßes Hirngespinnst den Glauben an die Treue seiner Frau erschüttern könne! In diesem Falle müssen Erfahrungen vorangegangen sein, welche das Vertrauen nicht gestärkt haben.“

Mit einem wenig freundlichen Knix, der dem Rittmeister galt, drehte sie sich um und war verschwunden.

Während die Beiden noch lange über die Einzelnheiten der Tagesgeschichte hin und her sprachen und die Rückkunft des Generals sehnlichst erwarteten, ging im Gemach der Comtesse Thieboldsegg Folgendes vor:

Sie war kaum auf ihr Zimmer gekommen, als sie Herrn von Rack auf das Dringendste zu sich rufen ließ. Dieser Herr erfreute sich ihres größten Vertrauens, welches nicht allein durch seinen unleugbaren weltgeschulten Verstand gerechtfertigt war, sondern sich auch auf die reichen Gaben seines Gemüthes und auf die Uebereinstimmung Beider in religiösen Ueberzeugungen begründet hatte.

Herr von Rack ließ nicht lange auf sich warten.

„Lieber, guter Freund,“ sagte die Comtesse, als er eingetreten, ihm entgegengehend, „ich brauche dringend Ihren Rath. Setzen Sie sich und hören Sie zu!“ Als sich Herr von Rack gesetzt hatte, fuhr sie fort:

„Wir saßen gestern bis gegen elf Uhr im Salon. Kurz vor dem Aufbruche bemerkte ich, daß ein zusammengelegtes, briefähnliches Papier zwischen Leonie und Cornelia, die neben einander saßen, auf dem Boden liege. Ich ließ es natürlich nicht mehr aus den Augen, denn ich mußte annehmen, daß es der Rittmeister, dessen anstößiges Benehmen schon so oft Ihnen wie mir Aergerniß gegeben, hingeworfen habe. Ich wartete erst lange, ob es Leonie aufheben werde, dann aber hob ich es selber auf. Hier hab' ich dieses unsaubere Document!“ Sie zog den Brief aus der Tasche hervor. „Als ich mich von seinem durch und durch sträflichen Inhalte überzeugt hatte, schwankte ich lange, was damit zu beginnen sei. Ich sage nicht zu viel, wenn ich gestehe, daß mich meine Selbstberathungen eine schlaflose Nacht gekostet haben. Gegen Morgen war mein Entschluß gefaßt, welchen Sie billigen werden und in meiner Lage gewiß nachgeahmt hätten. Zur Verhütung ferneren Unheils, das aus solchen Sünden hervorgeht, hab' ich heute Morgen dem General Alles entdeckt. Die Wirkung war furchtbar, über alle Erwartung! Da ich aber, wie sich denken läßt, keinen boshaften oder schadenfrohen Beweggrund hatte, sondern nur eine Verirrte auf den rechten Weg zu bringen beabsichtigte, nahm ich dem General das Ehrenwort ab, nicht anzugeben, wem er die Enthüllung zu verdanken habe. Eben so wenig lieferte ich ihm, wie er es verlangte, den Brief aus, denn meine Absicht war erreicht und dieses Schriftstück sollte mir in allen Fällen den Rücken decken. Was geschieht aber —“

„Ei, ei, ei!“ unterbrach sie Herr von Rack mit nicht länger zu bezwingender Verwunderung. „Diese wunderschöne Frau hat eine Liaison mit dem Rittmeister! Das ist empörend! O, diese Soldaten!“

Comtesse Sophie ließ ihn aber in ihrem Eifer nicht vollenden.

„Hören Sie mich zu Ende,“ sagte sie. „So eben war ich bei meinem Bruder, bei dem ich den Rittmeister traf. Ich war wie vom Donner gerührt, dort zu hören, daß der fragliche Brief von dem verstorbenen Bruder des Rittmeisters herrühren solle,

und daß er ihn an zwei ungarische Damen, auf deren Schlosse er sich aufgehalten, vor langer Zeit geschrieben."

„O, gewiß eine Finte, eine Finte!" rief von Rack.

„Als ich hierauf den Brief nochmals überflog," fuhr das fromme Fräulein ein wenig kleinlaut fort, „fand ich, was mir bei der wie absichtlich räthselhaften Stylisirung bis dahin entgangen war, daß es sich darin in der That noch um eine zweite Dame handle. Kurz, ich wäre furchtbar blamirt, wenn sich die Sache so verhielte, wie der Rittmeister behauptet. Diese Sorge hat mich angetrieben, Sie rufen zu lassen, damit Sie mir mit Ihrem reifen Urtheile beistehen. Sollte es sich aber herausstellen, daß ich Recht habe, dann will ich die Schuldigen sammt den Intriganten, zu welchen mein Bruder gehört, mit offenem Visir angreifen! Da lesen Sie, mein lieber Rack, und prüfen Sie!"

Sie übergab ihm den Brief nicht ohne große Unruhe.

Herr von Rack, der gierig danach gegriffen hatte, las, von den Blicken der Comtesse gefolgt, mit sichtlich immer höher steigender Spannung. Bei der Unterschrift angelangt, zuckte Alles in ihm zusammen, während sich ein ganzes Gewölke schwarzer Gedanken um seine Augen und auf seiner Stirne zusammenballte. Ohne eine der zahllos hervorstürmenden Fragen seiner Nachbarin zu beachten, trat er rasch an das Fenster, um die Natur und die Wasserzeichen des Papiers im hellen Sonnenlichte zu studiren.

Diese Alles bedenkende Umsicht imponirte der Comtesse so sehr, daß sie sogleich verstummte und eines unumstößlichen Befundes gewärtig, dem Ausspruche des großen Experten fast athemlos entgegenlauschte.

Nachdem von Rack den Brief noch eine gute Weile betrachtet und nach allen Seiten gewendet hatte, sagte er leicht, aber bestimmt:

„Der Brief ist erst vor einigen Tagen geschrieben worden."

„Wirklich!" rief die Comtesse, ihm beinahe um den Hals fallend, aus.

„Die Tinte ist frisch," erläuterte der Fachmann. „Dieses Papier hält sich kaum drei Monate so weiß, geschweige ein Jahr! Auch finden sich da — wenn Sie gefälligst hinsehen wollen — stellenweise Streusandspuren —"

„Ja, ich sehe!" rief die Comtesse „ganz richtig! Der Sand müßte längst abgestreift worden sein! Wir haben die Intriganten, die mich als Verleumderin hinstellen wollen, im Netze!"

„Doch gemach, meine gnädige Comtesse," erwiederte von Rack, aus dessen Mienen plötzlich ein gewisses beängstigendes Etwas hervorbrechen wollte. „Dieser Brief ist nicht vom Rittmeister, gewiß nicht!"

„Von wem soll er denn sein?" rief die Comtesse, weit zurückfahrend, doch mit dem zähesten Glauben, welcher sie vielleicht vor einem Krampfanfall schützte. „Wenn er erst vor Kurzem geschrieben ist, wie Sie sagen? Man wird doch nicht einen schlechten Witz gemacht haben! —"

„O nein!" rief von Rack mit gehobener Stimme. „Die Sache hat ihren Ernst, ihren großen Ernst!" Er hatte es wie Einer gesagt, der mit dem letzten Gedanken noch lange nicht hervorgekommen war. „Der Rittmeister," fuhr er fort, „ist nicht der Verfasser, sondern wirklich sein Bruder, wie schon der Anfangsbuchstabe des unterzeichneten Taufnamens andeutet."

„Was wissen Sie von dem?" rief die Comtesse verzweiflungsvoll aus.

„Zufälliger Weise," sprach von Rack, „hat der Rittmeister erst gestern in meinem Beisein von seinem Bruder gesprochen. Es ging soviel daraus hervor, daß der Letztere ein mauvais sujet ist, welches sich überall herumgetummelt, wo es einen Krawall oder einen Aufstand gegeben. Als ich hierauf nach Hause gekommen war, ließ ich mir sogleich unseren schwarzen Polizei-Index bringen, in welchem ich den Monsieur unter den steckbrieflich Verfolgten auch wirklich gefunden. Sein Vorname ist Bruno, was mit dieser Unterschrift stimmt, während der Rittmeister Arthur heißt."

„Das ist fatal!" rief die Comtesse, die Stirn mit beiden Händen fassend, ganz außer sich. Sie warf sich auf das Kanapee und stierte sprachlos in den Boden, während auch Herr von Rack verstummt war, und den Reichthum der empfangenen Eindrücke nachdenkend zu ordnen suchte. Ihm war es klar, daß sich der Flüchtling in nächster Nähe, wahrscheinlich im alten Schlosse mit fremder Beihülfe aufhalten müsse, und der darauf an und für sich hinzielende Inhalt des Briefes bekam noch durch die Erinnerung an die merkwürdigen Staubspuren hinter dem Kaiserbilde, die ihn so ahnungsschwer gemacht hatten, eine schwer wiegende Bestärkung. Alle seine Gedanken waren auf baldigste Einbringung des Verfolgten gerichtet und er hütete sich, um nicht den Erfolg zu gefährden, ein näheres Wort darüber fallen zu lassen. Er sagte deßhalb nur:

„Liebe Gräfin, das Gericht und die gute Sache haben es Ihnen zu danken, daß wir in Bezug auf einen Hochverräther, der sich so lange straflos umhertreibt, einen neuen Fingerzeig gewonnen haben. Sie werden mir gefälligst erlauben, den Brief, welcher leider Ihren Erwartungen nicht mehr entsprechen kann, gerichtlich zu deponiren —"

„Seltsame Handlungsweise!" rief die Comtesse ungeduldig und eigentlich unfreundlich. „Was kann mir die Einfangung dieses Menschen in meiner Verlegenheit helfen? Ich habe Sie als meinen Freund herbeschieden, Sie aber verwandeln mein Anliegen zu meinem großen Befremden fast in eine reine Polizeifrage!"

„Wie können Sie das glauben!" rief von Rack, von der Richtigkeit der Beschuldigung betroffen, mit großem Aufwand von Hingebung. „Das ist reine Nebensache, die aber auch zur Sprache kommen muß! Obenan steht mir natürlich die Sorge, wie wir uns aus der Fatalität, die ja durch meinen Antheil gleichsam die meinige ist, hinauswinden. Die Schwierigkeit ist unverkennbar groß, aber ich lasse den Kopf nicht hängen!" Er blieb in Nachdenken versenkt, eine Weile stehen. „Ich habe Etwas!" sagte er dann. „Das Mittel mag nicht von jener Geradheit

sein, welcher unsere Grundsätze nachstreben, aber gleichviel — es ist das beste, so lange kein Besseres vorgeschlagen wird —"

„Lassen Sie hören!" rief die Comtesse mit größter Spannung.

„Der fatale Brief wird aus dem plausiblen Grunde angeblich verbrannt," begann von Rack, „damit er kein weiteres Unheil stifte. Ist das Corpus delicti entfernt, kann kein Mensch mehr beweisen, ob Peter oder Paul der Briefschreiber war. Dann steht nur die nackte Behauptung des Rittmeisters, also die werthlose Aussage des Angeklagten, da. Dagegen bleibt uns das Zeugniß des Generals in voller Kraft, der den Brief mit eigenen Augen gesehen —"

„Und gelesen," berichtigte die Comtesse.

„Und gelesen," fuhr von Rack fort. „Dieser glaubt an den Brief und es ist undenkbar, daß er einen Widerruf machen könnte. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Er hat viel für sich," gab die Comtesse zur Antwort, „aber man wird mit Recht fragen, warum ich den Brief mit solcher Eile verbrannt habe, warum ich ihn nicht wenigstens eine Zeitlang aufgehoben?"

„Warum Sie ihn nicht aufgehoben!" rief von Rack mit einem seltsamen Hohngelächter. „Weil er weder Leonie, noch den Rittmeister gravirt, sondern vielmehr geeignet ist, Ihnen eine böse Stunde zu machen, liebe Gräfin!"

„Das klingt sehr bösartig!" rief die Comtesse. „Doch klingt es nur so! Ihr Vorschlag ist gut. Und was geschieht wirklich mit dem Brief?"

„Der wird —" sagte von Rack verlegen zögernd, „wie ich schon erwähnt, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen. Nach einer Seite thut er Ihnen durch seine Verbrennung einen Dienst, nach der anderen wird er zur Entdeckung eines dem Gesetze Verfallenen beitragen, indem ich ihn in's Depositum mitnehme. Ich hoffe —"

„Ich hätte Nichts dagegen," versetzte die Comtesse. „Ist aber keine Gefahr, daß er irgendwie zum Vorschein kommt?"

„Keine," sagte von Rack ganz fest. „Keine! Was einmal in unserer Hand ist, bleibt für ewig begraben!"

„Es sei," sagte die Comtesse. „Meinen innigen Dank!"

Die Beute in die Brusttasche sorgfältig einsteckend, empfahl sich der Freund in der Noth unter allerunterthänigsten Bücklingen aus dem Gemache.

Eine gute Weile zuvor war der General von seinem Morgenritte endlich zurückgekommen. Der Affect, in welchen er gerathen, hatte ihm den excentrischen Einfall gegeben, außer Dienst das Roß zu besteigen. Man hatte erwartet, daß er wie ein Tiger zurückkehren, werde, und war sehr erstaunt, ihn ganz zahm, ja niedergeschlagen zu finden. Das war bei ihm sehr natürlich. Der hitzige Anfall hatte sich auf dem langen Ritte abgekühlt und der General war plötzlich wieder auf das Niveau seines gewöhnPflegmas herabgesunken. Nun weiß man, wie anders man eine und dieselbe Sache im aufgeregten und im ruhigen Zustande betrachtet. Der General war plötzlich selbst erstaunt, wie er so excentrisch hatte werden können und bei dem Gedanken war eine gewisse Reue unausbleiblich. Auch konnte die Erinnerung an den Skandal, der das ganze Haus erfüllt hatte, in ihm nicht ohne ein Reuegefühl emporsteigen, zumal es ein Vorfall war, der jeden Mann, dem er begegnet, unter allen Umständen mehr und minder lächerlich macht. Bei ruhigem Nachdenken war auch noch ein Zweifel an den Absichten der alten Comtesse hinzugetreten, mit welchem sich die Strafbarkeit seiner Frau gleichmäßig verringerte. Nachträglich fragte er sich nämlich mit Recht, ob das fromme Fräulein, das ihn schon mehrmals zur Eifersucht zu hetzen versucht, beim Vorlesen des Briefes nicht einige der ärgsten Stellen hineindictirt habe, da er den Inhalt aus Mangel einer Brille nur unvollkommen nachgelesen hatte.

Gleich beim Absteigen vom Pferde wurde er vom Grafen von Thieboldsegg, der die Lösung des Mißverständnisses übernommen, zu einer Unterredung unter vier Augen eingeladen. Als ihm der neue, ganz veränderte, seiner Frau günstige Sachverhalt in allen Details auseinandergesetzt war, gab er eine naiv laute Freude darüber kund. Der Zorn über die böswillige Angeberin, deren Namen noch immer Allen unbekannt war, machte sich erst in zweiter Linie Luft. Den Grafen plötzlich stehen lassend, stürzte er zu ihr auf's Zimmer.

Das fromme Fräulein, auf Alles gefaßt, hatte den Muth ihrer desperaten Lage. Ohne sich auf eine Debatte ohne weitere Zeugen einzulassen, eilte sie, von dem General natürlich gefolgt, auf das Zimmer ihres Bruders, wo sich inzwischen Leonie und der Rittmeister eingefunden hatten.

Wie eine wilde Katze trat sie ein und ihr bloßes Erscheinen in diesem Augenblicke und in Gesellschaft des Generals bezeichnete sie den höchst überrascht Dastehenden deutlich und klar als die Anstifterin der heutigen Ereignisse.

„Was?" rief sie, nachdem einer ihrer bösesten Blicke über die Gesellschaft hingestrichen, zum General gewendet. „Sie sind ein Soldat und halten so gut Ihr Ehrenwort? Ich habe mir Ihr Schweigen ausbedungen, denn ich wollte warnen, Andere vom Abwege abbringen, ohne den Schein der Angeberin als Dank zu ernten! Nun, da Sie ein so schwacher Mann sind, trete ich offen vor, und erkläre, daß ich den Brief zu Leonie's Füßen gefunden und Ihnen mitgetheilt habe!"

Laute Einwendungen, Ausrufe, Proteste ertönten gleichzeitig von allen Seiten. Nicht ohne Mühe stellte der Graf die Ruhe wieder her, ohne welche nicht zum Ziele zu kommen war.

„Die Sache ist jetzt ganz einfach," sagte er. „Ich ersuche meine Schwester, den Brief auf den Tisch zu legen!"

„Das kann mir mein eigener Bruder zumuthen?" rief die Comtesse mit einer Art von Entrüstung aus. „Sollte ich eine Anklägerin spielen und die Schande anderer Leute unter Glas und Rahmen bringen? Ich wollte warnen, nicht zerstören; Unheil verhüten,

nicht herbeiführen. Ist es mir nicht gelungen, so ist mein Gewissen rein. Der General hat den Brief in Händen gehabt, für wen sollte ich ihn noch aufheben? Ich habe ihn verbrannt!"

„Das ist das Verkehrteste, was Du thun konntest," rief der Graf, nachdem er die allgemeine Bewegung, welche entstanden war, beschwichtigt hatte. „Das kostet Dich den Prozeß! Du warst getäuscht und hast getäuscht —"

„Und mir haben Sie mein werthestes Andenken an meinen Bruder zerstört," fiel der Rittmeister ins Wort.

„Mich haben's," ließ sich der General vernehmen, „schon oft gegen meine Frau gehetzt! Einmal ist es Ihnen gelungen! Jetzt können's sagen, was Sie wollen. Aber mögen Sie mit Ihren Knieen die Steine in der Kirche auswetzen und mit allen zwölf Aposteln täglich beisammen sein, so weiß ich, was an Ihrer Frömmigkeit ist!"

„Ich verzeihe Ihnen!" warf Leonie mit verächtlichem Stolze hin.

„Alles fällt über mich her!" rief Comtesse Sophie im klagenden Tone, mit zum Himmel erhobenen Händen, einer Märtyrerin nicht unähnlich, welche gesteinigt wird. „Das hätte ich wissen sollen! Und doch habe ich es gewußt, daß gute Werke auf Erden Verfolgungen nach sich ziehen. Die Bibel, die Legende ist von solchen Beispielen voll! Es heißt aber auch im Buche Sirach, daß man die Kohlen der Sünder nicht in Brand bringen soll! Das ist der Lohn dafür, daß mich die Flammen nun ergreifen! Mag es Euch der Himmel nicht vergelten!"

Sie stürzte hinaus.

„Der schwere Fehler meiner Schwester," ergriff der Graf unmittelbar darauf das Wort, „hat alle nachfolgenden erzeugt. Ich nehme sie nicht in Schutz, aber ich mache doch ihre exaltirte Religiösität als mildernden Umstand geltend. Wollen wir sie aus der Amnestie nicht ausschließen, da wir ein allgemeines Versöhnungsfest feiern!"

„Wie hat sich mein klarer Kopf," rief der General, mit sich ganz zerfallen, „von Weibergeschwätz so überrumpeln lassen! Künftighin sollen aber die Leute über mich und meine Frau sagen, was sie wollen, ich will darauf nicht Acht haben!"

Sein Blick, der auf Leonie gefallen war, sank beschämt zu Boden. Seine Biederherzigkeit und angeborene Scheu, Unrecht zu thun, waren stärker als das Sträuben seiner ehemännischen Würde. Er näherte sich seiner Frau und sagte in dem gutmüthigsten und so recht vom Herzen abbittenden Tone: „Verzeih' mir, Leonie! Vergiß Alles, denn, das weiß der Himmel, wenn Du mich nach zehn Jahren an den heutigen Tag erinnerst, werde ich noch über und über schamroth werden!"

„Wer seine Frau behandelt hat, wie Du," erwiederte Leonie eiskalt und unbewegt, „der sollte nicht daran denken, zu ihr zurückzukehren! Mein Bündel ist geschnürt und ich werde gehen!"

„Herrgott!" rief der General ganz verzweiflungsvoll, „Du siehst, daß ich selbst auf's Jämmerlichste belogen war! Was kann ich mehr thun, als Dir Abbitte leisten? Was geschehen ist, ist geschehen, und wenn ich mir den Kopf herunterrisse!"

„Ich gehe," wiederholte Leonie ruhig, aber entschieden, „Du kannst mich nicht mehr halten, außer wenn Du das Recht, das Dir das Gesetz über mich gibt, in Anwendung bringen willst!" Sie wollte zur Thür hinausgehen, aber der Graf hielt sie an der Hand zurück und sagte:

„Sie sind zu hart, Leonie! Obwohl ich selber Zeuge Ihrer tiefen Kränkung war, muß ich Ihnen diesen Vorwurf machen! Ich weiß freilich auch, daß weder der Wille, noch die Reue hinreicht, einen Stachel aus dem Herzen mit einem Zuge hervorzuziehen. Die heilsame Zeit ist da der einzige Seelenarzt. Ich werde daher einen Vermittelungs-Antrag machen und hoffe sowohl auf das Entgegenkommen meines würdigen Freundes Greifenstein, als auf Ihre Zustimmung, Leonie! Trennt Euch Beide auf kurze Zeit! Reisen Sie, Leonie, nach Wien, oder besuchen Sie Ihre Verwandten und Bekannten in Paris, einer Stadt, deren gewaltige Eindrücke die kleinlichen Spuren einer häuslichen Scene rasch verwischen werden. Was meint Ihr Beide?"

Das Ehepaar zögerte mit der Antwort. Eine erwartungsvolle Pause war entstanden, ehe Greifenstein sagte:

„Sie sagt Nichts! Ich kann der Erste nicht zustimmen, denn ich wollte Leonie lieber in meiner Nähe haben. Was sie will, ist mir recht. Will sie eine Reise machen, ich will ihr nicht im Wege stehen."

„Leonie," wandte sich der Graf an die noch immer unbewegt Dastehende, „treiben Sie es nicht zu weit!"

„Wohlan!" sagte Leonie nach einigem Kampfe. „Ich nehme es an!"

„Gottlob!" rief der General erfreut, indem er an seine Frau trat und ihr die Hand zur Versöhnung reichte. Leonie gab sie ihm langsam und halb abgewandt. Es war eine kalte, eine leblose Hand.

Alle zerstreuten sich und suchten Ruhe nach den bewegten Stunden auf dem einsamen Zimmer.

Erst am Abend umstanden sie den Reisewagen der Frau von Greifenstein vollzählig wieder und nahmen den letzten Abschied. Auch Herr von Rack war unter denen, welche gekommen waren, der Scheidenden glückliche Reise und Amüsement in der französischen Hauptstadt zu wünschen. Als der Wagen aus dem Gesichtskreise verschwunden war, sagte von Rack abseits zum Grafen von Thieboldsegg:

„Excellenz, ich habe eine Bitte! Ich bin von den Antiquitäten, die ich in dem alten Schlosse gesehen, so entzückt, daß ich um die Erlaubniß nachsuche, morgen ein paar gute Freunde hinaufführen zu dürfen!"

„Vom Herzen gern!" erwiederte der Graf.

Spornstreichs eilte von Rack auf die Gensd'armerie-Wachtstube, um zwei bis drei Mann auszuwählen, welche ihn am nächsten Morgen in anständiger Civilkleidung auf seinem Rundgange durch das alte Schloß begleiten sollten.

## Sechszehntes Capitel.

### Spielt im blauen Karpfen in Kraßnitz.

Die Logik der Ereignisse ist eine anerkannte Sache, seitdem der menschliche Geist den Hochmuth seiner Subjectivität verloren, und es aufgegeben hat, alle Wirkungen, welche den Stempel seiner Urheberschaft nicht haben oder über die ursprünglichen Absichten weit hinausgehende Folgen in sich tragen, als rohe Thatsächlichkeiten anzusehen.

Nun gibt es aber noch eine kleinliche, koboldartige Macht, den Zufall, welcher so keck ist, die Handlungen der Menschen zu verwirren oder ganz zu vereiteln, indem er in den hermetisch geschlossenen Kreis sorgfältigster Berechnungen lachend hineinspringt, ohne sich von dem mit Recht erzürnten Werkmeister wieder verscheuchen zu lassen. Dieser Kobold kommt nicht immer allein; ihm folgen oft noch mehrere Kameraden, um einen noch ärgeren Unsinn zu treiben, und es dauert nicht lange, so sieht man sie alle in einem hämischen Einverständnisse zusammenwirken. Diese unheimliche Bande ruinirt oft Alles, was sich der klarste und einsichtvollste Verstand erdacht, und stellt das Oberste zu Unterst. Es gibt aber auch Fälle, in welchen sie so sonderbare Dinge zu Tage fördert, ehe sie sich aus dem Staube macht, daß der Verstand, der dem absurden Eingreifen grimmig zugesehen, in die höchste Verwunderung fällt und es nicht unter seiner Würde findet, das tolle Bubenspiel selbst aufzunehmen und mit dem ihm eigenen Ernste zu Ende zu führen.

Zu solchen und ähnlichen Reflexionen fand sich der Rittmeister Haldenried veranlaßt, als er nach Leonie's Abfahrt nach Hause gekommen war und an das Quiproquo des Briefes zurückdachte, dessen Widersinn so ernste Resultate hinterlassen hatte. Ein unermeßliches Staunen über das Spiel der Zufälligkeiten, das in Zwischenpausen immer wieder ausbrach, war von dem Sturme, der in seiner Brust fortwüthete, nicht zu übertäuben. Er hatte den Bruder gefunden und Leonie, das Ideal seines Herzens, verloren. War seine Liebe auch nur Traum geblieben, man weiß, daß auch Illusionen mit der Schwere von Bleigewichten auf das Haupt Desjenigen herabfallen, dem sie geplatzt sind, und was seinen Bruder betraf, so war die Freude, daß er noch am Leben sei, mit einem nicht zu beschwichtigenden Schrecken unlösbar verflochten, weil er unter so gefährlichen Umständen am Leben war, daß er morgen schon als todt betrachtet werden konnte. Was ihn unter andern Verhältnissen mit Jubel erfüllt hätte, wirkte auf das Bruderherz jetzt wie eine Pein. Und da bebte er nur vor unbestimmten Eventualitäten zurück und wußte nicht, daß von Rack bereits alle Schlingen gelegt hatte, um sich des Opfers zu bemächtigen. Wenn ihm die Gefahr, die im Verzuge lag, bekannt gewesen wäre, er würde gewiß sogleich mit verzweiflungsvoller Eile alles Dasjenige znr Rettung des Bruders versucht haben, was er aus Furcht vor Ueberstürzung erst am folgenden Tage zu thun beabsichtigte. Die Erinnerung an dieselbe Wiege und die gemeinsame Mutter, die über ein gefühlvolles Herz eine unvergängliche Macht hat, ließ die mattherzigen Bedenken der Gefahren, deren er sich als Officier aussetze, oder vollends gar die Bedenken der entgegengesetzten Parteifarbe, nicht in ihm aufkommen, ja er ging der Collision, welcher ihn zwei sich widersprechende unvereinbare Pflichten aussetzen konnten, mit vollem Bewußtsein muthig entgegen.

Vor dem Ernst dieser Angelegenheit wich momentan alles Andere zurück, und wollte ihm neben diesen großen Fragen sein Liebeskummer nur wie ein mißlungener Scherz scheinen, so konnte er doch tief innen die Klagestimme seines verwundeten Herzens nicht zum Schweigen bringen. Mit immer neuen Anläufen kam sein Wehe hervor und mußte mit irgend einem Vernunftgrunde zurückgedrängt werden. Es war umsonst. Er hatte eine zu tiefe Leidenschaft für die schöne, geistvolle und in ihrer Veränderlichkeit immer anders, aber gleich mächtig anziehende Frau gefaßt. Wenn ihr Bild mitten unter die Gedanken an seinen Bruder plötzlich unverhofft trat, so glaubte er, indem er es fortscheuchte, daß diese liebliche Tändelei seine Stimmung beeinträchtige, während er es unbewußt doch nur aus der Angst that, daß dieser Schmerz nicht, einmal angehört, Alles übertöne. Diese Geringschätzung seiner eigenen Liebe, welche ihm noch kurz zuvor hoch und heilig gewesen, war nur ein sophistischer Kniff, den sein Verstand gegen das Herz anzuwenden versuchte, damit er den Verlust des Gegenstandes durch künstliche Herabdrückung seines Werthes minder fühle. Er betrachtete ja Leonie als für ihn verloren! Der Trost, sie wiederzusehen, war so hohl und nichtig, da er ihr nicht gleich nachzueilen vermochte, und in der dazwischen liegenden Zeit lag eine Welt von Möglichkeiten, hinter welchen seine nachhinkenden Erwartungen weit zurückbleiben mußten.

Dunkel und unklar wirbelte ihm dies Alles durch den Kopf. Mehrmals war er aufgesprungen, um dem Zustande gleichsam zu entfliehen, setzte sich aber, wie betäubt, gleich wieder nieder. Sein einsames Grübeln schien ihm nur die Verwirrung seines Geistes zu steigern und er faßte endlich den Entschluß, sich aus dem wilden Schwarme seiner Gedanken, wie ein Soldat, hinauszuhauen.

Er sah auf die Uhr. Es war Acht. Die Stunde war da, um welche er, wenn er nicht im Schlosse geladen war, sich in das sogenannte Officierscasino im blauen Karpfen zu begeben pflegte, um dort den Abend mit seinen Kameraden zu verbringen. Mit Recht versprach er sich unter dem lebenslustigen, dem Augenblicke lebenden Kriegsvolke einige Zerstreuung, aber vornehmlich zog ihn die Anwesenheit seines Freundes Julius Werner dahin. Mit diesem wollte er sich unterhalten und je nach den Umständen ihm das Herz öffnen. Werner hatte ihm ja ein Pfand des Vertrauens gegeben, indem er ihm seine Schicksale in der Bergmühle ausführlich erzählt und ihn über den Stand der Dinge täglich unterrichtet hatte.

„Der glückliche Werner!“ sagte er zu sich, als er die Landstraße von seiner Wohnung zum Wirthshause hinabging. „Sein ganzes Unglück besteht nur

darin, daß er nicht weiß, wie glücklich er ist! Hedwig liebt ihn — welche Bedeutung können einige Polterworte des Vaters, in der Aufregung einer politischen Debatte gesprochen, haben? Aller Widerstand, den er findet, treibt ihm die Geliebte noch sicherer entgegen. Ungeduldig ist er und nur in sofern unglücklich. Ach, wenn mich Leonie liebte — —"

Er trat in's Wirthshaus. Im ersten Stockwerke, wo die Versammlung der Officiere allabendlich stattfand, ging es schon recht munter her, wie das durch die offenen Fenster herabdringende Stimmengeschwirre verkündigte. Mit dem lärmenden Jubel der verhältnißmäßig kleinen Anzahl stand die Stille in den unteren Stuben, wo die gesammte Kraßnitzer Bewohnerschaft kneipte, in einem grellen Contraste. Dort herrschte eine den Zeiten angemessene Mäßigung der Rede und eine bis an Gedrücktheit streifende Ruhe, welche im ganzen Laufe des Abends Niemand abhanden kam. Aus dieser Ruhe, dieser Apathie, diesem Todesschlaf der Lebensgeister erwachte Keiner, wie auch das oben tafelnde Militair über den Köpfen herumstampfte. Auch das Beamtenthum hatte sich seit Kurzem in die Nähe der Officiere hinaufgezogen, aus Furcht im Umgange mit den Beherrschten all zu populär zu werden und an Autorität einzubüßen. Die Officiere hatten die Annäherung freundlich aufgenommen, obgleich sie sonst im Allgemeinen den Herren von der Feder höchst ungewogen waren. Durch die Besuche, die herüber und hinüber gemacht wurden, war das Extrazimmer der Beamten schon längst ein Anhängsel des militairischen Casino's geworden.

Hier aber ging es oft nicht allein tumultarisch-lustig, sondern auch politisch-bewegt her. Die Gesellschaft machte von der Redefreiheit, die im ganzen Lande verpönt war, den unbeschränktesten Gebrauch und bildete einen wahrhaft revolutinären Verein, welcher aber keine Schließung zu fürchten hatte, weil er seinen destructiven Eifer nicht nach Oben, sondern nach unten richtete.

Da war besonders der ältliche Auditor Sedlik, ein Czeche von Geburt, bemerkbar, welcher bei jeder Gelegenheit bemüht war, die Gemüther gegen die Zeittendenzen zu erhitzen. Dieser eifrige Mann hatte noch öfter die Gewohnheit, den Officieren, die meist junge Leute waren, direct und indirect in's Gewissen zu reden, weßhalb er auch der politische Feldpater getauft worden war. Obwohl keine eigentliche Veranlassung vorlag, schien der vorsorgende Auditor doch eine geheime Angst zu haben, daß sie sich eines Tages ihrer Abstammung erinnern könnten, da der Eine ein Deutscher, der Andere ein Pole, der Dritte ein Serbe u. s. f. war und doch alle Oesterreicher sein und bleiben sollten.

Wenn man Sedlik's Vorträge über Disciplin und den Geist der Armee anhörte, so konnte man ihn dreist für einen Veteranen aus dem dreißigjährigen Kriege halten. Den jungen Leuten, welche leichte Unterhaltung suchten, waren diese Ergüsse oft ungelegen, aber Sedlik's zudringlicher Patriotismus war nicht leicht abzuweisen. Der Umstand, daß man in letzter Zeit in Folge gewisser Vorfälle munkelte, der Feldpater denuncire auch fleißig, that der Autorität des Redners keinen Eintrag. Im Gegentheil! Seine Reden wurden noch aufmerksamer angehört und die Opposition, welche sie früher oft fanden, verminderte sich und wurde weit geschmeidiger. Jedermann fühlte den Einfluß eines Alles überwachenden Geistes, — nach dem Princip einer neuersonnen Gleichberechtigung wurde den sogenannten Unterdrückern wie den Unterdrückten mit demselben Maße gemessen.

Haldenried hatte an diesen Reden oft Anstoß genommen, hielt aber Sedlik's hyperloyale Feldpredigten lediglich für zwanglose und unsaldirte Eingebungen eines absonderlich organisirten Kopfes. Seine Erscheinung war ja auch in diesem Kreise nichts Ungewöhnliches; jedes Regiment, vielleicht jede Compagnie hatte ihren Sedlik. Wiewohl geistreicher, als Julius Werner, theilte Haldenried doch dessen schwärmerische Ansichten über das verjüngte Oesterreich vollkommen, ohne sich von widersprechenden Einzelheiten, die in Hülle und Fülle auftauchten, beirren zu lassen. Es ist überhaupt der jugendlichen Phantasie eigen, sich um Details nicht zu kümmern, besonders wenn sie nicht in ihren Kram passen, um nicht, wie sie glaubt, das große Ganze aus dem Auge zu verlieren, während sich dieses eben aus den verachteten Kleinigkeiten aufbaut. Leider macht man so schwer Erfahrungen an Anderen, man muß selbst am Kragen gefaßt werden.

Als Haldenried in den Saal getreten war, hatte sich eben über eine militairische Standrede des trefflichen Sedlik von allen Seiten eine lauttobende Debatte erhoben. Ohne auf den Gegenstand des Streites zu achten, trat er, da Werner unter den Anwesenden nicht zu erblicken war, an einen der nächstsitzenden Waffengefährten und fragte ihn, ob jener schon dagewesen sei. Das wurde sowohl von dem Gefragten, als mehreren Nachbaren verneint, aber einer derselben machte die Bemerkung hinzu, daß ihm Werner in der Dämmerung mit großer Eile und in nicht gewöhnlicher Aufregung begegnet sei, und ohne stehen zu bleiben, ihm zugerufen habe, daß er später wieder in's Casino kommen werde, und den Kameraden vor seiner am nächsten Morgen bevorstehenden Abreise Adieu zu sagen, worauf er in der Richtung gegen die Bergmühle oder das Schloß weiter gerannt sei. Der Rittmeister war sehr betroffen, da Werner im Sinne hatte, für die ganze Dauer des Urlaubs in Kraßnitz zu bleiben, was leicht erklärlich war, und es ließ sich bei dieser Abänderung nur annehmen, daß dem Entschlusse irgend ein störender Zwischenfall, am wahrscheinlichsten ein gänzlicher Bruch mit dem Bergmüller vorangegangen.

Mit bedenklichem Kopfschütteln trat er bei Seite und kam bis an das, nur durch ein Stübchen getrennte Extra-Zimmer der Beamten, dessen verhältnißmäßig große Stille ihn einlud, sich dort niederzulassen und seinen Freund zu erwarten. Er setzte sich an die Spitze einer länglichen Tafel, an welcher weiter unten sechs bis acht Gäste eine Frage discutirten. Vier darunter waren Beamte, die zwei ihm am nächsten, sich gegenüber Sitzenden, die beiden Ortsgeistlichen, der Dechant, ein heiter und wohl-

wollend aussehender Greis von großem körperlichem Umfange, und der Caplan, Pater Michael, ein Freund und Protegé der Comtesse Sophie von Thieboldsegg, ein ganz junger, schmächtiger, hohlwangiger, bleicher Mann mit großen schwarzen Augen, welche durch die arglistige Klugheit und ungemeine Leidenschaftlichkeit ihres Ausdrucks eine unheimliche Anziehungskraft ausübten.

Haldenried, im Nachdenken verloren, hatte im Augenblick nicht die nöthigen Sinne, an dem Gespräche seiner Nachbarn irgendwie theilzunehmen. Als aber die Unterhaltung, die anfangs gedämpft geführt worden war, in einen hitzigen Zweikampf zwischen den beiden Theologen ausartete, der durch die laute Heftigkeit des Caplans das ganze Zimmer beherrschte, mußte er unwillkürlich seine Aufmerksamkeit darauf hinrichten.

„Daß ich solche Opposition bei dem Herrn Dechanten finde," sagte der Caplan in sehr gereizter Sprache, „betrübt mich, zumal da mir scheint, daß sonach seine Ansichten im schneidenden Widerspruche mit dem Geiste der ganzen katholischen Geistlichkeit nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa stehen. Die große religiöse Bewegung, welche alle Länder von Osten bis in den fernsten Westen ergreift, wird nicht stillstehen, sondern fortschreiten und den sinnekitzelnden Materialismus und die heidnischen Irrlehren einer glaubenslosen Philosophie, welche die Revolution geboren haben, mit Stumpf und Stiel ausrotten! Die Armeen haben Großes gethan, aber die Reihe ihrer Siege wäre nur in Flugsand eingedrückten Fußtapfen gleichzuachten, die der nächste Morgenwind verwischt, wenn nicht die Kirche auf dem gewonnenen Boden fortbaute, gleichwie die Werke großer Eroberer nur Eintags-Schöpfungen waren, wenn sich die Staaten nur auf ihre Bajonnette und Kanonen stützten und den mit Gewalt gebrochenen Trotz der Völker in freudigen Gehorsam zu verwandeln vernachlässigten. Da fängt die höhere Aufgabe erst an, die Erziehung, die geistige Umbildung, die innere Bekehrung, mit einem Wort, die Christianisirung eines verweltlichten Jahrhunderts. Nur wenn die Siege zu diesem Ziele führen, war es um das vergossene Blut nicht schade, sonst aber wären sie nicht einmal des verschossenen Pulvers werth; der Staat, der von seinem Ursprunge abgeirrt ist, muß wieder zu seinem Ursprung zurückkehren und sein neues Leben für und durch die Kirche proclamiren, sein Werk ist gethan und seine Waffen können rosten. An der Kirche, die sich ihrer apostolischen Mission wieder bewußt geworden, ist es jetzt, zu ihrem Schwerte zu greifen!"

„Sie haben eine so langwierige Ausführung nicht nöthig gehabt," erwiderte der Dechant in seiner ruhigen und milden Weise. „Ich habe Sie schon zuvor verstanden. Jeder wahre Priester muß wünschen, daß sich der religiöse Sinn hebe. Darin bin ich mit Ihnen einig, aber über das Mittel der Hebung denken wir himmelweit verschieden. Die Waffe des Priesters ist das Wort, die Liebe, das gute Beispiel. Jedes andere Schwert kehrt sich gegen ihn selber."

„Liebe, Worte und gutes Beispiel," versetzte der Caplan mit einem Anfluge des Spottes um die schmalen, farblosen Lippen, „würden ausreichen, wenn die Welt mit lauter frommen Kindern bevölkert wäre. Wollen Sie aber damit auch gegen den Verstockten, Gottlosen und Andersgläubigen auskommen? Warum verfügt denn die Kirche über Segen und Fluch? Philosophen, Aufklärer und Freimaurer predigen freilich seit hundert Jahren, daß die Religion Sache des eigenen Gewissens bleiben müsse und wir haben gesehen, daß diese Doctrin beinahe zur Vernichtung des priesterlichen Ansehens und zum völligen Umsturze der ganzen gesellschaftlichen Ordnung geführt hätte. Es ist eine Geschichtsfälschung, von mattherzigen Humanisten begangen, zu behaupten, daß das Christenthum durch liebreiche Mahn- und Bußworte begründet und die Heerde seiner Anhänger nur mit dem friedlichen Hirtenstabe vereinigt worden ist, da doch Blatt für Blatt verzeichnet steht, welchen Kampf seine Einführung und Verbreitung gekostet — ein Kampf, in welchem das Blut auf der einen oder der anderen Seite stromweise geflossen. Wie die Kirche entstanden und gewachsen ist, so nur kann sie fortbestehen. Ein sogenanntes gemüthliches Dahinleben ist ihr Tod. Sie muß entweder streiten und verfolgen, oder unermeßliche Leiden erdulden. Sie muß ihr heiliges Amt entweder mit dem strengen Ernst eines Groß-Inquisitors verwalten, oder ein Märtyrer werden; sie muß Kaiser und Könige haben, die ihr den Steigbügel halten, oder bereit sein, Backenstreiche von jedem Lotterbuben zu empfangen. Nur im Leiden ist sie groß, wie sie es auch in der Verfolgung ist!"

„Also mit andern Worten," antwortete der Dechant, „Sie wünschen Ketzergerichte, Scheiterhaufen, die Inquisition?"

Sichtlich betroffen senkte der Caplan die Augen, erhob sie aber rasch wieder und sagte mit einer trotzigen Entschiedenheit:

„Ja, ja! Ohne Zweifel, aber nach einer zeitgemäßen Einrichtung, das versteht sich! Nach einer zeitgemäßen Einrichtung!"

„Ihnen, Herr Caplan," sagte der Dechant mit einem die verblüfften Zuhörer um Nachsicht bittenden Blicke, „ist offenbar irgend ein Buch, das Sie im Seminarium zu eifrig gelesen, zu Kopfe gestiegen!"

„Eine höchst auffallende Aeußerung!" rief Pater Michael höchst aufgeregt. „Da müssen Sie ja auch die besten katholischen Journale, die denselben Ton anschlagen, und die mündlichen und schriftlichen Kundgebungen der ersten kirchlichen Autoritäten aller Länder für den Ausdruck der Verrücktheit erklären."

„Nahebei," gab der Dechant ruhig und sicher zur Antwort. „Ich glaube, es steckt mehr Herrschsucht als Religion darin. Die Herren vergessen, daß wir nicht mehr in den Zeiten Gregor des Großen leben, sondern eine Welt vor uns haben, in welcher die Menschen ihr Brod suchen und die Tage rechtlich und friedlich dahinzubringen lieben. Ich bin daher überzeugt, daß der allerneueste Bekehrungseifer der Kirche nur schaden und den letzten Einfluß des Clerus untergraben wird."

„Die Menschen sind das," fiel ihm der Caplan in's Wort, „wozu man sie anhält, erzieht, macht.

Wer hätte gedacht, daß der Freiheitstaumel vom Jahre Achtundvierzig so rasch und so kläglich enden werde? Das souveränetätslüsterne Volk duckt sich jetzt zehnmal demüthiger, als je zuvor, kaum daß man ihm mit einem Kugelregen die Freiheitsglut abgekühlt. Es wird und muß auch der religiöse Indifferentismus und die Häresie umschlagen, wenn man dieselben Mittel anwendet, denn wenn der Gebrauch der Gewalt von politischen Phantomen curirt, so muß er auch Unglauben und religiösen Irrwahn heilen."

„Sie und die Partei, der Sie anhängen," versetzte der Dechant, „wollen also die Menschen mit Gewalt in die Messe und zur Beichte treiben?"

„Besteht nicht auch Schulzwang?" gab der Caplan lakonisch zur Antwort.

„Nach meiner Ansicht," sprach der Dechant, „hat die Kirche nur Glocken, um die Leute zusammenzurufen, aber nicht Gensd'armen. Gewaltsame Bekehrung gehört vergangenen Jahrhunderten an, gleich wie die Zeit der Zeichen und Wunder vorüber ist."

„Das leugne ich!" rief der junge Fanatiker. „Ich leugne Eines und das Andere! Zeichen und Wunder geschehen noch immer, aller Tage, an allen Orten! Nur für die Rationalisten giebt es keine, welchen die Josephinische Toleranz Zeit gelassen, den Unglauben zur modernen Wissenschaft auszubilden. Von diesen Leuten wimmelt es in den Städten, sie beherrschen die Pressen und die Katheder nnd sie sind es, die die unbegreiflichsten Erscheinungen auf natürliche Weise auslegen und da, wo sie um Auskunft verlegen sind, mit vornehmer Skepsis die Achseln zucken. Das Ansehen, welches sie unleugbar genießen, hat es dahin gebracht, daß Bildung in der Welt höher steht, als ein frommer Sinn, und so sehen wir, daß die staunende Menge ihnen Alles nachbetet, um das modische Prädicat eines Gebildeten zu verdienen. Einfache, unverdorbene Gemüther, in welchen die Ahnung des Ueberirdischen noch lebendig ist, werden jenen weltlichen Sophisten zum Gegenstande des Hohnes, und es ist so weit gekommen, daß Wallfahrer, welche an Gnadenorten wunderbare Einwirkungen an sich empfunden haben, oder außergewöhnlicher Erscheinungen gewürdigt worden sind, bei ihrer Heimkehr nur ganz schüchtern Aussagen gemacht, ja sich sogar völliges Schweigen auferlegt haben, um das Zeugniß, das sie der Wahrheit zollen, nicht dem profanen Gelächter preiszugeben. Wer nichts sehen *will*, kann *nichts* sehen. Auch der Fünffürst von Galiläa hat nichts gesehen, obwohl die Wunder unter seinen Augen in seinem eigenen Reiche verrichtet wurden. Das muß sich ändern! Der Terrorismus der Bildung muß aufhören und die Religion das Scepter emporheben und über die kleinsten Beziehungen des Lebens herrschen! Die Zeit der Zeichen und Wunder ist nicht vorüber, o nein, nein, und sie wird mit der Weckung des religiösen Geistes in ganzer Gloria aufleben! Daß aber Sie, Herr Dechant, einen solchen Ausspruch gethan, welcher einem Rationalisten, aber nicht dem katholischen Priester in den Mund paßt, setzt mich in die größte Verwunderung und überzeugt mich, daß der Alles zernagende Wurm der Aufklärung sogar in die Pfeiler der Kirche hinein Löcher gebohrt haben müsse."

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe!" rief der Dechant, sich geräuschvoll vom Stuhle erhebend, mit einem von höchstem Unwillen gerötheten Gesichte. „Sie wollen einen Mann, der sechsundvierzig Jahre die Seelsorge versehen, über Religion schulmeistern, Sie, der Sie kanm dem Seminarium entlaufen sind! Ich habe mir überall, wo ich gewesen, die Achtung und Liebe meines Pfarrsprengels erworben; sehen Sie zu, daß Sie einmal ein Gleiches sagen können und nicht als ein überschnappter Tyrann gehaßt und gemieden werden!"

„Bravo!" rief der Rittmeister, lauten, freudigen Beifall klatschend, während der Dechant so schnell als ihn seine alten Beine trugen, zur Thür hinaushumpelte, ohne sich mehr umzusehen. Desto größer war der Eindruck der Demonstration auf die Zurückbleibenden, besonders auf den Caplan, gegen welchen sie gerichtet war und der sie von einem Soldaten nimmermehr erwartet hätte. Hoch aufgeregt, das hohlwangige Gesicht auf die linke Hand gestützt, saß er, einem verstörten Fieberkranken nicht unähnlich da, und stierte mit flammenden Augen vor sich hin, auf einer Seite von dem zweideutigen Stillschweigen der Beamten umgeben, auf der anderen von einem offenen Gegner belagert. Die Stelle war nicht behaglich, aber es schien nicht, daß ihn Reue und Mißvergnügen, zu leidenschaftlich vorgegangen zu sein, im Stillen quälte; er machte vielmehr den Eindruck eines Menschen, der seinen Zorn verbeißt und auf bessere Gelegenheit zur Rache brütet, oder in seinem Trotze schwelgt und nur einen neuen Angriff ablauert.

Der Rittmeister war nicht gesonnen, sich mit ihm in Streit einzulassen. Die Episode, die seine Gedanken von ihrer ursprünglichen Bahn abgezogen, war bald wie ein Schattenspiel an der Wand verschwunden, kaum, daß sie einige stille Bemerkungen über das Vorgefallene veranlaßt hatte. Welche Wichtigkeit und welche Consequenzen konnten die Ansichten eines überspannten Priesters haben, gegen welche einer seiner eigenen Standesgenossen auf der Stelle so energisch protestirt hatte? Und dennoch täuschte sich Haldenried in diesem besonderen Falle, wie die ganze gebildete Welt im Allgemeinen über die religiöse Frage, welche aus dem geschlossenen Krater der Revolution gestiegen war und dem Zeitalter der Humanität und der ganzen Wissenschaft Krieg auf Leben und Tod erklärt hatte. Auch da täuschte sich das große Publicum und glaubte den heraufbeschworenen Geist des Mittelalters mit spöttischem Lächeln und verächtlichem Naserümpfen bannen zu können. Man war ja bis zum Jahre Achtundvierzig gewohnt gewesen, die Geistlichkeit gegen die Forderungen der Zeit nachgiebig zu finden und sie in den Reihen der liberalen Opposition in den Kammern aller Länder zu sehen! Trotz der bedenklichsten Symptome, welche sich nun in allen möglichen Formen kundgaben, fühlte man sich nicht berechtigt, den früheren Liberalismus für ein bloßes Scheinmanöver zu halten, welchem bei der Gunst der gegenwärtigen Verhältnisse so plötzlich eine so ganz veränderte Frontstellung folgte, sondern fuhr fort, die theologischen Excentricitäten auf Rechnung

einzelner Individuen und extremer Parteien zu schreiben. Gewiß lag dieser allgemeinen Anschauung viel edles Vertrauen, sicherlich aber wenig Tiefblick zu Grunde. Auf diese Weise mußte die Ueberraschung um so größer sein, von welcher alle Confessionen ohne Unterschied befallen wurden, als die berüchtigten Staatsverträge mit Rom, wie über Nacht aus dem Boden gestampft, in allen Ländern auftauchten, um, dem ganzen Gange der politischen Entwicklung entgegen, einen Staat neben und über dem Staate zu bilden. Der Euphemismus, mit welchem sich diese Staatsverträge Concordate nannten, vermochte Niemand mehr zu blenden, man sah die Hierarchie wie mit einem Ruck aufleben und ein Stück vom Mittelalter repräsentiren, allerdings nach einer zeitgemäßen Einrichtung, welche ja schon der überspannte Caplan von Kraßnitz zugestanden hatte.

Haldenried schwebte eine ruhmvolle, thatenreiche Zukunft des Staates, dem er diente vor den Augen, statt dessen sollte sein Degen allen Ernstes der bleichen abgezehrten Gestalt im Priesterrocke, welche seiner ferneren Beachtung ungewürdigt, am Tische neben ihm finster brütete, zur Verfügung gestellt werden. Er würde gewiß denjenigen, welcher es ihm in diesem Augenblicke prophezeiht hätte, für verrückter gehalten haben, als den Caplan selber, welcher solche Ansprüche erhoben.

Nach der Entfernung des Dechanten herrschte im Zimmer eine lange schwüle Stille, welche durch einige kaum erwiederte Aeußerungen der Beamten nur momentan zu verscheuchen war, die Stimmung für gesellige Unterhaltung war an diesem Abend vernichtet. Aus diesem Zustande sollten die Anwesenden auf eine etwas schreckenvolle Weise befreit werden.

Plötzlich ließ sich ein Lärm, der immer lauter anschwoll, auf der Straße vernehmen. Die unverständlich durcheinander schreienden Stimmen verkündeten einen großen Zusammenlauf von Menschen, bis endlich von allen Seiten heraufdringende Feuerrufe über die eigentliche Ursache der Bewegung keinen Zweifel übrig ließen.

Alles drängte sich an die Fenster. Ein langer, grell rother und röthlich gelber Streifen stand am Saum des Westhimmels, gerade über einem waldigen Bergrücken, dessen schwarzer Schatten eine wirksam contrastirende Unterlage bildete.

Es brannte zwar nicht in Kraßnitz, aber in nächster Nähe, dem Anscheine nach in einem benachbarten Dorfe, das etwa eine halbe Stunde entfernt war.

Hülfebringende und Neugierige jagten in wilder Hast über die Johannisbrücke nach dem Schauplatze des Unglücks, Spritzen und Kutschen rasselten dazwischen und Gensd'armen arbeiteten sich hindurch.

Als sich der Rittmeister vom Fenster wieder wegwandte, waren alle Gäste verschwunden. Er war allein, auch im Officiersſaale hatte sich die Gesellschaft bedeutend gelichtet. Da — während des allgemeinen Tumultes, welcher noch immer zu wachsen schien, kamen rasche Schritte die Treppe herauf, ein Officier stürzte in's Zimmer — es war Werner.

„Kommst Du endlich!" rief ihm Haldenried erfreut entgegen. „Weißt Du, wo es brennt?"

„Hier —" erwiderte Werner, indem er auf seinen Kopf zeigte, ganz tonlos, „hier brennt es gewiß am stärksten!"

„Was gibt es denn wieder?" fragte der Rittmeister, der die Bedeutung der gehörten Worte noch nicht bemessen konnte. „Auch ich habe Dir eine Welt von Neuigkeiten mitzutheilen!"

„Nein," rief Werner mit aufgeregter Hast, „sage nichts! Ich kann nichts hören! Ich bin taub, blind für Alles, ausgenommen für das wahrhaft schmachvolle Mißgeschick, welches aus heiterem Himmel auf mich Unglücklichen herabgefallen ist —"

„Nun, nun, nun!" rief der Rittmeister, nicht nur von den Worten, sondern von dem ganzen verwirrten und verstörten Aussehen seines Freundes, den er erst jetzt näher betrachtet hatte, in Unruhe versetzt.

„Ich bin davon gejagt," sagte Werner mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung. „Ich bin als unwürdig erklärt, in der Armee fortzudienen! „Meine Stellung, meine Ehre — Hedwig ist mit einem Schlage dahin und ich kann jetzt keinen besseren Einfall haben, als mir eine Kugel durch den Schädel zu jagen! Da lies!" Er riß ein Papier aus der Brusttasche hervor und warf es dem Rittmeister auf den Tisch hin, welcher rasch danach griff und zu lesen anfing.

Es war ein Quittirungsrevers.

An allen Mienen verändert, hielt Haldenried das gelesene Schriftstück starr und stumm in den Händen und fand lange nicht das Wort, das seiner Bestürzung den stärksten Ausdruck verleihen solle.

„Was hat es gegeben? Was zwingt Dich zu diesem Schritte?" fragte er endlich.

„Eine Denunciation und ein Auftritt mit meinem Obersten!" erwiederte Werner.

„Mit Baron Reuter?"

„Mit demselben!"

„Ist er denn hier?"

„Höre nur, höre nur!" sprach Werner, indem er die Hand seines Freundes ergriff und sich neben ihn auf einen Stuhl warf. „Heute Morgens — in aller Frühe bringt mir mein Bursche die Nachricht, der Oberst sei hier — er besuche den Grafen Thiebaldsegg. Ich freue mich noch darüber und beeile mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich finde ihn noch im Gasthofe, eben im Begriff, in's Schloß überzusiedeln. „Schöne Sachen hört man von Ihnen!" schnaubt er mich in seiner barschen Weise an, und da ich ihn stumm und voll Verwunderung, was er wohl meinen könne, ansehe, fährt er fort: „Sie haben in Wien an einem öffentlichen Orte Verkehr mit Leuten gehabt, die für's Zuchthaus reif sind und vermuthlich noch in's Zuchthaus kommen. Ist das ein Umgang für einen Officier?" — „Herr Oberst", sage ich, ich bin in der That kurz vor meiner Abreise von Wien in einem Wirthshause mit ein paar Freunden aus früherer Zeit zusammengetroffen. Was auch ihre Ansichten seien mögen, es sind brave, unbescholtene Leute." — „So?" unterbricht mich der Oberst, „unbescholten? Ein entlaufener Pfaff, ein davongejagter

Professor, ein revolutionärer Scribler sind bei Ihnen unbescholtene Leute? Wenn Sie solche Freunde haben, so kann ich Ihnen nur den Rath geben, die Kameradschaft mit den Officieren aufzugeben!" — „Herr Oberst!" rufe ich, „der Denunciant, dem ich diesen Auftritt verdanke, wird doch, wenn er noch einen Funken Gewissen im Leibe hat, ausgesagt haben, daß ich mir meinen Freunden von ehemals gegenüber — ja ich halte diesen Ausdruck fest, meinen Freunden — meiner Ehre als Officier nichts vergeben, ja daß ich in einer kurzen Debatte sie zu belehren versuchte" — „Belehren!" fährt mir der Oberst in's Wort. „Am Ende wollen Sie auch noch mich belehren? Der Ehre nichts vergeben? — wer mit solchem Gesindel Umgang hat, vergiebt der nichts seiner Ehre? Aber so ist's! Ein Mensch, der Antecedentien hat, wie Sie, der ist nicht zu bessern! Er sollte versuchen, diese Antecedentien vergessen zu machen, indem er alle alten Verbindungen abschwört, aber nein! Einen Mohren wäscht man nicht weiß und ein Rother bleibt zeitlebens ein Rother! Ich sollte Ihnen eigentlich den Proceß machen — aber — ich will nicht Ihr Unglück! Das aber sage ich Ihnen: ich kann bei mir keinen Octoberhelden brauchen."

„So werde ich meine Quittirung einreichen" sagte ich kurz, kehrte um und ging fort. Ja, ich gebe allen Widerstand auf, er ist ja, wie Du weißt, bei uns ohnehin unmöglich! Was würde mir ein Proceß nützen? O mich ergriff ein Ekel — ein unaussprechlicher Ekel, und so schwer es mir fällt, meine Kameraden zu verlassen — meine Carrière beendet zu sehen — so furchtbar es ist, Hedwig zu lassen — mein Loos liege da, wie es eben liegt. Der Mohr kann gehen und sich hängen! Es ist schrecklich, aber eigentlich geschieht mir ganz Recht."

Er schlug sich wild auf die Stirne.

„Alles wegen Deiner politischen Antecedentien!" rief Haldenried. „Unglaublich, daß so etwas geschehen — daß solche Paschawillkür eine Zukunft zertrümmern kann! Und diese Denunciation! Ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, wenn ich den Geist der Inquisition, der da hervorguckt, nicht gesehen hätte! Ich kann und darf Dir keinen leeren Trost geben, keine eitlen Hoffnungen machen! Wirf Deine Charge hin, und selbst auf den Fall hin, daß man sich besinnen und sie Dir wieder anbieten würde, so wirf sie noch einmal hin! Vielleicht schon morgen wirst Du darüber ganz anders denken, denn es giebt auch einen Stolz des gekränkten Verdienstes, welcher sich auf die Stufe der Erniedrigung nicht herabdrücken läßt. Fasse Muth, den Kopf in die Höhe! Was Dir das Geschick auf dieser Seite nimmt, wird Dir auf der anderen Seite von den lieblichsten Händen entgegen getragen!"

„Wenn das der Fall wäre! Wenn es der Fall sein könnte!" rief Werner tief aufseufzend und hoffnungslos. „Es ist nicht daran zu denken! Hedwig ist für mich verloren! Das ist es ja, was den Schlag so unheilbar macht! Meiner Stellung wegen, die ich jetzt wie ein Ausgestoßener verliere, habe ich mich mit ihrem Vater zerworfen, diesem Ehrenmanne, welcher mir sein einziges Kind gegeben, wenn ich meine Charge freiwillig geopfert hätte! Kann ich mit einem Funken von Ehre im Leibe vor ihn hintreten und sagen: Herr, Sie wollten mir Ihre Tochter, so lange ich Soldat war, nicht geben. Dieses Hinderniß besteht nicht mehr, denn ich bin soeben davongejagt worden. Das kann, das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, so würde mir der Bergmüller die Thür weisen!

Bei den letzten Worten traten einige Officiere ein. Auch der würdige Sedlik erschien im Hintergrunde.

„Wißt Ihr," rief ihnen Haldenried entgegen, „daß unser Freund Werner seine Charge niederlegen muß?"

„Warum?" fragten Alle sehr betroffen.

„Wegen seiner Antecedentien!" gab Haldenried zur Antwort. „Während er in den Lagunen kämpfte, waren sie Niemand eingefallen! Seht, erst jetzt denkt man daran, die Armee von einem so braven und tapferen Offizier zu säubern."

„Auch ich habe Antecedentien!" rief ein Serbe. „Wer will behaupten, daß ich nicht ein ganzer Soldat bin?"

„Das ist zum Lachen!" bemerkte ein Ungar. „Bin auch nicht mit schwarzgelben Streifen am Leibe auf die Welt gekommen!"

„Aber, meine Herren —" ließ sich Sedlik mit warnender Vaterstimme vernehmen, um die aufgeregten Gemüther abzukühlen.

„Ein erbärmlicher Undank," fiel der Rittmeister ein, „aber mit Schimpfen und Beileidserklärungen wird nichts gut gemacht! Einen Protest sollten wir aufsetzen und mit unseren Unterschriften bedeckt in der ganzen Armee herumgehen lassen."

„Ich unterschreibe," sagte der Ungar.

„Aber Herr Haldenried," rief Sedlik, „lassen Sie sich um's Himmelswillen aus rein freundschaftlicher Parteinahme nicht zu einem so unnützen und geradezu gefährlichen Schritte hinreißen!"

„Herr Hauptmann Sedlik hat Recht!" rief Werner, sich unverhofft erhebend und vorspringend. „Er kennt den Geist, der die Regierung durchweht, besser als Ihr! Auch ich kenne ihn jetzt, leider zu spät, aber mir ist der Staar gründlich gestochen worden! Ein Teufel ist in dieser Uniform versteckt, welchen ich erst entdecke, da ich sie ausziehen muß! Dieser Teufel hat mir die Augen verblendet und die Eitelkeit an die Stelle meines politischen Gewissens gesetzt! Wer eine Vergangenheit hat wie ich, soll freilich nicht unter diesen Fahnen stehen, wenn er nicht als Ueberläufer gelten und die Schande eines solchen am Ende ernten will. Reue, tiefe Reue zerfrißt mir das Herz! Tretet den Ansichten des Obersten nicht zu nahe, sie sind ja allgemein vorhanden in dieser Welt! Werft diesem Regime höchstens vor, daß es sich meiner so spät erinnere und mich nicht nach meiner Gefangennehmung in Wien in einem Graben mit den Uebrigen erschossen habe! Der Tod war mir damals willkommen, und ich läge jetzt im ewigen Frieden, ohne die Qualen dieses Augenblicks zu kennen! O warum sind alle italienischen Kugeln an mir vorübergepfiffen, oder warum habe ich das Gewehr, das man mir aufgedrungen, nicht gegen mich selbst gerichtet! Ich bereue jeden Schuß, den ich abgefeuert habe, der Ruhm, mit geholfen zu haben, das letzte Bollwerk der Freiheit umzureißen, ist mir

zu einem Fluche geworden! Ein Geist der Vergeltung zieht nicht nur durch die Weltgeschichte, sondern auch durch das einzelne Leben, und wie er mich heute mit unerbittlichen Händen ergreift, so wird er auch eines Tages kommen und die Regierung von Oesterreich nach ihren Antecedentien fragen! Adieu, Adieu, Kameraden —" Plötzlich abbrechend und das Taschentuch an die von Thränen überquellenden Augen drückend, stürzte der Unglückliche zur Thür hinaus, während die Anwesenden ergriffen und erschüttert dastanden.

Selbst Haldenried, von dem Eindrucke wie gefesselt, dachte nicht gleich daran, dem in die Nacht hinausfliehenden Freunde zu folgen. Als er eine Weile später auf die Straße herabgekommen, war Werner längst verschwunden. Gedankenvoll blieb er stehen, ohne die ihn umwogende Menschenmenge zu sehen, wie wenn er allein wäre. Eine Betrachtung jagte die andere, aber der Stoff, den der ereignißreiche Tag geliefert, war nicht zu bewältigen. Bald war er im Geiste bei seinem Bruder auf dem Schlosse, bald eilten seine Gedanken dem Wagen nach, der Leonie davontrug, bald verweilte er bei Werner . . .

Als er gleichsam erwacht war und nach Hause ging, war der Flammenschein am Himmel längst verschwunden und die Spritzen sammt der Löschmannschaft waren wieder zurückgekehrt. Man hatte weder in dem Dorfe, noch in der Umgebung ein Feuer entdeckt. Da sich gleichzeitig der Glutstreifen am Firmament verloren hatte, gab die Erscheinung Veranlassung zu den wunderlichsten Auslegungen, wie sie der Phantasie des Volkes eigen sind. Dem Einen verkündigte das Phänomen Krieg, dem Anderen den Ausbruch der Cholera, Andern war es nichts als ein Luftbild, aber alle waren gespannt, an einem der nächstfolgenden Tage etwas Genaueres darüber zu hören oder in einer Zeitung zu lesen.

---

## Siebzehntes Capitel.

### Schließt mit Wundern und Zeichen.

Ziemlich weit draußen vor Kraßnitz steht auf einem weiten Felde eine altersgraue, architektonisch interessante Kirche, welche jedoch längst nicht mehr zum Gottesdienste benutzt wird und ihrem Verfall entgegen geht. Ihr Thurm mit den ausgebrochenen Spitzbogenfenstern, allabendlich von einem Volk von Krähen umschwärmt, die uralten, mächtigen Lindenbäume ringsum und der Friedhof mit den eingesunkenen Gräbern geben ein melancholisches Bild und dieses präsentirt sich am Besten, wenn man die Fahrstraße ein Stück Weges verfolgt und die schwarze, schmale, aus einem einzigen Bogen bestehende, steil hinan und hinablaufende Johannisbrücke betritt, die mit der Kirche beinahe von gleichem Alter sein mag. Unter ihr schießt die Kraßnitz, ein kleines, aber recht wildes Flüßchen reißend schnell vorbei, die ausgefransten Ufer bilden tiefe Buchten, wo Weiden in's Wasser herabtauchen, [illegible] scheint in einem ewigen Kampf gegen den Drang der Wellen begriffen. Weiterhin dehnt sich eine morastige Gegend, wo hohes Ried wuchert und einzelne Erlen stehen.

Auf der Brücke ragt aus Stein gemetzt, die lebensgroße Statue des Heiligen, dessen Namen sie trägt, und trotzdem man in neuerer Zeit ihr den heiligen Wenzel in Erzguß gegenübergestellt hat, fällt es Niemand ein, mit der einem gekrönten Haupte schuldigen Rücksicht die Brücke umzutaufen. Wie groß auch die Verehrung sein mag, deren sich der heilige Wenzel erfreut, der Blick, der mit dem Tragkorb vorübergehenden Bäuerin fällt sicherlich zuerst auf das geschwärzte Bild des heiligen Johannes und der alte Bauer grüßt es mit submisserer Bewegung. Selten ist's, außer in Winterzeiten, daß dem Scheitel des Heiligen ein Kranz von Blumen fehlt.

Der Reisende, der von dem benachbarten Grenzorte herüberkommt, erblickt hier zum ersten Male die beiden Heiligen, die das Volk der Böhmen mit seiner Liebe bevorzugt. Er mag sie sich genauer ansehen, da sie ihm später auf allen Wegen begegnen werden. Die fromme Welt in dem alten Hussitenlande verehrt zwar noch zur Stunde eine ganze Anzahl von Heiligen, aber keiner derselben kann sich rühmen, die immense Popularität der beiden obengenannten Schutzpatrone erreicht und bis in unsere Tage behauptet zu haben. Während es alle Uebrigen nur zu einer örtlich begrenzten Kirchenfeier und einer achttägigen Andachtsoctave hinaufgebracht haben, werden die Namenstage der beiden Letztgenannten wie Land- und Nationalfeste gefeiert, welche Schaaren von Pilgern nach dem alten „goldenen" Prag locken.

Daß die beiden Heroen des böhmischen Kirchenkalenders keinen Rivalen neben sich dulden, steht fest, aber eben so wenig kann in Abrede gestellt werden, daß der Grundton und das Maß ihrer Verehrung nicht brüderlich gleich getheilt ist.

Der heilige Wenzel repräsentirt das Uralt-Ehrwürdige, das mythisch Geschichtliche, das Nationale, welches mehr den Mann und den Patrioten anspricht, während der heilige Johannes durch die doch eigentlich nur pflichtschuldige Wahrung des Beichtgeheimnisses der Liebling und das rechte Schooßkind aller religiösen Herzen, besonders des Frauengeschlechts, geworden ist. Dieser Unterschied ist auch in den traditionellen Abbildungen der Beiden deutlich ausgesprochen. Der altböhmische Herzog erscheint nie anders als im Helm und eisener Rüstung mit der Landesfahne in der Hand und zeigt sich nicht selten auch zu Pferde; der ehemalige Beichtvater der böhmischen Königin dagegen steht in seinem einfachen Priesterkleide da, das Haupt von den fünf Sternen umgeben, welche auf seine in den Moldaufluthen schwimmende Leiche vom Himmel herabgefallen und herzt mit seitwärts gesenktem Kopfe und dem Ausdrucke eines zärtlichen Gemüthes das Kruzifix in den Armen . . . . . .

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der starre, uralte, naturwüchsige Böhmenfürst von seinem weit jüngeren Landsmanne, der sich in der langjährigen Stellung eines Hofcaplans eine

größere Geschmeidigkeit erworben haben mag, seit langer Zeit überflügelt worden ist. Obwohl sein Cultus durch die czechische Bewegung seit Achtundvierzig einen neuen Schwung erhielt, gewann er doch nur vorübergehend dabei und mußte schon in den nächstfolgenden Jahren seine Einmischung in die Politik büßen, indem man höheren Orts seine Namensfeste, die füglich nicht übersprungen werden konnten, mit auffallender Lauigkeit feierte, während Johannes von Nepomuk, der Liebling der gutgesinnten Concordatsmänner, für seine standhafte Anhänglichkeit an die klerikale Partei die festlichen Illuminationen und die brillantesten Feuerwerke erntete.

Erst in neuester Zeit wieder gewinnt der fromme Fürst den Vorsprung, seitdem seine Krone das Schiboleth einer Partei geworden: aber es bleibt dennoch sehr fraglich, ob er es zu je dem Grade der Sympathie bringt, deren sich der verschwiegene Hüter zarter Geheimnisse, der heilige Johannes, erfreut.

Als beim ersten Grauen des Tages, welcher jener Nacht folgte, in welcher die Kraßnitzer von dem räthselhaften Widerschein eines Feuers am Himmel in so große Unruhe versetzt worden waren, die ersten Menschen auf ihrem Wege zur gewohnten Tagesarbeit auf die Johannisbrücke kamen, bot sich ihnen ein Anblick, der ihre Gemüther wahrhaft entsetzte. Der Gegenstand ihrer lebendigsten Verehrung, der heilige Johannes, war das Opfer eines blasphemischen Hohnes geworden! Er hatte nämlich einen alten, brüchigen Cylinderhut, bis tief in die Augen gedrückt, auf dem Haupte, trug eine altmodische, sehr hohe Kravatte von schwarzem Lasting am Halse und hielt ein viel gebrauchtes kleines ungarisches Pfeifchen zwischen den Fingern seiner linken Hand .....

Die Entdeckung einer solchen Büberei verbreitete sich wie ein Lauffeuer und bald waren so viel Zuschauer zusammengeströmt, daß nicht Alle auf der Brücke Platz hatten. Vermuthung auf Vermuthung wurde aufgestellt, auf der That verdächtige Personen gerathen, gestritten, dazwischen auf den unbekannten Frevler geflucht, doch auch bei Seite gewitzelt und gekichert. Der Heilige hatte ja auch die frappanteste Aehnlichkeit mit einer Vogelscheuche und die Entrüstung über die abscheuliche Handlnng, welche sich Aller bemächtigte, mußte erst über ein unwillkürliches Lachen hinwegsetzen und konnte nur bei den ältesten Bauernweibern in ungetrübter Reinheit zum sofortigen Ausbruch kommen. Ab und zu strömte die Menge der Neugierigen, ohne daß Jemand den Heiligen von der Vermummung zu befreien dachte oder wagte, weil die begangene That bei ihrem kirchenschänderischen Charakter gewissermaßen der rächenden Obrigkeit geweiht und verfallen war. Zufälliger und sonderbarer Weise hatte sich keiner der vielen geschäftigen Diener des Bezirkshauptmanns eingefunden; erst nach dem Aveläuten, als die erste Frühmesse stattfinden sollte, wurde der Caplan Pater Michaels, der eben in die Sacristei getreten war, von seinen Leuten über den entsetzlichen Vorfall unterrichtet.

Der Caplan, der schon die Alba ergriffen, um in sie hineinzuschlüpfen, stand wie versteinert da und ließ das Kleid aus der Hand fallen, erholte sich aber schnell und eilte ohne Rücksicht auf die vorgeschriebene Meßzeit auf den Schauplatz des Attentats. Mit ehrfurchtsvollem Schweigen theilte sich dort die Menge, um Seine Hochwürden vorzulassen, indem sie sich selbst vergaß und den Eindruck der Frevelthat auf den geistlichen Herrn kennen lernen wollte. Der Caplan schlug bei dem Anblick die Hände über dem Kopfe zusammen, während sein bleiches Gesicht ein heiliger Zorn röthete und rief zu den Versammelten:

„Da seht Ihr, geliebte Brüder und Schwestern, und seid Zeugen, daß es noch in unseren Zeiten wiedererstandene Hussiten gibt und daß, wie ich immer predige, der Kreuzzug gegen sie je eher je lieber angehen muß, wenn wir es nicht erleben sollen, daß sie in ihrem teuflischen Trotze immer weiter schreiten, uns sogar die Meßgewänder und Kelche aus den Sacristeien stehlen und die Tempel des Herrn über unsern Häuptern anzünden! Wessen ruchlose Hand das gethan, das, Geliebte, wird mit Hülfe Gottes zu Tage kommen, sollte es aber verborgen bleiben, so seid gewiß, daß der Frevler irgend ein elendes Ende nimmt! Johannes von Nepomuk, der Heilige, der Wunderthäter, er, dessen heilige Zunge im Prager Dome aufbewahrt, in ewiger Lebensfrische prangt, hat fürwahr die Macht, einen Schandbuben zu verfolgen und die Hände, die sich an seinem Bilde vergriffen, mit Lähmung zu schlagen! Ich sehe Euch, geliebte Anwesende, den gerechten Zorn an, doch um der Gerechtigkeit selbst willen, hütet Euch, Euren Verdacht und Argwohn vorschnell auf schlechte Menschen in unserm Kirchspiel, in welchem der Schuldige leider aller Wahrscheinlichkeit nach zu Hause ist, zu werfen! Beargwohnt nicht gleich Jene, von welchen es bekannt ist, daß sie die Kirche nicht besuchen, oder der Beichte aus Verstocktheit ausweichen und überhaupt schwache, laue, wie man sagt, aufgeklärte Religionsbegriffe haben! Noch inständiger aber bitte ich Euch, Geliebte, in Bezug auf eine andere Menschenclasse in Eurer Meinung vorsichtig zu sein! Gerade in dieser schlimmen Zeit wird von den Feinden der Religion der katholischen Kirche der Vorwurf der Unduldsamkeit und Verfolgungsluft gemacht. Ich bitte Euch daher, um unseres Namens, als Katholiken und um der Toleranz selbst willen, nicht aus übereiltem Eifer die wenigen Protestanten- und Judenfamilien, die in unserer Mitte wohnen, durch irgend eine Anschuldigung zu kränken oder denselben, auf eine ungeprüfte Muthmaßung hin, gar ein Leides anzuthun! Bedenkt, daß Gott selber nach Gutbefinden jedesmal Denjenigen bezeichnet, den er der irdischen Strafe überliefern will!"

Diese glaubenseifrige Rede, aus welcher doch ein so edler Geist der Versöhnung und Nächstenliebe hervorglühte, that auf die Versammelten ihre Wirkung. Hatte sich bisher die Entrüstung des Volks unklar auf einer allgemeinen Bahn bewegt, so war sie jetzt auf eine gewisse Spur geführt und das große Reich der Vermuthungen in einen festen, engeren Kreis zusammengeschlossen worden.

Jetzt sollte aber auch das Aergerniß, das der Frevel Aller Augen geboten, endlich aufhören. Auf den Befehl Seiner Hochwürden sprangen zwei Bauerburschen auf die Brüstung hinauf und nahmen den entstellenden Trödel von der Statue herab. Damit war aber dem wilden Eifer des Caplans noch nicht genug gethan. Mit Hast hob er die zu seinen Füßen liegenden Gegenstände, einen nach dem andern, vom Boden auf und schleuderte sie mit zorniger Aufregung und so wilden Handbewegungen, als ob ihm die Dinge zwischen den Fingern brannten, über die Brüstung der Brücke in's Wasser.

Es war die Handlungsweise eines heißblütigen Schwärmers, jedenfalls aber eine unpraktische That, deren sich Herr von Rack zum Beispiel nie schuldig gemacht hätte. Statt sie wegzuschleudern, galt es die Dinge, die ja Corpora delicti, aufzubewahren, um durch die Feststellung ihres Besitzers auf die Entdeckung des Thäters zurückzukommen. . . .

Diese Bemerkung machte auch ein alter Bauer, der mit seinem hundebespannten Milchwagen auf der Brücke selbst hielt; der junge fanatische Priester war aber ebenso taub, wie blind.

Die Menge hatte indessen den Act seines frommen Jähzorns mit tumultuarischem Beifall aufgenommen und sich dicht an die Brüstung der Brücke gedrängt, wie um zu sehen, ob nicht diesmal das unten fließende Wasser mit den herabgeworfenen Gegenständen etwas ganz Besonderes vornehmen werde. Diese Erwartung war leider vergeblich. Der Hut, die Pfeife und sogar die Cravate behaupteten den Wellen gegenüber, ihre specifische Leichtigkeit und trieben rasch und lustig hinunter, aber die Augen des nachstarrenden Volkes sollten auf eine andere Weise entschädigt und alle Erwartungen übertroffen werden. . . . Es war ein überraschendes Schauspiel, welches, zuerst von einem Einzelnen gesehen, bald der allgemeine Zielpunkt einer grauenerweckenden Aufmerksamkeit wurde. . . .

Eine Strecke von ungefähr zwanzig Schritt unterhalb der Brücke entfernt, ganz nahe dem Ufer, schaute etwas Schwarzes, von den dort weit herabhängenden Weidenruthen halb bedeckt, über den Wasserspiegel vor, was bei einiger Beachtung als die Leiche eines Ertrunkenen nicht zu verkennen war, welcher sich dort im letzten Augenblicke hatte emporarbeiten wollen, oder schon todt von dem unter dem Brückenbogen hervorschießenden Schwalle auf die seichtere Stelle seitwärts gespült worden war.

Mit einem Schlage zerstieb die Gruppe auf der Brücke, man schrie, man stieß sich, man schob sich, in wenig Secunden war Alles auf dem Schauplatz des neuen Ereignisses.

Die Leiche wurde an's Ufer herausgezogen und auf die Wiese hingelegt. Es war die Leiche eines ganz jungen Mannes in der Mitte der Zwanziger, welchen keiner der Neugierigen kannte, eines Fremden. Er trug den Sommeranzug eines Städters, welcher trotz der Nässe und der Kothflecken eine gewisse Anständigkeit verrieth. Er hatte dunkles Haar und ein Schnurrbärtchen und seine Züge waren angenehm zu nennen. Sein Gesicht war gar nicht entstellt, wie überhaupt sein ganzes Aussehen zeigte, daß er erst eine Nacht, vielleicht nur wenige Stunden im Wasser gelegen sein könne.

Dieser letzte Umstand war wichtig. Stand dieser Fund mit dem nächtlich verübten Frevel in Verbindung, und in welcher? Wie konnte einer That, die dem reinsten Muthwillen entsprungen war, ein so gewaltsamer Tod unmittelbar folgen? War der Todte unvorsichtiger Weise, als er mit seinem Bubenstück eben fertig geworden, von der Brüstung der Brücke hinabgeglitten? Oder hatte er, als er durch Zufall des Weges daher kam, den Thäter oder die Thäter gestört, und war er von ihnen hinabgestürzt worden?

Das waren Fragen vom höchsten Interesse, Annahmen, von denen jede Etwas für sich hatte, über welche aber nur der Ausweis, wer der Verunglückte sei, und die daran geknüpfte Untersuchung ein zuverlässiges Licht verbreiten konnte. Möglich, daß die Auffindung der Leiche ein ganz getrennter Fall war, immerhin mußte unter den besonderen Umständen ein mysteriöser Zusammenhang angenommen werden.

Solchergestalt hatte die an der Statue begangene Profanation eine unheimliche Vertiefung erhalten, in deren grauenhaftem Dunkel sie selbst ein düsteres Aussehen annahm. Das Volk, von augenblicklicher Eingebung und dem Hange zum Abergläubischen blind beherrscht, besann sich nicht lange, um sich eine Meinung zu bilden. Es sah ein an dem Fremden vollzogenes Strafgericht, und es war ganz nach seinem Geschmacke, zu glauben, daß der heilige Johannes den Frevler, den er ja auf frischer That ergriffen, ohne viel Federlesens gelyncht habe.

Die kleinliche und thörichte Vorstellung, daß ein Heiliger in so menschlich wilden Zorn gerathen, gleich so brutal strafe, fand zahlreiche und glühende Anhänger, besonders Anhängerinnen, und der Anblick dieses Häufleins war die einzige Labung, welche das betrübte Herz des Caplans ein bischen erfrischte. Mit dem Fortgange der Sache zufrieden, entfernte er sich, um die Messe zu lesen, welche ein so unerhörter Vorfall verspätet hatte.

Als man den ertrunkenen Fremdling in einer Tragbahre in das Leichenhaus fortgeschafft hatte, blieb fortwährend, bis gegen Abend, eine beträchtliche Menschenmenge auf der Johannisbrücke stehen, obwohl es, da auch die Statue in den vorigen Stand gesetzt war, Nichts mehr zu sehen gab. Es ist aber, wie man sich täglich überzeugt, als ob die Geister des Unglücks auf solchen Stätten noch lange zurückblieben und die Menschen hinlockten.

Die Kunde von der Begebenheit war natürlich auch sehr früh in's Schloß hinaufgedrungen, nur Cornelia und Frau Hassenfeld, welche ein gemeinsames Schlafzimmer hatten, waren bis neun Uhr in Unkenntniß des Geschehenen geblieben, da keine von Beiden bis dahin die Thürschwelle überschritten hatte.

Als endlich Frau Hassenfeld hinausgegangen und in die Mitte des Corridors gekommen war, hörte sie vom Weiten das Knarren der aufgehenden Thür, die über die Steintreppe in's alte Schloß führte, mit dem Geräusch von Menschentritten vermischt. In besorgnißvoller Spannung trat sie schnell bei Seite, da

die Leute herabkamen, um unbeobachtet zu beobachten, was es gegeben habe.

Herrn von Rack's lange und dürre Gestalt trat ihr zuerst vor die Augen. Ihm folgten drei Herren, von denen sie Einen, trotz seiner Civilkleidung, als einen Gensd'armen, dem sie oft begegnet war, auf das Bestimmteste erkannte.

Ohne sich aufzuhalten und lautlos ging die unheimliche Gesellschaft die Treppe hinab und Frau Hassenfeld sah sie vom Fenster aus bald darauf in der nach Kraßnitz führenden Allee verschwinden. Es war kein Zweifel, daß der Besuch dem Flüchtling gegolten habe.

„Hat ihn ein Schutzgeist abermals gerettet, oder ist er, bevor ich kam, in aller Stille abgeführt worden?" war die martervolle Frage, welche sie an sich stellte, während sie zu Cornelia zurückflog, um ihr mitzutheilen, was sie gesehen.

Wenige Minuten darauf jagten beide Damen in's alte Schloß hinauf. Ihr Schrecken war groß, als sie Bruno beim Eintreten nicht erblickten, wich aber vor der Verwunderung zurück, als sie sein Bett in demselben Zustande entdeckten, wie es ihm Koß am gestrigen Abend hergerichtet hatte. Eben so unberührt stand sein Nachtessen auf dem Tische und das Waschwasser auf der Commode da. Als sie nach eifrigem Nachsuchen auch alle Schubladen, die er zu gebrauchen gewohnt war, ausgeleert gefunden hatten, war es höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß er sich schon gestern, entweder am späten Abend oder bei vorgerückter Nacht und offenbar freiwillig entfernt haben mußte. Diese Annahme gab aber noch immer sehr wenig Beruhigung.

„Wie kann er fortgegangen sein," sagte Cornelia untröstlich, „da alle Thüren zugeschlossen waren?"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „das wäre das geringste Hinderniß! Haben nicht Menschen, die frei sein wollen, Ketten an den Füßen gebrochen? Sind sie nicht über Festungsmauern gesetzt und haben sie nicht Ausgänge gefunden, welche noch Niemand gesehen?"

„Sich aber so fort zu stehlen!" rief Cornelia im Tone des Vorwurfs. „Kein Wort zu sagen! Nicht eine Zeile wenigstens dazulassen!"

„Sie haben nicht Unrecht!" erwiderte Frau Hassenfeld. „Das Letzte ist seltsam! Doch wer weiß! Vielleicht ist ein Brief dagelegen und von diesem vermaledeiten Schnüffler, diesem Rack, uns so eben vor der Nase weggenommen worden!"

„Ja, gewiß, so ist's!" rief Cornelia lebhaft zustimmend. „O, was gäbe ich für die Beruhigung, daß er glücklich fortgekommen ist und keinem Unfalle auf der Weiterreise entgegengeht!" Sie war ganz unglücklich.

Frau Hassenfeld, Zeugin eines Interesses, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme zu überschreiten schien, warf unwillkürlich einen prüfenden Blick auf das mit gesenktem Köpfchen dasitzende Mädchen, hatte aber doch keine Ahnung, daß dieses Interesse das tiefste war.

Nachdem sie das ganze Schloß durchwandert und alle Oeffnungen gemustert, welche in Augenblicken der höchsten Noth als Ausgänge dienen konnten, riefen sie, ohne die Möglichkeit der Entweichung begriffen zu haben, den alten Koß herbei, um von ihm Aufschlüsse zu verlangen, da er den Entschwundenen noch gestern gesehen und gesprochen haben mußte.

Koß war von den Mittheilungen, die ihm gemacht wurden, ganz überrascht und konnte nicht das geringste zur Aufklärung Beitragende vorbringen. Als er das Nachtessen in der Dämmerungsstunde auf des Flüchtlings Stube hinaufgebracht, stand dieser abgewandt am Fenster. Während der Alte die übrigen Verrichtungen besorgte, wurde kein Wort gewechselt, ja Bruno hatte sich nicht einmal umgewendet. Ein ähnliches Schweigen war schon oft vorgekommen, wenn es, wie diesmal, keine Veranlassung zu einer nothwendigen Mittheilung auf irgend einer Seite gegeben hatte.

Koß, welcher eigentlich noch dieselben Ansichten über den Flüchtling hatte, wie am ersten Tage, da er von den dazwischen liegenden Resultaten ununterrichtet geblieben war, hielt denselben noch immer für eine Sorte von Vagabunden, dessen Anwesenheit eine ewige Quelle von Verlegenheiten gewesen war, und hatte die ganze Zeit über nichts sehnlicher gewünscht, als daß der ungebetene Gast wieder spurlos verschwinden möchte. Er mußte natürlich glauben, daß dieser Wunsch, der heute in Erfüllung gegangen, auch von seinen zwei Mitschuldigen gehegt worden sei, und deutete die Bestürzung auf dem Gesicht der jungen Gräfin als den Ausdruck der Sorge, welche von der peinlichen Ungewißheit über den endlichen Ausgang unzertrennlich.

Während alle Drei noch da standen und sich besprachen, waren mehrere männliche und weibliche Mitglieder der Schloßdienerschaft im lebhaften Gespräch über die Begebenheiten auf der Johannisbrücke herbeigekommen, und eine der Kammerzofen begann sogleich den beiden noch Nichts ahnenden Damen das Tagesereigniß mit aller Ausführlichkeit zu erzählen. Bei der Erwähnung des ertrunkenen unbekannten jungen Mannes erhielt Cornelia einen Stich in's Herz, und sogar ihre mannhaft entschlossene Gesellschafterin kam etwas aus der Fassung. Als aber die Beschreibung des Ertrunkenen, den einer der Diener mit eigenen Augen gesehen, gefolgt war, konnte sich Cornelia kaum mehr auf den Füßen halten und mußte von Frau Hassenfeld weggeführt werden. Auf ihrem Zimmer angelangt, brach sie in Thränen und Klagen aus, ohne ein Trostwort anhören zu wollen, wie wenn sie die authentische Nachricht von Bruno's Tode erhalten hätte. Da sich Frau Hassenfeld kein Gehör zu verschaffen vermocht hatte, entschloß sie sich plötzlich, den Rittmeister aufzusuchen, um dem Zustande der Ungewißheit, von der sie selbst verzehrt war, mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Als sie beim Rittmeister eingetreten war, fand sie ihn auf dem Sopha, wie einen plötzlich von Unwohlsein Befallenen liegen. Von seinem bleichen, verstörten Aussehen auf's Aeußerste erschreckt, rief sie ihm, die Thürklinke in der erstarrenden Hand, schon von Weitem entgegen:

„Mein Gott, Sie haben ihn gesehen!"

„Es ist schrecklich!" erwiderte der Rittmeister mit

matter, dumpfer Stimme, indem eine langsame Kopfbewegung eine ernste, düstere Bejahung ausdrückte.

Die Hände zusammenschlagend, setzte sich Frau Hassenfeld sprachlos auf einen Stuhl.

„Haben Sie ihn auch gekannt?“ fragte der Rittmeister, der sich erhoben und ihr genähert hatte.

Die Frau sah ihn mit großen Blicken fragend an.

„Aber man muß,“ sprach der Rittmeister weiter, „alle Geschicke wie ein Türke hinnehmen! Was habe ich seit den letzten Kriegen unter meinen Augen verlieren müssen! Ich beabsichtigte eben in's Schloß zu gehen, als mir dieser schreckliche Zwischenfall in den Weg kam. Sie bringen mir gewiß etwas Neues von meinem Bruder! Haben Sie ihn gesprochen?“

„Welche Frage!“ rief Frau Hassenfeld aufspringend, wie wenn sie einen Irren reden hörte.

„Was sehen Sie mich so seltsam an?“ fragte der Rittmeister verwundert.

„Ihr Bruder,“ sprach Frau Hassenfeld, „hat das Schloß allem Anschein nach schon gestern Abend ganz heimlich und verstohlen verlassen —“

„Verlassen!“ rief der Rittmeister mit höchstem Erstaunen. „Was hat ihn fortgetrieben? Ich habe einen Rettungsplan ausgesonnen! Wenn wir demnächst hören sollten, daß man ihn ergriffen! Großer Himmel! Laß es an dem heutigen Schlage genug sein!“

„Wir haben uns früher offenbar mißverstanden!“ rief Frau Hassenfeld. „Ueber wessen Unglück haben wir denn gleich nach meinem Eintreten gesprochen?“

„Ueber wessen Unglück?“ rief der Rittmeister, die fatale Verwechselung rasch durchblickend. „Der Ertrunkene ist nicht mein Bruder, — mein theuerster Freund — Julius Werner — mein beinahe einziger Freund!“

„Ihr Freund!“ rief Frau Hassenfeld, von der Antwort erleichtert, nur mechanisch und fügte höflichkeits halber hinzu: „Wie ist der Unglückliche umgekommen?“

„Räthsel über Räthsel,“ erwiderte der Rittmeister aufseufzend und mit den Achseln zuckend. „Bis jetzt läßt sich nur vermuthen, nur rathen, nur klagen.“

Mit dem Hauptresultate zufrieden, hatte sich Frau Hassenfeld bald darauf entfernt.

Es war wirklich so, wie der Rittmeister gesagt hatte. Julius Werner war todt. Da sein Körper keine Spuren von Gewalt, nicht einmal die geringste Hautaufschürfung zeigte, auch sich in seiner Rocktasche eine nicht unbedeutende Geldsumme vorfand, war mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er in seiner Verzweiflung den Tod im Wasser gesucht und gefunden. Seit er am gestrigen Abend aus dem Kreise seiner Kriegsgefährten hinausgestürzt war, hatte ihn Niemand erblickt, seine Bekannten alle sahen ihn erst im Leichenhause wieder. Die Officiere, der Rittmeister inbegriffen, welche seine letzten Worte gehört und von der wildesten Selbstanklage erschüttert worden, waren Zeugen, daß der Unglückliche in einem Zustande fortgegangen, welcher vor dem Aeußersten nicht erschrickt. Sonderbar war es, daß Werner noch vor seinem letzten Gange die Uniform, die ihm freilich nicht mehr gehörte, ausgezogen und mit bürgerlichen Kleidern vertauscht hatte. Im Gasthofe „zur Kugel,“ wo er wohnte und die Umwechselung der Kleider stattgefunden haben mußte, war er von Niemand, weder beim Ein- noch beim Ausgehen gesehen worden.

Da er in Kraßnitz nicht allgemein bekannt war, fuhr die öffentliche Meinung noch immer fort, ihn für den Schänder der Statue zu halten, allein die wenigen Kreise, welche ihn kannten, verwarfen die absurde Annahme mit Unwillen und dachten bei der Nachricht von seinem Tode mit doppeltem Bedauern an Hedwig, deren Liebe ein so grausames Schicksal getroffen.

Und die Bergmüllerstochter wußte noch Nichts, Dank der ängstlichen Vorsorge ihres Vaters, der alle Anstalten getroffen hatte, daß die gräßliche Neuigkeit wenigstens so spät als möglich zu ihren Ohren gelange, während er selber wie ein Sinnloser in der Stube auf und ab lief. Da er ihre unermeßliche Anhänglichkeit an Werner kannte, so mußte er mit Recht das Aeußerste fürchten, und da er nur annehmen konnte, daß der Unglückliche in Folge des letzten Zerwürfnisses aus hoffnungsloser Liebe die That gethan, fiel er mit den größten Vorwürfen über sich selbst her und griff sich verzweifelnd in's Haar. Obwohl er sich sagen mußte, daß er recht gehandelt und mit seinem Wohlwollen an Werner's verblendetem Soldatengeiste gescheitert, fühlte er sich doch in Nichts entlastet.

Werner hatte nämlich, als er gestern Abend in die Bergmühle gekommen war, um Abschied zu nehmen, nicht den Muth gehabt, seinen unfreiwilligen Austritt aus der Armee als Grund der Abreise anzuführen, sondern allerhand allgemeine Dienstverhältnisse zum Vorwand genommen.

Auf diese Weise war es gekommen, daß Hedwig um die Zeit, als der Name des Ertrunkenen in der Stadt von Mund zu Munde lief, in einer Bodenkammer beschäftigt ahnungslos da saß, und im Geiste ihrem mit dem Postwagen dahinfahrenden Geliebten von Station zu Station folgte.

Als sie nach verrichteter Arbeit plötzlich beim Vater in der unteren Stube erschien, fuhr dieser zusammen.

„Ich bin fertig,“ sagte sie, „und will einige kleine Einkäufe machen gehen.“

„Nein!“ schrie der Vater. „Zu Hause bleibst Du —“

„Was giebt es denn?“ rief Hedwig ganz erstaunt, da sie keine Veranlassung zu einer so polternden Weigerung entdecken konnte. „Was bist Du so aufgeregt?“

„Du weißt Nichts!“ rief der Bergmüller in der größten Verwirrung und Verlegenheit. „Ich habe schon längst gesagt, daß wir in Kraßnitz keinen Segen mehr haben! Seit der Mutter Tode ist mir der Ort schon verleidet! Da giebt es keine Ruhe mehr! Aber die Hetze muß ein Ende nehmen! Längst wollte ich die Mühle verkaufen, kam aber vor lauter Bedenken nicht dazu. Fort mit dem ganzen Rumpelzeug!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Hedwig.

„Was nützen die Fragen!“ fuhr der Bergmüller,

um jeden Ausweg noch immer verlegen, fort. „Kurz, wir können nicht da bleiben! Ja! Ja! Jetzt ist mir das Rechte eingefallen! Wir müssen fort und zwar ohne Verzug! Packe das Nothwendigste zusammen, ich lasse gleich anspannen! Mache, mache und raffe nur das Nothwendigste zusammen!“

„Bin ich denn plötzlich ein kleines Kind geworden,“ sagte Hedwig in größter Unruhe, „daß mir der Vater kein Vertrauen mehr schenkt?“

„Du wirst Alles hören!“ sprach der Bergmüller. „Was soll ich Dir sagen! Du kannst es selbst errathen! Ich muß fort — mir droht Etwas — Du weißt, wie mir die Behörden auf dem Nacken sitzen — ich fürchte Verhaftung —“

„Gotteswillen!“ rief Hedwig und flog zur Thür hinaus, vom Vater ängstlich gefolgt, um einzupacken und der Gefahr auf's schnellste zuvorzukommen.

Nicht lange darauf war er mit der Tochter in seinem Wagen davon gebraust, ohne ein Ziel bis zur Stunde zu kennen.

Auch Stropp, der zwar seines gefährlichen Rivalen los geworden, ohne jedoch seine Sache wesentlich gefördert zu haben, verließ am nämlichen Abend die Familie Scheppkes und begab sich nach Wien zurück. Er hatte aber die Hoffnung nicht sinken lassen und war gewiß, daß er, wenn Hedwig in einiger Zeit Werner vergessen habe, unfehlbar zu seinem heiß ersehnten Ziele gelangen werde.

Die Johannisbrücke, welche den ganzen Tag über so viele Neugierige angelockt hatte, war auch bei Anbruch der Nacht noch nicht leer geworden. Die Besuche waren im Gegentheil im Zunehmen, da um diese Zeit auch das Landvolk aus den nächsten Dorfschaften dahin zu wallfahrten begann. Man hatte nämlich im Laufe des Tages noch bemerkt, daß der heilige Johannes den Kopf von Kraßnitz weggewendet, seine Stellung, die er seit hundert Jahren inne gehalten, verändert habe. Diesem unglaublichen Mirakel fehlte es nicht an Augenzeugen. Somit sollte das in Erfüllung gehen, was Pater Michael gestern vor dem Dechanten behauptet: daß die Zeit der Wunder und Zeichen noch nicht vorüber sei.

Er hatte auch Recht, denn es macht sie der Glaube.

---

## Zweite Abtheilung.

# Aus der Emigration.

### Erstes Capitel.

**Führt den Leser in das Paris des Staatsstreichs.**

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem die Scenen, die wir in der ersten Abtheilung unserer Geschichte erzählt, sich zugetragen hatten.

Der Staatsstreich vom zweiten December war vollbracht und der als unbedeutend verschriene, schattenhafte Präsident der französischen Republik eine mächtige Gestalt geworden, welche mit einem in ganz Europa wiederhallenden Schlage im äußersten Vordergrund des politischen Welttheaters in hellster Beleuchtung stand. Im Lager seiner damaligen Freunde und Bewunderer in allen Ländern galt er als der reactionaire Hercules, welcher der riesigsten und bösartigsten unter den Schlangen der Revolution, der französischen, soeben den Kopf abgeschlagen und mit dieser Heldenthat allen Nachbarstaaten das Signal gegeben hatte, den Kampf gegen den Zeitgeist im Innern bis in alle Consequenzen mit gesichertem Rücken aufzunehmen und die alte Willkürherrschaft in nackter Form ohne das angenehm täuschende Beiwerk patriarchalischer Einkleidung für ewige Zeiten wieder aufzubauen. Aber aus demselben Grunde, aus welchem der Heros des Staatsstreichs gefeiert wurde, mußte er bei der Gegenpartei als der verhaßteste Mann gelten, insofern, als sich ja von seinem Siege der Tod aller politischen Hoffnungen auf lange hinaus datirte. Dem vom Volke Erwählten war der Abfall von seinem Ursprung am wenigsten zu verzeihen und von seiner Seite der Wetteifer mit andern Despoten am abscheulichsten und unerträglichsten. Dieser Haß, dem es ohnehin an Nahrung nicht mangelte, wurde von den ausländischen Freunden des Staatsstreichsmannes noch künstlich geschürt und Louis Napoleon als wahrhafter Blitzableiter verwendet, um die häusliche Unzufriedenheit der einzelnen Unterthanen theilweise auf das französische Oberhaupt abzuleiten. Die Kluft zwischen ihm und dem liberalen Element wurde zum Abgrund, an dessen Ausfüllung nicht zu denken war und es hatte den Anschein, als ob er selbst, aus Stumpfsinn oder Verachtung diesen Abgrund täglich mit eigener Hand erweitere und aushöhle. Alle seine Regierungsmaßregeln trugen in dieser und der nachfolgenden Zeit das Gepräge einer entsetzlichen Härte an sich, ohne daß er es jemals der Mühe werth gehalten hätte, deren Nothwendigkeit der Welt oder seinem eigenen Lande durch eine Darlegung näher zu rücken. Gleichsam unsichtbar, in einem eisernen Schweigen verharrend, schleuderte er seine Blitze herab; in seiner Regierungsweise war nichts Persönliches und Menschliches zu entdecken, sondern nur eine Herrschsucht, welche ihrem eigenen abstracten Begriffe Alles als Mittel unterordnete und sich selbst die blutigen Opfer darbrachte. Seine Handlungen schienen die Schöpfung einer allgewaltigen Autorität zum alleinigen Zwecke zu haben, welche die Corruption, den religiösen Fanatismus und eine zu prätorianischen Cohorten herab-

gesunkene Armee als Grundlage anerkannte und die geistigen Mächte des Fortschritts und der Bildung als feindlichen Gegensatz betrachtete. Der unfruchtbare aber gigantische Egoismus, welcher aus einer, um einen solchen Preis festgehaltenen Herrschaft hervorleuchtete, erfüllte endlich mit einem tödtlichen Froste alle Gemüther, so zwar, daß sich der anfangs glühende Haß langsam abkühlte und in eine dumpfe, herzerstarrende Antipathie überging.

Louis Napoleon war der Moloch der Monarchie. Welche Hintergedanken seine unheimlich verschlossene Seele erfüllt, und welche Umwälzungspläne im Stillen die Stunde der Ausführung abgelauert haben mochten, die damalige Anschauung der unter seinem Drucke mittelbar und unmittelbar berührten, seufzenden Völker war nicht ungerecht, nicht zu hart. Seinem Auftreten und Verhalten fehlte ja sogar die Entschuldigung, daß er ein eigentlich angeerbtes Recht vertheidige oder eine der schweren Zeitaufgaben erfülle, welche die Geschichte zuweilen auf die Schultern selbst wohlwollender Regenten legt, die sich dann plötzlich, gegen ihre Natur, zur Strenge genöthigt sehen. Er berief sich zwar auf Beides, aber mit geringem Erfolge, denn durch seine ganze Vergangenheit war nur ein maßloser Ehrgeiz, als der Bewegungsnerv aller seiner Unternehmungen documentirt.

Die Völker haben zu allen Zeiten die Concentrirung einer zu großen Macht in der Person des Herrschers mit Mißtrauen und Besorgniß angesehen. Hier, in diesem Falle blickten sie mit Verzweiflung empor, denn die an Willkür streifende monarchische Unbeschränktheit erinnerte an das Vorgehen eines kriegführenden Generals, welcher eine eroberte Provinz als rechtlos erklärt und diesen Ausnahmezustand verewigt.

Man hat sich zu allen Zeiten in ein strenges, Alles bevormundendes Regime gefunden und dem Machthaber die höchste Gewalt gegönnt, wenn derselbe deren Bedürfniß zu großen, ungewönlichen Thaten rechtfertigte. Louis Napoleon hatte jedoch keine dieser höheren Rücksichten, ihm den Despotismus zu verzeihen, angeregt, gerade im Gegentheil sein gespenstiges Schweigen zu verschiedenen Malen gebrochen, um die Erwartungen der Welt in dieser Hinsicht absichtlich zu enttäuschen. Friede, Entwicklung der materiellen Interessen waren seine Losungsworte, der Inhalt aller seiner Ansprachen, ein Programm, das im Ohre der Zuhörer mit seiner Ohnmacht und seinem Wunsche, die einmal errungene Gewalt zu genießen, eine synonyme Bedeutung hatte. Wer konnte sich etwas von ihm versprechen, da er selbst nichts versprach, von dem Manne, der kurz zuvor verhöhnt, als Unfähiger erklärt worden, durch blindes Volksvertrauen und auf den Schultern halbvermoderter Coterien emporgestiegen war, mit allen Despoten auf dem besten Fuße zu stehen strebte und von diesen nur als unvermeidliche Nothwendigkeit des Augenblicks geduldet und in allen officiellen Blättern gleichsam als oberster Polizei-Chef des aufrührerischen Frankreichs belobt und gerühmt wurde?

Mit den Augen der damaligen Epoche betrachtet, konnte er keine Berechtigung haben, lang besessene, als unantastbar geltende Rechte der Nation umzuwerfen und zu usurpiren, am wenigsten die Entschuldigung der Genialität. Wozu sammelte er so gewaltige Kräfte in seiner Hand an, wenn er nur den Handel und die Künste des Friedens beschützen wollte? Man wußte von ihm nur mit aller Bestimmtheit, daß er auf die Kaiserkrone lossteuere, deren Besitz bei der schon erlangten Macht nur ein Puppenspiel seiner souverainen Hoffart sein konnte.

Hier war es, wo ihn der Schatten seines Onkels, von welchem er so weit emporgetragen worden war, mit seiner ganzen, zermalmenden Erhabenheit drückte. Es galt als eine unanfechtbare Thatsache, daß der einzige Weg zur Krönung in der Notredamekirche über Arcole, Lodi und Marengo führe, nicht über Satory und die Barricaden; aber Napoleon, „der Kleine" hielt, unbekümmert um das Gemurre und das Pfeifen der verwunderten Zeitgenossen seinen Einzug in die altfranzösische Kathedrale und ließ sich die Krone aufsetzen. Was bei Napoleon I. die ursprüngliche That eines außerordentlichen Mannes gewesen, erschien hier wie eine mechanische Nachahmung, eine leere Formalität, die Niemand erschüttern konnte und deren Tragweite mit der Schöpfung eines neuen Hofes abgeschlossen war. Es schien sich nur um neue Titel, um Fragen der Etiquette, kurz um die Gleichstellung mit den benachbarten Souverainen zu handeln. Das einzige persönliche Verdienst, auf welches der neue Kaiser seinen Thron stützte, war die von ihm vindicirte Rettung der Gesellschaft — eine Phrase, überall mit Ironie aufgenommen, da er vielmehr seinen Ehrgeiz gesättigt und seine Anhänger, ja sich selbst, gerettet hatte.

Paris befand sich um die Zeit, zu welcher wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, noch immer in der größten politischen Aufregung, welche sich je nach der Parteifarbe verschieden kundgab. Die Reaction, in deren Schooße die Conservativen und Klerikalen thronten, ließ ihrem Uebermuth den Zügel schießen, entrollte ihr lang versteckt gehaltenes Panier und ließ es lustig in den Lüften flattern, während sie den Ueberwundenen ein provocirendes Vae victis! zurief. Die revolutionaire Partei dagegen hatte ihre Hoffnungen nur vertagt. Mit stummem Ingrimm betrachtete sie die Willkür ihrer Bedränger und lachte sich mit einem sich selbst in's Gesicht schlagenden Pessimismus bei dem Gedanken in's Fäustchen, daß der Präsident bei seinem immer weiteren Vorgehen in der Nachäffung seines Onkel sich endlich ganz lächerlich und ganz unmöglich machen werde. Sie betrachtete die Energie, welche die neue Regierung bei der Wiederherstellung und Aufrechthaltung einer eisernen Ordnung entfaltete, als einen rohen, gemeinen Bajonnettensieg, durch welchen das gewonnene Terrain nicht auf die Dauer werde occupirt werden können, ohne die Langmuth des Landes auf die gefährlichste Probe zu stellen. Man täuschte sich fürchterlich! Die Niederlage einer mächtigen Partei, wie die liberal-demokratische in diesem Lande, muß entscheidend und ungeheuer gewesen sein, wenn sich sagen läßt, daß ihr nur die Schadenfreude blieb, welche der Unterlegene bei dem wirklichen oder vermeinten Mißbrauch des Sieges empfand. In solchen Gemüthsstimmungen liebt man es, das Schwarze noch schwärzer zu malen und glaubt endlich die eigenen Hyperbeln. Man wünscht dem eigenen Lande, daß

der Druck, der auf ihm laſtet, ſich immer und bis in's Unerträgliche mehre und begrüßt jede noch kommende Gewaltmaßregel als Bundesgenoſſin ſeines Haſſes, aber man iſt tief beſtürzt, ſobald ein Regierungsact erſcheint, welcher bei der allzeit zur Verſöhnung und zum Vergeſſen geneigten Maſſe des Volkes Anklang finden könnte.

Louis Napoleon's damaliges Regime war wenig bemüht, derartige Beſtürzungen bei der Gegenpartei wachzurufen, ſondern bot im Gegentheil täglich neuen Anlaß, eine Uebergipfelung und ein raſches Umſchlagen der neuen Gewalt zu erwarten, allerdings eine Ausſicht, welche, wie man heute beurtheilen kann, nur eine lockende Falle der ärgſten Selbſttäuſchungen für dieſe Peſſimiſten war.

Böſe Wünſche richten kein Unglück an. Sie betäuben denjenigen, der ſie hegt, aber den Glücklichen, den ſie betreffen, können ſie nicht betrüben. Indeſſen warb und beſoldete der neue Selbſtherrſcher, anſcheinlich ſtumpf für alle Manifeſtationen ſeiner Unpopularität, ein ganzes Heer von Polizeibeamten und Spionen, welche in geiſtlichen und weltlichen Gewändern, im bandgeſchmückten Fracke und in gemeiner Blouſe alle Schichten der Geſellſchaft durchforſchten und über die Tagesſtimmungen umſtändliche Berichte abzuſtatten hatten. Wahrhafte Inquiſitionsgerichte, an keine Form gebunden, an die größte Heimlichkeit gewieſen, wurden organiſirt und richteten bloße Geſinnungen nicht ſelten mit derſelben Strenge, mit welcher höchſtens erſt die daraus entſprungenen Handlungen hätten gerichtet werden können. Dieſe Inſtitute der allgemeinen Sicherheit verbreiteten ein unheimliches Gefühl der Rechtsunſicherheit ſelbſt in denjenigen Kreiſen, welche dieſelben ehemals im Augenblicke der Gefahren geprieſen hatten. Was dabei aber ganz beſonders an die Inquiſitionsgerichte erinnerte, war der ſtricte Zuſammenhang aller Polizei-Büreaux des Feſtlandes, das unheimliche Zuſammengreifen aller Sicherheitsorgane ohne Unterſchied des Stammes und der Zunge, welches durch die Solidarität aller Staaten gegen den gemeinſamen Erbfeind bedingt war. Es muß mit einer bitteren, ſchmerzlichen Ironie geſtanden werden, daß es dem philantropiſchen Geiſte der Brüderlichkeit bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen iſt, in irgend einer Branche ein ſo energiſches und freudiges Zuſammenwirken unter ſo verſchiedenartigen Nationen, wie Europa ſie enthält, auf die Dauer zu erzielen, als es damals die europäiſche Polizei zu Stande gebracht, um ihrer unheimlichen Thätigkeit den tiefſten Nachdruck und den idealſten Umfang zu geben. Soweit hatten es die Freimaurer nie gebracht! Wer an der Neva verpönt war, konnte ſich auch an der Donau keiner willkommenen Aufnahme erfreuen und mochte er an einem nordiſchen Strande oder an den Ufern des Mittelmeeres ſpazieren, überall war er von einem allſehenden Auge begleitet und einem finſteren Geiſte gefolgt, der die unſichtbare Schlinge über dem verfehmten Haupte hielt, immer dienſtbereit, das Opfer im Intereſſe der fremdeſten Potentaten zu faſſen.

Paris hatte zwar auch damals nicht aufgehört, aus altem, traditionellem Herkommen den Proſcribirten aller Länder ein Aſyl zu bieten, aber es war ſelbſtverſtändlich, daß ihr Aufenthalt durch eine Maſſe von Vorſichtsmaßregeln beläſtigt und an die ſcrupulöſeſte Einhaltung aller geſetzlichen Beſtimmungen gebunden war. Jeder noch ſo unbedeutende Aufruhr, der in letzter Zeit in Europa ſtattgefunden, hatte ſeinen Beitrag zu dem dort befindlichen Contingent von Flüchtlingen geliefert. Dieſe ganze Emigration, unter welcher ſich die waghalſigſten, durchtriebenſten und wildeſten Köpfe befanden, war keine leichte Bürde für die Ordnungsmänner der Pariſer Polizeipräfectur; aber man muß gerecht ſein und anführen, daß auch die meiſten auswärtigen Regierungen eine Menge von Spionen beſoldeten, um ihre ehemaligen Unterthanen mitbewachen zu helfen.

Unter den Flüchtlingen, die gegen das Ende des Jahres 1852 in Paris lebten, gab es eine Maſſe höchſt obſcurer Menſchen, um welche ſich eigentlich Niemand, kaum die Polizei kümmerte und welche verſchollen und vergeſſen ihr tägliches Brod ſchwer oder gar nicht zu verdienen wußten. Paris hatte zu viel eigene Opfer, um die Nöthen dieſer Leute allzu warm zu empfinden. Die Emigration hatte freilich auch ihre Größen und Berühmtheiten, welche allerdings geachtet und bis zum Uebermaß gefeiert wurden, aber der große Troß vermochte ſich nicht lange auf der Oberfläche des Intereſſes in dem Strome der Weltſtadt zu erhalten, da die bloße Brod- und Heimathloſigkeit ohne ſonſtiges romantiſches Lüſtre auf die Dauer eher erkältend als erwärmend auf die menſchliche Phantaſie einwirkt.

Im Spätherbſt des genannten Jahres machte indeß ein junger Italiener von etwa dreißig Jahren viel von ſich zu reden. Er war zwar völlig unbekannt, Niemand erinnerte ſich, ſeinen Namen in den Blättern geleſen zu haben, aber ſeine Obſcurität hatte durch ſeine ganze Perſönlichkeit und eine gewiſſe bizarre Armuth den romantiſchen Schleier des Räthſelhaften, wenigſtens des Sonderbaren und Auffallenden über ſich. Dennoch ſchien ihm nichts ferner gelegen zu ſein, als die öffentliche Aufmerkſamkeit zu provociren. Er bewohnte ein kleines Haus in der Rue Saint Jacques, ging ſelten aus, und das auch nur, um Einkäufe, oder kleine Spaziergänge zu machen, zeigte ſich zuweilen in einem kleinen Café, das unfern von ſeiner Wohnung gelegen, vermied jederzeit lärmende, beſonders faſhionable Straßen, wie die Boulevards, ohne aber dabei irgendwie eine ängſtliche Scheu zu verrathen, den Augen der Menſchen entgegenzutreten. Es war Wahl oder Bedürfniß vollſtändiger Zurückgezogenheit.

Dieſer Mann, der ſich um Niemand kümmerte, wurde plötzlich der Gegenſtand von vielen Geſprächen und Vermuthungen, kurz ein pikantes Intereſſe des Tages, während Andere, die um jeden Preis hervorſtechen wollten, für die Welt nicht vorhanden blieben. Hier aber, da die aufgeregte Aufmerkſamkeit einmal auf ihn gefallen war, intereſſirte man ſich für jede Kleinigkeit, jedes hingeworfene, ſonſt ganz unbedeutende Wort, erweiterte erfinderiſch dieſes Wort zu einem ganzeu Satze und dichtete aus dem Satze eine ganze Fabel, die den Italiener zum Helden hatte.

Eigentlich wußte kein Mensch etwas Gewisses über ihn, aber gerade darum war er interessant, denn er ließ die Phantasie fesselnd und das Wunderbarste versprechend über sich dahinschweifen.

Daß er ein ungewöhnlich schöner Mann, war das einzige Unbestreitbare und Unbestrittene an seiner Persönlichkeit, die einzige, von allen Zungen verbürgte Thatsache; doch ob er so heiße, wie er sich nannte, war schon minder gewiß. Er war auf der Flüchtlingsliste in der Polizeipräfectur als Chevalier Negroni eingetragen, doch das war schon lange kein Beweis, daß dies sein wirklicher Name sei.

Er hatte eine hohe, hagere Gestalt, langes, tiefschwarzes, gelocktes Haar und das schönste, edelste Gesicht, dem man je begegnen kann. Seine Augen übten eine seltsame Anziehungskraft aus, daß man wie unwillkürlich gezwungen, ihrem Besitzer gut sein mußte. Sein Gesicht hatte jenen sanften, elegischen Typus, wie ihn byzantinische Maler zuerst dem Bilde des Erlösers gegeben, und so zeigte der Kopf des Chevaliers im Verein mit dem langen Haar und dem starken Vollbart die größte Aehnlichkeit mit dem Christuskopfe, jedoch nur dann, wenn er ruhig, stumm, in seiner halb apathischen, halb oberflächlich heiteren Stimmung war.

Der Ausdruck wechselte nämlich in einer kaum glaublichen Weise, so zwar, daß man einen anderen Menschen vor sich zu sehen meinte, wenn seine Züge aus irgend einer unbekannten Ursache belebt erschienen, oder auch nur durch die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand oder durch stille Theilnahme an einem in seiner Nähe geführten Gespräche aufgeregt waren. Er selbst ließ sich nie auf ein Gespräch ein. Häufig angesprochen, antwortete er kurz, weltmännisch, mit schnell verfliegendem Lächeln, entfernte sich aber sofort, wenn er merkte, daß er in eine Unterhaltung tiefer verwickelt werden könne. In diesem Zustande der Belebung war sein Gesicht auffallend ein anderes. Eine energische Anspannung schien seinem weichen Ausdrucke eine scharfzugespitzte Härte, einen gedankenschweren, ja bösen Ernst zu geben, während aus dem klaren, durchsichtigen Braun seiner Augen gleichsam metallische Funken auftauchten und wie zündend auf die Zuschauer umherfielen.

Es war begreiflich, daß ein solcher Mann sich in keinem Kreise zeigen konnte, ohne das Aufsehen der Umstehenden zu erregen. Mit diesem interessanten Aeußern stimmte auch sein Anzug zusammen, welcher, die Tagesmode verachtend, in einem talarähnlichen Mantel mit weiten Aermeln bestand.

Er war schon einige Monate vor dem Staatsstreiche nach Paris gekommen; aus seinen Lebensgewohnheiten war zu ersehen, daß er sich in ziemlich bedrängten Verhältnissen befinden müsse. Im Café beschränkte er sich darauf ein Glas Zuckerwasser oder eine kleine Portion Eis zu sich zu nehmen und auf die Frage, wo er zu Mittag esse, gab er zur Antwort, daß er gewohnt sei, sein Essen selber zu kochen.

In der That war er auch schon oft gesehen worden, wie er des Morgens mit einem Körbchen auf den Markt einzukaufen ging.

Als ein anderes Mal die Frage an ihn gestellt worden war, warum er solche Bagatellen nicht von den Hausleuten besorgen lasse, gab er zur Antwort: Das Alles thäte sonst meine Schwester, aber sie ist krank.

Abends, wenn er das Café in der Rue St. Jacques verließ, begab er sich regelmäßig einige Gassen weiter zu einem Italiener, der in einem tragbaren Apparat gebratene Kastanien feil hielt, und kaufte für einige Sous Maroni. „Dies," sagte er einmal, als er die Düte in die Tasche seines weiten Talars einsteckte, „ist unser Nachtessen! Paris ist theuer; man muß sich einzuschränken wissen!"

Dagegen bemerkte er bei einer anderen Gelegenheit über die eingekauften Kastanien von freien Stücken: „für meine Schwester! Sie hat eine Leidenschaft dafür, wie ein kleines Kind!"

Da inzwischen Negroni in immer weiteren Kreisen bekannt geworden war, lieferten diese Beobachtungen einen neuen Stoff zu Vermuthungen, welche das Interesse an ihm wieder auffrischten, ja auf den eigentlichen Gipfelpunkt brachten.

Es gab Leute, welche hinter seiner Art und Lebensweise eine schmerzliche, poetische Idylle verhüllter Dürftigkeit, mit Resignation getragener Entbehrung und aufopfernder Geschwisterliebe erblickten. Die Zahl der Spottvögel aber war größer, welche, trotz Negroni's ernstem Wesen, in dessen Tiefe sich ein Unglück ahnen ließ, an die Schwester nicht glaubten, sondern ihm die Existenz eines Liebchens substituirten, und es wurde irgendwo lachend bemerkt, daß man ein Mädchen gern kennen lernen möchte, welches sich im heutigen Paris mit gebratenen Kastanien aushalten lasse.

Von da an hatte man sich mit der Schwester Negroni's auf das Lebhafteste zu beschäftigen angefangen. Man war aber auch neugierig, sie zu sehen; nach dem Aussehen des Bruders zu schließen, durfte man eine blendende Schönheit erwarten. Allein der Anblick des Mädchens wurde Niemand zu Theil. Negroni erschien immer allein. Es läßt sich denken, daß das Gerücht sich zu allerlei Deutungen veranlaßt fühlte, welche nicht immer schmeichelhaft ausfielen, aber gewöhnlich mit dem Charakter des Ungewöhnlichen und Geheimnißvollen geschmückt waren.

Ein Pariser Feuilletonist, der jeden sich ihm darbietenden Stoff schnell zu verwerthen pflegte, brachte um jene Zeit eine Skizze in einem Journal, in welcher beinahe Jedermann, der Negroni kannte, einen flüchtigen und nur leicht verschleierten Lebensabriß des räthselhaften Mannes zu sehen glaubte. Der Chevalier war nach dieser Darstellung der armgewordene Monte-Christo und seine Schwester die schöne Griechin Haydée. Nach unglaublich stürmischen Schicksalen in zwei Welttheilen habe er endlich Schiffbruch gelitten und sitze gegenwärtig, aller Habe beraubt, an den nackten Riff in der Rue St. Jacques geklammert.

Die biographische Aufhellung, welche die genannte Skizze enthielt, war wirklich gering und eigentlich danach angethan, das Dunkel, das über Negroni schwebte, noch mehr zu verstärken und nach der Lüftung des Geheimnisses noch lüsterner zu machen.

Seit Monaten wollte man die interessante Schwester sehen und war täglich enttäuscht, wenn Negroni ganz allein wie gewöhnlich seines Weges dahergekommen war. Da sich der Italiener Niemand näherte, war es ganz unmöglich, ihn nach der geheimnißvollen Unbekannten zu fragen, selbst wenn man die Grenze der Bescheidenheit hätte überschreiten wollen.

Einmal, auf die Frage, warum er mehrere Tage im Café gefehlt habe, sagte er: „Meine Schwester befindet sich besser, beinahe ganz wohl und da gehe ich nicht aus. Man kann nicht in liebenswürdigerer und geistreicherer Gesellschaft sein."

Diese Antwort setzte in Erstaunen; man hätte erwartet, daß ihn in diesem Falle Niemand am Ausgehen hindere, und umgekehrt, daß er bei einem Bedenken erregenden Zustande seiner Schwester ans Zimmer gebunden sei.

Darauf erwiderte Negroni ganz kurz: „Wenn meine Schwester krank ist, ist ihr die Nähe jedes Menschen lästig, sie fürchtet das leiseste Geräusch und da unsere Wohnung sehr klein ist, kann ich mich, ohne zu stören, fast gar nicht zu Hause aufhalten, denn nur gänzliche Einsamkeit, Dunkelheit und die vollständigste Ruhe stellen die Arme wieder her."

Er war fortgegangen, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Immerhin war auch diese Krankheit räthselhaft. Welches Leiden konnte man meinen? Man rieth auf äußerst heftige Migrainen, Eklampsie, Katalepsie, Hysterie, Somnambulismus, ja sogar auf Mondsüchtigkeit. Es ließ sich nicht in Abrede stellen, daß alle Umstände, die sich bei diesem Geschwisterpaare vereinigten, für die Neugierde der Menschen etwas sehr Anziehendes und höchst Problematisches hatten.

Hatte sich auch Negroni nie an einem Gespräche betheiligt, so ging doch aus seinem ungesucht hingeworfenen Bemerkungen hervor, daß man es mit einem nicht alltäglichen Manne zu thun habe. Er schien ganz Europa durchreist zu haben. Kam die Rede auf die Orientalen, so sprach er über sie, wie wenn er unter ihnen von Kindesbeinen an gelebt hätte. Als sich einmal ein Spanier des Namens einer Seitenstraße in Madrid nicht gleich erinnerte, half er ihm sogleich darauf. Wie in der Geographie, so war er in der Kenntniß der Zeitgeschichte zu Hause, doch Alles, was er darüber hinwarf, trug den Stempel des Selbstgeschauten und Erlebten. Auffallend war es, wie er oft über zwei dem Orte nach weit auseinanderliegende, gleichzeitig spielende Ereignisse mit der Miene eines Augenzeugen zu sprechen schien. Er erzählte z. B. einen Zug aus der Belagerung von Ofen unter Görgey, den nur Einer anbringen kann, welcher damals auf den Anhöhen von Pesth mitgestanden, und ein anderes Mal einen seiner Unfälle während der Vertheidigung Roms unter Garibaldi gegen die Franzosen. Da diese zwei Kriegsereignisse fast gleichzeitig vor sich gegangen waren, hätte man Negroni's Angaben für Charlatanerie halten müssen, da er doch nicht allgegenwärtig sein konnte, wenn die Art, wie er stets zu Worte kam, nicht gar so einfach und ungesucht und das, was er erzählte, so wahr, aus der Situation selbst herausgewachsen gewesen wäre. Dergleichen Dinge kamen im Großen und Kleinen häufig vor. Da aber auf Negroni einmal der Schein des Geheimnißvollen lag und ein schmerzliches Etwas auf sein ganzes Wesen ausgestrahlt war, ließ man das Räthselhafte lieber räthselhaft und war eher geneigt, es durch eine mystriöse Annahme noch zu steigern, als daß man ihn der Aufschneiderei beschuldigt hätte.

Eines schönen Tages hieß es, sollte der Chevalier mit seiner Schwester in den elyseischen Feldern, in der Nähe des Arc de l'Etoile, im Wagen gesehen worden sein. Die Kutsche war ganz offen und fuhr im langsamen Schritt, wie das einer ausfahrenden Reconvalescentin angemessen. Unter solchen Umständen hatte man sie bequem betrachten können. Alles war entzückt, wie über ein Wunder von Schönheit. Sie hatte unter den zahlreichen Fußgehern und eleganten Flaneurs einen Sturm von Beifall erregt.

Als man dies am folgenden Tage Negroni erzählte, gab er ganz bestimmt mit großer Verwunderung zur Antwort: „Eine Irrung! Meine Schwester ist wieder seit vier Tagen sehr krank." Man zerbrach sich den Kopf auf's Neue, zu welchem Zwecke Negroni eine Thatsache läugne.

Einige Wochen später ereignete sich folgendes: Eine junge Dame, offenbar eine Italienerin, erregte ihrer ungewöhnlichen Schönheit wegen, in der italienischen Oper großes Aufsehen. Niemand kannte sie. Im Zwischenact, als alle Augen und Gläser auf sie gerichtet waren, grüßte sie Jemand unten im Parquet mit einer auffallenden Vertraulichkeit. Die Blicke fuhren unwillkürlich nach dem Glücklichen, dem der Gruß gegolten. Es war ein schöner Italiener in einem talarähnlichen Mantel — Negroni. Er hatte soeben in die Loge hinaufgesehen. Einer der Nachbarn, der den Chevalier kannte, bemerkte: „Die Dame ist gewiß Ihre Schwester?"

„Meine Schwester ist krank!" gab Negroni zur Antwort. „Wie kommen Sie darauf?"

„Entschuldigen Sie," sagte der Herr, „ich schloß es aus dem freundlichen Gruße, welchen Sie erhalten und erwidert haben."

„Ich?" fragte Negroni lächelnd. „Ich habe den alten Herrn, oben — den, mit der Perrücke und der blauen Brille — gegrüßt."

Dieses Räthsel mit der Schwester, das sich täglich mehr verwirrte, als lös'te, trieb einige Herren aus dem Café, wo sie Negroni zu sehen pflegten, zu dem Schritte, sich in das benachbarte Haus in der Rue St. Jacques zu begeben und zu versuchen, beim Concierge etwas Positives zu erfahren, um aus dem Uebel der Gerüchte und Fictionen endlich auf einem realen Boden zu kommen.

Sie erfuhren dort in Kürze Folgendes:

Der Concierge nebst Frau hatten Fräulein Negroni nur zweimal gesehen und zwar zum ersten Male, als sie mit dem Bruder vor ungefähr fünf Monaten ankam, um die Wohnung zu beziehen. Es war Mittagszeit. Die junge Dame war nach der Beschreibung groß und in der That von hoher Schönheit. Als die Leute gleich darauf von ihrer Erkrankung erfuhren, die eigentlich mit kleinen Pausen noch

immer andauerte, waren sie sehr erstaunt und riethen hin und her, welcher Krankheit ein so blühendes, gesund aussehendes und lebenskräftiges Wesen verfallen sein könne. Bei der Eigenthümlichkeit der beiden Geschwister seien sie nie zu irgend einer Dienstleistung hinaufgerufen worden und hätten selbst nie einen Anlaß gehabt, hinaufzusehen, weßhalb sie folglich das Fräulein nie wieder zu Gesichte bekommen, außer vor etwa vier Wochen und zwar zum zweiten Male, als sie mit ihrem Bruder nach langer Zeit eine Ausfahrt gemacht, um frische Luft zu schöpfen. Erst in später Dämmerung waren Beide wiedergekommen. Die Schwester, wahrscheinlich von der Luft sehr angegriffen, war ganz hinfällig und saß, wohl in einem ohnmachtähnlichen Zustande, ohne ein Zeichen von Leben da. Sie hatte den talarähnlichen Mantel ihres Bruders über sich, bis weit über den Kopf geworfen, daß man sie wie für vermummt halten konnte, als sie Negroni sachte aus dem Wagen heraushob und sie lautlos, die Leute bei Seite winkend, über die Treppe hinauftrug . . . .

Seitdem war sie nicht wieder gesehen worden.

„Es sind höchst sonderbare Leute, wie sie uns noch nicht in unserer langen Praxis vorgekommen sind," schloß der Concierge seinen Bericht.

---

## Zweites Capitel.

**Macht uns näher mit dem Chevalier Negroni bekannt.**

Ein kleines Café, vis-à-vis vom Passage du Diable, war um jene Zeit der Vergnügungsort vieler österreichischen Flüchtlinge, von welchen die meisten, um ihr Leben zu fristen, Correspondenzen für liberale Zeitungen schrieben. Landsmannschaft und Aehnlichkeit der Schicksale und des Erwerbes kettete sie vorübergehend im fremden Lande an einander, wo sie ohne Stütze und Verbindungen geblieben wären, wenn nicht Einer zum Andern gehalten hätte. Sie kamen da somit nicht allein zum Zeitvertreib, sondern aus einem unausgesprochenen, aber factischen Bedürfnisse wechselseitiger Hilfeleistung zusammen. Da wurden alle Nachmittage Stellen gesucht und ausfindig gemacht, literarische Pläne geschmiedet, Klagen über die politische Weltlage und den täglich einschrumpfenden Liberalismus deutscher Blätter ausgestoßen und en passant kleine Schulden contrahirt. Die ganze Sorte dieser Leute führte im Uebrigen ein ganz harmloses Leben, das nur in den Augen einer überängstlichen oder verfolgungssüchtigen Polizei für gefährlich gehalten werden konnte.

Auch der Journalist Grauwak, der dem Leser aus der Wiener Schenke „zum ewigen Licht" bekannt ist, kam täglich dort hin. Er war noch immer der Pariser Correspondent des „Donaureichs," das seit Doctor Schmey's heimlichem Uebertritt eigentlich in das Lager des Grafen von Thieboldsegg gehörte.

Häufig, aber nicht täglich, erschien dort auch ein anderer Flüchtling, welcher dann regelmäßig, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern, an Grauwak's Seite saß — Bruno Haldenried. Beide hatten sich erst in Paris einander angeschlossen; in Wien hatten sie sich nur vom Sehen gekannt, obwohl Grauwak, wie wir wissen, Mitarbeiter eines Journals war, welches Bruno's Onkel zum Gründer hatte.

Bruno hatte sich seit seiner Flucht von Kraßnitz mit Ausnahme einiger Ausflüge in die Umgegend und die nächsten Seestädte immer in Paris aufgehalten. Wie es ihm gelungen, aus seinem Verstecke zu entfliehen, als die Hände des Freiherrn von Nack beinahe schon nach ihm griffen, wird später aufgehellt werden, bis die Zeit gekommen, welche den Schleier von jener merkwürdigen und räthselhaften Nacht abwerfen und die nackte Gestalt aller mitspielenden Vorfälle auf der Kraßnitzer Brücke im Tageslicht zeigen wird.

Bruno, glücklicher als Grauwak und die meisten der vom Sturm der letzten Jahre Mitverschlagenen, hatte nicht nöthig, sich um die tägliche Existenz zu plagen. Er wurde von seinem alten Onkel auf das Freigebigste unterstützt und konnte seine Zeit sich und seiner Ausbildung widmen. Er that es auch mit vollem Ernst. Die höhere Richtung seiner Natur setzte ihn nicht der Versuchung aus, sich blind in die Genüsse der großen Weltstadt zu stürzen, welche ihm doch alle zu Gebote standen.

In eigentlichen Flüchtlingskreisen war er wenig zu sehen, er bewegte sich vielmehr in einer ganz entgegengesetzten Welt von Bekanntschaften, ohne jedoch die Treue seiner politischen Ueberzeugungen, welche durch Unglück noch fester und leidenschaftlicher geworden waren, durch eine dieser Berührungen in Frage zu stellen, ohne aber auch, wie Andere, in dem alten Ideenkreise stecken zu bleiben, über welchen das geschichtliche Leben selbst hinauszugehen begann.

Eines Nachmittags saß er mit Grauwak, dem er nicht allein als Gesinnungsgenossen, sondern auch als geistreichem Kopf anhing, in dem Café beim Passage du Diable ganz allein an einem Tische nahe dem Fenster, während weiter hinab um die Beiden eine zahlreiche Gesellschaft sich am Billard, mit Dominospiel und eifriger Unterhaltung belustigte.

Sie sprachen vom Doctor Schmey und seinem Journal. Grauwak's Beschwerde, daß ihm in letzter Zeit die besten Artikel durch Redactionsstriche entweder entmannt oder ganz verstacht würden, hatte dazu die letztere Veranlassung gegeben.

„Kurz und gut" deducirte Grauwak: „Wenn man die seitherige Haltung des Journals beobachtet, muß man gegen eine solche liberale Opposition, die jedesmal am Ende aus Galanterie zustimmt, mißtrauisch werden und eingestehen, daß unser Freund Schmey die Freiheitsmütze vom Kopfe herabgenommen und den gegenwärtig weit modischeren schwarzgelben Czako aufgesetzt hat."

„Ich bin der Sache nicht so aufmerksam gefolgt" meinte Bruno nachdenklich, „Du glaubst?"

„Verlaß Dich darauf" erwiderte Grauwak. „Dieser elende Speichellecker verdient nicht, daß ich für ihn die Feder eintunke und ich bin auch gesonnen, mit seinem Blatte zu brechen, worüber er sich leicht trösten

wird, da er gewiß meine Correspondenzen nur als Aushängeschild seiner Unabhängigkeit bisher gebraucht hat."

„Was willst Du dann anfangen?" fragte Bruno mit besorgter Theilnahme.

„Da steckt der Hase im Pfeffer," gab Grauwak mit lustiger Verzweiflung zur Antwort. „Da bei einem deutschen Journalisten das Steineklopfen auf der Landstraße erst eine Beschäftigung für das höhere Alter ist, möchte ich gern im Verein mit Doctor Wernike aus Berlin, den Du kennst, eine lithographirte Correspondenz herausgeben. Das hätte gute Chancen, leider hat auch diese Unternehmung die abscheuliche Eigenthümlichkeit, eines Betriebcapitals zu bedürfen, welches wir lange nicht voll zusammenzuschlagen vermögen."

„Vielleicht könnte ich Dir helfen," warf Bruno hin.

„Ich sehe es immer" rief Grauwak freudig bewegt, Bruno's Hand schüttelnd, „daß Du noch Einer bist, auf den man zählen kann! Willst Du Dich aber nicht," fügte er mit der ihm eigenen Ironie hinzu „mitbetheiligen, damit Du, als mein eigentlicher Wohlthäter, mehr davon hättest, als den Segen, welchen meine Gebete über Dich herabflehen werden?"

„Mir hast Du nicht zu danken," erwiderte Bruno. „Ich habe die Summe nicht, ich habe nur ein Fürwort bei meinem Onkel. Du kennst den trefflichen Alten, dem aber auch Du gut bekannt bist. Er wird Dich damit nicht blos zu unterstützen, sondern auch der guten Sache einen Dienst zu erweisen glauben. Ich habe Dir schon gesagt, daß er so gichtkrank ist, daß er sich nur in einem Rollstuhl bewegen kann. Er wird seine Schmerzen vergessen, wenn er täglich ein Blatt in der Hand halten kann, dem er zur Geburt verholfen. Besprich mit Wernicke die Sache, limitirt die erforderliche Summe und bezeichnet mir sie."

„Du machst mich toll vor Freude!" rief Grauwak.

In diesem Augenblicke trat Negroni in seinem talarähnlichen Mantel im Café ein und erregte eine gewisse Aufmerksamkeit auch bei Jenen, die ihn noch nicht gesehen oder nichts von ihm gehört hatten, durch die Wirkung seiner so sonderbar anmuthenden Persönlichkeit.

Er ging auf den Tisch, wo die Zeitungen lagen, zu und wählte, von vielen Augen verfolgt, eine Lectüre. Seine Wahl fiel auf die Harmloseste, den Charivari. Hierauf setzte er sich in die unterste Ecke des Saales und fing das Witzblatt zu lesen an.

„Das ist ja der Negroni" flüsterte Grauwak seinem Freunde zu.

„Das ist er?" rief Bruno. „Er ist auffallend interessant und die Beschreibungen, die ich da und dort gehört, sind wirklich nicht übertrieben."

„Ich habe ihn schon einmal gesprochen," sagte Grauwak, im Café der Rue St. Jacques, wo er wohnen soll."

„Nun, was hältst Du von ihm?" fragte Bruno.

„Unser Gespräch war ein sehr oberflächliches", gab Grauwak zur Antwort, „aber den Eindruck machte er doch, daß mehr hinter ihm steckt, als er zeigt. Kein alltäglicher Patron."

„Und die schöne Schwester?" sagte Bruno lächelnd, „die so viel besprochen und bewundert wird und die noch Niemand gesehen zu haben scheint. Warst Du so glücklich, sie zu sehn?

„Sprich mir nicht von Weibern!" erwiderte Grauwak. „Was kümmere ich mich um die? Man muß viel Geld in der Tasche und viel Haare auf dem Kopfe haben, um Interesse an ihnen zu finden. Negroni's Schwester wird eben ein Mädchen sein, wie es deren noch Viele geben mag, welche tolle Romantik man auch um sie herumhängt."

„Daß sie aber eigentlich doch von Niemand gesehen worden ist" — sagte Bruno. „Was man auch über ihre Schönheit sagt, erzählt doch nur Einer dem Andern nach. Die ganze Geschichte wird mir schon märchenhaft und ich fange bald zu glauben an, daß dies Wundermädchen gar nicht existirt."

„Das verursacht mir wenig Kopfzerbrechen," versetzte Grauwak. „Ich habe dagegen schon weit öfter über den Bruder nachgedacht. Negroni's Einfachheit und Harmlosigkeit kommen mir zu sehr wie gespielt vor, es fehlt die Harmonie zu seinem durchdringenden und energischen Wesen, welches ich aus seinen Zügen und seinen Augen errathe, nicht davon zu reden, daß das häusliche Philisterleben, welches er zu führen vorgibt, mit seiner bunten Vergangenheit im stärksten Widerspruch steht. Ich halte ihn für einen Geheimbündler und für eine Teufelsnuß, welche der gescheiteste Präfect von Frankreich nicht aufknacken kann."

„Ich glaube" erwiderte Bruno lachend, „Dir geht es mit ihm, wie den Andern mit seiner Schwester. Ihr beide Parteien glaubt und seht, was ihr phantasirt. Am Ende, wenn der Vorhang aufgeht, werdet ihr weidlich enttäuscht sein."

„Vielleicht nicht in diesem Punkt," sagte Grauwak unbeirrt. „Ich halte meine Behauptung über Negroni aufrecht; mit den Faseleien über seine Schwester will ich nichts zu thun haben."

Der Chevalier war während der letzten Worte Grauwak's aufgestanden und schien einen besser beleuchteten Sitz zu suchen, da sich sein halbdunkler Winkel zum Lesen nicht eignete. Er kam bis an die Fenster herauf, und nahm unverhofft, um alle Nachbarschaft unbekümmert, auf einem Stuhl in der nächsten Nähe der zwei Freunde Platz, welche indessen ihr Gespräch über ihn abgebrochen hatten.

Nach einer Weile legte Negroni den Charivari bei Seite und streckte Arme und Beine mit der ungenirtesten Behaglichkeit weit aus, wobei sein Blick auf Grauwak fiel. Er grüßte ihn oberflächlich, wie Einer, der die Höflichkeit nicht gänzlich verletzen will.

„Sie sind ein seltener Gast in diesem Raume," redete ihn Grauwak an.

„Ich bin zum ersten Male hier," sagte Negroni.

„Das wollte ich eigentlich sagen. Ihr Café in der Rue St. Jacques wird Ihnen bequemer gelegen sein."

„Ich komme nicht mehr hin, seit sich einige Menschen dort eingenistet haben, welche mich mit ihrer Zudringlichkeit bombardiren. Selbstverständlich

ein paar Spione. Ich lebe für mich, für nichts als für mich und habe den Blicken des Kundschafters nicht auszuweichen; aber Sie werden begreifen, man hat auch als der loyalste Bürger nicht gern Ungeziefer am Leibe."

„Und die politische Jahreszeit brütet es gegenwärtig in Fülle aus", setzte Grauwak hinzu, indem er auf einen alten hageren Mann, der drüben am Tische saß, zeigte. „Dort sitzt auch Einer."

Negroni sah mit finsteren, durchdringenden Blicken hin, worauf er mit freundlich sich glättenden Mienen bemerkte: „Ich kenne ihn! Einer der raffinirtesten."

Er fuhr fort:

„Eines von den Subjecten, die mich aus dem Café in der Rue St. Jaques vertrieben haben, werden Sie kennen, besonders als Oesterreicher" — er unterbrach und verbesserte sich, „ich halte Sie wenigstens für einen Oesterreicher, — mir scheint, daß Sie mir es selbst gesagt haben, Herr Grauwak."

„Leicht möglich!" meinte dieser, während er Bruno heimlich mit dem Fuße anstieß, um ihm seiner früheren Behauptung gemäß anzudeuten, wie genau dieser in's tiefste Privatleben eingesponnene Italiener über alles unterrichtet sei, während Negroni den Faden seines Gesprächs wieder aufgenommen hatte.

„Der Mensch, von dem ich sprechen wollte, ist etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, Alles an ihm hat etwas von einem Lümmel, den man nicht vergessen kann, selbst wenn er den Süßen oder den Cordialen nachzuäffen beginnt. Ueber sein Bauerngesicht läuft eine lange Schramme, welche aber nicht so sehr von einer scharfen Waffe, als von einem derben Prügel herzurühren scheint. Er ist ein Böhme."

„Wissen Sie seinen Namen?" fragte Grauwak lebhaft, indeß er Bruno einen bedeutsamen Blick zuwarf.

„Gewiß, er heißt Burda."

„Den kennen wir," sagte Grauwak. Er und Bruno lächelten.

„Hab' ich nicht Recht, meine Herren?" fragte Negroni.

„Wir kennen ihn", ergriff Bruno zum ersten Male nach der directen Anrede des Italieners das Wort, wir kommen sogar da und dort mit ihm zusammen. „Er ist beinahe täglich in diesem Café. Es wundert mich, daß er heute noch nicht da ist. Ich halte ihn aber eher für unangenehm, als für gefährlich."

„Das meine ich auch," sagte Grauwak.

„Kein Spion ist gefährlich," entgegnete Negroni, „vor dem man sich in Acht nimmt. Sie und ich, wir durchschauen ihn. Diesen Blick haben aber nicht alle Menschen und selbst jene, die ihn besitzen, können durch solch einen Wicht in Gefahr kommen, wenn ihm die Situation, in der er uns findet, behilflich ist."

„Dieser Burda," sagte Grauwak im verächtlichen Ton, „scheint mir das Brod seines Herrn umsonst zu essen. Bei seinen Talenten, sollte man meinen, muß das Denunciantenamt für ihn eine Sinecur sein."

„O, sagen Sie das nicht!" versetzte Negroni gelassen, aber bestimmt. „Ich kenne selbst einen Fall.... doch das dürfte Sie gar wenig interessiren. Ich weiß nicht, wie wir dazu gekommen sind, über die Sache soviel Worte zu verlieren...."

„Ich muß Sie doch bitten, den Fall zu erzählen," sagte Grauwack. „Ich wäre neugierig zu hören, wie ein solcher Schwachkopf von einem Teufel sich die Sporen zu verdienen gewußt hat."

„Eine höchst einfache Geschichte!" sprach Negroni, der an ihn ergangenen Aufforderung freundlich nachkommend. „Ein Herr, — ich habe es aus seinem eigenen Munde, — hatte das Unglück, von London kommend, auf der Schifffahrt von Dower nach Calais mit diesem Burda zusammenzutreffen. Kaum war das Schiff vom englischen Ufer gestoßen, als er sich von ihm fixirt und verfolgt sah, wohin er ihm auch auswich. Burda's Unverschämtheit war so groß, daß er den Fremden, trotz der erhaltenen kurz abweisenden Antworten, immer von Neuem wieder anredete und ihm seine Privatgeheimnisse zu vertrauen anfing. Er stellte sich als politischen Märtyrer hin, welcher im Auslande kümmerlich sein Brod suche, um sich und seine alte halbblinde Mutter, deren letzte Stütze er sei, durchzubringen. Der Herr, ein sehr gescheiter Kopf, der Anfangs Burda für eine Sorte von Bettler hielt und erst später zur Ueberzeugung kam, daß er einen Spion vor sich habe, bewies große Geduld, sich so lange belästigen zu lassen. Burda ging so weit, ihm seine Visitenkarte zu geben, auf welcher er als ungarischer Honvedofficier bezeichnet stand, natürlich in der Absicht, den Unbekannten herauszufordern, ein Gleiches zu thun und seine Neugierde wohlfeil zu befriedigen. Obwohl ihm das nicht gelungen war, hatte er kurz vor der Landung, im Angesicht der französischen Douanerie den Muth, den Herrn nochmals anzusprechen. Er bat ihn, einige Correspondenzen, durch welche er, Burda, compromittirt zu werden fürchtet, zu sich zu nehmen. Der Herr hatte kaum dies seltsame Ansinnen von sich gewiesen, als er, gelandet, von Seiten der Polizei sich eines Empfanges wie ein steckbrieflich Verfolgter zu erfreuen hatte. Nachdem er zwei Tage arg geplagt worden war, mußte man ihm die Weiterreise gestatten, da seine Papiere in Ordnung waren und Burda's Denunciation — eine solche hatte unläugbar stattgefunden — auf einem sinnlosen Verdachte beruhte."

„Wann geschah das Alles?" fragte Bruno sehr lebhaft.

„Im vorigen September," erwiderte der Chevalier, der die auffahrende Ueberraschung des Fragenden nicht zu merken schien.

„Damals," sprach Bruno, einen Blick mit Grauwak wechselnd, „befand ich mich auf einige Wochen in Calais und stand gerade am Ausschiffungsplatze, als Burda unter den zahlreichen Passagieren zum Vorschein kam. Er rannte auf mich zu, und obwohl er mich bis dahin nur einmal in Paris und ganz oberflächlich gesprochen hatte, warf er sich mir als Landsmann ungestüm an den Hals und bedauerte,

mich gleich verlassen zu müssen, da er ein Opfer der Galanterie sei und für eine Dame das Gepäck besorgen müsse."

„Haben Sie die Dame gesehen?" fragte Negroni ganz ruhig.

„Nein," erwiderte Bruno. „Es wird eine Unwahrheit, eine Ausrede Burda's gewesen sein."

„Und haben Sie Burda in Calais nicht wieder gesehen?"

„Denken Sie, was sich später ereignete!" rief Bruno. „Ich kehrte unmittelbar darauf in das Hôtel, wo ich wohnte, die „Königin von England" zurück, werfe mich in meinen Schlafrock und sehe, die Cigarre im Munde, ganz munter zum Fenster heraus. Ich wohnte parterre, die Aussicht ging in den Eingangshof des Hôtels, der in einen Garten umgewandelt ist. Hoch über meine Fenster rankten sich Weinstöcke mit ihren großen Blättern das ganze Gemäuer bedeckend, hinauf. Da höre ich plötzlich einen aus den oberen Etagen herabfallenden Gegenstand durch das Weinlaub hinunterrauschen und zu Boden fallen. Er blieb unweit von meinem Fenster liegen. Es war eine Brieftasche in Form eines Büchleins von schwarzem Saffian."

„Seltsam!" brummte Negroni, während im Braun seiner Augen die metallischen Funken ihr Spiel begannen und Spannung und Erwartung aus jeder seiner Mienen hervorblitzten.

„Ich sah unwillkürlich über mich hinauf," fuhr Bruno fort, „da ich aber Niemand an den vielen Fenstern hervorschauen sah, ging ich in den Garten und holte die Brieftasche."

Bruno gerieth in ein seltsames Stocken, wie Einer, der für das, was er sagen will, nicht gleich die beste Einkleidung findet, ehe er fortfuhr: „Ich wollte sogleich dem Wirthe den Fund zur leichteren Ausfindungmachung des Eigenthümers übergeben, als ich, von einer mir sonst nicht eigenen Neugier ergriffen, einen Blick in die Brieftasche that. Kurz und gut, es waren Papiere von großem, wie mir schien, unersetzlichem Werthe darin, Papiere so eigenthümlicher Art, daß ich ein Schulknabe oder ein Halunke gewesen sein müßte, meinen Fund an die große Glocke zu hängen."

„Was ist aus der Brieftasche geworden?" fragte Negroni mit dem unläugbarsten Interesse.

„Da ich umsonst auf die Gelegenheit gespäht, sie dem Besitzer selbst wieder einzuhändigen, konnte ich zu meinem Leidwesen nichts weiter thun, als sie ihm unversehrt auf einem sicheren Orte bis auf kommende Zeiten zu verwahren."

„Ich ahne," sagte Negroni, ich begreife. Sie haben klug und als gesinnungstreuer Ehrenmann gehandelt. Sie haben mich im innersten Herzen für sich gewonnen und ich beeile mich, durch eine größere Offenheit, als ich bisher an den Tag legen durfte, mein Vertrauen zu bethätigen. Jene Person, von der ich vorhin sprach, war kein Herr, es war eine Dame, die ich sehr genau kenne. Sie hatte in der That eine geheime diplomatische Mission und überaus wichtige Papiere bei sich. Da begreifen Sie wohl, wie wehrlos sie unter den Umständen und als Weib dem ewig andringenden Burda gegenüber war. Sie sehen auch, daß dieser elende Mensch, als er sich aus ihren Armen riß, nicht log, als er Ihnen sagte, daß er eine Dame begleite, Sie sehen, welcher Art die Galanterie war, die er ihr erwies: er durfte sie nicht aus den Augen lassen, um sie verrätherisch auszuliefern. Hören Sie, wie es der Dame weiter erging! Man durchsah ihre Papiere und ließ sie heuchlerisch frei ausgehn. Ein Fiaker hatte sie auf eigene Faust in das Hôtel gebracht, wo auch Sie wohnten, in die „Königin von England." Kaum war sie auf ihrem Zimmer in vermeintlicher Sicherheit, als ein Polizei-Commissair mit zwei bürgerlich gekleideten Huissiers bei ihr eintrat und eine Haussuchung vornahm. Die Dame, die große Geistesgegenwart besitzt, fand einen Augenblick, die Brieftasche, die Alles enthielt, wodurch sie compromittirt werden konnte, ungesehn zum Fenster, das zum Glück offen stand, herausgleiten zu lassen, und diese fiel in Ihre — in die besten Hände!"

„Wunderbar!" rief Bruno, „daß ein solcher Vorfall, wie eine Zimmerdurchsuchung nicht das geringste Aufsehen im Gasthof hervorbrachte, daß er mit keiner Silbe zu meinen Ohren gedrungen!"

„Der Wirth mußte wahrscheinlich schweigen," bemerkte Negroni. „Noch wahrscheinlicher ist es, daß Fiaker und Wirth geheime Werkzeuge der Politik waren. Obwohl sonach der Commissair bei der Dame nichts Gravirendes finden konnte, wurde sie auf das Büreau geführt, dort verhört und angehalten, sofort abzureisen."

„Wie hätte sie aber auch", rief Bruno, „selbst wenn ihr der Aufenthalt in Calais gestattet gewesen wäre, nach der Brieftasche fragen dürfen? Oder — welchen Ausweg hätte ich vernachlässigt, um den Besitzer zu finden, da ich von dem Zusammenhange der Dinge keine Ahnung hatte und keine haben konnte?"

„Haben Sie zu Jemand von dem Funde gesprochen?" fragte Negroni.

„Außer Grauwak, der mein genauester Freund in Paris, weiß Niemand etwas davon."

„Ich setzte das eigentlich voraus," versetzte der Chevalier, „und ich kann Ihnen jetzt sagen, daß es auch kein Zufall war, wenn ich heute neben Ihnen Platz genommen. Die Unruhe über das Schicksal der Brieftasche, die noch nicht verschmerzt ist, noch verschmerzt sein kann, hat mich zu Ihnen getrieben. Ich habe Sie Beide schon längere Zeit beobachtet. Ich glaubte annehmen zu dürfen, da ich Sie nicht selten mit Burda zusammensitzen sah, daß Sie mich vielleicht mittelbar oder unmittelbar auf die Spur bringen könnten. Der Zufall ist freilich ein Ding, auf das nicht zu rechnen ist, das jedoch nur Stubengelehrte blind verachten. In der wirklichen Welt ist er abwechselnd der ewige Störenfried und die größte Schutzmacht unserer Absichten. Meine Herren, geben Sie mir Ihre Hand! Ich hoffe, daß wir einander von heute an näher treten werden."

Sie reichten sich die Hände. Bruno sagte:

„Endlich muß ich Ihnen auch meine Karte geben." Er griff in die Tasche, fand aber keine Visitenkarte.

„Lassen Sie das! sagte Negroni, indem ein sanftes

Lächeln seinen Mund umspielte. Ich kenne längst Ihren Namen!"

„Jetzt aber bitte ich Sie," sprach Bruno, „mir den Weg anzugeben, auf dem ich der Dame ihr Portefeuille zukommen lassen kann."

„Ich würde es am liebsten selbst übernehmen," erwiderte Negroni, „denn die Dame ist meine beste Freundin — meine eigene Schwester! Nach dem Vorangegangenen können Sie nicht zweifeln, daß Sie den Fund in die rechten Hände geben. Ich werde demnächst zu Ihnen kommen und mich noch besonders legitimiren. Ich werde den Schlüssel zu den drei Chiffreschriften, in welchen sechszehn Briefe geschrieben sind, mitbringen und das Verzeichniß der Namen, an welche die Correspondenzen in lateinischen Buchstaben gehen, vorzeigen."

„Ich sehe", sagte Bruno, „daß Sie den Inhalt des Portefeuilles Blatt für Blatt kennen. Wollten Sie nicht sogleich mit mir in meine Wohnung kommen und Ihr Eigenthum in Empfang nehmen?"

„Es drängt nicht," gab Negroni zur Antwort, den Hut aufsetzend. „Ich habe mich nur zu lange aufgehalten und eile nach Hause. Meine Schwester ist krank."

Händeschüttelnd trennten sich die neuen Freunde.

„Was sagst Du?" sagte Bruno zu Grauwak, nach der langen, spannenden Scene gleichsam wieder Athem holend.

„Ein merkwürdiger Mensch," gab Grauwak zur Antwort. „Wie er so langsam immer näher an uns herankam, wie mit vorsichtigen Schritten! Mit welcher Vorsicht er sich vor uns, so zu sagen, aufknöpfte! Ein echter Verschwörer, soll man ihn noch räthselhaft oder nicht mehr räthselhaft nennen? Und seine Schwester! Du siehst, wie meine Prophezeiungen über ihn eingetroffen! Unter dem Schein, ein idyllisches Leben zu führen, ist er eines der Häupter der Emigration, ein Cardinal des revolutionairen Conclave!"

In diesem Augenblick trat ein elegant, beinahe stutzerhaft gekleideter Mann in's Café. Trällernd, die Cigarre in der Rechten, den glänzenden Seidenhut auf einer Seite, in Gang und Bewegung den Gentleman affectirend, war er für ein weltkundiges Auge doch nur eine drollige Figur. Die breite, knochige, untersetzte Gestalt mit einem Lastträgerrücken und den großen Händen, die in keinen Handschuh zu zwängen waren, standen mit dem feinen Stöckchen, mit dem er spielte, in einem aller Harmonie spottenden Verhältniß. Er hatte ein echtes Bauerngesicht, das von einer dicken, von der Stirn bis an den Mundwinkel herablaufenden Narbe entstellt war. Er mochte sechsunddreißig Jahre zählen. Es war Burda.

Er ging, von Weitem complimentirend, auf die beiden Freunde los, wurde jedoch diesmal sehr scharf von ihnen gemessen.

„Burda," redete Bruno ihn an, „ich habe verwunderliche Details über Ihre galanten Abenteuer gehört."

„Worin können die bestehn?" fragte Burda, die Ohren spitzend.

„Erinnern Sie sich noch — als Sie mir in Calais um den Hals gefallen — der Dame, deren Cavalier Sie schon von Dower her auf so ritterliche Weise gemacht?"

„Warum, warum?" stotterte Burda in der Unruhe seines schlechten Gewissens.

„Ich wollte Sie nur daran erinnern und Sie fragen, ob Sie sie wieder getroffen haben."

„Nicht wieder gesehen!" gab Burda etwas gefaßter zur Antwort, da er das Ganze für einen Scherz annehmen zu können glaubte. „Ich habe ihr," fuhr er nach einer Pause fort, „große Gefälligkeiten erwiesen. Ich hatte viel Plage. Ich würde nichts sagen, wenn sie nur jünger und schöner gewesen wäre!"

„Was?" ergriff Grauwak das Wort. „Ich habe ja gehört, es sei eine Schönheit gewesen?"

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Burda, „die, der ich meine Karte gegeben, war etwa vierzig Jahre alt, wie eine alte Jungfer angezogen und sprach das Französische mit einem stark englischen Accent; das Schönste an ihr waren die Zähne, wenn sie übrigens echt waren; doch darauf versteh' ich mich nicht."

Ueber seinen ordinairen Witz lachend, wollte er an das Billard treten und mit dem Marqueur eine Partie beginnen, allein Bruno's Frage hielt ihn noch einen Moment zurück.

„Hören Sie," sagte er. „Ich habe allerdings gescherzt. Reden Sie im Ernst! Ist die Dame schön oder wirklich so gewesen, wie Sie sie uns jetzt beschrieben haben?"

„Ich habe die Wahrheit gesprochen," gab Burda zur Antwort. „Ich will nicht selig werden, wenn es anders ist."

Er trat an's Billard.

„Was soll man sagen?" sagte Bruno kopfschüttelnd zu seinem Freunde, als sie wieder allein waren. „Negroni's Schwester soll ja schön sein; hätte er uns angeführt?"

„O diese märchenhafte Schwester," rief Grauwak, ärgerlich wie bei einer entdeckten Fopperei. „Man bewundert ihre Schönheit und Niemand hat sie gesehen, man findet ihre Brieftasche, aber nicht sie; sie scheint gar nicht zu existiren, aber dessenungeachtet arretirt man sie doch! Burda behauptet, sie sei eine ältere Person! Ach! Meinetwegen mag sie eine Großmutter sein, wenn ich sie nur endlich zu Gesicht bekäme!" Mit diesen Worten trennten sich die Freunde. Es war spät geworden. Grauwak begab sich heim, Bruno machte sich auf den Weg in ein Haus, in das wir ihm voraneilen und in welchem wir ihn erwarten wollen.

---

## Drittes Capitel.

### Wie sich Flüchtlinge finden.

Man hätte glauben sollen, daß das Paris des Staatsstreichs, wie wir es zu Anfang dieses Buches gekennzeichnet haben, um diese Zeit seinen traditionellen Charakter als Stadt des Vergnügens verloren haben

müsse. Dies war nicht der Fall. Während eine Schaar tiefverbitterter und heißblütiger Naturen rachesinnend complotirte, conspirirte, organisirte, dachten Tausende und Tausende nur daran, wie sie ihr Geld am lustigsten durchbringen und den Abend von heute am besten todtschlagen könnten. Für die Mehrzahl der Pariser war der zweite December des vorigen Jahres vergessen, als die Kelle des Maurers dessen sichtbare Spuren an den Häusern mit Mörtel weggewischt hatte. Das kurzlebige Geschlecht der Menschen ist nicht dazu angethan, schmerzliche Erinnerungen energisch festzuhalten. Während in den Forts, in Mazas, in Bicêtre, kurz überall, wo Gefangene saßen, die der Deportation in das Fieberland von Guyana entgegensahen, die herzzerreißendsten Abschiedsscenen stattfanden, machten Tausende wie sonst Queue vor den Theatern, berechneten Tausende an der Abendbörse mit demselben Eifer wie sonst ihre Viertel und Achtel. Nach wie vor rasselten die Dominosteine in den Cafés, nach wie vor flanirte die elegante Welt auf dem Asphalt der Boulevards, nach wie vor lockten die öffentlichen Belustigungsorte mit auf- und niederzuckender Gasflammenschrift die Schaar der Glücklichen in ihre Räume.

Das gesellige Leben hatte sogar, wie kundige Leute behaupteten, einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Die Fremden fingen wieder an, in die seit zwei Jahren gemiedene Stadt zurückzukehren und die Salons, von Frauen beherrscht, die von jeher im socialen Leben Frankreichs eine so große Rolle gespielt, gelangten, nachdem sie lange durch die Clubs in den Schatten gestellt gewesen waren, wieder zu ihrer früheren Bedeutung. . . .

Unter den Salons, die man jetzt wieder zu nennen anfing, war der der alten Vicomtesse Vergnier in der Rue du Bac keiner der letzten. Die alte Legitimistin hatte wohl schon früher Akademiker, conservative Staatsmänner und Schriftsteller, welche sich eines adligen Wappens erfreuten, an gewissen Wochentagen um sich versammelt, mit der Zeit aber war das Lüstre dieser Abende verblaßt und verschossen, wie der eines alten Möbeldamast, den man nicht erneuert. Die Damen blieben immer dieselben und alterten, die Herren wurden monoton und alterten nicht minder, Neueingeführte vermißten jeden Reiz, die Klage ward allgemein, daß die Vicomtesse es nicht verstehe, neue Elemente um sich herum zu sammeln und die alten Elemente auszusondern. Zuletzt kamen die Leute nur herbei, wenn man sie schier gewaltsam citirte; selbst unter den Pianisten, die doch überall hinlaufen, wo man ihren Compositionen ein Ohr und ihnen selbst Thee und Butterbrod schenkt, erwachte ein Gefühl der Selbstständigkeit — sie ließen die Einladungen oft unbeachtet liegen. Da — als schon die Frage herantrat, ob nicht der Salon der Vicomtesse als nicht mehr vorhanden betrachtet werden solle — war an der Seite der alten Dame plötzlich ein Phänomen aufgetaucht, das ihren Namen gleichsam wieder lebendig und eine Einladung von ihrer Hand wieder zum gesuchten Artikel machte. Es war eine Verwandlung, wie wenn eine Theaterdirection am Vorabend ihres Bankerotts die Acquisition einer Künstlerin macht, die alle Welt zu entzücken bestimmt ist; wie wenn ein Bankhaus, das der Zahlungseinstellung nahe gewesen, das große Loos gewinnt und nun seine Thätigkeit mit neuen Mitteln beginnt. Und die Nichte der alten Vicomtesse, die Aller Augen auf sich zog, wenn sie in der Loge erschien, welche die Musiker zu ihren Compositionen und die Feuilletonisten zu Dithyramben begeisterte, war keine andere, als la Baronne Leonie de Greifenstein, welche sich eine immer neue Verlängerung ihres Urlaubscheines von ihrem Gemahl, dem alten General, zu erwirken verstanden hatte.

Als Leonie ein paarmal auf den Bällen des österreichischen Gesandten und in den Theatern erschienen war, stellte das neugierige Paris gleich allerhand Fragen über ihr Herkommen und was sich daran anschloß. Es wurde gefragt: wer ist General Greifenstein? Ist er jung, blühend, ein Held, werth, solch eine Frau zu verdienen? Ist er ein berühmter Krieger? Hat Klio, die Muse der Geschichte, wirklich den Namen dieses Tapfern in ihren Tafeln oder doch mindestens der österreichische Schematismus in seinen Listen? Erfreut sich die österreichische Armee noch immer seiner activen Gegenwart? Existirt er wirklich, ist er nicht vielleicht blos ein Fabelgebilde der Phantasie, denn es ist seltsam, daß er eine solche Frau von sich fortläßt und zwar sie hier allein läßt! Man behauptet ja, für eine Frau allein zu stehn in einer Wüste, wo Tiger und Löwen hausen, sei nicht so gefährlich wie allein zu stehn in Paris. . . . Nachdem nun durch glaubwürdige Zeugenschaft dargethan war, der General Baron Greifenstein sei eine Thatsache, kam sein Charakter zur Debatte. Er mußte entweder ein Barbar sein, der die schöne Frau so unglücklich gemacht, daß sie ihn verlassen, oder der beste und geduldigste der Menschen, der, um seiner Frau Vergnügen zu machen, dieselbe selbst auf so lange entbehre.

Als einmal, im Wagen, an der Seite der Baronin ein ziemlich bejahrter, doch kräftig und wohl aussehender österreichischer Hauptmann vom Geniecorps gesehen worden war, hielt man diesen für den General und bedauerte die schöne Frau wegen ihres alternden Gemahls. Was hätte die Welt erst gesagt, wenn sie die groteske Erscheinung des Barons zu sehen bekommen hätte! Auch fehlte zu einer Zeit, wo sich Alles bereits der Segnungen der Photographie erfreute, das Bild des Gatten in den Salons der Baronin; in dem Album der „Intimen" war vorn ein weißes Blatt, wo das ungeduldig erwartete Bild hinkommen sollte, aber nie hinkam.

Ebenso im Unklaren, wie über seine äußere Erscheinung, blieb die Welt über den Charakter des Generals und über die Gründe seiner Trennung von der Frau. Die Vicomtesse Vergnier ging, wenn ihre Freundinnen oder Freunde sie auszukundschaften suchten, leicht darüber hinweg und begnügte sich zu sagen, daß die Ehe Beider keineswegs das sei, was man eine unglückliche Ehe nenne; jedoch harmonirten Beide, meinte sie, dann am Besten, wenn sie nicht zusammen lebten. Damit gab sich denn auch die neugierige Welt zufrieden. Die Damenwelt, ohnehin

in Paris nicht so penible, wie bei uns in Deutschland, hatte schon an der alten Vicomtesse eine Bürgschaft der vollkommenen Salonfähigkeit der Baronin Greifenstein, trotz der Unsichtbarkeit ihres Gemahls, und die Männerwelt wünschte sich Glück, bei den Huldigungen, die sie Leonie darbrachte, durch keinen Gatten gestört zu werden.

Es war natürlich, daß unter der Aegide der Neuangekommenen und unter dem Einfluß einer neuen Staatsschöpfung auf ganz veränderter Basis der Salon der alten Legitimistin ein ganz anderer ward: er verlor den Charakter eines Conventikels und ward der Ort, wo sich Männer der verschiedensten politischen Meinungsschattirungen zusammenfanden. Die alten Habitué's der Vicomtesse klagten darüber, aber Leonie's Ansicht war: je bunter, je besser. Sogar Flüchtlinge waren nicht ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß sie der Baronin in irgend einer Beziehung interessant erschienen. Unter letzteren befand sich auch Bruno Haldenried — er hatte die Bekanntschaft Leonie's während seines Aufenthaltes in Calais gemacht, wo die Baronin zur Badecur erschienen war. Sie hatte nämlich dort eines Tages in der Liste unter den Angekommenen im Hotel der „Königin von England" den Namen: Haldenried aus Oesterreich gefunden und in der Voraussetzung, daß es der Rittmeister sein dürfte, Erkundigungen eingezogen. Da erfuhr sie zwar, daß sie sich geirrt, wurde aber in Folge der eingezogenen Nachrichten zur Annahme geführt, daß es des Rittmeisters verschollener und todtgeglaubter Bruder sein müsse, derselbe, von welchem der Rittmeister in Kraßnitz gesprochen. Einer schönen Frau fällt es immer leicht, mit einem Mann bekannt zu werden, für den sie sich interessirt, und so machte Leonie Bruno's Bekanntschaft, ohne zu ahnen, wohin es führen werde.

Bruno war dazumal noch immer der erbitterte Feind Oesterreichs, wie wir ihn im ersten Theil unserer Geschichte kennen gelernt. Dies konnte kaum anders sein. Er hatte sein Leben so arg bedroht gefühlt, ein Leben, das nur durch unglaubliche Glücksfälle vor dem Kerker, wo nicht Schlimmerem geschützt worden war, — Alles was er gelitten, brannte noch auf seiner Seele: er konnte an die Geschichte seiner Flucht nicht zurückdenken, ohne daß ein hohes Roth über seine Wangen flammte und der heißeste Zorn über seine Peiniger und Verfolger sich in ihm regte. Was er aus Oesterreich und den Oesterreich gehorchenden Bundesstaaten hörte, gab seiner Erbitterung ewig neue Nahrung. Andererseits war er verständig genug, um die österreichischen Völker von dem auf ihnen lastenden System immer und vollständig zu trennen und mußte sich auch eingestehn, daß der Absolutismus, den er hierlands walten sah, sich von dem im Vaterlande herrschenden nicht merklich unterscheide. So lebte er denn in Paris, wo sein Leben und seine Freiheit gesichert waren, aber Frankreich ebenso wie Paris sagten ihm nicht zu; er fühlte, daß er für ein Leben, wie er es hier bisher führte, gar nicht geschaffen sei. Nichts war ihm widerwärtiger und seiner Natur antipathischer, als ein eleganter Müßiggang. Eine ganz praktische, wenn auch in der Begeisterung lebende Natur, hatte er auf den Gütern seines Onkels den vollsten Spielraum für seinen Thätigkeitstrieb gefunden. Ein leidenschaftlicher Freund der Natur, ein Landwirth mit Leib und Seele, hatte er in Ungarn ein Leben geführt, das dem eines amerikanischen Ansiedlers nicht unähnlich war, ein Leben in freier Luft, bald im gestreckten Laufe seine Pferde von Gut zu Gut kutschirend, bald wieder den Bau von Wirthschaftsgebäuden überwachend oder eine Fabrik einrichtend, heute Forstmann, morgen Baumeister, am dritten Tage Fabricant und Geschäftsmann. Was sollte er hier? Er hatte den Plattensee mit seinen stillen, malerischen Ufern, wo er seit fünf Jahren gelebt, ewig vor Augen! Eine tiefe Schwermuth, ein grenzenloser Ueberdruß waren nur zu oft in dieser Stadt des Vergnügens über ihn gekommen und wenn er um deren Grund fragte, mußte er sich die Antwort geben, daß er der Müßiggang sei, der an seiner Seele zehre, nicht anders, als wie das nutzlose Leben im Kerker dem, der es führt, zuletzt schrecklich wird.

In solcher Gemüthsverfassung, verstimmt, bald mit Auswanderungsplänen nach Amerika beschäftigt, bald von der Hoffnung großer europäischer Katastrophen hingehalten, hatte Bruno Leonie kennen gelernt und in dieser Bekanntschaft eine Macht gefunden, die ihn anzog und abstieß, doch nur um ihn wieder um so mächtiger anzuziehen. Es erging ihm, wie es, ohne daß er's wußte, seinem Bruder ergangen, und doch auch anders. Jenen reizte die Kälte, ihn der weiche, sirenenhafte Zauber eines Charakters, der wie fesellos im Element des Pariser Lebens gaukelte. Leonie war aber auch nicht mehr das Weib, wie wir es zuvor gekannt. In Kraßnitz war sie unter dem Drucke eines stupiden Mannes unglücklich, aber der Zwang der Umgebung war auch heilsam und Alles kleidete sich an ihr in ein weibliches Ebenmaß. Hier in der Fremde momentan frei, trat ihr inneres Wesen in seiner Nacktheit hervor. Sie will lieben, glänzen, die unterdrückten Wünsche ihrer Jugend treten ungestüm hervor und drängen nach Realisirung. Diese Wünsche, Wünsche von Liebesglück, glänzenden Siegen, freiem, leicht dahingaukelndem Leben hatten seit den ersten Mädchenjahren in ihr geruht und weder die Klostererziehung, noch die Ehe an der Seite des alten Soldaten waren im Stande gewesen, sie zu ertödten, ja nur abzuschwächen. Ihre spröde Kälte, so oft hart und verletzend, war nur der Trotz, in den sich der Schmerz über eine Jugend hüllte, die sie für verfehlt und verloren hielt. Wenn sie in Wien Gesellschaften vermied und sich oft wie die Schnecke in ihr Haus zurückzog, so war das nur die Aeußerung eines Gemüths, daß das Wenige zurückweist, weil es Alles haben möchte. Nichts oder Alles war ihre Devise. Als Jahr um Jahr verging, wuchs die Ungeduld, die Unruhe und Verwirrung ihres Innern. Zuletzt — bei einer scheinbar kleinen Veranlassung brach sie los und kündigte, wie wir's gesehen Greifenstein den Gehorsam, wie ein Volk Revolution macht, scheinbar wegen einer Kleinigkeit,

nachdem es Jahrelang stumm getragen und hundert ärgere Ungerechtigkeiten gleichgiltig hingenommen. War das ein Jubel in ihr, als alle comprimirten Kräfte frei wurden! Kein Vogel, der lange im Bauer gefangen saß, regt freudiger die Schwingen im Sonnenschein, in der Freiheit, in der Luft der Berge und Thäler. Mich soll man nicht mehr einsperren! rief es in ihr tausendmal, und sie war entschlossen, es auf einen völligen Bruch ankommen zu lassen, im Falle Greifenstein auf ihrer Rückkehr bestehe.

In Leonie's Adern floß, wenigstens zur Hälfte, französisches Blut. Ihr Vater, Graf Vergnier, aus einer alten französischen Legitimistenfamilie, hatte noch vor fünfundzwanzig Jahren große Besitzungen in Oesterreich sein genannt. Er hatte sie alle eigentlich ohne sein Verschulden, ohne daß er ein Verschwender gewesen wäre, verloren, blos darum, weil er Alles zu verstehen glaubte, in der That aber der paradoxeste aller Oekonomen, der geschäftsunkundigste Mensch war, wozu noch der Umstand kam, daß er von seinem Gutsverwalter, der durch ganz besondere Verhältnisse sein bitterster Feind geworden, absichtlich dem Ruin entgegengeführt wurde. Als Graf Vergnier eine Besitzung nach der andern in die Hände seiner Gläubiger gehen sah, überließ er sich einer düstern Schwermuth. Er nannte fortan Alles, was ihn traf, den Unstern der Vergniers. Als noch ein neues häusliches Unglück dazu kam und er die Treue seiner Frau, die er über Alles liebte, bezweifeln mußte, zog er sich ganz von der Welt zurück, ließ alles gehn, wie es gehn wollte und gab seine Tochter in die adlige Erziehungsanstalt des Sacré coeur in Brüssel. Der Aufenthalt in diesem Collége war nicht dazu angethan, Leonie's Herz, das die Nähe einer Mutter eigentlich immer entbehrt hatte, sonderlich zu entwickeln. Es war in dieser Anstalt eine geläufige Ansicht, daß die jungen Mädchen, wenn sie herausträten, Den zum Gemahl nehmen müßten, den ihnen der Wille der Eltern bestimmt und der die beste Partie sei. Der General Baron Greifenstein hatte Leonie schon ehedem, während eines Aufenthalts bei ihrem Vater gesehen. Eines Tages schrieb Graf Vergnier seiner Tochter, daß er ruinirt sei und sie nicht mehr in der Anstalt lassen könne, daß aber der reiche Baron um sie angehalten habe. Leonie ward seine Frau — sie war eben siebzehn Jahre alt geworden.

Bald nachdem Bruno in Paris die Bekanntschaft Leonie's erneuert, war es ihm klar, daß die schöne Frau ein höheres Interesse für ihn gefaßt habe. Auch er konnte einem so gebildeten, phantasievollen, sich lieblich seinem Vis-à-Vis anschmiegenden Geiste auf die Dauer nicht widerstehn. Leonie hatte bei allen ihren Vorzügen große und unüberwindliche Launen, welche weniger aus einem reizbaren und getrübten Gemüthe, als aus der Herrschsucht ihrer siegesgewissen Schönheit hervorgingen. Als die Habitué's in den Salons der Vicomtesse sahen, daß sie, welche sich vor ihnen, wie vor Allen die Zügel schießen ließ, bei Bruno eine Ausnahme zu machen anfange und sich vor seinem oft herrischen und despotisirenden Wesen beuge, kamen sie auf den Gedanken, daß sie von einem Fremdling, den sie früher in ihrer Selbstgefälligkeit unterschätzt, überflügelt seien und vielleicht in kurzer Zeit aus dem Felde geschlagen sein würden. Dies war auch der Fall.

Leonie war das erste Weib, welches nach dem langen Zeitraume, der seit der kurzen und blitzartig schnellen Liebesepisode in Kraßnitz verstrichen war, wieder einen Eindruck auf Bruno's Herz gemacht hatte. Als er in Paris ankam und noch lange darauf, stand Cornelia's Bild, seiner Retterin, Tag und Nacht vor seinen Augen, von ihr schwärmte er bei Tage und malte Alles mit ihr Erlebte sorgfältig im Geiste aus. In dieser Erinnerung lebte er wieder auf, wenn die niederschlagenden Erfahrungen, die er gemacht, seinen Kopf verdüsterten und der Druck der Zeiten sich wie ein Alp auf seine Brust legte. Da war ihm Cornelia's Bild gleichsam die von fern herüberschimmernde Zauber-Insel mitten in einem öden, trostlosen Meer, zu welcher er sehnsuchtvoll hinüberschwamm.

Allmälig aber mußte sich doch das Recht des Lebendigen und Gegenwärtigen, das so viel zerstört, aber auch so viel heilt, geltend machen. Wie er seine politischen Ideale zu verschmerzen und sich in die Zeitlage zu fügen begann, mußte auch das Liebeslicht erblassen, das von fern, aus dem alten Schlosse in Böhmen zu ihm herüberstrahlte.

In seinen Augen war Cornelia die Braut eines Andern, ein Wesen, mit welchem keine Verbindung anzuknüpfen war und das er wohl nie im Leben wiedersehen würde. Sein Herz fühlte sich zwar noch immer diesem Mädchen für seine Freiheit, ja für sein Leben verpflichtet, aber die Liebe zu ihr war zu einer Erinnerung, zu einem Stücke romantischer Vergangenheit geworden. . . .

An jenem Abend, nachdem er sich von Grauwak getrennt — er war noch eine ganze Weile, Entschlüsse hin und her wiegend, in den Straßen umhergegangen — trat Bruno bei Leonie ein und fand sie in der warmen, duftigen Atmosphäre ihres kleinen teppichbedeckten Boudoirs unfern vom Kamin in einem Buche lesend. Sie sagte kein Wort und erhob sich auch nicht aus dem Fauteuil, als sie ihren Freund eintreten sah, aber das zauberische Lächeln, das ihrem edelgeformten Gesicht einen so verführerischen Reiz gab und der Druck der sanften Hand, waren ein Willkommen, das jeden Liebhaber beglücken mußte.

„Wie spät Du kommst!“ sagte Leonie mit einem Blicke auf die Pendüle. „Es ist fünf Minuten über Neun; Du kommst um eine ganze Stunde und fünf Minuten zu spät! Weiß Du nicht, daß es eine schreckliche Abnahme des Gefühls zeigt, wenn man warten läßt?“

„Ach, liebe Leonie,“ erwiderte Bruno, indem er ihr gegenüber Platz nahm, „Paris ist so groß, die Entfernungen sind so schwer berechenbar — man bleibt, ohne daß man's merkt, eine Viertelstunde länger im Café sitzen oder begegnet auch wohl einem Bekannten, der uns aufhält. Heut traten noch ganz besondere Umstände hinzu.“

„Wie anders wir Frauen sind!“ rief Leonie. „Ist es ein Tag, an welchem ich Dich erwarte und für die

übrige Welt nicht zu Hause bin, fange ich schon früh zu zählen und meine Zeit einzurichten an. Vormittag, auf der Promenade im Wagen seh ich hundertmal auf die Uhr, das Essen wird früher angesagt, die Tante fast mit Gewalt entfernt, alle meine Gedanken richten sich nach Dir, Du aber —"

„Keine Vorwürfe, Leonie," sagte Bruno lächelnd, indem er die Hand der schönen Frau ergriff und ihre Fingerspitzen an seine Lippen drückte. „Jetzt bin ich da. Wie geht's Dir? Wie hast Du den Tag zugebracht?"

„Ohne besondere Erlebnisse! Der Morgen ist mit Besuchen hingegangen, später bin ich mit der Tante ausgefahren, endlich habe ich eine zwei Stunden lange Sitzung bei Corradini gehabt. Was siehst Du mich so an?"

„Weil ich endlich anfange eifersüchtig zu werden!" rief Bruno. „Warum wird das Bild nicht fertig? Sehr einfach, darum, weil der Italiener in Dich verliebt ist."

„Spotte nur! Ein Mann von fünfzig Jahren! Uebrigens, wäre er erst dreißig, es wäre Dir ebenso gleichgiltig. —"

„Oho!"

„Weil Du mich nicht mehr liebst. . ."

„Wenn ich Dich nicht mehr liebte, — doch das sind Einfälle und Marotten, keiner Widerlegung werth! Laß uns von vernünftigen Dingen sprechen. Wie wird das Bild?"

„Man sagt, sehr gut. Wenn Du willst, gehen wir dieser Tage zusammen hin und sehen es an. Es gehört ja ohnehin Dir. Wenn ich Paris verlasse, bleibt es Dir."

„Du Paris verlassen!" rief Bruno.

„Allerdings! Was würdest Du sagen, wenn mein Mann —"

„Dein Mann!" rief Bruno. „An den glaube ich gar nicht mehr, der kommt nicht! Er ist so oft angesagt und erwartet worden. —"

„Daß er doch endlich kommt" — erwiderte Leonie. „Ein Brief, den ich gestern erhielt, hat mich ganz unglücklich gemacht. Er kündigt mir —"

„Seinen bevorstehenden Besuch an?" fragte Bruno gespannt.

„Wenn auch nicht das, doch seinen festen Entschluß, daß ich heimkehren soll."

„Wirst Du gehen?" sprach Bruno nachdenklich mit auffallender Ruhe.

„Mit welcher Erschütterung Du unsere Trennung hinnimmst!" rief Leonie höhnisch. „Und Du trittst ein, und willst den Eifersüchtigen spielen! Wäre ich nicht einmal einer größeren Verstellung von Deiner Seite werth?"

„Hast Du nicht noch mehr Sarkasmen in Vorrath," erwiderte Bruno lachend, „um mein Benehmen noch stärker zu brandmarken? Freilich bin ich nicht erschrocken, da Du mir Deine Abreise nach Wien in Aussicht stellst, aber wisse nur erst genau, warum!"

Leonie lauschte überrascht empor und Bruno fuhr fort:

„Dein Mann ruft Dich zurück und mich ruft ein alter, kranker Onkel seit Monaten mit jedem Briefe! Habe ich Dir je gesagt, daß ich mich schon lange mit Rückkehrgedanken trage? Antworte kurz: Ja oder Nein!"

„Nein!" sagte Leonie, „mit keiner Silbe."

„Warum habe ich darüber geschwiegen?" sprach Bruno. „Offenbar, weil mein Entschluß nie reif dazu war und hauptsächlich, weil ich mich an dem Spinnrocken, an welchen mich meine schöne Omphale festgebunden hat, sehr wohl befinde. In diesen letzten Tagen habe ich meine Rückkehrfrage allen Ernstes wieder vorgenommen und war, wie Du siehst, halb und halb entschlossen Paris Adieu zu sagen —"

„Auch dann," fiel ihm Leonie in's Wort, „wenn ich nicht mitgegangen wäre?"

„Wollte ich galant sein," versetzte Bruno rasch, „würde ich sagen: Nimmermehr! Da mir aber Aufrichtigkeit gegen Dich mehr ziemt, will ich Dir eine Erklärung geben."

„Um die muß ich bitten," warf Leonie in einer lauernden, unruhigen Haltung spitz hin.

„Es hat sich in Oesterreich mancherlei verändert," hob Bruno wieder an. „Der Verfolgungseifer hat sich mit zunehmender Consolidirung der Zustände in nicht zu verkennbarem Grade abgekühlt. In Verbindung damit hofft mein Onkel, der einflußreiche Personen zu Sachverwaltern hat, mir ganz bestimmt die straffreie Rückkehr zu erwirken. Da es also nur von mir abhängt, den Zeitpunkt meiner Abreise festzusetzen, hab' ich mich geprüft und allerdings gefunden, daß die Gründe der unaufhörlichen Rückberufung von Seite meines Onkels unanfechtbar sind. Er fürchtet, meine besten Jahre gingen unter Flüchtlingen und Clubbisten übel angewendet dahin; mir sagt es eine tief innere Unzufriedenheit, daß er wahr spricht. Er ist gichtkrank und an sein Zimmer gebunden — seine großen Besitzungen sind dadurch gleichsam herrenlos und entbehren einer regelnden Hand! Ich selbst, wenn ich denke, was da der Krieg verwüstet haben mag und was es zu thun gäbe — "

„Nicht weiter!" rief Leonie ausbrechend. „Du erdrückst mich mit Deinen Gründen! Ich höre in Deiner endlosen Auseinandersetzung nur immer: Der Onkel! Der Onkel! Aber nicht ein einziges Mal: Leonie! Das wird nachgerade monoton. Du beschäftigst Dich also so ernstlich mit Deiner Abreise, ohne mir eine Silbe davon zu sagen? O Du Verräther! Merkst Du denn nicht, daß ich nur eine List gebraucht habe um Deine Treue zu prüfen und der Tiefe Deiner Leidenschaft auf den Zahn zu fühlen? Und Du gehst in die Falle, da Du doch tausendmal gehört, daß ich lieber sterben als zurückkehren würde?" —

„Du bist ein Kind" — wollte ihr Bruno in's Wort fallen, verstummte aber, da Leonie sich nicht stören ließ.

„Ihr Männer," fuhr sie in einem Athem fort, „gebraucht das Wort Sterben als Phrase und so häufig, daß es Euch auch in keinem anderen Munde einen Sinn zu haben scheint. Mir ist Ernst damit. Ich bin schlimmer daran, als Du. Auch ich bin ein Flüchtling, aber Einer, dem keine straffreie Rückkehr erwirkt werden kann. Ich bin vor der Tyrannei

in ihrer widrigsten Form, vor dem patriarchalischen Absolutismus, geflüchtet. Vor einem Jahre hätte ich mich vielleicht noch zur Rückkehr verstanden, jetzt aber ist mir meine persönliche Freiheit das höchste Gut meines Lebens geworden. Ich bin in Paris — wo trägt der Flüchtling sein Exil leichter? Welches Glück winkt mir daheim? Was verliere ich an einigen Jugendbekanntschaften, die mich vielleicht jetzt schon vergessen haben?", sagte sie, indeß sich ihre Mienen verfinsterten. „Was liegt mir am Vorwurf vernachlässigter Pflicht und möglichen Verleumdungen, die sie mir daheim nachschleudern mögen? — Ich zurückkehren? Unter den Absolutismus? Nimmermehr!"

Leonie hatte sich während dieser Worte erhoben, ihre Wangen hatten ein höheres Roth angenommen, ihre Augen schossen Blitze. Bruno sah sie an, überrascht und wie neugierig lauschend, was sich Alles in diesem sonst verschlossenen Gemüth rege, das er bisher fast nur in heiteren und oberflächlich spielenden Affecten gekannt.

Da trat der Bediente ein und brachte den Thee.

Leonie hatte sich wieder etwas beruhigt. Sie flog an's Piano, schlug es rasch auf, griff in die Tasten und begann, nachdem sie lange phantastisch präludirend in aufgeregten Rhythmen und oft disharmonirenden Accorden gewühlt, eine Umspielung der schönen Melodie aus dem vierten Act der Hugenotten. Bruno, die Hand sinnend auf's Haupt gestützt, glaubte, während ihre schönen Augen die Sprache der Töne interpretirten, ein: Raul bleibe! Raul — ich liebe Dich! deutlich herauszuhören.... Wie schon so oft, griff ihm ihre Schönheit tief an's Herz, daß es ihn wonnig durchbebte, Träume berauschenden Glücks stiegen wie farbige Leuchtkugeln vor ihm empor. Von draußen drangen nicht, wie in jener leidenschaftlichen Scene die wilden Töne einer Bartholomäusnacht herein; das Blut seiner Freunde und Gesinnungsgenossen hatte längst zu fließen aufgehört, nichts trieb ihn dazu sich so gewaltsam wie Raul loszureißen und so süße Bande zu brechen. Als der alte Diener fortgegangen war, nahm er Leonie gegenüber am Tische Platz und den Rest des Abends hindurch, der rasch wie ein Traum verging, war von einer Abreise von Paris und einer Rückkehr in die Heimath nicht mehr die Rede.

---

## Viertes Capitel.

### Le prince s'amuse.

Im Foyer der Bouffes Parisiens saß ein Mann in mittleren Jahren, der unter allem Apparat äußerer Eleganz die Trivialität seiner Erscheinung nicht zu verhüllen vermochte. Mit überschlagenen Beinen, beide Daumen in die Armlöcher seiner Weste eingehäkelt, den Zwicker am schwarzen Bande auf der Nase, saß er mit zurückgeworfenen Kopfe da und blickte unverwandt nach der zu den Logen führenden Thür. Er schien Jemand mit Ungeduld zu erwarten.

Es war Burda mit seinem plebejisch groben, aber Pfiffigkeit verrathenden Gesichte. Wenn ihn Negroni oder Grauwak gesehen hätte, wie er dasaß, Beide würden unfehlbar angenommen haben, daß er auf ein Opfer warte, daß sich indeß arglos bei der Vorstellung amüsire. Was konnte Burda dafür, daß seine unangenehme Physiognomie mit ihren Fuchsaugen immer dieselbe blieb, ob er darauf sann, Jemand auf Lebenszeit in's Zuchthaus zu liefern, oder damit beschäftigt war, irgend ein Männerherz durch Dienste als Postillon d'Amour oder gar als Kuppler zu beglücken? Es ahnte wohl kaum eine Seele, daß er soviel Routine auf dem heitern Felde der Liebe besitze, da nur seine Reputation als Spion ziemlich begründet, leider aber auch noch nicht allgemein genug anerkannt war! Und doch steckte auch ein Figaro in ihm, freilich kein lustiger, von Humor übersprudelnder, aber doch Einer, der das geheimste Versteck der Amoretten aufzuschnüffeln und die gefangenen Nymphen mit größter Uneigennützigkeit seinen Kunden zu überliefern verstand.

Doch es ist Zeit, daß wir dem Leser eine Biographie des Mannes bringen, dessen Charakter ihm bereits aus der Darstellung des Chevalier bekannt geworden. Sie ist in Kürze folgende:

Als Sohn armer Eltern war Burda sehr früh bei einem Krämer in einer böhmischen Landstadt in die Lehre getreten. Er that nicht gut, wechselte mehrmals die Stellung und kam, nach mannigfachen Glückswechseln endlich als Commis in ein Prager Handelshaus. Auch dort konnte er sich nicht halten und war im tiefsten Grunde seiner Seele mit seiner Stellung unzufrieden. Hier war es, wo er seinen ersten Geniestreich ausführte und seinen, in eine nicht unbedeutende Zoll-Defraudation verwickelten Brodherrn denuncirte. Er hatte sich als Preis bedungen, daß man ihm die Stelle eines Finanzwachaufsehers gebe und diese ward ihm in der That zum Lohne. Da hatte nun sein Talent das rechte Feld gefunden. Er nahm, wo es ging, an allen Bestechungen Theil und verrieth die betrogenen Betrüger. Da er sich dabei stets die loyalste Miene zu erhalten wußte, war er endlich, für soviel Verdienste um den österreichischen Staatsschatz zum Revisionsbeamten befördert worden und hatte als solcher die Aufgabe, die Untergebenen, die früher seinesgleichen gewesen, auf der Bahn der Rechtlichkeit zu überwachen.

Da war das Jahr Achtundvierzig hereingebrochen und hatte einem Unterbeamten, der durch ihn brodlos geworden, den Muth gegeben, sich an Burda zu rächen. Er wurde auf offener Straße mit Stockhieben tractirt, und hatte in Folge dieses Kampfes die bereits erwähnte, noch heute sichtbare, von der Stirn bis auf die Wange herablaufende Schramme behalten.

Aber das Jahr Achtundvierzig bildete auch in anderer Beziehung einen Wendepunkt in Burda's Leben. Es wäre schade gewesen, wenn sein schönes Talent sich bei der Aufdeckung von Grenzzollunterschleifen ruhmlos verzehrt hätte, da er doch bisher

eine unbestreitbare Spürkraft für böse, Unrecht im Schilde führende Menschen an den Tag gelegt hatte. Thron und Vaterland stehen jedenfalls höher, als die richtige Entrichtung des Zolls für einen Sack Kaffee oder einen Ballen Baumwolle.

Burda wurde Spion und lieferte mit wahrhaft aufopferndem Eifer eine ganze Anzahl Menschen, die durch politischen Freisinn die Grundfesten des alten Staatsschlendrians bedrohten, der Polizeibehörde aus.

Als nun die starre, stumme Periode der Reaction eintrat, mußte sich auch das Feld seiner Thätigkeit einengen. Burda's immer höher strebender Geist achtete sich zu hoch, um sich bei einem Geschäfte abnutzen zu lassen, zu welchem auch ganz ordinaire Menschen ausreichende Tauglichkeit besaßen. Es erschien ihm klein, sich in Gast- und Kaffeehäusern zudringlich an die Tische zu setzen und harmlose Gespräche zu belauschen. Er zog es vor, sich nach Paris senden zu lassen. Seine Mission war fortan, die österreichische Emigration überwachen zu helfen, unter welcher sich viele, noch immer nicht rastende Hochverräther befanden. Unter der Maske eines Flüchtlings, und, wo es noth that, eines Verschwörers, lebte er nun seit mehr als einem Jahre in Paris und übte sein Handwerk, Jedermann, dem er nahte, arglistig zu schaden.

Wohl betrachtete ihn Dieser und Jener, der seine Bekanntschaft gemacht, mit argwöhnischen Augen, aber Keiner noch hatte den rechten Blick in diese verächtliche Büttelseele geworfen, weil sie unter seinem Aussehn und sonstigem Wesen nur zu gut versteckt war. Seine gemeine, an Jeden gleichsam heraufkriechende Vertraulichkeit erregte weniger Verdacht, weil er dabei den Ton der Gutmüthigkeit und einer mit Allem herauspolternden Offenheit nur zu gut zu treffen wußte. Auch die Proben von Unwissenheit in allen Dingen der Bildung, die er stets von neuem lieferte, führten irre; es ließ sich bei einem solchen Ignoranten nicht so viel raffinirte Planmäßigkeit voraussetzen.

Zu den Gönnern Burda's, die ihm zur Reise nach Paris verholfen, gehörte auch der Graf Thiebaldsegg; dieser glatte und feine Diplomat, sonst die Personification des cavaliermäßigen Anstands, bediente sich zu seinen Zwecken mitunter auch der unsaubersten Werkzeuge. Burda schickte ihm Berichte ein und ließ sich auch zuweilen vom Grafen zu rein privaten Missionen, zu denen Befähigung nöthig war, verwenden. Aber außer den Diensten, die er diesem Vorragendsten unter seinen Gönnern und dem Staate leistete, hatte er noch immer nebenbeilaufende Geschäfte. Da gab es österreichische Cavaliere, mit welchen er durch seine Verbindung mit der Gesandtschaft bekannt geworden war und denen er sich aus unendlichem Thatendrange wie ein Lohnbedienter zur Verfügung stellte. Er war ihr Cicerone, ihr Famulus, ihr Leporello, oft alles zusammen, und dabei war ihm nie eine Affaire schmutzig genug, in welche er sich nicht mit Lust und Liebe hineingestürzt hätte. Obwohl er eigentlich bei allen diesen Geschäften nur von seinem Genius getrieben wurde und das entfallende Trinkgeld als Nebensache betrachtete, so unterließ er doch nicht, auch diese Nebensache zur höchsten Bedeutung hinaufzuspannen . . .

Seit sechs Wochen hatte Burda an dem jungen Fürsten Hugo von Kronenburg eine wahre Goldquelle gefunden. Obgleich ursprünglich von ihm nur niedere Dienste gefordert waren, verstand er es doch, sich bald bei ihm zu einem Factotum emporzuarbeiten.

Der Fürst, des Terrains unkundig, wenig erfahren, unter dem Anstrich eines brüsken Selbstherrschers eine leitsame Natur, hatte von jeher das Loos gehabt, von seinen Kameraden, ja oft von Lakaien und Dienern gegängelt zu werden. Was mit seinem Wappen und seinem Gelde zu erreichen war, das war, wenn er danach begehrte, im Handumdrehen gewonnen, aber sein fürstlicher Uebermuth sank kläglich zusammen, wenn der Sieg langsam durch geistige Gewandtheit und Auffindung kluger Auswege zu gewinnen war. Moralische Schwäche war in ihm mit einem beschränkten Geiste vereinigt. Daher tobte er auch immer, wie ein wildes Kind, vor dem ersten Hinderniß „das ihm den Weg versperrte und glaubte es mit Schreien und Poltern wegräumen zu können. Wie er tief unter ihm Stehende unter der Würde eines Menschen zu behandeln gewohnt war, wenn sich sein Gemüth im normalen Zustande befand, so war er auch im Stande, denselben Menschen, den er vorher mit Füßen getreten, zur Zeit, wenn er in einer kritischen Lage zappelte, mit seinem Vertrauen, wie einen alten Bekannten zu beehren und im Zorn oder Affect die unermeßliche Scheidewand des Rangunterschiedes zu vergessen.

Kronenburg's Brautbewerbung in Kraßnitz war in dem langen Zeitraum, der zwischen diesem und dem ersten Theil unserer Geschichte liegt um keinen Schritt vorgerückt; Cornelia's Widerstand war derselbe geblieben, aber die Hartnäckigkeit ihres Vaters sowie der Eltern Kronenburg's hatte sich womöglich gesteigert, die nach beiden Seiten hin convenable Verbindung zu Stande zu bringen. Der leichtblütige Fürst Hugo war aber, wie sehr ihm die Braut auch anfangs behagt hatte, nicht das zähe Herz, um auszuharren. Er hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn ihm Cornelia plötzlich um den Hals gefallen wäre, aber da es mit seiner Werbung beim ersten Anlauf nicht vorwärts gehen wollte, dachte er bald nicht mehr daran, sich durch fernere Anstrengungen um das Mädchen verdienter zu machen. Er fühlte sich eigentlich von ihr tief beleidigt und hatte sich längst im Innern von ihr abgewendet. Innerlichkeit, echte, ihres Werthes bewußte Weiblichkeit, wie sie Cornelia auszeichneten waren ohnehin nicht das Ideal, das der Fürst auf seinen mannigfachen Liebesirrfahrten zu erhaschen gestrebt hatte. Er gab einem lustigen Naturell, welches den Eingebungen des Augenblicks folgte, sich und Andern keinen Zwang auferlegte, zu gelegener Stunde lose Einfälle ausführte und seine Witze goutirte, unbedingt den Vorzug. Er kannte aber seinen eigenen Geschmack am wenigsten, da er sich in den Wesen, welche sein Herz aus freier Lust aufsuchte, jederzeit irrte und seine Wahl durch eingebildete Prätensionen

fälschte. Dies wurde gewöhnlich für ihn zur Quelle großen Liebesjammers, in welchem er das tollste Opfer zu bringen fähig war und selbst vor einem ernstgemeinten Heirathsantrag nicht zurückscheute. Selbst Letzteres, diesen ungeheuren Trumpf, hatte er bereits mehrmals vergebens ausgespielt! . .

Sein gegenwärtiger Aufenthalt in Paris bot ihm nicht das hohe Vergnügen, welches er sich versprochen hatte. Statt Liebeslust hatte er Liebesleid gefunden, seit er in Auteuil, in der Gesellschaft einiger Mitglieder des Jockeyclubs mit Frau von Sesie bekannt geworden war.

Frau von Sesie war, wie es hieß, die Wittwe eines französischen Edelmanns dieses Namens, welche sich nach einem Aufenthalt in Deutschland und Italien, seit einem Jahre in Paris niedergelassen hatte. Jung und schön, von ihrem verstorbenen Gemahl reich dotirt, lebte sie auf großem Fuß und es war ihr das Glück zu Theil geworden, sich in der Welt der Mode einen gefeierten Namen zu machen. Von Lebenslust und Jugend nicht selten zu weit fortgerissen, wußte sie sich doch stets im letzten Augenblicke die Zügel strengerer Sitte anzulegen und rettete so ihre Reputation, wiewohl ihre Genialitäten auf mancher Seite üble Deutungen zurücklassen und Anstoß erregen mußten.

Kronenburg hatte sich die schöne Wittwe als bonne prise ausersehen und war wie gewöhnlich, als diese Absicht in ihrer Ausführung scheiterte, in eine wahre Liebeswuth verfallen. In diesem Zustande war er der Hilfloseste der Menschen, fremden Raths und fremder Leitung bedürftig. Beides, Rath und Hilfe, glaubte er endlich gefunden zu haben, als Burda ihm seine Dienste angeboten. War er ganz und gar Gefühl geworden, so repräsentirte Burda seine Urtheilskraft und seine Vernunft. . . . .

Während der Fürst heute der Vorstellung in den Bouffes beiwohnte und Frau von Sesie unverwandt mit seinem Glase anstarrte, wartete sein unheimlicher Figaro ungeduldig im Foyer und konnte sich das lange Ausbleiben seines erlauchten Almaviva, als ein Entr-act nach dem andern vorübergegangen war und das Ende der Vorst-llung herannahte, nicht mehr erklären. Da wurde durch das Glasfenster des Einganges eine österreichische Cuirassieruniform sichtbar und der junge Fürst trat, einen gigantischen Strauß von Violettes de Parme in der Hand, mit höchst übelgelauntem Gesichte ein.

Burda flog ihm allerunterthänigst entgegen.

„Meine Erkundigungen —“ flüsterte er mit wichtigthuenden Mienen.

„Ihre Erkundigungen,“ rief der Fürst barsch und verächtlich, indem er sich auf die gepolsterte Wandbank hinwarf, „sind jetzt ganz unnütz! Sie könnten mir jetzt Schwarz auf Weiß beweisen, daß sie das Musterbild einer Frau ist, die Wittwe eines Königs und selbst von reinster königlicher Abkunft, mich kümmert das Alles nicht mehr! Der Teufel hole die ganze Geschichte!“

„Was sagen Sie da?“ rief Burda erstaunt und fragte mit heuchlerischer Süßigkeit: „Hätten Sie eine neue Eroberung gemacht, Durchlaucht? Das Bouquet, das Sie in der Hand halten, besagt wenigstens —“

„Seh ich so aus, wie Einer, der heute Abend im Glücke geschwelgt hat?“ fuhr der Fürst ihn an. „Dies Bouquet halte ich schon drei Stunden in der Hand, ohne es ihr geben zu können; es ist schon ganz welk und von meiner Hand wie verbrannt!“

Er warf es in eine Ecke und fuhr fort:

„Ich habe es schon längst gesagt, daß mir der Russe gefährlich ist und mir sie wegschnappt —

„Graf Ostrow?“ fragte Burda, sich verwundert stellend. „Das sollte ich nicht glauben! Durchlaucht haben mir ja erzählt, wie Sie von ihr bei jeder Gelegenheit so glänzend ausgezeichnet worden sind. — Wie könnte sie so schnell umschlagen? Sie müßte keinen Funken von Charakter haben!“

„Ich trete mit meinem Bouquet,“ sprach Kronenburg, „ganz vergnügt in's Theater und erblicke sie schon mit ihrer Freundin, der Creclin oder Mulattin, was weiß ich — mir gegenüber. Eben rüste ich mich zu ihr hinüberzugehen, als ich Ostrow auf sie loskommen und auf einem Sitze neben ihr Platz nehmen sehe. Ich war wüthend. Ich richte meinen Gucker unverwandt hin, aber trotz der geringen Entfernung werde ich nicht bemerkt, ignorirt, man läßt mich gewissermaßen zusehen, wie sie sich unterhalten, wie sie lachen und fast wie Tauben schnäbeln. Zehnmal wollte ich aufstehen und aus dem Theater fortlaufen“ —

„Wären Sie, Durchlaucht, doch hinaufgegangen,“ fiel ihm Burda in's Wort. „Mit Bescheidenheit kommt man nun einmal auf dieser Welt nicht fort, man muß den Andern wegzubeißen suchen — doch Verzeihung, daß ich Ihrer Durchlaucht mein Bischen Lebensweisheit vorzukramen wage.“ —

„Was hätte ich oben gemacht?“ erwiderte der Fürst mit ungnädigen Blicken. „Ein galantes Wort hätte ich nicht vorgebracht — sollte ich ihnen meinen Aerger zeigen? Ich hätte diesen Ostrow eher mit einer Pistole herabschießen, als zu ihm hinaufgehen und ihm guten Abend sagen können.“

„Das begreif' ich,“ sagte Burda trocken.

„Kurz und gut, man muß die Geschichte an den Nagel hängen und sich nicht länger blamiren.“

„Nun, vielleicht ist das das Rechte!“ rief Burda. „Frau von Sesie ist eine wunderschöne Frau, aber Niemand wird mir einreden, daß ich nicht alle Abende Zwei bis Drei, die ihr nicht nachstehen, bei Mabille finde.“

„Mag sein,“ versetzte der Fürst, „um aber Personen dieses Schlages zu finden, brauch' ich nicht nach Paris zu gehen und ein hornendes Geld aus dem Fenster zu werfen. Solche Eroberungen wären mir ganz recht, wenn ich eine hätte, die mir Ehre vor der Welt macht und meinen Namen herumträgt; denn, wissen Sie, mein Lieber, ein Fürst Kronenburg muß ein Bischen Spectakel machen und kann nicht in Paris vegetiren, wie ein Kaufmann oder ein Student.“

„Das ist unbezweifelt,“ sagte Burda. „Ich sollte aber meinen, Durchlaucht, wenn Sie sich einige Male im Theater oder im Boulogner Gehölz mit der ersten besten Dame zeigen, so müßte auch das Eclat

machen und die Person einigermaßen in die Mode bringen."

„Reden Sie nicht so dumm!" schnauzte ihn der Fürst an, als Graf Ostrow in's Foyer trat, eine jugendliche Gestalt von schlankem Wuchse, gefälligem Aeußern und weltmännisch glatten Manieren.

„Sie haben wohl, Prinz," redete er Kronenburg freundlich an, „die Schwüle in dem kleinen Hause unerträglich gefunden —"

„Ja, es war sehr heiß —" stieß Kronenburg, nach Fassung ringend, hervor, denn er mußte annehmen, daß Ostrow sich über ihn lustig mache. Er war entschlossen, durch Herabsetzung der Frau von Sesie sich an seinem glücklichen Rivalen zu rächen.

„Nun, lieber Graf," sagte er nach einer Pause, in welcher Beide nebeneinander ein paar Schritte auf und ab gegangen waren, „heute — als ich Sie an der Seite der schönen Wittwe beobachtete, ist mir klar geworden, daß Sie die Festung zur Uebergabe zwingen wollen. —"

„Auch mir ist es nicht entgangen," versetzte Ostrow leicht scherzend, „daß Sie die arme Frau mit aller Kraft ihrer Operngläser den ganzen Abend bombardirten. Ihre Manöver sind, wie mir scheint, so erfolgreich gewesen, daß ich Sie beneiden würde, wenn ich die Absicht hätte, welche Sie mir — wohl nicht im Ernst — unterlegen."

„Sie haben mich nicht zu beneiden!" versetzte der Fürst, vom Uebermaß des Hohns bis zur Bissigkeit gereizt. „Frau von Sesie muß ein allumfassendes Herz haben, da sie nicht einmal mich übersieht, während sie schon ihrem Nachbar zu gehören scheint."

„Ist das Scherz oder Ernst?" warf Ostrow hin.

„Wahrscheinlich etwas von Beiden," entgegnete Kronenburg.

„Ich sehe," sagte Ostrow, „daß Sie die Frau zu wenig kennen und allzusehr von gewissen Gerüchten abhängig sind. —"

„Kann sein!" versetzte der Fürst, scheinbar einlenkend, viel freundlicher. „Man munkelt allerdings viel, bestreitet ihren Adel und sagt, daß sie jener zweifelhaften Sorte von Noblesse angehöre —"

„Ich verstehe," sprach Ostrow. „Aber Sie sind da im vollständigsten Irrthum. Französische Damen haben andere Begriffe von Solidität, als deutsche — das ist alles. In Deutschland findet man es an einer Frau sehr zu loben, wenn sie selbst auf dem Markte einkauft und viel in die Kirche geht. Die Französin sucht Amüsement und die Augen der Welt. Was Madame de Sesie betrifft, so amüsirt sie sich freilich gern; unter allen Beschäftigungen ist ihr das Amüsement die liebste — aber ich wollte wissen, welchen erheblichen Vorwurf man ihrem Leben machen könnte! Ihre tollen Streiche — deren macht sie freilich genug — sind so harmloser Art — so kindisch, neckisch — doch, soll ich Ihnen, Prinz, einen dieser närrischen Streiche erzählen, damit Sie von einem auf alle schließen und einen klareren Begriff von ihrem Charakter erhalten, als ich ihn Ihnen durch die geringe Kunst der Charakteristik, über die ich gebiete, geben kann?"

„Erzählen Sie!" sagte der Prinz, „mich interessirt Alles, was sich auf diese Frau bezieht."

„Drei Studenten," begann Ostrow, „sitzen dieser Tage im Parterre der Delassements — eines kleinen Theaters, das Sie sicherlich noch nicht besucht haben. Sie sehen drei Grisetten in einfachen Kattunkleidern vor ihnen in den Baignoires sitzen. Da die drei Grisetten den Studenten sehr gefallen, schwatzen sie den ganzen Abend mit ihnen und laden sie zuletzt, da das Theater zu Ende geht, zu einem Souper ein. Die Grisetten nahmen die Einladung an. Die Festgeber wollen zuerst einen kleinen, höchst bescheidenen Restaurant des Quartier Latin aufsuchen, aber dieser Vorschlag findet Opposition, die Grisetten, von der einen und schönsten unter ihnen angestiftet, die den Ton des Gesprächs angibt, behaupten, man könne, wenn man nicht zu den frères provençaux gehe, doch keinesfalls unter Desiré herabsteigen. Die Studenten verziehen die Mienen, aber sie schämen sich der Opposition. Jeder von ihnen hofft, der Andere sei bei Gelde. Die Gesellschaft kommt bei Desiré an, man verlangt ein Cabinet, die schöne Grisette fordert die Karte. Sie wählt die theuersten Speisen, Forellen, Ragouts, Pasteten, Rehwild. Die jungen Leute sehen einander mit dem Ausdruck tiefster Bestürzung an, als die Speisen aber aufgetragen werden, ist die schöne Grisette mit gar nichts zufrieden zu stellen! Sie kostet von diesem und jenem, schickt dies zurück, bestellt anderes, kostet wieder und zerschlägt endlich sogar Teller und Gläser. Die drei armen Gesellen waren zwei Stunden lang wie auf brennenden Kohlen gesessen, endlich erheben sie sich mit kläglicher Miene und halten Rath. Sie besaßen vielleicht keine zwanzig Francs und hatten für zweihundert gezecht. Der Eine häkelt bereits seine Uhr aus dem Knopfloch, der Andere durchsucht alle Taschen; so begeben sie sich ins Comptoir, um den Wirth zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wie groß aber ist ihr Erstaunen und ihre Verblüffung, als sie hören, Alles sei bezahlt! Wie begossene Pudel wissen sie nicht, ob sie sich vor Freude schütteln oder rasch aus dem Staube machen sollen. . . . .

Aber da rauschen schon die drei Kattunkleider die kleine Treppe herunter, die Schönste der drei geheimnißvollen Schönen ruft nach einem Wagen. „Steigen Sie ein, Marquise!" ruft ihre kleine Begleiterin und hilft Frau von Sesie, denn diese war es, in den Wagen, in welchem sie den Studenten für immer entschwindet." —

„Also solche Maskeraden unternimmt sie," sagte Kronenburg nach einer Pause, in welcher er über das Gehörte nachgedacht. „Ein seltsamer Uebermuth — aber man muß bekennen, rein und schuldlos! Im Kattunkleid! Und doch weiß ich gewiß, daß sie auch im Kattunkleid reizend war! . ."

Er seufzte tief.

„Monseigneur," sagte Ostrow darauf, „unser Gespräch, von dem ich nicht weiß, wie es sich entsponnen, hat uns so weit geführt, daß Sie mich entschuldigen müssen, wenn ich eines Auftrags, den ich erhalten, mich erst jetzt entledige. Frau von Sesie will nach dem Theater ein kleines Souper mit ihren zwei Begleiterinnen einnehmen — diesmal bei den frères provençaux und nicht im Kattunkleid. — Ich stelle

mich als den Boten vor, der Ihnen die Einladung zu überbringen hat."

„Ich bin glücklich," murmelte der Fürst, außer sich vor freudiger Ueberraschung. Ihm war plötzlich, wie wenn er die Dinge allzu hypochondrisch angesehen habe und nun einen Sieg über Ostrow feiere, welcher durch das Ueberbringen der Botschaft vor ihm gedemüthigt werden sollte.

„Sobald das kleine Stück, das jetzt spielt, zu Ende," sprach Ostrow in Eile, „wollen wir uns im Couloir finden."

Er ging.

„Durchlaucht," sprach Burda, der bescheiden bei Seite getreten war, jedoch so, daß er jedes Wort hatte auffangen können, „haben Sie mir keine Befehle zu geben?"

Der Fürst schwieg.

„Ist kein Wagen zum Nachhausefahren nöthig?" ließ sich Burda wieder vernehmen.

„Halten Sie den Mund!" schnob ihn der Fürst an. „Sie sehen, daß ich in Gedanken bin. Sie können gehen — doch morgen früh seien Sie auf Ihrem Posten!"

Burda bückte sich mit fast chinesischer Unterthänigkeit und dachte, während er abging: „Kaum ist er aus der Patsche heraus, so sitzt er wieder auf dem großen Pferde. Warte nur! Dein Geldbeutel soll es empfinden, wie das ist, wenn der Burda mit seiner Hand hineinfährt!"

Kronenburg ging in's Couloir hinab und erwartete, die Schleusen seiner verwegenen Hoffnungen öffnend, die Gesellschaft.

Endlich war die Operette aus, wie das Geräusch eines fernen Applauses und des den Ausgängen zuströmenden Publicums verrieth, und in dem bunten Menschengewühl kam die Erwartete zum Vorschein. Frau von Sesie war von ihrer Freundin, einer ziemlich hübschen Creolin, Madame Juany und einer kleinen, lebhaften Dame, einer Polin, die am Arm eines feinaussehenden Mannes ging, begleitet.

„Sie müssen von den Damen schon sehr verhätschelt sein," sagte Frau von Sesie, als sie auf den jungen Fürsten zukam, schon von Weitem, „daß ich Sie suchen lassen muß, wenn ich mich Ihrer Gesellschaft erfreuen will."

„Wenn mir nur einmal im Leben eine Huld wie diese zu Theil geworden wäre," erwiderte der Fürst mit Aufgebot aller Galanterie, deren er fähig war, „so wäre es kein Wunder, wenn ich blasirt scheinen sollte!"

Madame de Sesie lächelte und stellte dem Fürsten ihre zwei Begleiterinnen vor, worauf sich der Zug zu Fuß gegen das Palais Royal in Bewegung setzte, wohin die Entfernung eine nur ganz geringe war.

Kronenburg erhielt Frau von Sesie's Arm, für Ostrow blieb nur die Polin übrig, da die dritte Dame bereits ihren Cavalier hatte.

Frau von Sesie war von einem hohen Wuchse, stark gebaut, mit einer vollen Büste und kräftig modellirten Armen und Schultern, wie Hannibal Carracci seine Frauen malt. Sie sah in ihrem kostbaren weißen Mantel mit den mächtigen Palmen in Seidenstickerei und dem weißen Hut mit braunen und rothen Federn, wie eine Königin aus. Ihr Haar, das rabenschwarz, überaus üppig und kühn über die Stirn emporgeworfen war, bildete einen starken Contrast zu der matten Blässe ihres Gesichts, dessen Linien die Regelmäßigkeit der Antike hatten. Ihre Augen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, schossen Blitze wie aus einer schwülen, tiefdunklen Nacht heraus. In ihrem Gesicht war der Ausdruck des Stolzes festgehalten, aber dieser Stolz wurde fortwährend von Heiterkeit geschmolzen und durchbrochen; sie war wie eine Königin, aber wie eine Königin im Reiche des Vergnügens.

„Wo haben Sie denn das Bouquet, Fürst, das ich während der Vorstellung in Ihrer Hand gesehen habe?" fragte sie, als die Gesellschaft die ersten Schritte aus dem Theater hinaus machte.

„Das Bouquet," gab Kronenburg verlegen zur Antwort, denn der Arm der schönen Frau, der mit seiner vollen, elastischen Rundung, auf dem seinigen ruhte, brachte ihn ganz außer Fassung, „ist mir durch den ungeschickten Stoß eines Nachbars in Trümmer gegangen und so um das beneidenswerthe Loos gekommen, in der schönsten Hand zu verwelken."

Als das Cabinet bei den frères provençaux sich von dem Strahl der Gasflammen und Wachskerzen erhellte, die großen Spiegel, vor denen die Damen ihre Toilette gerichtet hatten, die Gestalten wiederspiegelten und der Tisch sich zauberhaft schnell mit Tellern, Kristallgeräthen und Gläsern deckte, begann eine heitere Laune unter den Gästen einzukehren. Sie ging jedoch mehr von Frau von Sesie, Ostrow und der übrigen Gesellschaft aus, als von Kronenburg, der noch immer genirt war und vergebens den Genius seiner Ahnen anrief, ihn mit geistsprühenden Bonmots und gelungenen Calembourgs zu versehen. Nicht nur, daß ihm kein Bonmot einfiel, er hatte sogar Mühe, die der Anderen zu verstehen und oft brachte ihn die Sorge, daß die Uebrigen seine Verlegenheit bemerken und sie benutzen möchten, um ihre Scherze gegen ihn zu kehren, völlig außer Athem.

Doch dies waren bagatellmäßige Leiden, über welche die hochfürstliche Verachtung auf ihrem gewaltigen Wappenthiere bald wieder spielend hinwegsetzte, besonders da Frau von Sesie den Fürsten reichlich mit den schönsten Blicken bedachte und durch allerhand tiefer Deutung fähige Vertraulichkeiten entzückte, welche zugleich auf Ostrow's Haupt, wie die letzten Schläge, auf einen den Rückzug Ergreifenden geführt, herabzufallen schienen.

Seit die Gläser angeklungen hatten, war der Ton frei, ja entfesselt geworden. Da Jemand bemerkte, daß Jeder der Gäste einer anderen Nationalität angehöre, kam man überein, sich nach Ländern zu benennen.

Die Marquise galt als das lustige Frankreich, Ostrow als das große Czarenreich, Polen und La Bohème waren auch da; der Fürst wurde Alt-Oesterreich getauft, ohne daß er sich dadurch sehr geschmeichelt fühlte.

„Warum die Namen nach Ländern?" warf Frau

von Sesie unverhofft ein. „Ich glaube, man nimmt den Scherz dort, wo man ihn kriegt. Nach jener Uebereinkunft geziemte sich's freilich, den Grafen Ostrow nach seinem Stammlande, zu welchem allerdings auch sein ganzes Temperament stimmt, das eisige Rußland zu taufen. Ich ziehe es aber vor, da er mich heute Abend zu Gunsten meiner Freundin gänzlich ignorirt, ihn den russischen Bären zu nennen."

„Ich habe eine andere Meinung vom Grafen," sagte Madame Juany. „Ich schlage vor, ihn die nordische Biene zu heißen, weil er von Blume zu Blume flattert, um Honig zu nippen."

„Glauben Sie, Madame'" ließ sich Kronenburg, seinen Worten ein anzügliches Gelächter beimischend, vernehmen, „daß nicht auch Bären Freunde von Honig sind? Und die packen mit einer Tatze eine größere Portion auf einmal, als tausend Bienen mit ihren Rüsseln!"

Man lachte noch, als Ostrow die Stimme erhob: „Ich möchte Frau von Sesie mit einem der herrlichsten Länder der Erde vergleichen: mit dem mohamedanischen Paradiese, in welches das fromme, apostolische Oesterreich eingedrungen ist, um Bekehrungsversuche zu machen."

„Oesterreichische Mönche," versetzte Kronenburg, der das Gesagte ein wenig piquirt hingenommen, „sind nicht bekehrungssüchtiger als russische Popen."

„Das wird kriegerisch," rief Demary, der dritte an der Tafel, Mitarbeiter an einem Witzblatt und humoristischer Dichter. „Es droht ein Religionskrieg auszubrechen, und die Schuld trifft das lustige Frankreich, worunter ich Frau von Sesie verstehe, welches mit seinen brennenden Augen den Streit angeschürt hat, um diese zwei Großmächte zu ruiniren."

„Sie thun Frankreich Unrecht!" rief Frau von Sesie mit schelmischem Lachen. „L'empire c'est la paix."

„Stoßen wir denn im Kreise an!" rief Demary. „Hoch der Friede, unter dem allein die großen Interessen der Civilisation gedeihen können!"

„Und was bin ich?" fragte die kleine, braune Madame Juany, sonst auch Folichon genannt, als bereits Alle ihre Namen erhalten hatten.

„Sie sollen Fez und Marokko sein!" sagte der Poet, „erstlich Ihres Teints wegen, dann wegen Ihres kriegerischen Temperaments, endlich wegen Ihrer heute so absonderlichen Coiffüre."

„Wohlan! Fez und Marokko sollen leben!" rief die Gesellschaft. „Sie aber Poet, bekommen nicht früher eingeschenkt, bis Sie etwas auf Ihre Nachbarin improvisirt haben!"

Der Poet ergriff das Glas, leerte es und begann ohne Weiteres:

Sie, der ich zu eigen bin,
Nenne Fez ich und Marokko,
Weil so wild und jäh ihr Sinn
Und ihr Kopfschmuck so barok, o!

Ihrer Augen Branderpaar
Stürzte sich auf die Corvette
Meines Herzens und es war
Zählings eine Flammenstätte!

Aller and'ren Frauen satt,
Leb' ich in den Räuberstaaten —
Ihres Busens Halbmond hat
Mich gemacht zum Renegaten.

„Bravo, bravo!" rief Alles im Kreise. „Das heißt im Compaß eines Liedes Freiligrath und Heine vereinigt!"

„Ich trage an, daß Folichon ihren Sänger mit einem Kuß auf beide Wangen belohnen soll," rief der Graf.

Folichon ließ sich nicht lange bitten und fiel dem Poeten um den Hals.

Alle Gläser klangen wild aneinander. In dem Tumult, der durch das Aufspringen von den Stühlen und das Verlassen der Plätze entstanden, bemerkte Kronenburg, der bis dahin der aufgeräumteste Mensch war, daß Ostrow Frau von Sesie einen fliegenden Kuß gegeben, und diese das Attentat mit einem leuchtenden Blick eher belohnt als bestraft habe.

Ein ganzes Meer von Verdacht stürmte sofort in Kronenburg auf. Seine Laune war hin und wie zu Stein geworden.

„Sie sind ernst geworden," redete ihn Frau von Sesie an, wie wenn sie die Ursache dieser Verstimmung errathen hätte. „Sie sind in Gedanken verloren und bemitleiden sicherlich uns arme Pariser, die wir mit solchen Narrenpossen unsere Zeit verschwenden!"

„O, ich bin sehr heiter," versetzte der Fürst, indem er der Verrätherin aus dem Wege ging.

Indessen war es Ein Uhr geworden und die Gesellschaft brach auf. Die Laune des Fürsten war nicht mehr herzustellen, obwohl ihm gestattet worden war, Frau von Sesie den Cachemir umzuhängen und ihr für den Weg nach ihrem Hause den Arm zu geben.

Die Nacht war lau, mild, sternhell, die Straße noch glänzend erleuchtet und ziemlich lebhaft.

Frau von Sesie, welche am nächsten wohnte, hatte den Einfall, die beiden Damen noch ein Stück zu begleiten. Sie war unendlich aufgeräumt und verspottete den Fürsten, der seine üble Laune nicht zu bändigen vermochte. Denn Kronenburg grollte noch immer. Der geraubte Kuß, der vielleicht nur eine Vermessenheit von Seite Ostrow's gewesen, über welche sich eine Dame kaum laut beschweren konnte, erschien ihm wie ein Verrath an seinem Herzen.

Als die Gesellschaft, endlich bis auf die schöne Frau, den Fürsten und Ostrow zusammengeschmolzen, die Rue d'Alger erreicht hatte, wo Frau von Sesie wohnte, und vor der Hausthür stand, sagte Letztere, während sie die Klingel zog: „Heute ist bei uns ein neuer Portier eingezogen. Ich hoffe, daß er uns nicht lange warten läßt. Ich hoffe, Prinz, daß Sie mir bald das Vergnügen schenken —"

In diesem Augenblicke wurden Schritte vernehmbar und die Thür ging auf.

Frau von Sesie verschwand in dem Hausflur.

„Bei diesem Souper sind mir die Augen aufgegangen," sagte Kronenburg, nachdem ihn Graf Ostrow verlassen hatte. „Diese Madame de Sesie hat allem Anschein nach mit diesem Russen ein festes Verhältniß. Der Kuß, den ich nur allzudeutlich gesehen habe — doch, das ist nicht das Einzige und Aergste! Es

ist klar, daß Ostrow sich für sie außerordentlich interessirt und da frage ich: Wo nimmt er die kolossale Ruhe her, während er zusieht, wie ich nach ihr schnappe? Offenbar nur aus dem süßen Bewußtsein ruhigen und sicheren Besitzes. Daß er mich als Rivalen so geringschätzen sollte, daran ist nicht zu denken, denn, wenn man nach den Aeußerlichkeiten urtheilte, hätte er heute Abend den Kürzeren gezogen. Woher seine Ruhe? Russen sind freilich die besten Lügner und vortrefflichsten Heuchler — sie können lachen und schmunzeln, wenn sie Ohrfeigen kriegen — mir ist aber in diesem Falle wirklich, wie wenn ich von Beiden gefoppt würde! Der Teufel weiß, woran es liegt, daß ich ein so merkwürdiges Unglück in der Liebe habe! Bei Modistinnen, Kammerkatzen und Schauspielerinnen bin ich in der Regel unwiderstehlich, aber sobald ich mich an ein Hochwild, eine Löwin, eine Modegröße mache, habe ich nur rasende Ausgaben, keine Früchte, und muß noch froh sein, wenn ich einem standesgemäßen Rivalen erliege. Es wäre Hohn, wenn ich sagte, daß ich mich in Paris amüsire. Seit Wochen renne ich von Morgen bis Abend der diabolisch-schönen Sesie nach, ärgere mich unbändig, schäume vor Eifersucht, kriege höchstens ihren Arm zu momentaner Erheiterung, dann ziehe ich ein wie das andere Mal mit hängendem Kopfe und geleerter Börse nach Hause. Ich weiß nicht, wie es ist, daß ich mich von ihr so lange an der Nase herumziehen lasse. Es ist sonst nicht meine Art, sentimental zuzuwarten, aber die Frau muß es mir angethan haben. Ihre Augen, ihr — doch, ich darf mich gar nicht daran erinnern und mich noch in größeren Jammer hineindenken! Ich bin so toll verliebt, daß es für einen Mann lächerlich ist! Freilich — wenn ich sie nach Wien brächte — ich würde mit ihr ein wahnsinniges Furore machen und die Scharten meiner bekannten Fiasco's glänzend auswetzen . . ."

Der Fürst war während dieser Gedanken wieder an die Rue d'Alger zurückgekommen. Das Schlafcabinet der Frau von Sesie war beleuchtet. Von dem Lichte, wie die Mücke von dem Feuer angezogen, schritt er an das Haus heran und starrte, in der Mitte der Straße stehenbleibend, gedankenvoll hinauf.

Nach einer Weile sagte er:

„Ich fühle es: Für dieses Weib wäre ich im Stande, eine ungeheure Thorheit zu begehen, eine Thorheit, welche nicht blos mit Geld gutzumachen wäre! Ich könnte mich über ihre bezweifelte Stellung, über den Zorn meines Vaters und über zehn Ohnmachten meiner Mama hinwegsetzen, wenn sie mich lieb hätte! Aber der Kuß, der Kuß! O wenn ich wüßte, wie dieser Russe zu ihr steht! Doch —" er hielt plötzlich inne — „ein herrlicher Einfall! Ein herrlicher Einfall, wenn ich Ostrow's Visitenkarte noch bei mir habe!"

Er griff mit Hast in seine Brusttasche und zog ein kleines Portefeuille heraus, in welchem er scharf nachsuchte.

„Da ist die Karte!" rief er. „Das ist ein teuflischer Coup, den ich mir selbst nicht zugetraut hätte! Nimmt sie auf die Visitenkarte hin den Besuch an, so ist ihr Verhältniß mit Ostrow gewiß, ich aber rede mich oben aus, daß ich die Karte im Dunkeln verwechselt. Weis't sie die Karte zurück, dann sind meine Besorgnisse leere Einbildungen und meine Chancen die besten. Zugleich werde ich aus der begleitenden Antwort den Grad ihrer Tugend abmessen können."

Er trat an die Hausthür und zog den Knopf. Der neue Portier erschien.

„Lassen Sie diese Karte schnell an Frau von Sesie gelangen," sagte Kronenburg, „und fragen Sie an, ob ich zu so später Stunde noch einen Besuch machen könne. Hier ist ein Napoleon für Ihre Mühe."

Der Portier hatte sich entfernt und der Fürst stand mit klopfendem Herzen da.

„Die Idee ist gut," sagte er zu sich. „Ja, Herr Moskowiter, auch ein deutscher Michel hat zuweilen raffinirte Momente!"

Inzwischen saß Frau von Sesie vor dem Toilettenspiegel in ihrem Schlafgemach, welches das farbige Glas der Lampe romantisch erleuchtete, halb entkleidet, mit der Nachtfrisur ihrer Haare beschäftigt, während unter den seidenen Vorhängen des breiten Bettes von Polisanderholz ein junger Mann bereits lagerte und seiner Ungeduld über den langsamen Fortschritt der Nachttoilette durch allerhand Witze Luft machte.

Es war — der wirkliche Graf Ostrow. Nachdem er vom Fürsten Abschied genommen und diesen noch dadurch getäuscht hatte, daß er in die nächstgelegene Gasse eingebogen, war er schnurstracks umgekehrt und als glücklicher Besitzer eines Hausschlüssels ohne jedes Hinderniß in das Boudoir der Frau von Sesie gedrungen, deren Geliebter er schon seit längerer Zeit war. Das anzunehmen, hatte der Fürst keinen eigentlich factischen Grund, aber er mochte doch von der wunderbaren Ahnungsmacht des liebenden Herzens inspirirt worden sein, als ihm das listige Manöver einfiel, den Grafen Ostrow zu spielen.

„Willy!" rief plötzlich der Graf. „Du bringst mich heute zur Verzweiflung! Du brauchst heute dreimal so viel Haarnadeln, wie gewöhnlich!"

„Und selbst dieses Quantum wird mir schwerlich viel nützen," warf die Angeredete mit ihrer Arbeit fortfahrend, trocken und lose hin. „Morgen sehe ich doch aus, wie der Struwelpeter!"

Sie war aufgestanden und lös'te ein Bändchen, worauf sie schlank und schön, wie Anadyomene aus der Muschel, aus ihrer Crinoline schlüpfte.

Da klopfte es an die Thür. Es war die Kammerjungfer, welcher der Portier die Visitenkarte zur weiteren Bestellung übergeben hatte.

„Was giebt's noch?" fragte Frau von Sesie an der halbgeöffneten Thür stehen bleibend.

„Seltsam," sagte das Mädchen, das ein weitgehendes Vertrauen bei ihrer Herrin genoß, mit schelmischem Lachen. „Der Herr, dem diese Karte gehört, steht unten und bittet dringend, vorgelassen zu werden."

Ostrow, der Alles gehört, lauschte, von Eifersucht gestochen, unter der Bettdecke hervor, während Frau von Sesie, die Karte emporhaltend, über alle Maßen verwundert ausrief:

„Graf Iwan Ostrow ist unten! Zu dieser Stunde!

Sage dem Grafen, doch nein — lasse ihm durch den Portier sagen, daß ich keine Veranlassung kenne, welche die Unverschämtheit entschuldigen könnte, bei mir nach Mitternacht eindringen zu wollen. Du aber gehst gleich hinab und siehst Dir unbemerkt diesen Grafen an, denn dahinter scheint etwas Seltsames zu stecken!"

Frau von Sesie combinirte noch mit ihrem Liebhaber allerlei Vermuthungen, als das Kammermädchen wieder zurückkam und mit Bestimmtheit erklärte, daß der Verwegene kein Anderer als Fürst Kronenburg sei.

„Sieh, sieh!" rief Ostrow, als beide allein waren, aus dem Bette lachend hervorspringend, „Seine Durchlaucht sind doch pfiffiger, als Hochdero banale Physiognomie verspricht! Der Idee, sich meiner Visitenkarte, die er vor etlichen Tagen von mir erhalten, so zu bedienen, dürfte sich auch ein geriebener Russe nicht schämen. . . ."

„Wärst Du nicht glücklicher Weise dagewesen," erwiderte die schöne Frau, „wer weiß, ob ich nicht in die gestellte Falle gegangen wäre. . . ."

„Mir schaudert!" versetzte Ostrow lachend. „Er wäre heraufgekommen und Du hättest ihn am Ende hier meine Rolle weiter spielen lassen!"

Er schloß sie in die Arme und erstickte mit seinen Küssen ihren Protest — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Indeß wanderte Fürst Kronenburg, die Cigarre im Munde, bereits nach seinem Gasthof, dem Hôtel des Princes. Die empfangene Abfertigung hatte ihn nicht traurig, sondern überaus glücklich gemacht, denn sie hatte die Ueberzeugung von der Tugendhaftigkeit seiner Herzensdame und der Ungefährlichkeit Ostrow's neu befestigt, ja unumstößlich gemacht.

„Dazu kommt noch Eins," sagte er unterwegs, sich die weiteren Folgen seines Manövers ausmalend. „Der Portier kennt mich nicht. Wie will nun der wahre Ostrow seine Unschuld beweisen und sich vom Vorwurf der Unverschämtheit rein waschen? Es kann sich ereignen, daß ihn die Sesie nie wieder vorläßt! Dann aber hätte ich einen Streich gegen den Nebenbuhler geführt, der schon des Mephistopheles würdig wäre!"

---

## Fünftes Capitel.

### Was zuweilen ein ausgesprochenes Wort wiegt.

Bruno, welcher in letzter Zeit mit dem Gedanken einer Rückkehr in sein Vaterland nicht blos gespielt, sondern ihn mit allem Ernste ergriffen hatte, war plötzlich wieder von diesen Plänen in seine alte, ihnen entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen. Alle seine politischen Abneigungen, die sich bereits langsam gemildert und der Zweckmäßigkeit seiner früheren Absichten unterordnet hatten, traten wieder, von allen Rücksichten entbunden, zu Tage und schoben mit Uebermacht jede Gegenvorstellung bei Seite. Bruno begriff nicht mehr, wie ihn die Straffreiheit zur Rückkehr in einen Staat verlocken könne, welcher vom Absolutismus an Händen und Füßen gefesselt war, und aus welchem Tag für Tag Nachrichten von Unterdrückungen und Verfolgungen über die Grenzen hinausdrangen. Ihm war, wie wenn er sich in ein Gefängniß zu begeben habe, das allerdings über zehntausend Meilen groß, aber doch ein Gefängniß sei.

Zu diesem Umschlage hatte weniger die Stimme der reizenden Leonie, als die Bekanntschaft mit Negroni den Anstoß gegeben.

Bruno's Phantasie war von dem seltsamen Mann wie bezaubert, und der Zauber war ein um so stärkerer, da er ihn selbst nicht ahnte. Er hatte den Italiener noch einige Male nach dem Zusammentreffen im Café am Passage du Diable gesehn und gesprochen, aber zu flüchtig und bei weitem nicht so viel, als er es in innerster Seele wünschte. Er vernachlässigte seine Bekannten und ließ sich selbst bei Leonien viel seltener sehen. Da auch bei ihr seinem aufgeregten Gemüthe keine Beruhigung geboten werden konnte, zog er es vor, oft stundenlang planlos in Paris, besonders in der Nähe des Palais Royal zu schlendern, um sich dem Zufall, Negroni zu begegnen, gleichsam in den Weg zu stellen.

Negroni's Persönlichkeit war allerdings danach angethan, eine jugendliche Phantasie zu entzünden. Er war wie ein wanderndes Räthsel, welches, je mehr man es betrachtete, desto verworrener wurde und desto lüsterner nach der Lösung machte. Durch seine geheimnißvollen Verbindungen und durch seine Art, den Schleier von sich und seinem Treiben so abzuwerfen, daß die Enthüllung den Umfang des Verborgenen nur um so weiter hinausrückte, besaß er eine romantische, aber auch unheimliche Anziehungskraft, wie der Bewohner einer geheimen, von der Menge ungeahnten, unterirdischen Welt, heraufgesendet, die Pläne sich allmächtig dünkender Herrscher zu durchkreuzen und deren Schöpfungen zu unterhöhlen.

Seine Bescheidenheit und die Einfachheit seines Lebens spiegelte zugleich einen Menschen ab, der alle Selbstsucht bis auf die Wurzel ausgerottet und kein persönliches Interesse, selbst sein Ich nicht mehr kannte, sondern von irgendwelchen ungewöhnlichen Schicksalen die Weihe erhalten hatte, nur für seine Idee, seine Mission zu leben. Der tiefe Ernst, welchen sein ganzes Wesen aushauchte, mußte Achtung abdringen und den freundlichen Umgangsformen, unter welchen dieser Ernst versteckt lag, einen herzgewinnenden Werth geben.

Als Bruno eines Abends seinen räthselhaften Freund, mit dem er ein paar Stunden in einem Café, unweit der Ecole de Medecine verbracht, verlassen hatte und munter am Luxembourg-Palast dahinschritt, begegnete ihm ein alter Mann, an dessen ganzem Anzug nur eine schwarze Cocarde am Hute den herrschaftlichen Bedienten erkennen ließ.

Das Gesicht des Alten kam Bruno bekannt vor, aber er wäre ruhig weiter gegangen, wenn er nicht gefühlt hätte, wie ihm die Erscheinung auf eine ganz wunderbare Weise in seine Erinnerungen hineingriff.

„Irr' ich mich" — redete er den Alten deutsch an „oder irre ich mich nicht —"

„Sie werden sich wohl irren," gab der Alte in derselben Sprache zur Antwort, wobei er eine Miene machte, welche von wirklicher Befremdung zeugte, aber auch von absichtlicher Verleugnung seiner Person kaum zu unterscheiden war.

„Sie sind es doch!" sprach Bruno bestimmt. „Sollte ich mich in zwei Jahren so furchtbar verändert haben, daß Sie mich nicht mehr kennen? Ich bin Bruno Haldenried!"

„Erinnere mich wirklich nicht!" gab der Alte verlegen zur Antwort und wollte weitergehn.

„Koß!" rief ihm Bruno mit lauter Stimme nach, worauf sich der Forteilende, mechanisch, wie ein Soldat, umwandte und stehen blieb.

„Koß," fuhr Bruno freundlich an ihn heran-tretend fort. „Ich mag nicht glauben, daß Sie mich nicht kennen wollen. Was mich betrifft, so werde ich Ihr Gesicht immer im Gedächtniß behalten, denn ich möchte ungern Jene vergessen, welche mir irgend-wie zur Zeit der Noth beigestanden haben. Mein Aufenthalt in Kraßnitz" —

„Still, still davon!" sagte der Alte — es war Koß — ängstlich. „Gottlob, daß das Alles weit hinter uns liegt. Ich mag gar nicht daran denken. Ich habe Sie schon vorher, wenn auch nicht gleich, erkannt, mir aber gedacht, daß es uns Beiden wahr-scheinlich gleichgültig wäre, ob wir uns sprechen oder nicht.

„Sie mögen so denken," sprach Bruno. „Ich kann es nicht, denn ich fühle mich vor Ihnen wie ein Schuldner."

„Ein Schuldner? Mir? Wofür?" fragte Koß verwundert und unruhig, als ob er alle Theilnahme an etwas polizeilich Verbotenem von sich abweisen wollte. „Ich will gar nichts mehr von der ganzen alten Geschichte wissen und die Aengste, die ich da-mals ausgestanden, kann man mir mit allem Gelde nicht abkaufen. Ich bin ein redlicher Mann, und als solcher stelle ich Treue, Wahrheit und Offenheit meinem gnädigen Herrn gegenüber allen Pflichten der Welt voran. Ich habe damals — das einzige Mal in meinem Leben — meine Dienststellung außer Acht gelassen — aber die Umstände, unter denen es geschehn, entschuldigen mich einigermaßen, denn ich mußte mich" — er brach im Gefühl, daß er auf dem Wege sei, sich zu verplappern, ab. „Kurz und gut," setzte er wieder an, „geschehen ist geschehen und Gott sei Dank, daß es ohne Folgen geblieben! Wenn Sie schon einmal von Dank reden, so ver-lange ich, daß Sie von der Sache schweigen, Nie-mand etwas erzählen, damit ich nicht unangenehm daran erinnert werde und vielleicht noch nachträglich dafür büße. — — Behüte Sie Gott!" er gab einiger-maßen bewegt Bruno die Hand, „und führe Sie künftig auf besseren Wegen! Mich aber verleugnen Sie, wo immer Sie mich treffen."

„Es thut mir leid," erwiderte Bruno, „daß ich Derjenige sein muß, der in Ihrem Gemüth eine solche Störung veranlaßt hat. Doch, wie Sie da-stehn und mich als Anlaß einer von Ihnen begangenen Sünde betrachten, so schätze ich Sie doch und ver-spreche, Ihnen nicht wieder in den Weg zu kommen. Ich muß einem Herrn Glück wünschen, der einen Diener wie Sie gefunden. Sie sind wahrscheinlich mit dem Grafen nach Paris gekommen?"

„Ja," gab Koß zögernd und auf's Neue ver-legen zur Antwort. „Seit vorgestern sind wir hier. Seltsam, höchst seltsam, daß ich Sie in dieser großen ungeheueren Stadt gleich bei meinem ersten Spazier-gange treffen muß!"

„Halten Sie das nicht für ein gar so schlechtes Anzeichen!" versetzte Bruno lächelnd.

„Nun," meinte Koß, sich hinter dem Ohre kratzend, „abergläubisch bin ich nicht, aber ich muß Sie doch für einen Vogel halten, der manchen Leuten Unglück bringt. In Kraßnitz wenigstens —"

„Nun?" fragte Bruno mit hochgespannter, ängst-licher Neugier.

„Ich meine," gab Koß zur Antwort, „Sie sollten es wissen. Haben wir eine gute Stunde gehabt, seitdem Sie in unser Schloß getreten? Alle Tage gab es da etwas im Hause, was sonst nie vorge-kommen. Von dem Tage Ihrer Abreise oder besser gesagt, Ihres Verschwindens will ich gar nicht reden. Es ist vorüber, halbvergessen — nun, ich scharre es nicht aus dem Grabe! Lassen wir das! So ist's am gescheitesten!"

„Aber ehe Sie gehen," sagte Bruno, „müssen Sie mir noch berichten, wie es Frau Hassenfeld und der schönen Anna geht."

„Mein Gott," — fuhr Koß, wie aus der Fassung geworfen, empor. „Wie soll es ihnen gehen?" Er kam in's Stottern, stellte aber sein Gleichgewicht all-mälig wieder her und sprach weiter:

„Frau Hassenfeld befindet sich wohl, auch Fräu-lein Anna. Die ist aber nicht mehr in Kraßnitz, sondern in einem kleinen Orte — der Name will mir nicht einfallen — an der sächsischen Grenze verheirathet und ganz gut versorgt, ganz gut, und wie ich höre, sehr glücklich."

„Sie verdient es!" sagte Bruno äußerlich ge-lassen, doch in der Tiefe seines Herzens getroffen. „Ich danke Ihnen, Koß! Leben Sie wohl und glauben Sie nicht, daß Sie je von mir etwas zu befürchten haben werden!"

„Behüte Sie Gottt!" sprach der Alte, herzlich froh fortzukommen, und entfernte sich.

„Sie ist also verheirathet! Ganz gut versorgt und sehr glücklich!" sagte Bruno zu sich, als er allein weiter ging. „Denkt sicher nicht mehr an mich! Auch dies wäre also mit den anderen Träumereien be-graben! Möge sie nicht aufhören, glücklich zu sein!"

Er war in eine große Bewegung hineingerathen. Die halbvergessene Liebe stieg mit unerwarteter Ge-walt wieder empor. So geschieht es, daß sich auch zwei Freunde, die sich an eine lange, scheinbare Gleichgültigkeit gewöhnt haben, plötzlich für einander erwärmen, wenn das Schicksal einen vom andern wegführt und wirklich trennt. Den ganzen Abend hindurch kam ihm die Begegnung mit Koß nicht mehr aus dem Sinne; sie hatte eine endlose Reihe von Betrachtungen in seinem Innern losgelöst.

Unter diesen Reflexionen waren nicht alle so ganz elegischer Natur und auf seine Liebe bezüglich.

Wenn Bruno seine Gedanken auf den alten Koß, diesen treuen, mit dem Interesse seines Herrn zusammengewachsenen Diener, lenkte, konnte er, alle Erlebnisse von Kraßnitz im Geiste recapitulirend, über dessen Einfalt und Aengstlichkeit nicht scherzen. Er, Bruno, hatte zwar über die vielen Begünstiger, die er auf seiner langen Flucht gefunden, immer das gewissenhafteste Stillschweigen beobachtet, denn ihm war wohl bekannt, wie leicht sogar ein hingeworfenes Wort auf eine Kette von Thatsachen führe, und wie verderblich jede Enthüllung für Diejenigen werden müsse, die in dem Lande, welchem er unter so viel Gefahren den Rücken gekehrt, zurückgeblieben waren; dennoch hatte er selbst einmal ein solches Wort, wenn auch nur ein einziges, hingeworfen und fühlte sich jetzt durch die Begegnung mit Koß wie an eine begangene Unvorsichtigkeit oder Uebereilung gemahnt.

Es war bei Leonie, in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft mit ihr, bevor er noch von ihrer Verbindung mit dem Grafen von Thieboldsegg eine Ahnung hatte. Auch da hatte er nichts weiter gesagt, als daß er auf seiner Flucht durch Kraßnitz gekommen sei. Wie sehr auch die Neugier der schmeichlerisch vordringenden Frau seine eingestandene strenge Zurückhaltung zu durchbrechen versucht hatte, es war seinem Munde weiter nichts zu entlocken gewesen. Er hatte geglaubt, mit dem Worte nichts gesagt zu haben; später aber, als er von Leonie's Intimität mit der gräflichen Familie erfuhr, hätte er es gern zurückgenommen. Nun, da er Koß gesehen, fing er es bereits zu bereuen an.

Auch Leonie, die ihm, von ihrem Standpunkte aus, den Mangel an Vertrauen im Stillen übel genommen, hatte damals verschwiegen, daß sie sich in jenem Sommer auf dem Schlosse zu Kraßnitz aufgehalten und dort von der Erscheinung eines Flüchtlings bei der Einsiedlerklause in Gesellschaft der Frau von Wallhof geschreckt worden war. Sie hatte aber von jenem Abend angefangen, eine Reihe kleiner, scheinbar bedeutungsloser Beobachtungen zu machen, welche jetzt plötzlich in eine gewisse logische Verbindung gebracht werden zu können schienen. Sie schwieg, ihre Absichten auf günstigere Gelegenheiten vertagend, welche jedoch noch immer nicht gekommen waren. Es war nur die natürliche Neugierde dahinter, Begier, in die eigenen Erlebnisse Klarheit und Verständlichkeit zu bringen, kein besonderer Zweck, am wenigsten Hinterlist, da sie damals keinen Zweck dabei zu verfolgen hatte. Ihr Interesse an der ganzen Sache schien nicht groß und schien schon abgeschwächt zu sein, da sie ihr Gespräch nie wieder auf Bruno's Fluchtgeschichte führte, wie oft ihr dieser selbst einen ungezwungenen Anlaß dazu geboten.

Als Bruno am Abend des folgenden Tages auf dem Wege zu Leonie war, um eine mehrtägige Vernachlässigung wieder gut zu machen, fiel es ihm so recht ein, wie sehr er mit seiner Aeußerung gefehlt habe. Die Sünde gegen die Verschwiegenheit war an und für sich sehr gering, er empfand aber, wie sehr sie durch den Umstand allein gewachsen, daß sie in das Ohr einer Person gedrungen war, welche, ohne daß er es gewußt, dem Kreise der Mitbetheiligten so nahe gestanden. Diese Vorwürfe machte er sich nur im Allgemeinen, denn er hatte Vertrauen zu Leonie und ihrem Wohlwollen und konnte im Augenblicke selbst keine Gefahr des Mißbrauchs seines Wortes entdecken. Mit dem Vorsatze, sich die Sache zur Lehre dienen zu lassen, trat er in das Haus, wo Leonie wohnte, ein.

Als er die Thür des trauten Boudoirs, in welchem er so manchen Seufzer ausgestoßen, geöffnet hatte, sah er Leonie mit einer jungen Dame, von der Lampe hell beleuchtet, auf dem Sopha sitzen. Die schlagendste, unverkennbarste Aehnlichkeit der Letztern mit Anna, der vermeintlichen Verwalterstochter von Kraßnitz, welche Bruno nach Koß' Berichte irgendwo an der Grenze von Sachsen als glückliche Hausfrau vermuthete, brachte ihn in eine unendliche Verwirrung. Von Erstaunen und Ueberraschung wie gelähmt, stand er im ersten Augenblicke wie vor einer frappanten Traumerscheinung, ohne recht zu wissen, ob er an ihre Realität glauben solle.

„Ah, sie da, Bruno!“ tönte Leonie's Stimme aus der Ecke herüber.

Bruno hatte nur nothdürftig die Fassung errungen, sich stumm und mechanisch zu verbeugen.

Leonie kannte Bruno zu gut, als daß ihr sein Benehmen nicht aufgefallen wäre, aber sie konnte keine Ahnung haben, wie tief seine Ueberraschung gehe, und aus welcher Ursache er vor einer, ihrer Ansicht nach, ihm ganz unbekannten Dame in Verwirrung gerathen sei.

Sie wies auf einen gegenüberstehenden Fauteuil und stellte ihren Freund Bruno Haldenried und Cornelia, Gräfin von Thieboldsegg, einander vor.

Bruno's Ueberraschung war im Steigen, statt im Fallen, als er den Namen der jungen Dame gehört; er wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er an das Wunder glauben solle, daß er von der hochgebornen Tochter eines großen österreichischen Staatsmannes vor Ketten und Banden gerettet worden sei, oder ob er die Absurdität verwerfen und zu seinem Glauben an die ihm ebenbürtigere Verwalterstochter zurückkehren solle, mit welcher die vor ihm sitzende Trägerin eines so stolzen Namens nur eine wunderbare, verwirrende Aehnlichkeit habe. So war ihm im ersten Augenblick, besonders, da Cornelia mit solch erhabenem Gleichmuthe, einem schönen Standbilde gleich, vor ihm saß. Er meinte, sie hätte so ruhig und gemessen nicht sein können, wenn sie wirklich dieselbe wäre, die ihm ein Asyl geschaffen, die er einen Augenblick lang in den Armen gehalten und deren Lippen schon die seinigen berührt hatten.... Und doch waren es die Züge ganz und gar, die ihn bezaubert, dieselben milden blauen Augen, es war dasselbe blonde Haar und im schönen Antlitz dasselbe unerklärliche Etwas, das eben jetzt, wie ehemals im chinesischen Gemache zu Kraßnitz, sein Herz mit süßer Allgewalt erfaßte. Und wenn die Identität noch im geringsten unsicher gewesen wäre, so hätte ihm die Erinnerung an das Benehmen des alten Koß und dessen wohlgemeinte Erfindungen einen

klaren Commentar geben müssen, der keinen Zweifel mehr duldete.

Ein Freudensturm tobte in seinem Innern, während er sich auf Leonie's Geheiß an den Tisch setzte. Er wäre am liebsten seiner Retterin zu Füßen gefallen und durfte sie, vom Argusauge Leonie's bedroht, kaum ansehen, um nicht seine Blicke zu Verräthern seiner Empfindungen zu machen. Die Situation war nicht alltäglich, und es war ihm fast bange, wie er in derselben bestehen würde.

„Da siehst Du also meinen Freund," hob Leonie zu Cornelia gewendet an, „von dem ich Dir schon gestern Mancherlei erzählt habe."

„Ich glaube mich zu erinnern," versetzte Cornelia unbefangen, „daß Du mir schon einmal nach Wien geschrieben, Du habest die Bekanntschaft Herrn Haldenried's in Calais gemacht. Irr' ich mich nicht?"

„Es ist wohl möglich," erwiderte Leonie.

„Die Frau Baronin von Greifenstein," sprach Bruno, „muß Ihnen wohl die allerkleinsten Unbedeutendheiten mitzutheilen gewohnt sein, wenn mein Name in einem ihrer Briefe Platz gefunden."

„Ei, ei, Sie sind ja heute recht schön bescheiden!" versetzte Leonie mit Lachen, „bescheiden, wie selten!"

„Ich meine, ich sei das immer," sagte Bruno scherzhaft.

„Das ich nicht wüßte!" versetzte Leonie. „Sie sind in der Regel sehr übermüthig und pflegen, wie ich finde, nur dann den kleinen Mann zu spielen, wenn Ihnen irgendwelche Erfolge nicht nach Wunsche von Statten gehn."

„Sie entwerfen ein abscheuliches Bild von mir, Baronin," gab Bruno lebhaft zur Antwort. „Uebermuth im Glücke und Niedergeschlagenheit im Unglück ist eine häßliche Vereinigung von Charaktereigenschaften. Ich zöge es vor, als Ihr Freund, wenn an Ihnen etwas Tadelnwerthes zu entdecken wäre, Ihre Fehler zu beschönigen, statt sie zu übertreiben."

„Sie nehmen das so ernst?" sagte Leonie lachend. „Ich begreife nicht, daß Sie heute so sensible sind. Doch sagen Sie mir zuerst, wo Sie so lange gesteckt haben?"

„Kleine unvorgesehene Hindernisse," — murmelte Bruno

„Ich weiß es besser," fiel ihm Leonie ins Wort. „Sie haben eine neue Bekanntschaft gemacht."

„Bei Gott, Sie wissen Alles!" rief Bruno verwundert.

„Nun," fuhr Leonie fort, „erzählen Sie! Was ist Ihr neuer Freund für ein Mann? Bleibt an ihm noch etwas Interessantes, wenn wir ihm seine schönen schwarzen Haare wegnehmen, seine römische Nase breiter machen oder umstülpen und ihm vollends seinen malerischen Talar vom Leibe ziehn?"

„Gnädige Frau," erwiderte Bruno, ein wenig ärgerlich, „Sie sind heute der personificirte Sarkasmus."

„Es ist wohl die Revanche," bemerkte Cornelia scherzhaft, „welche meine Freundin für Ihr langes Ausbleiben nimmt."

„O, mache ihn nur noch eitler!" rief Leonie.

„Aber um Himmelswillen," fragte Bruno, „wie wissen Sie denn schon, daß mich der Zufall ein paarmal mit dem Chevalier Negroni zusammengebracht hat?"

„Hüten Sie sich," sagte Leonie, „Sie sehn, ich erfahre Alles."

„Wäre es so gefährlich, mit Negroni umzugehn?" erwiderte Bruno. „Wovor soll ich mich hüten?"

„Wovor? Vor seiner wunderschönen Schwester!" rief die Baronin mit plötzlichem Lachen.

„Sie scheinen wirklich an ihre Existenz zu glauben," versetzte Bruno. „Ich, besonders seitdem ich Negroni kenne, fange an, sie für eine mythische Person zu halten, die nur im Glauben der Leute ihre Existenz hat."

„Ei, ei, was Sie sagen!" rief Leonie, „dann wird wohl Ihre Bekanntschaft mit Negroni von kurzer Dauer sein. Sie sehen, daß ich Ihnen, da Sie heute von äußerst trüber Laune scheinen, Stoff gebe, die Ausdauer und Treue Ihrer Empfindungen mit deutscher Schwerfälligkeit in Schutz zu nehmen."

„Sie schwingen die Geißel unerbittlich über mir," versetzte Bruno. „Ich bin heute wahrhaft wehrlos. Haben Sie einiges Erbarmen mit mir!"

Er hatte es so ernst, in einem tieferes Leiden verkündenden Tone gesagt und war dabei aufgestanden.

„Sie sagen es auf eine Art," sprach Leonie, „daß ich meine Scherze bereue. Was ist Ihnen?"

„Es wird vorübergehen!" sagte Bruno, verstohlen einen Blick auf Cornelia werfend, „und ich wollte, daß es schon vorübergegangen wäre." Er ließ sich wieder nieder und richtete an Cornelia leicht und scheinbar unbefangen die Frage: „Darf ich fragen, wie Ihnen Paris gefällt?"

„Gut, gut, eine interessante Stadt!" sagte Cornelia. „Doch man darf selbst nach Paris nicht mit überspannten Erwartungen kommen."

Sie sagte es beziehungsvoll und senkte die Augen.

„Mir scheint," nahm Leonie das Wort, „meine Freundin Cornelia liebt nicht das Festgeräusch und den Glanz der Städte. Ihr ist auf grünem Rasen im tiefen Walde weit wohler. Sie hat den Geschmack der Rehe und Nachtigallen. Hab' ich Recht?"

„Beinahe," erwiderte Cornelia ruhig und sanft.

„Ich dagegen bin eine Naturfreundin," sprach Leonie, „die am liebsten durch die Elyséeischen Felder streift. Ebenso ergötzt der Asphalt der Boulevards meine Augen weit mehr, als die blumenreichsten Wiesengründe von Kraßnitz —"

Bei der zufälligen Nennung dieses Ortes schossen Bruno's und Cornelia's Blicke unwillkürlich gegeneinander. Die scharfsichtige Leonie hatte es wohl bemerkt. Sie sagte unmittelbar darauf:

„Nun, Haldenried, was meinen Sie? Ist Ihnen Kraßnitz angenehmer oder das Pariser Pflaster?"

In Bruno's Innerem zuckte es. Kraßnitz, das ihm entschlüpfte Wort, war zur Sprache gekommen — unter den obwaltenden Umständen ein verhängnißvolles Wort. Das Bild des ängstlichen Koß fuhr ihm an den Augen vorüber, er hatte zu fürchten, daß er das Wort noch schwerer zu bereuen haben werde.

Auch Cornelia war unheimlich berührt. Sie konnte nicht wissen, ob und wie weit Leonie in die Geheimnisse jener Zeit eingeweiht worden war.

„Gnädige Frau," gab Bruno mit erkünstelter Ruhe zur Antwort, „Sie stellen mir einen seltsamen Vergleich zur Beantwortung auf. Eben so gut könnten Sie mich gefragt haben, ob ich lieber im herrlichen Neapel auf einem Sterbebette läge oder heil und gesund unter den Eskimos ansässig sein wollte."

„Ich habe gescherzt, lieber Freund," versetzte Leonie, die Unbefangene spielend, während sie die Beiden mit prüfenden, ja mit argwöhnischen Blicken confrontirte, „und habe nicht unrecht gethan, denn mir scheint, selbst Schreckn isse und Gefahren, überstanden und glücklich überwunden, sind ein Gegenstand des Lachens. Ich komme wieder darauf zurück, daß ich Sie heute sehr verdüstert finde. Sollte das am Ende die Enttäuschung verschuldet haben, daß Sie die schöne Negroni für eine mythische Person halten müssen? ... Sonst haben Sie ja, wenn zuweilen die Rede auf Ihre Kämpfe und Fluchtnöthe kam, Ihre leider nur spärlichen Mittheilungen wie ein Humorist behandelt."

„Sie kennen Kraßnitz" — sagte Cornelia zu Bruno mit halber Stimme, in welcher der Zwang, ihrem Schweigen das Auffallende zu nehmen, zu Tage lag.

„Ich war einige Tage dort," versetzte Bruno, das prüfende, inquisitorische Verfahren der Baronin mißbilligend, mit finsterer Stirn. „Ich war heimlich dort, unter Umständen, welche einzelnen Personen des Orts gefährlich waren und noch jetzt hinterher verderblich werden können. Ich hätte daher geglaubt, daß die Frau Baronin von Greifenstein, die Einzige, der ich mein Vertrauen geschenkt und das Geständniß meines Aufenthalts dort gemacht, solch ein Geheimniß mit mehr Vorsicht hüten würde."

Cornelia fuhr, über die Ausdehnung der Geständnisse im Unklaren, zusammen und sah, Leonie's Forscherblicke nicht berücksichtigend, Bruno besorgnißvoll an.

„Sie sind ein Kind, Haldenried," entgegnete Leonie auf das Harmloseste, im Stillen aber fest entschlossen, theils aus weiblicher Neugierde, theils aus tiefem Interesse für Bruno, aus dem endlosen Labyrinth ihrer Vermuthungen und Hypothesen zum klaren Tageslicht zu gelangen. „Wie Sie das nehmen! Sind wir von Angebern umringt? Sind Spione in der Nähe? Ich habe überdies nur ein Wort gesagt —

„Ein Wort — und das ist oft zu viel!" warf Bruno hin, sich selbst mit seinem Ausspruche verdammend. „Als ich's noch Niemand gesagt, als noch Niemand wußte, daß ich in Kraßnitz gewesen, wurde der Müller Dubsky verhaftet — und — ich war nie unter seinem Dache!"

„Leider," fiel ihm Leonie ironisch in's Wort, „hat es der Müller im Verhör selbst ausgesagt."

„Wirklich?" rief Bruno im Ton höchsten Erstaunens. „Uebrigens, er durfte es von sich sagen, ich aber nicht von ihm!"

„Herr von Rack," sprach Cornelia, alle Fassung zusammennehmend, „hat es allerdings erzählt. Ich war dabei."

„Der genannte Herr," versetzte Bruno, „ist nach Allem, was ich von ihm gehört, so reich an Lügen, daß er nicht mit einer zu sparen braucht. Ich würde jeden andern Gewährsmann vorziehen."

„Wie dem sei, lassen wir das," ergriff Leonie das Wort. „Haldenried, Sie stellen, ich begreife nicht warum, meine Discretion in Frage! Ich aber kann Ihnen leicht beweisen, daß ich sehr discret bin. Ich befand mich im nämlichen Sommer in Kraßnitz, zur Zeit eben, da die bewußten Vorfälle spielten. Halten Sie es für unmöglich, daß ich Vieles beobachtet, Vieles mit eigenen Augen geschaut und allerhand Schlüsse gezogen? Halten Sie es für unwahrscheinlich, daß in mir, Herrn von Rack gegenüber, der täglich bei uns war, mancher Gedanke aufstieg? Ich habe keinen mißbraucht. Habe ich Ihnen, Bruno, je mit einer Silbe davon Erwähnung gethan?"

„Nein," antwortete Bruno in höchster Unruhe mit wenig sicherer Stimme.

„Habe ich damals etwas Dir gegenüber geäußert, Cornelia?" fragte Leonie, die Comtesse scharf messend.

„Nein," gab Cornelia kleinlaut zur Antwort.

„Habe ich je," fuhr Leonie mit maßvoller Ruhe fort, „von dem Begegniß bei der Einsiedlerklause beginnend —"

„Gehn Sie nicht so weit," fiel ihr Bruno, um etwaige Enthüllungen abzuschneiden, mit größter Hast in die Rede. „Ihre Rechtfertigung überschreitet die Grenzen der Anklage auf höchst drollige Weise —" er versuchte zu lachen, um dem Gespräche, das eine so bedenkliche Wendung genommen hatte, zu einem heiteren Schlusse zu verhelfen.

Leonie, seine Absicht merkend, war nicht gesonnen, darauf einzugehen, aber in diesem Moment trat die alte Vicomtesse zur Thür herein.

„Ich komme", sagte sie, „den Damen Herrn Haldenried zu entführen, aber nur auf kurze Zeit. Mein Bruder kommt erst gegen Neun, und bis dahin brauchen wir einen vierten Mann zu unserer Whistpartie. Sie werden so gefällig sein, nicht wahr? —"

„Befehlen Sie über mich!" sagte Bruno sich erhebend und folgte der Vicomtesse, einerseits froh, der Verlegenheit zu entkommen, in die ihn Leonie's inquisitorisches Vorgehen setzte, dennoch tief beunruhigt und nicht ohne Sorge, die wenig erfahrene Cornelia bei einer Frau zurücklassen zu müssen, welche vielleicht nicht viel Thatsächliches wußte, jedenfalls aber viel Beobachtungsgabe und viel Geist der Combination besaß und in hohem Grade zur Eifersucht geneigt war.

„Sie ist zu klug für eine Frau und in ihrer Eifersucht unheimlich!" sagte er zu sich selbst, als er ging.

Leonie rechtfertigte die Besorgnisse Bruno's vollkommen, denn kaum mit Cornelia allein, hob sie an: „Ich habe mich doch in Deinem Charakter getäuscht! Du hast nicht das vertrauensvolle Taubengemüth, das ich bei Dir vorausgesetzt habe."

„Warum sagst Du das?" fragte Cornelia erschrocken, während über ihr schönes Gesicht eine höhere Röthe dahinflog.

„Ich hätte geglaubt", fuhr Leonie fort, „daß unsere zweijährige Correspondenz die Gefühle, mit welchen wir uns beim ersten Erblicken entgegengeflogen, zu wahrer Freundschaft entwickelt, erhöht haben sollte. Bei mir war es der Fall. Welchen meiner Briefe aus letzter Zeit Du in die Hand nehmen magst, Du wirst in jedem die Ergüsse meiner innersten Gedanken und Empfindungen finden. Alle Sorgen, alle bedenklichen Entwürfe zum Umsturz einer im Grunde unglücklichen Lage habe ich Dir mitgetheilt und an's Herz gelegt. Ich habe nicht einmal Anläufe zu Verirrungen darin verschwiegen. Wie konnte ich offener sein?"

„Es ist wahr", erwiderte Cornelia, „aber sage mir um Himmelswillen, wodurch ich Dein Vertrauen verscherzt haben soll?"

„Du hast mich freilich nicht getäuscht", sagte die arglistige Frau. „Wohl aber darf ich den Vorwurf gegen Dich erheben, daß Du Dich gegen die Pflicht der Gegenseitigkeit arg versündigt hast. Als ich Dir, zum Beispiel, zum ersten Mal schrieb, daß ich Bruno in Calais kennen gelernt, hast Du die Neuigkeit in Deiner Antwort wie einen ganz interesselosen Gegenstand übergangen. Später habe ich seinen Namen zwei, dreimal erwähnt. Darauf hast Du einige nichtssagende Bemerkungen gemacht! Als Du gestern bei mir warst, sagte ich Dir, daß Du ihn wahrscheinlich eines Abends bei mir sehen würdest. Darauf hast Du gemeint: daß das wohl der Bruder des Rittmeisters sei, keine Silbe mehr. Mein Gott! Ihr habt so viele hundert Rittmeister in Eurem Hause empfangen, daß ich mir dachte: freilich, blos aus dem Grunde, weil sein Bruder Einer jener hundert Rittmeister ist, kann Cornelia sich nicht für ihn interessiren. Ich hatte also noch immer keinen Argwohn. Kaum aber tritt er hier ein — alle Fassung verläßt ihn, sobald er Dich erblickt, eine unbeschreibliche Gezwungenheit herrscht die ganze Zeit lang unter uns, Alles, was wir reden, wird zu einem leeren Scheingeplänkel, hinter welchem sich Eure Unruhe deckt und Eure Blicke hin- und herspielen. Endlich führt uns der reinste Zufall nach Kraßnitz, zu jenen seltsamen Begebenheiten — da wird Eure stille Unruhe zur offenen Verlegenheit, und Bruno's Geistesgegenwart schlägt in Verwirrung um." —

„Welchen Schluß willst Du daraus ziehen?" fragte Cornelia, sich des Eindrucks der Richtigkeit dieser Bemerkungen kaum erwehrend, mit banger Erwartung.

„Daß Du Dir bei größerer Offenheit", gab Leonie zur Antwort, „eine so langandauernde Verlegenheit erspart und Bruno selbst, an dem ich herzlichen Antheil nehme, besser gedient hättest."

Cornelia schlug die Augen zu Boden und sagte naiv: „Welche Gefahr kann ihm drohen?"

„Davon später!" hob Leonie an. „Jetzt handelt es sich nur um das Vertrauen, das Du mir vorenthältst. Wie Du vorhin schon bemerkt haben wirst, bin ich über die Vorgänge in Kraßnitz einigermaßen unterrichtet."

„Was hat Dir Bruno anvertraut?" fragte Cornelia arglos.

„Nicht viel", versetzte Leonie. „Es war auch beinahe unnütz. Kein Faden ist so fein gesponnen, sagt das Sprichwort. Ich selbst habe ihn ja bei der Einsiedlerklause durch's Dickicht hindurchbrechen gesehen, als ich Dich mit der Wallhof vergeblich erwartete. Wo warst Du damals? Dann — nach meiner Rückkehr hast Du auch noch gefehlt —"

„Woran Du noch denkst!" rief Cornelia mit einem leisen Seufzer.

„Mit solchen Indicien könnte ich noch eine Stunde lang fortfahren," sprach Leonie weiter, „wenn ich das Amt eines Inquirenten hätte. Ich bin aber Deine aufrichtige Freundin, welche kaum so sehr die Sache interessirt, als der Mangel an Vertrauen von Deiner Seite kränkt. O, ich verstehe den Schrei, den Du beim Wegrücken des Bildes im Kaisersaal ausgestoßen, ich höre ihn noch immer, ich seh Dich erbleichend an die Säule gelehnt!"

„Leonie!" rief Cornelia auf's Aeußerste getrieben, den Thränen nahe, die Hände der tückischen Freundin mit heißem Ungestüm fassend, „Du ahnst, Du weißt vielleicht Alles, und was Du nicht wissen magst, das theilen wir. In Deinem Busen ist es wie in dem meinigen sicher. Ja, ich habe es Dir bis zu dieser Stunde verschwiegen, nicht aus Falschheit, nur darum, weil Gefahr für Andere und auch mein eigener Ruf auf dem Spiele war. Ich fand ihn im Walde, er fiel mir flehend zu Füßen, ich rettete ihn, oder — damit ich mein Verdienst nicht übertreibe — ließ ihn retten. Nun sage mir: Hättest Du weniger gethan?"

„Das hast Du gethan!" rief Leonie mit aufleuchtenden Augen. „Ich beneide Dich um Deine That! Was könnte die für die Ihrigen thun, die das so schnell für einen Fremdling gethan?"

Sie ließ den Worten eine heuchlerische Umarmung folgen.

„Hierauf," fuhr Cornelia mit gleicher Ergriffenheit fort, „welche Nächte sind gefolgt! Welche Unruhe, welche Pein! Acht Tage hielten wir ihn versteckt im alten Schlosse, bis er ohne Abschied, wie durch ein Wunder, uns selbst aus den Augen entkam. Ich traf ihn einmal dort —"

„Nur einmal?" fragte Leonie mit dem Ausdruck des Zweifels.

„Nein," berichtigte sich Cornelia, „Zweimal! Ich war bei der unverhofften Begegnung wie vom Donner gerührt. Frau Hassenfeld, die dabei war, ließ mich für die Tochter des Verwalters gelten, und er ging in diesem Glauben fort und lebte in ihm weiter, bis er heute, zu seinem größten Erstaunen, die schuldlose Maske fallen sah. Hier sind im Kurzen meine Geständnisse. Jetzt begreifst Du Alles, jetzt kannst Du meine Verlegenheit und Bruno's Haltung richtig schätzen!"

„Und der Brief?" fragte Leonie, um die Offenheit des geängstigten Mädchens in einem Zuge auszuplündern. „Der mir so verhängnißvolle Brief?"

„Den habe ich verloren," gab Cornelia, die Farbe wechselnd, zur Antwort. „Er war an Frau Hassenfeld gerichtet."

„So, so," murmelte Leonie, in Nachdenken versinkend. Eine kurze Pause trat ein.

Frau von Greifenstein, die Bruno liebte und auf ihn Scheidungs- und Heirathspläne im Stillen baute, fühlte ihre immer rege Eifersucht wie eine Furie erwachen. Aller Zweifel, aller Verdacht, alle wahrscheinlichen und absurden Vermuthungen stiegen in ihr empor. Sie nahm im Augenblicke an, daß zwischen Beiden ein Liebesbund bestanden, daß er noch heute bestehe, daß *sie* von Bruno aufgesucht worden, um die einzig mögliche Brücke zu Cornelia zu bilden und sogar, daß die Ankunft ihrer Freundin keine Zufälligkeit, sondern eine zwischen Beiden abgemachte Sache sei.

Unter größter Freundlichkeit den Entschluß, das Gewebe zu zerreißen, verbergend, nahm sie das Gespräch wieder auf, wurde aber schon im Beginn durch die Ankunft der Gesellschaft, die sich inzwischen im Salon versammelt hatte, unterbrochen.

Bruno wurde trotz des Versprechens der alten Vicomtesse nicht eher vom Whisttische erlöst, als bis Alles auseinanderging. Er hatte die beiden Damen beim Fortgehen nur im Fluge gesehen.

Als er die Treppe hinabging, begegnete ihm der alte Koß mit Mänteln über dem Arm, der seine junge Gebieterin mit dem Wagen abzuholen gekommen. Er sah ihm, da er ihn für einen Unbekannten hielt, auf ziemlich neugierige Bedientenweise in's Gesicht, fuhr aber furchtbar überrascht zurück, als er ihn erkannt hatte.

„Himmelssakerment, der Flüchtling!" stieß er dabei grob und zornig laut aus und rannte dem Unvermeidlichen aus dem Wege.

## Sechstes Capitel.

### Worin sich ein Gewitter zusammenzieht.

Die schalkhafte Frau von Sesie hatte in Folge des komischen Vorfalls mit der verwechselten Visitenkarte großen Appetit bekommen, den jungen Fürsten von Kronenburg zum Besten zu haben. Es war nicht Humor allein, es steckte auch Rache dahinter. Eine Dame, die, wie man an Ostrow's Beispiel sieht, galanten Unternehmungen nicht abhold war, konnte den ihr gespielten Streich, selbst, da er mißlungen war, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, sondern mußte sich die Erwägung nahe legen, daß ihr eine Falle gestellt worden sei, welche leicht unter anderen Umständen über ihrem Kopfe hätte zusammenklappen können. Diese Besorgniß setzte allerdings wenig Kraftbewußtsein der Tugend voraus, aber man kann sich's nicht anders erklären, warum sie sich die Mühe nähm, den im Grunde harmlosen Erfinder des schlauen Attentats durch ihr Komödienspiel zu verfolgen und lächerlich zu machen.

Als sie mit Kronenburg wieder zusammenkam, erzählte sie ihm mit Entrüstung, welche grobe Beleidigung Graf Ostrow ihrer Ehre angethan habe. Sie beklagte sich, daß sie jetzt so schutzlos und ohne Ritter dastehe und gedachte mit tiefem Seufzer ihres verstorbenen Gemahls, der, wenn er am Leben, gewiß blutige Genugthuung gefordert hätte. Wäre das Gewissen des Fürsten rein gewesen, oder hätte er Ostrow's Nebenbuhlerschaft ernstlich gefürchtet, er würde ohne Zweifel die Gelegenheit ergriffen haben, wenigstens durch ein Duell in Paris zu einem Namen zu gelangen, da er dies durch einen Sieg in der Liebe nicht vermochte. Wie es aber stand, mußte ihm Alles daran gelegen sein, die Dame zu beruhigen und die ganze Sache in Vergessenheit zu bringen.

Das gelang auch, denn schon bei seinem nächsten Besuche fand er den Grafen auf dem Sopha neben Frau von Sesie sitzend und erfuhr, daß der Russe das Opfer eines übereilten Verdachtes gewesen sei, und daß man auf's Neue nach dem Anstifter des unwürdigen Bubenspiels fahnde.

Kronenburg erhielt bei diesen und allen späteren Gelegenheiten von Frau von Sesie soviel Zeichen und Beweise einer im steten Zunehmen begriffenen Neigung, daß er sich keiner Eitelkeit schuldig machte, wenn er sich für den Sieger auf der Wahlstatt hielt. Seine aufgeregte Phantasie begann in dem für ihn aufgehenden Liebesglück maßlos zu schwelgen. Aber ein Tag verstrich nach dem andern, ohne daß er das sehnlichst begehrte Rendezvous durchzusetzen vermochte. Von auf- und niederwogenden Hoffnungen aufgerieben und endlich zum Aeußersten gebracht, stellte er jetzt ein Ultimatum, dessen Verwerfung den vollständigen Abbruch aller zärtlichen Beziehungen zur Folge haben sollte. Frau von Sesie kämpfte — natürlich in seiner Gegenwart — einen entsetzlichen, selbstmörderischen Kampf mit sich selbst, einen Kampf, der schon unglücklich auszufallen drohte, als plötzlich der Schutzengel ihrer Tugend mit der Reserve auf dem Schlachtfelde erschien und Kronenburg die gräßlichste Niederlage beibrachte.

Wie es bei einem so tollen Liebhaber vorauszusetzen, nahm es der Fürst mit den Folgen seines Ultimatums nicht so ernst. Nachdem der erste wüthende Aerger verbraust war, fing er an in sich zu gehen und dachte sich in die Situation einer Frau von so schönen sittlichen Grundsätzen hinein. Diese Grundsätze waren ihm zwar unbequem, aber sie imponirten ihm. Einmal auf diesem Wege begriffen, kam er endlich dahin, wohin unter gleichen Umständen verliebte Männer zu kommen pflegen. Er ließ sein frivoles Ansinnen fallen und spielte mit Heirathsgedanken. Diese beherrschten ihn zuletzt ganz und gar. Da er nach seinen eigenen, selbstgemachten Erfahrungen die Tugend der schönen Frau für über jeden Zweifel erhaben halten mußte und auch über ihre Abkunft und sonstigen Verhältnisse trotz mancher coursirenden Bedenken nichts Ehrverletzendes erfahren, setzte er sich über das Entsetzen seiner hochtoryistischen Eltern blind hinweg und beschloß, um Frau von Sesie anzuhalten und das schönste der Weiber auf der Stelle zu heirathen.

Es kostete ihm keinen kleinen Kampf, aber die entfesselte Begierde, welche Frau von Sesie nur um einen solchen Preis gewinnen zu können meinte, hätte auch einen schwereren Kampf bestanden.

Die Versuchung, die jetzt an Frau von Sesie herantrat, als sie zu entscheiden hatte, ob sie die

Gattin eines der größten Majoratserben aus einem der ältesten Adelshäuser Europa's werden wolle, mag nicht klein gewesen sein. Kronenburg war des gewünschten Ausgangs gewiß und Jedermann würde ihm diesen prophezeiet haben. Welches Erstaunen von seiner Seite, als Frau von Sesie ihm nicht gleich um den Hals fiel, sondern sich eine kleine Bedenkzeit erbat! Als sie aber nach Ablauf der Frist die Partie rund ausschlug, war er wie zerschmettert und vernichtet, so daß er im ersten Augenblicke fast nach der Pistole gegriffen hätte.

Das Fiasco, das er noch mit einem abgewiesenen Heirathsantrag gekrönt, war entsetzlich. Der Fürst sperrte sich mehrere Tage lang ein und kam nicht über die Schwelle, wohl nicht allein aus Bedürfniß tiefster Einsamkeit, sondern auch aus Scham und aus Berechnung, um die ersten Gerüchte verklingen zu lassen.

Seine Zurückgezogenheit war wirklich gerechtfertigt, denn schon am folgenden Tage bildete der Korb, den er erhalten, den Stoff allgemeinen Gesprächs in den Kreisen, in welche der gefeierte Name der Liebesheldin gedrungen war und zwar in allerhand Versionen.

Frau von Sesie's Freunde und Verehrer waren vor Bewunderung außer sich; selbst ihre Gegner und Rivalinnen mußten dieser stolzen, aber unerklärlichen Handlung eine Art von Anerkennung zollen. Viele, welche sie zu den Abenteurerinnen, an welchen Paris so reich ist, gezählt, wurden bekehrt und zum Theil an ihrem ehemaligen Urtheile irre. Denn welches größere Glück ließ sich machen, als das, welches Frau von Sesie ausgeschlagen? Man wäre versucht gewesen, ihre Handlungsweise als Narrheit zu erklären, wenn man von ihrem Verstande und ihrer Lebensklugheit nicht schon zahlreiche Proben gesehen hätte.

Die Zurückweisung einer so glänzenden Partie hatte nothwendiger Weise den Glauben an die Tugendhaftigkeit der schönen Frau zur Folge. Diesen Punkt hatte man bisher als offene Frage behandelt. In einer so großen Stadt, wo es selbst den ausgemachten Abenteurern leicht gelingt, eine Rolle zu spielen, ist die Skepsis dem Fremdling gegenüber unerläßlich, jedoch die weltstädtische Nonchalance andererseits so groß, daß man sogar eine zweifelhafte Persönlichkeit hinnimmt, wenn sie den blendenden Schein des Interessanten um sich zu verbreiten weiß. Man hält sich an das momentan Anziehende und giebt es in demselben Augenblicke auf, wo sich das leuchtende Meteor verdunkelt oder gar als häßliche Schlacke aus seinem Himmel zu Boden fällt.

Hatte zuvor der gesellschaftlichen Stellung, welche Frau von Sesie annahm, nichts eben widersprochen, so mußte diese jetzt wie legitimirt erscheinen. Der verstorbene Monsieur de Sesie, der Gemahl, dem sie noch jetzt zuweilen eine schwärmerische Erinnerung, als ihrer Jugendliebe weihte, konnte doch keine Mythe und anstandsvolle Fabel sein, er mußte in der That gelebt und seiner jugendlich schönen Wittwe sehr ausgiebige Besitzthümer hinterlassen haben.

Die öffentliche Meinung war bei dem verführerischen Aussehen der Sache zu entschuldigen, obwohl sie sich dennoch im völligen Irrthum befand.

Frau von Sesie war doch nichts als ein Abenteurer- und Glücksritterfräulein, freilich Eines, das ihr Spiel mit Glück und Geschicklichkeit spielte. Ihr Rang als Baronesse, ihre Besitzungen, ihre Heirath, Alles, Alles gehörte in das Reich der Erfindungen. Sie stammte auch nicht von einer zwar verarmten, aber uralten Adelsfamilie ab, wie sie so oft mit anscheinend edlem Freimuth bekannte. Der Adel war eine schöne Ausschmückung, die Verarmung ihres Hauses dagegen buchstäblich wahr, wofern sich von einem Hause reden ließ, da doch ihre Eltern von jeher in Aftermiethe gewohnt. Sie war auch nicht, wie sie behauptete, eine Französin, die dadurch, daß sie ihre Kindheit und Jugend in der Fremde zugebracht, ihre Muttersprache einigermaßen vernachlässigt hatte, sondern eine Fremde, deren Abkunft durch langjährige Entfernung und den Umgang mit ausländischen Liebhabern von feiner Gesellschaft unkenntlich geworden war, und die bei großem Sprachtalent des Französischen in einem wirklich anerkennenswerth hohen Grade mächtig geworden.

Frau von Sesie's Vater war ein Mann in höchst bescheidener Sphäre: Nachtwächter an einem Wiener Vorstadttheater; es war wahrscheinlich, daß er in seinem Amte noch immer fungire. Um seine Nahrungssorgen zu vereinfachen, hatte er sein Töchterlein Willy schon in ihrem zehnten Jahre als Elevin in ein Balletcorps eingereiht. Die täglich mehr hervortretende Schönheit und angeborne Anmuth des Mädchens, eigentlich glänzende Beigaben und Hülfsmittel zum choreographischen Berufe, waren leider bei Willy der Stein des Anstoßes, durch welche sie schon früh aus ihrer Carrière in ganz andere Bahnen herausgeschleudert werden sollte. In niedrigen Verhältnissen aufgewachsen, an wegwerfende Behandlung gewöhnt, hatte sie sich schon frühzeitig mit kleinen, sehr gewöhnlichen Sterblichen in Liebschaften eingelassen. Allein in ihrem Wesen lag ein mächtiger Trieb, sich zu idealisiren. Sie hatte es anfangs nicht verschmäht, sich von Choristen und Statisten bewundern zu lassen, bis sie endlich mit einem jungen Zimmerkellner eine ernste Liebschaft anknüpfte. Sie mochte den Drang gehabt haben, sich eine Stufe höher zu schwingen, als sie ihm plötzlich untreu wurde und das Herz eines Oberkellners eroberte. Doch auch für diesen hielt sie sich für viel zu edel, fiel ihm in Kurzem ab und betrat mit einem jungen Manne, der die Stadtneuigkeiten für ein großes Journal besorgte, das Gebiet der Intelligenz. Aber auch dieser Liebhaber war ihr bei weitem nicht gewachsen. Das Selbstbewußtsein ihres höheren Werthes schien erst vollständig erwacht, als sie sich einem hochgeborenen Gesandtschaftsattaché in die Arme warf und mit ihm eines schönen Morgens für immer verschwand. Ein seltsames Dunkel lag von da ab mehrere Jahre lang auf ihrem Leben, dem es an Abwechselung und abenteuerlicher Romantik nicht gefehlt haben mochte, bis sie, kurz vor dem Staatsstreiche, im Demi-Monde von Paris als noch höhere Organisation zur Welt kam, geschmückt mit dem Namen und Adelstitel eines fingirten aber unvergeßlichen Gemahls. Sie fühlte sich von da ab ausschließlich nur in vor-

nehmen, oder doch gesellschaftlich bedeutenden Kreisen wohl.

Alle Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt hätten, hinter ihren äußeren Glanz zu schauen oder ihre wahre Biographie zu vernehmen, würden sich nun über die Zurückweisung des jungen Fürsten nicht mehr gewundert haben. Sie hatte ja weder aus Lust an einem ungebundenen Leben, noch aus Mangel an Zuneigung, noch aus Unterschätzung des ihr nahenden Glücksfalles den eclatanten Korb ertheilt, sondern aus barer Nothwendigkeit und aus der richtigen Erkenntniß, daß sie sich durch ihr Jawort nur in die größten Fatalitäten stürzen würde, ohne ihr Ziel zu erreichen. Die glänzende Seifenblase ihrer Herrlichkeit mußte in Wien, ihrem Geburtsorte, wo der Fürst domicilirte, im Nu zerplatzen. Dort würde der Zauberschein rasch von ihrer Persönlichkeit abfallen, die Nachtwächterstochter zum Vorschein kommen und unnachsichtlich als Betrügerin verurtheilt werden.

So begreift sich die räthselhafte Handlungsweise der Madame de Sesie, welche kaum etwas verlor, als sie die glänzende Partie ausschlug, sondern nur unvermeidlichem Verderben auswich, dem nur eine Thörin oder eine verwegene Schwindlerin blind entgegengegangen wäre. Der Fürst, den sein Fiasco so unglücklich machte, konnte getröstet werden. Nicht ihm allein, jedem österreichischen Cavalier wäre bei der reizenden Willy das Nämliche widerfahren und nur ein englischer Lord oder spanischer Grand, welche leichter in der Täuschung zu erhalten gewesen wären, hätten die Chance gehabt, ein Herz für immer ihr zu nennen, dessen Besitz zu behaupten, weder dem Statisten noch den beiden Kellnern, noch dem Gesandtschaftsattaché, noch allen Nachfolgern gelungen war.

Wenn dem Fürsten diese Allen unbekannten Antecedentien der Frau von Sesie hinterbracht worden wären, er hätte wahrhaftig Ursache gehabt, seinem guten Sterne, der ihn vor solch einer Gattin geschützt, zu danken! Diese Enthüllungen wären ihm in seinem Unglück ein bitteres Labsal gewesen; er hätte schamvoll und heimlich der Stadt den Rücken gekehrt, in der er Aufsehen zu erregen gestrebt und nur den Gipfel des Lächerlichen erstiegen hatte.

Während nun der Fürst, eingeschlossen, allen Sterblichen feind, sein vermeintliches Mißgeschick mit Resignation zu überwinden suchte, war Graf Thieboldsegg mit seiner Tochter plötzlich, ohne vorhergehende Ankündigung, in Paris eingetroffen. Auf dessen Meldung seiner Anwesenheit hin war der Fürst — ein einziges Mal — ausgefahren, um beim Grafen seine Aufwartung zu machen, ohne sich jedoch seitdem wieder zu zeigen. Dies sah, da die Unterhandlungen zwischen den beiden hohen Familien noch immer aufrecht standen, wie eine offenbare Demonstration aus, und sie beunruhigte den Grafen um so mehr, als er bald darauf beim Gegenbesuch nicht vorgelassen worden war. Umsonst wurde Burda hingeschickt, um der Ursache dieses seltsamen Benehmens auf die Spur zu kommen. Auch der treue, theilnamvolle Figaro mußte unverrichteter Sache von der Thür des melancholischen Prinzen weiterziehen.

Nach einigen Tagen schien der Fürst endlich alle Stadien durchlaufen zu haben, welche von der Wuth über die Niederlage an, bis zum Wiederaufflackern seiner oberflächlichen Genußsucht und seinem früheren leichtblütigen Leichtsinne herabführten. Die Nachwehen, die seine Stimmung noch immer verdüstern mußten, abgerechnet, war er auf dem besten Wege zur Genesung, so daß zu hoffen war, daß er schon nächstens wieder seinen hohen Freunden in den kleinen Theatern und Ballsälen sichtbar werden würde.

Das erste erfreuliche Anzeichen war, daß er Burda, seinen Liebespostillon, zum ersten Male wieder vorließ.

Burda blieb wie ein Automat an der Thüre stehen, die Befehle sklavisch ablauschend, während er mit derselben unterwürfigen Dienstbereitschaft die Aufträge vor Augen hatte, welche ihm Graf Thieboldsegg, um den Fürsten auszukundschaften, mitgegeben hatte.

„Waren Sie gestern und vorgestern hier?“ fragte ihn Kronenburg barsch, nach der Gewohnheit großer Herren, welche eine ruchbar gewordene Demüthigung ihrer Person mit brutalem Stolze zu übertünchen glauben.

„Durchlaucht“, gab der Befragte zur Antwort, „täglich fragte ich an, oft zweimal, wie es die beiden Lakaien bezeugen können.“

„Schon gut!“ brummte Kronenburg mit einer Handbewegung Schweigen gebietend, während er sich lang auf dem Divan hinstreckte. „Ich war verreis't, es versteht sich, heimlich verreis't.“

„Das hab' ich auch angenommen.“

„Was gibt es Neues?“ fragte der Fürst, um zu sondiren, welche Gerüchte über ihn cōursirten.

„Ich wüßte Nichts —“ erwiderte Burda zögernd mit pfiffiger Miene.

„Es muß doch etwas passirt sein! Was giebt es für interessante Bagatellen? Was schwatzt, was plappert man? Ich möchte irgend eine piquante Geschichte hören.“

„Ach so! An solchen Dingen fehlt es eben nicht. Aber da fällt mir etwas ein, was ich Ihrer Durchlaucht zu sagen beabsichtigte —“

„Nun?“ fragte Kronenburg mit großer Unruhe.

„Ich habe in neuester Zeit den Wink bekommen,“ sprach Burda, „mich um den Italiener Negroni ein wenig zu bekümmern. Es ist ausgemacht, daß der ein Verschwörer ist, der es ganz besonders auf unser lombardisch-venetianisches Königreich abgesehen zu haben scheint.“

„Was frage ich nach Politik!“ unterbrach ihn der Fürst ungeduldig.

„Ich hatte auch nicht die Absicht,“ gab Burda gefügig zur Antwort, „Durchlaucht mit Politik zu langweilen. „Es handelt sich hier“ — er lächelte — „um seine sogenannte schöne Schwester —“

„Was ist's mit der?“ fragte der Fürst mit erhöhter Aufmerksamkeit. „Uebrigens kommen Ihre Nachforschungen zu spät —“

„Ich kann mich wahrhaftig keiner Säumigkeit anklagen,“ sagte Burda. „Diese Leute wissen es so gut, sich, besonders vor unser Einem, zu verstecken —“

„Ah, pah“, warf der Fürst hin. „Als ich Sie

das erste Mal danach fragte, wären mir Ihre Nachrichten willkommen gewesen, denn seitdem ich mich mit Frau von Sesie eingelassen, denke ich nicht mehr daran —"

Burda spitzte die Ohren, als er den Namen Frau von Sesie hörte.

„Nun, ist die Italienerin wirklich so schön?" fragte Kronenburg mit lüstern blinkenden Augen.

„Schön?" gab Burda zur Antwort. „Alle Welt ist im Irrthum. Sie ist eine Person bei Jahren —"

„Was plaudern Sie da!" rief der Fürst aufsehend. „Schön ist sie, sehr schön und jung!"

„Verzeihung! Sie ist ein Weib von sechsunddreißig bis vierzig Jahren — die Spuren ihrer Schönheit sind gering."

„Da sind Sie auf dem Holzwege!" rief der Fürst sich erhebend, „das weiß ich besser!"

„Sie heißt auch nicht Negroni," wollte Burda fortfahren, als er vom Fürsten unterbrochen wurde.

„Weiß es!" rief er, „heißt nicht Negroni, sondern Julie Cosenzo, ist auch nicht ledig — weiß es längst, wußte es vor Ihnen, Sie Wichtigthuer —"

Burda stutzte und sagte nach einer Pause:

„Ja, freilich heißt sie Cosenzo! Das ist richtig. Das stimmt, ich habe es aus bester Quelle. Aber schön und jung ist sie doch nicht!"

„Machen Sie mich nicht wild!" fuhr der Fürst auf. „Ich habe bessere Quellen —"

„Durchlaucht," entgegnete Burda, sich windend, ich muß der Wahrheit die Ehre geben, selbst wenn es mir einen ungnädigen Blick kosten sollte! Sie heißt Cosenzo — das stimmt — und ich hab' es jetzt herausgebracht, daß sie mit einer Engländerin, Namens Miß Wilton, mit welcher ich von London nach Calais gereis't, eine und dieselbe Person ist."

„Ich bin in der Lage," gab der Fürst kalt zur Antwort, „Ihre Behauptungen gehörig schlagen zu können! Ein Freund hat mir gesagt, daß er im vorigen Jahre Frau Cosenzo, die Niemand als Fräulein Negroni ist, in Neapel kennen gelernt habe, als sie sich auf der Villa eines reichen Mannes — ich glaube, Liborio heißt er, doch daran liegt nichts — aufhielt. Mein Freund knüpfte flugs mit ihr eine Liebschaft an, begleitete sie nach Gaeta und Gott weiß wo sonst hin u. s. w. Und wissen Sie, wer dieser Freund ist? Graf Ostrow! Der hat es mir selbst erzählt; er hat auch den Italiener Negroni, der ihr Gatte und nicht ihr Bruder ist, hier in Paris wiedergesehen und gleich wiedererkannt. Was können Sie dagegen einwenden?"

„Das ist freilich stark," gab Burda, der an seiner Ansicht ganz irre geworden war, zur Antwort. „Es ist aber ebenso richtig, daß Negroni eigentlich Cosenzo heißt und um die Zeit, die Sie bezeichnen, in Neapel gewesen ist — gerade, wie Sie, Durchlaucht, es erzählen. Ich aber habe die Person mit eigenen Augen gesehen. Sie ist keineswegs jung oder hübsch."

„So glauben Sie noch immer," fuhr ihn der Fürst an, „daß ein Mann, wie Graf Ostrow, sich an ein altes Weib gemacht und hinterher vor mir gelogen hat, um mit seinen Liebeserfolgen zu prunken? Das wäre ein Unsinn. Schon die Art, wie er es mir gesagt, bürgt mir, daß jedes Wort wahr sein müsse. Sie wissen nichts Rechtes."

„Ich muß eigens meine Forschungen wieder aufnehmen," sagte Burda hartnäckig. „Ich werde in's Haus zu bringen suchen."

„Und ich beauftrage Sie selbst dazu," fiel ihm der Fürst in die Rede. „Ich wäre nicht unabgeneigt, ein kleines Abenteuer mit der Person zu haben, denn, unter uns gesagt, Frau von Sesie fängt an, mir herzlich langweilig zu werden."

„Soll ich etwa das Collier, das für sie bestimmt war, abbestellen?" fragte Burda hastig.

„Keineswegs," gab der Fürst zur Antwort. „Das wird auf den Hals der schönen Italienerin oder irgend einer Andern ebenso gut passen. Also, hören Sie, Burda! Es bleibt dabei! Sie werden Frau Cosenzo zu sprechen suchen! Ostrow behauptet zwar, daß er nicht reussirt hat, aber das sollen ihm die Schuljungen glauben! Es ist Discretion von ihm, eine vielleicht sehr ritterliche, in allen Fällen aber auf falschem Platze angewendet; denn es ist klar wie die Sonne, daß ihr Mann, ehrloser Italiener, mit der Schönheit seiner Frau speculirt und Geschäftsreisen macht. Ihren Auftrag kennen Sie jetzt! Sie können gehn!"

„Durchlaucht," bemerkte Burda, die Thür schon in der Hand haltend, „darf ich mir erlauben, Ihnen entre nous zu verrathen, daß Graf von Thiebolbsegg über Ihr Ausbleiben sehr verwundert ist und sich den Kopf zerbricht, was es damit für eine Bewandtniß haben möge?"

„Ich war verreis't," warf Kronenburg hin. „Uebrigens habe ich hier andere Dinge zu thun, als bei ihm und seiner launischen Tochter zu hocken. So denke ich wenigstens. Erwähnen Sie nichts davon."

Burda entfernte sich und eilte auf dem kürzesten Wege zum Grafen Thiebolbsegg, um ihm die ganze Unterredung wortgetreu zu überbringen.

Der Graf hieß ihn, nachdem er schweigend zugehört hatte, im Vorzimmer warten, worauf er schellte und die Baronin von Greifenstein, die sich in einem der hinteren Gemächer bei Cornelia befand, zu sich rufen ließ.

„Liebe Leonie!" sagte er, als diese gekommen war, „die Sachen stehen schlimm. Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß es sich vollkommen zu bestätigen scheint, daß der junge Tollkopf, der Kronenburg, um die Hand der abenteuerlichen Frau von Sesie angehalten hat und abgewiesen worden ist, wenn wir uns auch das Warum kaum zu erklären vermögen."

„Das ist eine Thatsache," meinte Leonie.

„Nun gut," fuhr der Graf fort. „Von dieser Seite hätte sich also das Ungewitter verzogen, aber wer bürgt uns dafür, daß nicht einer der nächsten Tage ein anderes Gewitter bringt? Kronenburg ist, was ich kaum zuvor gedacht, ein Mensch, welcher, einmal auf eine Caprice gebracht, ich sage nicht Leidenschaft, aller excentrischen Streiche fähig ist, da ihm alle moralischen und intellectuellen Widerstandsmittel fehlen. Wenn wir aber zurückgehen und die Ursache suchen, durch welche er auf diese Bahn der Thorheiten und Tollheiten geworfen worden ist, so können wir nur Cornelien Vorwürfe darüber machen.

Der Fürst war der willigste Mensch, als er zuerst zur Werbung nach Kraßnitz kam; aber es ist natürlich, daß er nicht, wie Jakob auf Rahel sieben Jahre warten will, bis es ihr gefällig ist, eine der größten Partien zu machen. Meine Meinung ist die: Die Heirath, an der mir Alles liegt, muß jetzt, hier in Paris, zu Stande gebracht werden, oder sie ist so gut wie aufgegeben. Ich zähle auf Ihren Rath und Beistand, um endlich die Geschichte in Ordnung zu bringen. Die Umstände sind am Ende so ungünstig nicht, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Kronenburg ist jetzt in einem Zustande der Entmuthigung, von einem moralischen Katzenjammer erfüllt und würde vielleicht, wenn ihm Cornelia freundlicher entgegenkäme, zurückkehren und die unleugbaren Vorzüge meiner Tochter mit denselben Augen, wie früher, ansehn. Es gilt nur, meiner Tochter den Kopf zurechtzusetzen und ihr die romantischen Ideen zu vertreiben. Diesen Erfolg können Sie leichter, als ich bei ihr erreichen, denn Ihnen steht es besser an, ihr das Glück auszumalen, welches sie macht, als mir. Nun reden Sie! Was ist Ihre Ansicht?"

„Ich halte es nicht eben für eine Hexerei," gab Leonie nach einigem Nachdenken zur Antwort, „Kronenburg auf den guten Weg zurückzuführen."

„Nicht?" rief der Graf lebhaft. „Sie geben mir Muth, meine kluge, scharfblickende Freundin! Käme die Heirath nicht zu Stunde, ich wäre in meiner ganzen Stellung alterirt, erschüttert, bedroht; denn die Familie würde es als eine ihr zugefügte Beleidigung aufnehmen und glauben, daß ich hinterher selbst auf andere Gedanken gekommen sei und den eignen Abfall vom gegebenen Worte mit der Weigerung meiner Tochter decke. Man würde sich rächen. Doch, das wissen Sie selbst! Sagen Sie mir jetzt auch, was Sie sich von Ihren Bekehrungsversuchen bei Cornelia versprechen!"

„Hm," warf Leonie nachdenklich vor sich hinstarrend hin.

„Was bedeutet das?" fragte der Graf. „Sie machen eine sehr hoffnungslose Miene. Sollte es leichter sein, einen angehenden Roué in's Ehejoch zu spannen, als das Herz eines Mädchens, welches einem noch unbeschriebenen Blatte gleicht, zu seinem Glücke zu bereden?"

„Diese Meinung haben Sie noch über Cornelia?" sprach Leonie nach einem sichtlich kampfvollen Entschlusse.

„Hätten Sie dieselbe nicht?" fragte der Graf mit besorgten Blicken.

„Wie erklären Sie sich denn die fortgesetzte Weigerung Ihrer Tochter?" fragte Leonie.

„Vorurtheil! Mädchenlaunen! Ideale Träumerei!"

„Nichts weiter? Es wundert mich, daß ein Weltmann wie Sie nicht auch auf die Idee verfällt, daß Cornelia eine geheime Liebe haben könne —"

„Warum nicht gar!" rief der Graf ungläubig, doch betroffen. „Sie sollte —"

„Sie hat eine Liebe im Herzen!" sprach Leonie fest und bestimmt. „Ich habe den Beweis davon."

Der Graf war vor Schrecken und Erstaunen wie aus den Wolken gefallen.

„Längst," fuhr Leonie, sich dem Grafen näher setzend, mit leiserer Sttmme fort, „schon in Kraßnitz habe ich es dunkel durchschaut und später es durch Zufälle und Nebenumstände bis zur Evidenz bestätigt gefunden."

„Und Sie haben mir Ihre Vermuthungen nicht gleich mitgetheilt!" rief der Graf ganz verzweifelt.

„Das hatte lange seine großen Bedenken!" gab Leonie zur Antwort. „Doch, davon später! Thatsache ist und bleibt, daß Cornelia liebt. Erinnern Sie sich noch des Rittmeisters Haldenried?"

„Der Verwegene!" brach der Graf zornig aus.

„Nicht er," berichtete Leonie, „sondern sein Bruder Bruno ist der Verbrecher."

„Kennen Sie ihn?" fragte der Graf hastig.

„Er kommt seit einiger Zeit in mein Haus," sprach die Baronin.

„Wie?" rief der Graf. „Sie öffnen diesem Menschen die Thür?"

„Nicht ohne Absicht!" erwiderte die schlaue, intrigante Frau. „Ich wollte ihn kennen lernen, um ihn zu überwachen und jedem Ihrer Familie drohenden Mißgeschick zuvorzukommen."

„Dank, Dank!" rief der Graf mit Wärme Leonie's Hand drückend.

„Lassen Sie sich das vorerst genügen," fuhr Leonie fort. „Ich muß zurückkehren, damit Cornelia keinen Argwohn aus meinem Ausbleiben schöpfe. Sorgen Sie dafür, daß sie überwacht bleibe, und trauen Sie der Frau Hassenfeld nicht, lassen Sie aber die letztere nichts merken."

„Gut, gut!" murmelte der Graf mechanisch hin. „Da fällt mir etwas ein. Hat nicht einmal der Rittmeister in unserer Gegenwart von einem todtgeglaubten Bruder gesprochen?"

„Dieser ist es!"

„Herr Gott!" rief der Graf, die Hände zusammenschlagend, aus. „So wäre denn vielleicht eine Gräfin von Thieboldsegg nahe daran die Frau Gemahlin eines steckbrieflich Verfolgten zu werden! Doch — das sind Faseleien. Es muß durchschnitten werden, und ich weiß vorerst nur soviel, daß es mir auf einen Schwerthieb nicht ankommen wird! Sie müssen mir noch heute das Nähere erklären. Ich bitte Sie auch, mich mit dem Vermessenen zusammen zu bringen, damit ich ihn kennen lerne."

„Ich will ihn einladen," sagte Leonie eilig und ging hinaus.

„Burda! Burda!" rief der Graf zum Zimmer hinaus und fuhr, als der Gerufene erschienen war, ungestüm fort: „Kennen Sie einen österreichischen Flüchtling Bruno Haldenried?"

„Ich bin mit ihm bekannt," war die Antwort, „stehe beinahe auf freundschaftlichem Fuße mit ihm —".

„Desto besser!" rief der Graf. „Mit Hintenansetzung aller meiner vorigen Aufträge werden Sie ihn vom Morgen bis in die späte Nacht auf Schritt und Tritt überwachen und zweimal des Tages Bericht erstatten. Sie haben da nicht so sehr politische Umtriebe im Auge zu behalten, als vielmehr zu sehen, welche Privatbeziehungen er unterhält, denn es scheint mir, als ob er seine Bekanntschaft mit der Frau

Baronin von Greifenstein, wo er, nebenbei gesagt, auch meine Tochter kennen gelernt hat, auf schändliche Weise zu mißbrauchen angefangen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen brauche, indem ich mich ganz auf Ihre Treue und Ihr Combinationstalent verlasse."

Burda machte sich, wie ein losgekoppelter Fanghund, auf die Beine.

---

## Siebentes Capitel.

### Worin der Chevalier eine Episode aus seinem Leben erzählt.

Obwohl sich Negroni für Bruno und dessen Freund Grauwak lebhaft zu interessiren schien und namentlich dem Ersteren für die Aufbewahrung der geheimnißvollen Brieftasche wiederholt seinen Dank eingestanden, blieb das Verhältniß doch nur auf freundlichen Umgang beschränkt und war weit entfernt, innig und freundschaftlich vertraut zu sein. Bruno, dessen Phantasie von Negroni ganz bezaubert war, hatte schon längst eine größere Annäherung gewünscht, sie aber nicht erreicht. Er sah wohl, daß die mehr schlaue und weltkundige, als starre und sonderlingsartige Zurückhaltung des Italieners täglich mehr abnahm, aber plötzlich wurde er wieder in seinem Glauben an das Wachsthum seiner Freundschaft durch irgend eine Vorsichtsmaßregel erschüttert, welche Negroni gegen ihn selbst ergriffen zu haben schien. Bruno fühlte sich nicht beleidigt dadurch, aber er war gekränkt und betrübt und fühlte sich um so mehr angespornt, das volle Vertrauen des Chevaliers zu erringen. Dieser aber verharrte in seiner gemessenen Haltung. Obwohl er von Bruno oft und dringend eingeladen worden war, war er doch nie bei ihm erschienen, außer ein einziges Mal auf ein paar Momente, als er die Brieftasche abzuholen gekommen.

Manchmal kam es Bruno vor, als ob auf Negroni's Lippe die Aufforderung schwebe, einmal in sein Haus zu kommen, aber seine Erwartungen wurden immer getäuscht.

Eines Abends bei eintretender Dämmerung saß Bruno mit Grauwak im Café am Passage du Diable, als der Chevalier dort eintrat.

„Ich habe Sie gesucht," sagte der Italiener, neben Beiden Platz nehmend, „Sie sind heute spät gekommen."

„Sehr spät," sagte Grauwak, „Mein Freund war übrigens mehrere Tage unsichtbar."

„Warum das„" fragte Negroni, Bruno fixirend. „Irrt mich mein Blick nicht," fuhr er fort, „so haben Sie heute ein Aussehen, das angegriffen ist, nicht krank, nicht leidend, sondern von jener Spannung und leichter Blässe, welche nach größeren Aufregungen in uns zurückbleibt."

„Sie haben ein scharfes Auge," gab Bruno zur Antwort, „Sie haben Recht. Während der letzten Tage hat es in meiner Brust eine Revolution gegeben. Ein Fürst ist entthront, ein Götze vom Altar gefallen" —

„Welcher geheimnißvollen Metaphern Sie sich bedienen," versetzte Negroni mit freundlich ironischem Lächeln, „um, Ihrer Absicht entgegen, Ihre Angelegenheiten auszuplaudern!"

„Wie meinen Sie das?" rief Bruno ganz erstaunt.

„Sie selbst haben jetzt den Punkt berührt," sprach Negroni, „über welchen ich Sie heute aufzuklären gekommen bin."

Er rückte an die Beiden heran, als Burda, der unzertrennliche Schatten Bruno's, am Tische erschien.

„Guten Abend, meine Herren," rief der Spion ganz cordial und ließ sich nieder, ohne den großen, gewaltigen Unwillen zu ahnen oder zu berücksichtigen, der in seinen zwei Landsleuten zum Ausbruch drängte.

Er raffte rechts und links Zeitungen zusammen, warf einen Blick hinein und brachte ohne Weiteres das Gespräch auf die politischen Fragen des Tages. „Sind das faule Zeiten," rief er plötzlich mit großem Affect. „Ueberall Entmuthigung, alle Menschen sind Feiglinge, man läßt sich treten, zahlt freudig die Steuern, kein Aufstandsversuch, wohin man auch blickt! Kein Attentat — doch ich darf nicht daran denken — Hier wieder Verhaftungen — o dieser Napoleon — meine Gedanken würden sich verwirren! ich wäre im Stande mit einem Pistolenschusse" — er murmelte die Worte halblaut durch die Zähne, — während er sie mit der grimmigsten Grimasse, wie ein Dorfschauspieler, der einen Bösewicht zu spielen hat, begleitete.

„Sie sind allerdings ein unheimlicher Mensch!" sagte Bruno kalt und ernst.

„Ich glaube auch," versetzte Grauwak, „daß unser Burda mit solchen Gedanken nicht spielt, sondern gar wohl einen Menschen —"

„Ein Attentat hilft nichts!" fiel Negroni in's Wort „und ist schon aus Gründen der Klugheit verwerflich. Es fällt ein Mensch, nicht das System. Herr Burda, schlagen Sie sich solche Gedanken aus dem Kopfe und lassen Sie sich warnen, künftighin solche Dinge weniger offen in Cafés und vor Leuten, die Sie so wenig kennen, wie mich, auszusprechen. Es wimmelt hier von Spionen."

„Die fürchte ich nicht, Muth ziemt dem Manne!" rief Burda. „Sehen Sie diese Schramme! Ein Achtel Zoll tiefer, und ich wäre für die Freiheit gestorben."

„Ihre Zeit wird noch kommen!" warf Negroni wie ein düsteres Orakel, zu Burda gewendet, hin, indem er sich erhob. „Ich bedaure, daß sie noch nicht da. Doch — es wird spät. Ich habe einige Gänge zu machen," — er drückte Bruno die Hände, wobei er ihm ein zusammengelegtes Stückchen Papier, auf welches er heimlich unter dem Tische ein paar Worte geschrieben, hineinzuspielen wußte, — „es bleibt bei unserer Verabredung, meine Herren! Um acht Uhr will ich Sie besuchen."

„N. 8. Rue Castiglione!" bemerkte Bruno, auf die Finte rasch eingehend, „wenn Sie mein Haus nicht mehr finden sollten."

Als Negroni fortgegangen war, trennten sich die beiden Freunde in kurzer Zeit von Burda, welcher, da er zufällig unterrichtet zu sein glaubte, wo Bruno den Abend zubringen werde, nach langer Tagesmühe endlich ein Bischen sich selbst leben und ein paar Partien Billard spielen wollte.

Als die Freunde auf der Straße und allein und sicher waren, entrollte Bruno das Stückchen Papier. Es war Negroni's Visitenkarte, auf welcher: „Rue St. Jacques N. 12. heute 8 Uhr" geschrieben war.

War Grauwak von dieser Aufforderung angenehm berührt, so fühlte sich Bruno, dem die neuesten Vorfälle die größten Kämpfe gekostet hatten, wie neu belebt und aus seiner Erstarrung herausgerissen.

Als Beide um die angesagte Zeit bei Negroni eintraten, fanden sie ihn in einem hohen, kahl aussehenden Zimmer, das außer einem Canapé, das als Bett dienen mochte, einer Commode, auf der ein paar Bücher lagen, und ein paar Stühlen, keine Möbeln hatte. An der Wand hing ein türkischer Dolch, auf dem Tisch stand ein Kästchen mit einem Revolver. „Hier sehen Sie meine einfache Wohnung," sagte der Chevalier, „Alles, was ein armer Flüchtling besitzt! Freilich gedenke ich nicht lange hier zu bleiben, es ist übrigens auch sehr fraglich, ob mir die Pariser Polizei einen längeren Aufenthalt gewährt. Sobald meine Schwester sich etwas erholt haben wird, gedenke ich nach Leicestersquare zu übersiedeln. Doch Sie stehen noch — nehmen Sie Platz!"

Die Gäste setzten sich an den Tisch, auf welchen Negroni ein paar Bouteillen Wein und einen Teller mit Backwerk stellte.

„Wir haben bis heute," nahm Negroni das Wort, während er den Wirth machte, „wenig über Politik gesprochen, aber wir sind Gesinnungsgenossen. Ich verbinde auch mit dieser Einladung keine Tendenz. Ich sitze gern im Kreise von Ehrenmännern, das ist Alles. Ich hatte Ihnen allerdings etwas zu sagen gehabt, Herr Haldenried, als eben Burda erschien, — aber ich halte es nur für eine Kleinigkeit, es bleibe auf ein anderes Mal! Es ist keine so große Gefahr, — Sie sind doch kein Verschwörer? Nicht wahr!"

„Ich habe nie im Leben conspirirt," erwiderte Bruno, „wohl aber offen, vor aller Welt, mit der Waffe in der Hand gekämpft. Das wird auch die Polizei wissen."

„Ich bin ein Verschwörer," sprach Negroni, „und ahne, was Sie über mich denken. Sie werden erstaunt sein, zu hören, was ich Ihnen sage. Sie befinden sich nicht in dem Werbebüreau eines Clubisten, nein! Ich würde mein Gewissen zeitlebens belastet fühlen, wenn ich Jemand, der nur noch einige Lust am Leben hat, in die unterirdische Werkstätte des politischen Treibens einführen und darin einschließen wollte. Ich habe natürlich nicht gewöhnliche Clubs im Auge. Will Sie Einer je da hineinlocken — o ziehen Sie sich ja bei Zeiten zurück!"

„Sie kleiden es vielleicht auf diese Weise ein," entgegnete Bruno, „um uns nicht rund heraus zu sagen, daß wir keinen Beruf dazu haben!"

„Nein," sagte Negroni mit einem tiefen Schmerzens-Ausdruck, sehr wehmüthig. „Talent ist erforderlich, doch es reicht nicht allein hin. Wessen Gemüth nicht für Weib und Kind stumpf geworden, wem noch eine einzige Freude blüht, kurz, wer nicht ganz vom Leben zerschmettert ist, der bleibe fern und lebe! Ich lebe nicht mehr. Ich bin nicht eben unglücklich, aber für Freude und Leid fast indifferent. Ich bin nichts, als ein meiner selbstbewußtes Werkzeug, das lebendige Rad, oder wenigstens die Schraube einer Höllenmaschine, und da sehen Sie, wie viel mir zu einem Menschen fehlt!"

Diese Sprache machte auf die Zuhörer einen tiefbohrenden Eindruck.

„Ein Hauch strömt aus Ihnen heraus," sprach Bruno, „welcher dem Ahnungsbefähigten ein tragisches Verhängniß verräth. Ich und gewiß auch mein Freund wären glücklich, wenn Sie uns soweit Ihres Vertrauens würdigen wollten, daß Sie ein wenig den Schleier von Ihren Erlebnissen lüfteten."

„Da wir so gesellig bei einander sitzen," sagte Negroni mit freundlich geglätteten Mienen, „will ich Ihnen wenigstens eine Episode aus meinem Leben zum Besten geben. Dieses Leben, das so vielfach umhergeworfene, erscheint mir selbst oft ein fremdes, seltsames und abenteuerliches Märchen — wenn ich mich je entschließen könnte, im Alter meine Memoiren zu schreiben, es gäbe vielleicht ein merkwürdiges Buch — doch ich bin an's Verschweigen gewöhnt, und mir graut vor dem bloßen Gedanken, meine und anderer Leute Geheimnisse als Waare hinter den Glasfenstern eines Buchladens aufzustellen. Nun, wir sind unter uns. Auch will ich Ihnen nur ein Capitel erzählen. Vorerst aber müssen Sie im Allgemeinen wissen, wer ich bin und wie ich der geworden, den Sie heute vor sich sehen.

Ich habe das Unglück, ein Neapolitaner zu sein. Ich bin ein Sohn jenes Landes, dessen malerische und lachende Ufer das Auge des Vorüberfahrenden so unsäglich entzücken, dessen Säulen- und Tempeltrümmer den Kunstkennern Anlaß zu so begeisterten Commentaren geben, dessen politische Existenz aber einer der Schandflecken der menschlichen Gesellschaft genannt zu werden verdient. —

„Ich hatte begüterte Eltern und studirte die Rechte, oder was man so nennt, um dereinst in den Staatsdienst treten zu können. Ich war heiter, unbefangen, ein leichtes Blut; keine innere Stimme weissagte mir den düsteren Ernst meines späteren Lebens. Dazu war eine Hand nöthig, die mich mit freier Willkür aufgriff und aus meiner Carrière herausschleuderte.

„Es war eine Zeit, wo man wieder einmal nach Mitgliedern der Giovine Italia fahndete, die auch unter uns Studenten Anhänger haben sollte. Auch bei mir wurde eine Haussuchung gehalten, man fand ein dreifarbig gerändertes Taschentuch, von dem ich noch heute nicht weiß, wie es in meine Commode gekommen, und dies genügte, mich zu verderben. Ich ward in's Gefängniß geworfen und blieb drittehalb Jahre im Castell von Neapel. Nach Ablauf dieser Zeit wurde ich als unschuldig befunden und meiner Haft entlassen.

„Ich fand, als ich das Gefängniß verließ, Alles verändert. Mein Vater hatte durch unglückliche Speculationen sein Vermögen eingebüßt, ich kam eben noch zurecht, um die letzten Tage an seinem Krankenlager zu verbringen und ihm die Augen zu schließen. Ich war nun ohne Vermögen und ohne Aussichten. Meine Studien waren unterbrochen, von einem Eintritt in den Staatsdienst konnte keine Rede mehr sein. Ich war aber auch innerlich ein ganz Anderer geworden. Ich hatte im Gefängnisse Zeit gehabt, ernst über das Leben nachzudenken. Es war aber auch ein Gefühl in meiner Brust aufgegangen, das ich bis jetzt nie gekannt, ja in seinem Umfange nie geahnt: der Haß, der scharfe, bittere, schneidende Haß ungerechter Richter, unmenschlicher Despoten und ihrer elenden, feilen, gewissenlosen Werkzeuge.

„Mein einziges Glück, mein Trost und meine Freude war meine liebe Schwester Atalanta, die keine Ruhe gekannt hatte, so lange ich im Gefängniß gewesen, und die mit einem kindlichen Herzen Tag und Nacht über die Befreiung des armen Studenten nachgesonnen hatte. Verzeihen Sie mir, meine Freunde, einen Anflug von Schwärmerei, so oft ich von ihr rede. Sie ist eine so edle, heroische Natur und die beste der Schwestern! Jetzt, da ich nach dem Tode meines Vaters ihr einziger Beschützer geworden, griff ich nach dem nächsten Mittel, sie und mich den dringendsten Lebenssorgen zu entreißen. Ich nahm Dienste auf dem Dampfschiff einer Privatgesellschaft, das zwischen Neapel und Barcellona fuhr, zuerst in sehr untergeordneter Stellung — ich mag gar nicht sagen, in welcher! Doch zum Glück hatte ich während meiner Gefangenschaft viel Mathematik getrieben. Ich legte die nöthigen Prüfungen ab und war schon nach zwei Jahren Capitain auf einem Schiffe, das die Küsten des Orients bis nach Tunis hin befuhr.

„Auf diesen Reisen erweiterte sich mein Gesichtskreis; ich studirte die Menschen aller Himmelsstriche und lernte die verschiedensten Länder aus eigener Anschauung kennen. Ich kam auch mit vielen interessanten Persönlichkeiten zusammen. Unter diesen befand sich ein bekannter piemontesischer Staatsmann, der mich lieb gewann, und da er Gelegenheit gefunden hatte, sich von meinen Kenntnissen in den mathematischen Wissenschaften zu überzeugen, mir eine bessere, sorgenfreie Zukunft versprach. Wenn nun auch das Meer und das Reisen einen ungemeinen Reiz auf mich geübt: mein Kummer war, daß ich von Atalanta, die indeß von einem harten Schicksalsschlage getroffen worden war, getrennt leben mußte. Ich nahm das Anerbieten meines Gönners mit Freuden an und erhielt eine höhere Lehrerstelle in Genua, die mich und meine Schwester in die angenehmste Stellung hob.

„Ich war schon vor Jahren in einen Bund eingetreten, der sich die Befreiung und Vereinheitlichung Italiens als Ziel gesteckt und hatte meine Eide geleistet. Mein Gönner wußte davon und theilte, ohne zum Bunde zu gehören, dieselben Anschauungen. Welcher Italiener theilt sie nicht! Welcher Italiener sähe, ohne daß das Herz ihm blutete, sein Vaterland, diese herrliche Halbinsel, die einstige Herrin der Welt, den alten Sitz des Wissens und noch immer die bevorzugte Wohnstätte der Künste, entwürdigt, niedergeworfen, zerrissen und von Fremden beherrscht? Welcher Italiener hätte je die Vergangenheit seines Vaterlandes mit dessen Gegenwart verglichen, ohne dabei auszurufen: Welcher Fall von welcher Höhe! Hier sollte es wahrlich anders werden! Hätte etwa die Hand der Natur nicht deutlich genug uns die Grenzen gezogen, daß es streitig werden könne, wo Italien beginne? Fehlte es uns etwa an Bildung, Cultur, selbstständigem Geiste, daß wir es nicht verdient hätten, unsere Geschicke in unsere eigene Hand nehmen zu dürfen? Nein, nein! Unsere Losung war daher: Krieg den Fremden! Freiheit und Einheit!

„Sie sind Beide Oesterreicher, meine Freunde. Wie frei und unabhängig man auch zu denken gewohnt, man versetzt sich doch äußerst schwer in die Lage eines Andern hinein. Ich muß daher einen Augenblick in meiner Erzählung innehalten und Sie bitten, unbefangen mit mir einige Punkte in Erwägung zu ziehen. Unsere Losung war, wie gesagt, Krieg den Fremden, d. h. Vertreibung der Oesterreicher. Warum? Hatte nicht Mazzini selbst im Jahre 1845 gestanden, daß die österreichische Regierung die beste in Italien sei? Aber, meine Herren, diese beste unter den italienischen Regierungen fühlte sich leider berufen, die Stütze auch der schlechtesten zu sein. Was frommte es dem Unterthan Rom's oder eines italienischen Kleinstaates, daß die Lombardei verhältnißmäßig gut administrirt war, wenn, so oft er gegen die einheimische Tyrannei aufstand, Oesterreich einschritt und, wie es hieß, Ruhe und Ordnung herstellte? Oesterreich hatte schon zweimal, 1821 und 1831 die kleinen Despotismen, die das Volk über den Haufen geworfen, restaurirt, es lieferte die Flüchtlinge den restaurirten Gewalthabern aus, kurz es half die Kette, so oft sie brach, von Neuem wieder anlöthen. Oesterreich war die große Assecuranz der kleinitalienischen Tyrannen. Das war's, was uns ganz besonders erbitterte, und dem wir allmälig ein Ende zu machen gedachten.

„Es ist bei allen mittelmäßigen Köpfen traditionell geworden, die Weisheit jener Männer zu bewundern, welche sich in den Jahren 1814 und 1815 um einen grünen Tisch setzten, um die Karte Europa's neu zu entwerfen und jedem Potentaten die relative Anzahl von Quadratmeilen nebst den dazu gehörigen Tausenden Einwohner zuzusprechen. Diese großen Diplomaten hätten nur Hohn und eine vornehm absprechende Abfertigung für Den bereit gehabt, der ihnen die Bemerkung gemacht hätte, daß die Idee der Gerechtigkeit eben so gut wie die Staatsklugheit eine Restauration Polens fordere, daß Spanien und Italien es nicht verdient hätten, wieder in die Hände der Bourbonen zurückzufallen, daß endlich die Lombardei nie einen sicheren Besitz Oesterreichs bilden werde. Diese Männer verließen sich auf ihre Bajonnette, ihre Polizei und auf die Zusage gegenseitiger Hülfeleistung und waren Feinde jener Ideen natürlicherer Völkergruppirung, wie sie Napoleon im Kopfe trug. Erhob

man später ein Bedenken gegen die Weisheit ihrer Staatsschöpfungen, so wies man darauf hin, daß sich Europa ja in Folge ihrer Construction eines vier und dreißigjährigen Friedens erfreut habe. Ich aber frage: War indeß wirklich Friede in Europa? Gab es keine Revolution in Spanien und Frankreich? Rissen nicht Holland und Belgien auseinander? Blutete nicht Polen? Zählen die verschiedenen Aufstände in Italien für nichts? Ich meinestheils kann in den Staatsschöpfungen, die sie hinstellten, nur eine Reihe furchtbarer Mißgriffe sehen, die im Lauf der Zeiten mit unsäglichen Opfern von Blut und Leben zurückgenommen werden dürften.

„Plötzlich, vielleicht theilweise uns selbst unerwartet, kamen die Ereignisse des Februar 1848. Ein Schrei der Unabhängigkeit flog durch die Halbinsel vom Kamm der Alpen bis zur äußersten Spitze Siciliens. Vor dem Sturm, der sich erhob, flüchteten einige Fürsten, andere beugten sich, die Kraft Carl Alberts ward in die Wagschale geworfen und der Unabhängigkeitskrieg eine Thatsache.

„Aber unsere Hoffnungen dauerten nicht lange. Einige Monate und das eine zeitlang zurückgeworfene Oesterreich hatte wieder Fuß gefaßt in Italien. Die gebrochene piemontesische Armee zog sich hinter den Ticin zurück und der Schritt der Truppen Radetzky's hallte wieder in den verödeten Straßen Mailands. Indeß brannte das Feuer der Revolution, in der Mitte Italiens ausgetreten, in den Ecken und Enden noch fort. Venedig trotzte und Garibaldi schweifte mit einem aus Flüchtlingen aller Länder zusammengelesenen Haufen an den Ufern des Lago Maggiore. Ich war als Freiwilliger zu ihm getreten und habe diese abenteuerlichen Guerillakämpfe unter dem merkwürdigen Feldherrn mitgemacht.

„In Monza, Angesichts einer sich flüchtenden Monarchie und eines im Stich gelassenen Volks, flatterte noch zuletzt das republicanische Banner mit der Aufschrift: Dio e il popolo. Es sollte sechs Monate später mit neuem Glanze von der Höhe des Capitols herabflammen. Wir dachten so: Der Krieg ist uns noch eine heilige Sache, wiewohl ihn der Papst verleugnet, und Carl Albert ihn vorschnell aufgegeben. Mag das Volk fortführen, was ein König nicht vermochte! Laßt in Central-Italien den Ausgangspunkt eines neuen Feldzugs entstehen!

„Bald flüchtete der Papst. Mazzini übernahm die Regierung der heiligen Stadt und übergab Garibaldi die Vertheidigung. Nun wissen Sie, wie uns von der unerwartetsten Seite, von der Schwesterrepublik Frankreich der Feind daherkam. Den Weg mit Friedensbetheuerungen und sanften Worten pflasternd, einzig, wie es hieß, um den heiligen Vater mit seinem Volke auszusöhnen, kamen die Franzosen von Civita Vecchia bis vor die Thore Roms. Bald griff auch Neapel uns an, doch nur um aufs Schimpflichste in die Flucht geschlagen zu werden. Die Belagerung dauerte lang. Zuletzt, ohne Widerstand zu finden, zogen die Franzosen von einer Seite ein, während Garibaldi mit seinem Haufen aus den entgegengesetzten Thoren fortzog. Da begann der abenteuerlichste Rückzug, den die neuere Kriegsgeschichte kennt. Ein Dichter kommender Zeiten wird es zum Gegenstand der märchenhaftesten aller Epopoen gestalten, wie der unbegreifliche Mann sich in die Berge warf, wie er von Tivoli bis Terni, von Terni bis Arezzo streifte, Contributionen erhob, von den ihm nachsetzenden österreichischen Colonnen oft geschädigt, nie zertreten; wie er durch ihre scheinbar festesten Linien entwischte, wenn ihre Uebermacht nach ihm langte; wie er zuletzt die Adria erreichte, mit den Trümmern seiner Schaar an den Ufern hinkroch, wie seine kleine Flotille von den österreichischen Kanonenbooten beschossen ward, wie viele seiner Schiffe sanken und andere gecapert wurden, während er selbst mit seiner Frau, die ihm allenthalben folgte und alle seine Gefahren theilte, in einem Wald verschwand — wie man dort die Leiche eines Weibes fand, das in Noth und Entbehrungen den Tod gefunden, und wie man in der Leiche die Frau Garibaldi's erkannte — er selbst aber, beinahe der Letzte seiner Schaar halbtodt die Stadt in den Lagunen erreichte und dort nochmals das Commando übernahm.

„Ich habe diesen Zug mitgemacht von Rom bis Arezzo, wo ich verwundet liegen blieb. Ich erreichte Piemont wieder, das meine zweite Heimath geworden war, und es hatte den Anschein, als ob mein Leben von da ab ein ruhigeres werden wolle. Ich ahnte nicht, daß mir das Schicksal, die Fortuna saevo lata negotio, wie der alte römische Dichter sie so treffend nennt, noch das Herbste aufspare, Lagen, in welchen ich es hundertmal beklagen sollte, nicht durch französische, österreichische oder neapolitanische Kugeln ein Ende gefunden zu haben! Doch ich habe mich, von der Erinnerung und mancher abschweifenden Reflexion verleitet, gar zu lang in der Vergangenheit aufgehalten. Haben Sie noch Lust, die Episode aus meinem Leben, die ich Ihnen Anfangs versprach, anzuhören?"

„Wir sind ganz Ohr!" rief Bruno, und Negroni begann:

„Ich begab mich vor ungefähr einem Jahre, kurz vor Ostern, im Auftrage des geheimen italienischen Centralcomités, welches damals in Turin beisammensaß, unter dem Namen eines Gutsbesitzers Cosenzo nach Neapel. Wie Sie sich denken können, war ein sardinischer Paß, mit welchem ich reisen mußte, ein wenig sicherer Geleitsbrief durch die unter dem ärgsten Polizeidrucke seufzenden Kleinstaaten von Italien. Um noch harmloser zu erscheinen, reiste ich mit einer fingirten Frau — meiner Schwester.

„Wir waren glücklich in Neapel angelangt und hatten dort etwa vierzehn Tage verweilt, als ich den Wink erhielt, daß man auf meiner Spur sei, und ich flüchten müsse. Auf solche Fälle, wie sich denken läßt, immer gefaßt, suchte ich mit meiner Schwester auf der Villa eines angesehenen Freundes, der der geheimen Gesellschaft angehörte und den ich Liborio nennen will, außerhalb der Stadt, einstweilen ein Versteck. Doch schon am Abend war ich wieder entdeckt und mit Mühe und Noth ohne meine Schwester nach Neapel entkommen. Atalanta, als Weib und nicht compromittirt, war leicht zu verheimlichen und hatte überhaupt wenig zu riskiren, wogegen sie in meiner hochverrätherischen Begleitung im Entdeckungsfalle mitverloren gewesen wäre, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, zusammen

unsere Flucht auszuführen. Es war schon Nacht, als ich in Neapel ankam. Ich begab mich nach Santa Lucia, wo ein Schiffsbesitzer, der Einer der Unseren war, wohnte, um ihn zu bitten, mir noch in dieser Nacht ein Entkommen zur See möglich zu machen. Dieser ging noch in später Nacht aus und brachte mir bei seiner Rückkunft die frohe Nachricht, daß ich auf einem kleinen Schiffe, das eine Fruchtladung nach Cagliari hatte, vor Sonnenaufgang werde abfahren können.

„In Matrosentracht, eigentlich einem Facchin ähnlich, mit kohlengeschwärztem Gesicht bestieg ich glücklich das Schiff und blickte vom Verdeck lachend, gerettet nach den immer weiter zurückweichenden, romantischen Ufern, deren Bewohner seit Jahrhunderten so elende Sklaven sind. Der Gedanke an meine Schwester trübte dann und wann meine Stimmung, obwohl ich sie keiner ernsten Gefahr ausgesetzt glauben durfte. Auf ihren Gastherrn, dem die Villa gehörte, konnte ich mich in Bezug auf sie verlassen. Ich wußte, daß Liborio, sobald er Nachricht von mir erhalten, die Mittel finden würde, uns zusammenzuführen. Zu diesem Behufe hatte ich bei dem Schiffsbesitzer in Santa Lucia vor meiner Abfahrt einen von meiner ihr wohlkenntlichen Hand geschriebenen Frachtbrief hinterlassen, in welchem ihr, wenn auch in ziemlich hieroglyphischer Weise meine Rettung angezeigt und der Wink gegeben war, mir schleunigst auf einem Postschiff nach Cagliari zu folgen. Eines guten Ausgangs gewiß, schlief ich in der Mittagsstunde, von den Wellen eingewiegt, auf dem Schiffsverdeck ein. Während ich mir den Schlaf wohl schmecken ließ, erschien am Horizont ein Fahrzeug, das mit seinen Schaufelrädern rasch dahergefahren kam und sich in der Nähe als ein neapolitischer Kriegsdampfer auswies. Wie ein dämonischer Häscher fahndete er selbst auf der freien See nach den Feinden der bourbonischen Tyrannei. Unser Schiff war bereits angehalten und durchsucht, ohne daß mich ein Geräusch oder eine Ahnung der nahen Gefahr weckte. Man sah mich harmlos schlafend hingestreckt und war schon auf dem Rückwege zum Kriegsdampfer, als einer der Polizisten einen kostbaren, zu meinem sonstigen Aussehen wenig passenden Ring an meinem Finger erblickte, welchen mir ein reicher Muselmann, den ich bei Smyrna dem Tode im Wasser entrissen, aus Dankbarkeit verehrt hatte.

„Meine List, meine Flucht mit einer solchen Verkleidung zu decken, war damals nicht ungewöhnlich. Man faßte mich schärfer in's Auge und bald war ich als eine Verdacht erregende Person erkannt und festgenommen.

„Im Nu war ich auf das schwimmende, mit Kanonen geschmückte Polizeibüreau geschleppt worden, wo man mir, ohne daß ich ein Verhör bestanden hätte, sofort Handschellen anlegte. So wurde ich an alle noch in Aussicht stehenden Liebenswürdigkeiten erinnert, Liebenswürdigkeiten, durch welche sich der regierende König beider Sicilien in den Annalen der Humanität einen unvergänglichen Namen gemacht hat. Bald sah ich die kaum mir entschwundenen neapolitanischen Ufer, welche mich noch vor wenig Stunden angelacht, wieder. Vor ihnen erstarrte diesmal mein Herz. Ich war so hoffnungslos, daß ich aus meinem finsteren, gedankenlosen Brüten erst bei der Ausschiffung erwachte.

„Ich betrat die Küste. Ich betrat sie wie einen Hinrichtungsplatz.

„Atalanta!“ rief in mir eine herzzerreißende Stimme. „Atalanta! O wenn sie das erfährt, oder lieber — daß sie das nie erfahre!“

„In Neapel waren eben die Processe gegen die Gesellschaft der Unità italiana im Gange, Monstre-Processe, die ihres Gleichen nur in den Annalen der römischen Kaisergeschichte oder der spanischen Inquisition haben. Es saßen damals in den verschiedenen Gefängnissen des Königreichs beider Sicilien, wie Sie auch aus Gladstone's, im Punkt der Wahrheit unantastbaren Briefen erfahren können, zwischen fünfzehn und zwanzig tausend Staatsverbrecher. Die verschiedensten Arten der Tortur und der Hungerfolter waren im Schwunge, die Ankläger waren der Auswurf der Menschheit, und was waren die Richter! Das Mindeste, wozu Individuen, welche hier und dort den Ruf: es lebe die Constitution! ausgestoßen hatten, verurtheilt wurden, waren vierundzwanzig Jahre schweren Kerkers in Eisen. Es war eine Schreckenszeit. Der Präsident des obersten Gerichtshofes — Novarra, der Name ist merkenswerth, — rühmte sich, bereits dreitausend Personen zum Tode verurtheilt zu haben.

„Ich wurde in den dunklen, schrecklichen Kerker der Vicaria geführt, wo ich mit siebenundzwanzig Gefangenen ein Zimmer bewohnte. Wir waren Alle durcheinander, politische Verbrecher, Diebe, Räuber und Mörder. Die Atmosphäre war so entsetzlich, daß die Kerkermeister und die Wachen, außer bei Nacht, nie bei uns eintraten; selbst die Aerzte wagten sich nicht in diese heiße, mephitische Luft herein, und die Kranken unter uns, manche schon mit dem Tod im Gesichte, mußten zum Gefängnißarzt mehrere Treppen hinansteigen. Es war, ich sage nicht zu viel, ein Haus der Finsterniß und der Pest, ein Tartarus, von einem Schwarm menschlicher Schatten bewohnt.

„Ich glaubte und hoffte fest, zum Tode verurtheilt zu werden und war gefaßt und ruhig. Ich betrachtete mein Blut als ein Opfer, das ich dem Vaterlande bringe und wußte, daß auch Atalanta es so auffassen werde. Wohl wußte ich, daß sie die Nachricht meines Endes tief und schrecklich treffen werde, aber ich kannte auch ihr hohes Herz und die unerschöpflichen Kräfte von Muth und Begeisterung, die darin verborgen. Mögen Die zittern, die mich verurtheilen, dachte ich, es erwartet sie einst ein höherer Richter, derselbe Gott, den sie zu jeder Stunde beleidigt haben!

„Ich warf mich Nachts auf die Knie und betete lange. Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie an Gott glauben; ich glaube an ihn. Ich bat ihn, daß er auf mein Vaterland blicke, sich endlich seines Unglücks erbarme und es von seinen Peinigern erlöse. Ich bat auch Gott, daß er Atalanta die Kraft geben möge, ihren Kummer zu besiegen, und daß er sie bessere Tage sehen lasse.

„Mit mir war Luigi Settembrini, ein Mann, werth

der besten Tage Roms und Griechenlands; wir tröfteten einander gegenseitig, indem wir von der nahen Erlösung Italiens sprachen und uns im Glauben an sie befestigten.

Endlich kam mein Verhör heran. Ich wurde durch Documente und Augenzeugen des Hoch- und Landesverrathes überwiesen. Aber ich wurde nicht zum Tode verurtheilt. Die neapolitanische Justiz schenkt den Tod nur geringeren Verbrechern; bei ihren schlimmsten Feinden zieht sie es vor, ihnen das Leben zu lassen und es, um sie länger quälen zu können, mit berechneter Grausamkeit zu verlängern. Sie läßt sie da zollweise sterben, begräbt sie lebendig, in völliger Einsamkeit, oft unter der Erde, nicht selten unter der See. So ging es mir. Ich wurde zur Haft auf Lebensdauer auf die Ponzainseln verurtheilt."

„Verzeihen Sie die Unterbrechung," fiel Grauwak dem Erzähler in's Wort. „Mich lassen meine geographischen Kenntnisse für den Augenblick im Stich, und doch möchte ich, bei dem großen Interesse, mit welchem ich Ihrer Leidensgeschichte folge, gern wissen, wo eigentlich diese Inseln liegen."

„Gerade im Angesicht der Festung Gaeta," erwiderte Negroni mit freundlicher Bereitwilligkeit, „wie ungefähr Ischia und Capri Sorrent und Neapel gegenüber. Es ist nur der Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Inselchen, daß die Natur über letztere das ganze Füllhorn ihrer Reize ausgestreut hat, während die Ponzainseln unfruchtbare, öde Felsklippen sind, deren ganzen Schmuck eine barbarische Strafanstalt für politische Verbrecher ausmacht. Die Hauptinsel selbst, Ponza, hat ein größeres Fort; ob auch dort Staatsverbrecher sitzen, weiß ich nicht bestimmt; ich kenne Niemand, der hingekommen. Weiter nach Südosten, gegen Ischia, ragen noch zwei Klippen aus dem Meer, die man zu den Ponzainseln rechnet. Die eine heißt Vantodena, die andere San Stefano. Es sind beides Riffe vulcanischen Ursprungs, in Schichten aufgethürmt, ohne Vegetation und ohne Wasser, zwei Felsen, die man nur von Eulen und Seevögeln bewohnt glauben sollte. Erst wenn das Boot sich nähert, sieht man crenelirte Zinnen aus der grauen Lava emporwachsen, erblickt Schießscharten und vergitterte Casemattenfenster! Welche Stätten der Oede! Wie die Wellen da hinaufbranden und ein trauriges Lied zu singen scheinen! Am Vantodena haftet übrigens eine uralte Tragik. Die Insel ist die alte Pandataria, wohin Octavianus Augustus seine Tochter Julia in die Verbannung schickte. San Stefano, eine Meile von Vantodena entfernt, doch unterirdisch durch kaum vom Meere bedeckte Riffe verbunden, ist ein neuerer Deportationsort, eine Schöpfung Ferdinand des Zweiten.

„Santo Stefano heißt der Felsenriff, an welchen Ferdinand der Zweite den Prometheus der Fortschrittsidee fesselt. Dahin bringt man die schwersten politischen Verbrecher. Ich sage: Verbrecher, wiewohl in den Augen der neapolitanischen Justiz auch schon der Verdacht constitutioneller Gesinnung ein Verbrechen ist. Dort findet man einfache Bürger, manchen Marchese und Principe; dort giebt es keinen Rang- und Standesvorzug, dort ist von Ferdinand dem Zweiten die Gleichheit eingeführt: Alle, arm und reich, vornehm und niedrig sind seine Opfer. Da alle dorthin Verurtheilten bestimmt sind, früher oder später in der grausamen Haft zu Grunde zu gehen, werden gleich nach der Abführung alle Proceßacten vernichtet. Ohne Namen, mit der Registraturnummer ganz einfach bezeichnet, werden sie aus einer Hand in die andere gegeben, bis sich die Eisenthür auf San Stefano für immer hinter ihnen verschließt. Niemand darf sie mehr sprechen, nicht einmal der Kerkermeister, dem ja selbst Name und Strafbarkeit der Schuldigen unbekannt und gewöhnlich gleichgültig ist. An ein Entkommen ist nicht zu denken. An den schroffen Ufern kann man selbst bei ruhigem Wetter nur an einzelnen schmalen Stellen landen, und vorsichtshalber lagert ein Dampfer in der Nähe, der Tag und Nacht die Schildwache bildet, damit sich kein verdächtiges Fahrzeug der Insel nähern könne."

„Santo Dio!" rief Negroni, nachdem er eine kleine Pause gemacht, indem ihn der Schauer der Erinnerung sichtlich überflog, „welch ein Moment war das, als ich in meiner Zelle allein stand und die Tritte der mich abführenden Wache draußen auf dem langen, finsteren Corridor verhallt waren! Da stand ich in einer Zelle im tiefsten Erdgeschoß, die wie ein Keller in den Felsen gesprengt war. Da steckte ich, wie in einer unterirdischen Kluft ein Vermauerter, welcher nicht Hungers sterben soll, sondern täglich ein Bißchen Speise erhält, damit er seine Qualen so lange als möglich dulde . . . Wer sehnt sich da nicht nach dem Tode? Ich rief ihn bei Tag und Nacht, eine Woche um die andere, die ich, von Verzweiflung erschöpft, um jeden geisterhebenden Gedanken gebracht, von Fieber geschüttelt, in der feuchtkalten Höhle lichtlos dahinschmachtete.

„Die ersten Tage hatte ich in einer Art stumpfen Stupors zugebracht. Ich wußte kaum, wo ich war. Ich blieb auf meiner Pritsche, meiner bretternen Lagerstätte sitzen, und verschmähte es, mich an den Händen zum Fenster emporzuheben, wo ich dann einen Blick auf das Meer hätte werfen können. Dies Meer war ja mein Feind und half mit mich bewachen! Dieses Meer trennte mich von Allen, die etwa einen Versuch, mich zu retten, hätten machen können. In diesen Wellen sangen für mich keine Oceaniden. Und sie rauschten und sangen Tag und Nacht. . . .

„Kein Hoffnungsgedanke blitzte auf in meiner Seele, daß mir die Gegenwart minder entsetzlich scheine. Eine Amnestie, wenn sie je käme, würde mich nicht befreien. Nur ein Wechsel der Staatsform konnte mich aus diesem Grab erlösen — aber wann sollte ein solcher kommen? War Italien nicht wieder tiefer als je unter das Joch der Knechtschaft gebeugt? Herrschte der Bourbone nicht unbestrittener als je? Nein, ich würde den Tag, wenn alle diese Kerker springen, nicht erleben; die böse Luft, die fast ungenießbaren Speisen, das ekle, laue Wasser würden mir lange, lange zuvor den Tod gebracht haben.

„Ich dachte an die vielen berühmten Patrioten, die ein ähnliches Loos wie mich betroffen hatte: an Silvio Pellico, dessen Memoiren ich als Knabe ge-

lesen, an Maroncelli, Gonfalonieri, Poerio und wie sie Alle im Katalog unserer Märtyrer heißen. In diesen Erinnerungen war doch ein Trost. Diese Männer hatten nicht umsonst gelitten: mehr oder mehr im Laufe der Jahre war die Zahl Derer gewachsen, die in ihre Fußstapfen traten.

„Mein Gott, mein Gott, rief ich eines Tages, so hab' ich denn wirklich die Bekanntschaft von San Stefano gemacht! Ich erinnerte mich plötzlich so klar, wie ich als Knabe einmal in's Camaldulenser Kloster, das auf dem höchsten Punkte von Neapel liegt, gekommen war, und wie mir ein alter Frater, mit einem Fernrohr unter dem Arm, die ganze Gegend erklärt hatte. Ich sah das Schloß von Bajä weiß herüberschimmern, die grünen Höhen des misenischen Cap in's Blaue hineinstoßen, ich sah das schöne Procida und in weiter Ferne hochaufgethürmt Ischia. Auch die zwei kleinen Inseln rechts, Vantodena und Stefano, hatte mir der alte Mann durch's Fernrohr gezeigt, und als ich ihn fragte, ob dort auf dem kahlen Gestein auch Leute wohnten, hatte er geantwortet: „Arme Leute, mein Sohn, arme Leute!"

„Es war in der vierunddreißigsten Woche meiner Gefangenschaft, daß ich erkrankte. Ich hatte, so oft ich die Augen schloß, entsetzliche Träume und endlich seltsame Gesichte und fühlte mich von einer unendlichen Mattigkeit erfaßt. Aber die Eisen, die mir schon in der Vicaria angelegt worden waren, ließen mich nicht schlafen. Die Eisen wogen vielleicht nur fünfunddreißig Pfund, mir aber war's, als würden sie stündlich schwerer und endlich centnerschwer. Am nächsten Morgen, als der Schließer mit dem Kruge Wasser eingetreten war, und ich auf seinen guten Morgen keinen Laut von mir gab, blieb er stehn und sagte: Sie sind krank, das merk' ich schon seit mehreren Tagen. Heute kommt der Inspectionsarzt aus Gaeta herüber. Ich will ihn Ihnen schicken. — „Wie Sie wollen," erwiderte ich, ohne mich umzuwenden oder ein anderes Wort hinzuzufügen.

„Der Gefangenarzt kam, er fühlte mir den Puls und sagte: „„Ei, ei, Sie haben das Fieber. Ich will Ihnen eine Mixtur verschreiben." — „Verschreiben Sie mir einen Strohsack, sagte ich, das wird besser sein und lassen Sie mir die Ketten abnehmen!" — „Mein Freund, sagte er, zu Beidem bedarfs einer speciellen Erlaubniß des Festungscommandos, doch wir wollen sehn, wir wollen sehn!" Er ging fort und der Bericht, den er über meinen Gesundheitszustand abgeliefert haben mag, muß wohl schlimm gewesen sein. Im Laufe des Tages fand sich ein Priester bei mir ein, auch wurden mir die Ketten abgenommen.

„Immer mehr nahmen meine Kräfte ab. Ich fühlte mein Ende kommen, ich fühlte es an der Lähmung meines Leibes und ganz besonders an der bis zum Stumpfsinn reichenden Hinfälligkeit meines Geistes. Wenn man mir das Essen brachte, rührte ich es tagelang kaum an, schüttete es aber in eine Ecke aus, damit man meine, ich habe gegessen und mir nicht aus teuflischer Grausamkeit den Arzt wieder sende, der mich in den Stand setzen sollte, meine Qualen noch länger zu tragen. So lag ich einmal — ich wußte damals nicht, war es Nacht oder Tag — auf meinem Lager von faulem Stroh, todesmatt, unfähig auch nur die Hand zu heben, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen, welchen das Fieber mir dort oft stromweise entspringen ließ. Meine Gedanken irrten wie im Schlafe unbestimmt und zusammenhanglos umher.

„Da war mir plötzlich, wie wenn ich eine Stimme vernommen hätte, so wunderbar, daß sogleich alle meine Pulse klopften und ich mich halb aufzurichten vermochte. Doch, wenn ich auch horchte, ich hörte nichts mehr. Dennoch war ich fest überzeugt, daß eine Wunderstimme an mein Ohr erklungen, denn es war mir nicht möglich, zu glauben, daß die visionäre Macht meiner eigenen Vorstellungen im Stande sein sollte, meine Seele und meinen Leib in solche Aufregung zu versetzen.

„Allmälig fing ich in meine Agonie zurückzusinken an; meine Gedanken verwischten sich wieder, da machte sich ein nicht gewöhnliches Geräusch von Tritten draußen vernehmlich, die Schlüssel arbeiteten an meiner Thür, sie that sich halb auf. Ich richtete den Blick hin und sah einen vornehm aussehenden Herrn von hohem Wuchs, eine elegante Frauengestalt am Arm, von zwei Lakaien gefolgt. Sie sprachen — wahrscheinlich über mich. Die Züge der Einzelnen schärfer zu fassen, vermochten meine an stete Finsterniß gewöhnten Augen trotz der immer gedämpften Tagesbeleuchtung des Corridors nicht. Plötzlich trat die Dame mit einem Ruck bis an die Schwelle meiner Zelle und stieß eilig zurückfliehend, mit wirklichem Entsetzen die Worte aus: „Abscheulich! Das sind Gräber!"

Unverweilt sperrte der Kerkermeister die Thür hinter ihr, und die Gestalten waren entschwunden.

Ich aber hatte zuvor wirklich eine Stimme gehört, die Stimme dieser Frau. Sollte der bloße Ton eines tiefen Mitleids mit dem Loose der Nebenmenschen eine so wohlthuende Kraft für das Ohr des Leidenden gehabt haben? dachte ich, als ich wieder allein auf meinem Strohlager lag.

„Thor!" rief ich plötzlich laut auf, indem ich mich zu erheben versuchte und wie ein vor Freude Wahnsinniger taumelte. „Das muß die Stimme meiner Schwester gewesen sein!"

„Ich habe", fuhr ich nach einer Pause wie im Delirium einer vor dem gänzlichem Erlöschen noch einmal hoch aufflammenden Hoffnung fort — „ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, nicht erkannt, aber dies war Atalanta — war sie es nicht, so soll dies die letzte Illusion meines an Täuschungen so reichen, nun ihnen erliegenden Lebens sein. . ."

„Ich fiel von diesem Einfall gleichsam lieblich vernichtet bewußlos auf mein Strohlager hin.

„Als ich wieder erwacht war, trat eine todesartige Abspannung und Kraftlosigkeit bei mir ein. Meine Phantasie war wieder entsetzlich nüchtern. Ich klagte mich einer quälerischen Selbstaufstachlung, eines Mangels an Ergebung in das Unvermeidliche an.

Ich richtete mich auf, da stieß mein Fuß an einen in Papier gewickelten Gegenstand. Ich hob das Ding, von dem ich zuerst nicht begriff, wie es

in meine Zelle gekommen sein könne, auf und fand — eine Schere und einige Zündhölzchen. Ich zündete Eins davon mit Vorsicht, daß es mir an der feuchten Kerkermauer nicht verlösche, an und betrachtete beim Schein das Papier näher. Ich fand die Worte: „Schere heute Nacht, nachdem der Wärter sich entfernt, Haar und Bart."

Was ist das? rief es in mir. Hat man etwas mit Dir vor? Will man Dich retten? Diesen Zettel hat einer der Dich Besuchenden hereingeworfen! Ich soll unkenntlich werden, das ist klar. Ich verlor mich in Gedanken, in Vermuthungen, was mit mir geschehen solle. Rettungshoffnungen tauchten in mir auf, ich gerieth in eine unsägliche Aufregung. Als es aber Nacht geworden — um mich war fast immer Nacht, aber ich wußte doch die Zeit nach den letzten Gängen meines Schließers zu berechnen, that ich wie der Zettel geboten. Mein dichter, langer, verwilderter Bart und mein Haar fielen unter der Schere.

Selbst diese einfache Thätigkeit hatte mich müde gemacht. Ich war so erschöpft, so matt selbst von Hoffnungsgedanken! Ich warf mich auf mein Stroh und schlief ein.

Es war wohl eben Mitternacht, als ich in festen Schlaf versunken lag und plötzlich, wie im Schrecken, auffuhr. Die Todtenstille, die den Gefangenen hier immer umgiebt, schärft sein Ohr zu einer unendlichen Feinheit. Ich hörte ein leises, undeutliches Geräusch an meiner Thür, wie wenn eine äußerst vorsichtige Hand mit lange aussetzenden Bewegungen die Schlösser zu öffnen versuche. Es war kein Zweifel daran, als plötzlich das erste Schloß aufsprang und bald darauf das zweite mit derselben Vorsicht geöffnet wurde und mit einem für mein Ohr pistolenähnlichen Knalle auffuhr. War ich zu thöricht, eines Rettungsversuchs gewärtig zu sein? Und doch zitterte ich am ganzen Leibe, als sich die Thür auf Fußbreite öffnete und eine Gestalt in der Finsterniß, wie etwas suchend, herantappte. Ich wagte nicht einen Laut von mir zu geben. . .

„Da flüsterte eine Männerstimme: „Felice!" — Das ist nämlich mein Vorname. Die Stimme war mir ganz unbekannt.

„Wer ist da?" gab ich zur Antwort, und konnte die Worte vor Spannung kaum vorbringen.

„Da sind Sie!" sagte die Stimme in größter Hast, während ich von einem Arm gefaßt wurde. „Auf, auf! keine Zeit verloren!"

„Wie von Zauberworten emporgerichtet, stand ich auf. —

„Schnell diese Fetzen herunter!" fuhr der Unsichtbare fort, indem er mit aufregungsvoller wilder Eile mir die Kleidungsstücke herabziehen half.

„Diese Verrichtung ging stumm, rasch, nur von Zeit zu Zeit von einem ängstlichen Lauschen unterbrochen, vor sich und mein Anzug war bald mit einem andern vertauscht. Nachdem ich mir das Gesicht auf den Rath des Unbekannten noch schnell abgewaschen hatte, kam ich an seinem Arme dahintaumelnd zur Thür hinaus, welche er trotz unserer Eile abjperrte, ehe wir das finstere Gewölbe passirten.

„Wir kamen an eine steinerne, tiefausgebrochene Treppe, wo wieder eine schwere Thür zu öffnen und zu schließen war — doch auch das ging von Statten.

„Rings um uns war Finsterniß und Todesschweigen. Da verließen mich die Kräfte, ich konnte keinen Schritt weiter, ich mußte von meinem Begleiter hinaufgetragen werden.

„Oben, auf den Corridor gelangt, den eine ferne, matte Oellampe dürftig erleuchtete, war ich selbst auf ebenem Wege zur größten Verzweiflung meines Begleiters nur mühselig vorwärts zu bringen. Als wir an ein großes eisernes Thor gekommen waren, klopfte mein Gefährte an ein kleines Fensterchen, worauf eine Weibergestalt hervortrat und mit einem riesigen Schlüsselbunde öffnete.

„Jetzt erst sah ich, daß ich die Livrée eines Lakaien anhabe. Die draußen auf- und abgehende Schildwache war stehen geblieben und maß uns mit den Blicken. Es war unleugbar, daß in der Seele dieser Schildwache etwas vorging. Der Mensch — es war mir immer, als sei ich ihm schon einmal im Leben begegnet — sah mich starr an, seine Lippen zitterten, wie wenn er sich bedenke, ob er nicht rufen oder herantreten und mich fassen sollte, doch er that nichts von all dem, wandte die Augen von mir ab und fing wieder an auf- und abzugehen. Mir hatten diese Augenblicke eine Ewigkeit geschienen.

„Mein Begleiter hatte die größte Geistesgegenwart. Er hatte schon früher mit der Frau in allerhand Anspielungen, die mir unverständlich waren, geschäkert, nun war er noch zwischen der Thür stehen geblieben, indem er, natürlich zur Täuschung des Wachtpostens, einige Witze riß und humoristische Grüße an den Gatten, der der Thürschließer war, bestellen ließ. Er vergaß auch nicht, spöttische Bemerknngen über mich mitten hineinfließen zu lassen, daß ich dem Wein zu wacker zugesprochen und mich um den Gebrauch meiner Füße gebracht habe.

„Gemächlich, ohne Angst zu verrathen, doch mit bebendem Herzen schlenderten wir durch den Hausgang in's Freie hinaus. Nachdem wir noch einen Hof passirt hatten, gingen wir einem einzeln stehenden Hause zu, wo wir in eine Kammer ebener Erde eintraten.

„Ich fiel auf einen Stuhl, nach Athem und Besinnung ringend und schloß die Augen. Als ich wieder emporblickte, stand — Atalanta vor mir! Ungestüme Freudenthränen" — Negroni hielt bewegt inne, ehe er fortfuhr, „doch, meine Freunde, malen Sie sich selbst ein solches Wiedersehen aus!"

„Ein ähnliches Schicksal", rief Bruno Haldenried, „eine vielleicht kaum minder gräßliche Haft hat lange über meinem Haupt geschwebt. Dieser Gedanke verzehnfacht das peinvolle Interesse, das ich an Ihrer Erzählung nehme. Ich ziehe Pulver und Blei dem Kerker vor — ich fühle, daß ich mir, wenn ich gefangen und in eine Zelle gesperrt worden wäre, freiwillig den Kopf an der Mauer zerschmettert hätte."

„Ich hatte das zuvor auch gedacht", sagte Negroni mit einer gewissen trockenen Ungläubigkeit, „und doch nicht gethan."

„Welche räthselhaften, geheimnißvollen Vorgänge",

hob Grauwak mit begreiflicher Neugier an, „werden nöthig gewesen sein, um Ihre Befreiung zu bewerkstelligen! Haben Sie abgebrochen, Herr Negroni, weil die Stunde noch nicht da ist, den Schleier zu lüften, um nicht vielleicht dabei betheiligte Personen bloszustellen? Wahrscheinlich —"

„Nein," gab Negroni ruhig zur Antwort. „Ich habe nur eine Pause gemacht. Meminisse horret. Ich werde, da ich mich gesammelt, wieder fortfahren und Ihnen den kleinen Beweis meines Vertrauens geben. Ich kann Niemand compromittiren, nur meine Schwester ist betheiligt, und das nehme ich auf mich. Vor Ihnen, die Sie beide Gesinnungsgenossen sind, welche eine besondere Einsicht und das Herz auf dem rechten Flecke haben, brauche ich kein Hehl zu machen. Ich will anfangen, denn, wenn Sie auch über die bedenklichen Mittel, welche die Noth meiner Schwester zur Ausführung ihres Planes dictirte, den Kopf schütteln sollten, so werden Sie doch anerkennen müssen, daß eine seltene, heroische Geschwisterliebe ihrer Handlungsweise zu Grunde lag."

„Fangen Sie an!" riefen beide Zuhörer wie aus einem Munde.

Negroni begann:

„Kaum einige Tage nach meiner Abführung nach Santo Stefano hatte Atalanta die schreckliche Neuigkeit und mein Schicksal erfahren. Unser Freund Liborio, bei welchem sie noch immer verweilte, hatte ihr die Kunde gebracht, noch ehe ihr die traurige Thatsache von dem Schiffsbesitzer in Santa Lucia, welcher die Mittheilung von den Matrosen empfangen, bestätigt worden war. Liborio hat gute Verbindungen, und es fiel ihm nicht schwer, meinen Strafort zu ermitteln, wiewohl die Sache ein Amtsgeheimniß war. Atalanta war in Verzweiflung, aber sie ist kein Weib, das bei Thränen und Jammer stille steht. Sie hat nicht gewöhnlichen Geist und seltenen Muth. Es steckt irgend etwas von einer Charlotte Corday in ihr.

„Als der erste betäubende Schlag gefallen war, concentrirten sich alle ihre Gedanken auf einen Versuch, mich zu retten. Sie pflog endlose Berathungen mit Liborio, der darin eine nicht zu verachtende Erfahrung besitzt; aber dieser nahm ihr alle Hoffnung, indem er ihr die Unmöglichkeit auseinandersetzte, auch nur den Fuß in das Kerkergebäude zu setzen, der weiteren Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Atalanta ließ sich nicht abschrecken. In einem elenden Flecken der römischen Campagne lebt ein junger Mann in meinem Alter, ein Bauernsohn. Er ist übel beleumundet, als ein Thunichtgut bekannt, oft von Anfällen einer wilden Energie heimgesucht, die ihn schon zu den vermessensten Streichen verleitet haben. Wir kennen ihn seit unserer Kindheit, er und seine Familie sind unserem Hause verpflichtet. Dieses Menschen — Ruppo ist sein Name — erinnerte sich Atalanta in ihrer Noth und schrieb ihm, zu ihr nach Neapel zu eilen. Als er gekommen war, theilte sie ihm mit, daß sie ihn gerufen, um mich mit seiner Hülfe von San Stefano zu befreien, und fragte ihn, auf welche Art er sich die Ausführbarkeit dieses Planes in seinem verwegenen Kopfe denke, mit dem Beifügen, daß sie seine Theilnahme mit einer sehr bedeutenden Summe lohnen werde. Ruppo, bis dahin gewohnt, seine Vermessenheit nur bestraft zu sehen, schloß sich der Unternehmung meiner Schwester, welche ja belohnt werden sollte, mit unbeschreiblicher Begeisterung an. Die nothwendigen Apparate, unter andern alle möglichen Nachschlüssel waren leicht zusammengebracht, auch der tollste Muth fehlte auf keiner Seite, aber eine einzige Schwierigkeit war trotz alles Kopfzerbrechens nicht zu ebnen, nämlich, wie man einen mehrtägigen Aufenthalt auf der Insel, ohne Verdacht zu erregen, erlangen könne, da ja der Befreiungsversuch ohne Zutritt in das Kerkergebäude und die allergenaueste Kenntniß der Hausordnung und aller Localitäten gar nicht durchzuführen war.

„Einige Wochen waren so unter rathlosem Zuwarten verflossen, da ereignete sich Folgendes: Eines Tages fuhr eine Equipage, in welcher ein österreichischer General und ein sehr junger Mann in Civilkleidung saßen, den steinigen Hohlweg hinab, der dicht an Liborio's Villa vorbeiführt. Der Kutscher, der den raschen Lauf der Pferde auf dem schlechten Terrain nicht gemäßigt hatte, warf um. Der General war mit einer leichten Verletzung davongekommen, sein Begleiter aber hatte den Arm gebrochen. Die Familie Liborio's und meine Schwester, welche in ihrer Veranda Zeugen des Unfalls gewesen waren, wollten den Verunglückten, der bewußtlos liegen geblieben war, in das Haus nehmen und setzten dies auch gegen Liborio, welcher Mitleid mit politischen Feinden lächerlich fand, durch. Der junge Mann wurde gleich zu Bett gebracht, und die Einrichtung des Armes von zwei Aerzten, die der General eilends von Neapel hingeschickt, in Liborio's Hause vollzogen, da eine Ortsveränderung höchst verderblich gewesen wäre. Als sich der Patient so weit erholt hatte, daß er wieder mit dem Arm in der Binde im Zimmer umhergehen konnte, kamen auch die Damen des Hauses endlich mit ihm in Berührung.

„Es war ein russischer Edelmann, Mitglied einer am Hofe des Kaisers Nikolaus mächtigen Familie, der mit Depeschen aus St. Petersburg eingetroffen war, ein Graf Ostrow, ein aufgeweckter, nicht unliebenswürdiger Mann in der Mitte der Zwanzig. Er hatte kaum meine Schwester erblickt, die ihm unter dem Namen, unter welchem sie mit mir gereist, einer Frau Cosenzo vorgestellt worden war, als sich in ihm eine Leidenschaft entwickelte, welche sich täglich steigerte, obgleich seither Atalanta's freundliche Unbefangenheit in immer kältere Formen zurückgewichen war. Der Russe, auf's Aeußerste gebracht, wollte den Erfolg erstürmen. Er gab meiner Schwester ein Heirathsversprechen und wollte sie in Abwesenheit ihres angeblichen Gemahls entführen. Atalanta wies diese tollen Anträge schonend aber energisch zurück. Da aber Atalanta, damals einundzwanzig Jahre alt, ledig, ohne Vermögen, der letzten Stütze, welche ich ihr gewesen, beraubt war, sollte man sich wundern, wie sie unter solchen Umständen einem höchst annehmbaren, ja glänzenden Bewerber einen so blinden Widerstand entgegensetzen konnte. Ich werde Ihnen, meine Freunde, kurz sagen, woher Atalanta die Kraft gegen solche Lockungen geschöpft hat.

„Sie hatte eine Liebe, die einzige, welche schon die ersten Keime in ihrer Brust getrieben, als sie dem Kindesalter zu entwachsen begann. Die Liebe wurde mit den Jahren ihre Lebensbedingung, ihr Glück, ihre ganze Welt. Endlich waren die unermeßlichen Schwierigkeiten, welche zwischen den Liebenden standen, hinweggeräumt, der Hochzeitstag war festgesetzt. Es war im Spätherbst 1849. Gleich nach der Trauung wollte das junge Ehepaar die Romagna, wo der Mann ansässig war, verlassen und der politischen Verhältnisse wegen nach Piemont emigriren. Es sollte nicht dazu kommen! Wenige Tage vor der Hochzeit wurde der Bräutigam auf einer kleinen Geschäftsreise in Bologna von den Oesterreichern ergriffen und dort erschossen. Einer seiner Freunde überbrachte am folgenden Tage meiner Schwester die entsetzliche Kunde und ein in das Blut ihres Bräutigams getauchtes Tuch... Nun, meine Freunde, werden Sie begreifen, welche Antwort Atalanta dem Grafen Ostrow zu geben hatte, während sie das Tuch auf dem nackten Busen trug, wie sie es noch heute trägt, das Tuch, in welches ihr Herz seit der Katastrophe wie eingewickelt erscheint....

„Welche Tragödien!“ rief Bruno von innerster Bewegung emporgeschnellt aus. „Was sind meine Leiden gegen die Ihrigen gewesen, Negroni! Und Ihre Schwester! Wenn ich von solchen Geschichten höre, scheint mir, daß meine Verfolgungen, da sie so unschädlich geendet, leere Schreckschüsse gewesen und schäme mich, so heil und gesund in der Nähe so großer Märtyrer für ihre Sache zu stehen! Nehmen Sie mir die Unterbrechung nicht übel. Ich konnte den Ausbruch dieser Empfindungen nicht mehr zurückhalten!“

Negroni, welcher die Geschichte seiner eigenen Leiden zwar mit graphischer Kraft, aber doch meist in der freien ästhetischen Stimmung eines über dem Stoffe schwebenden Erzählers geschildert hatte, war, seitdem die Reihe an die Erlebnisse seiner Schwester gekommen, plötzlich, nach Mienen und Ton zu schließen, mitergriffen worden. Nachdenklich, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er da, nachdem Bruno schon längst wieder seinen Sitz eingenommen hatte. Plötzlich, wie in Folge eines Stoßes, den ihm die Erinnerung gegeben, fortzufahren, erzählte er weiter:

„Atalanta liebt nicht mehr! Vor dem blutigen Tuche hat sie dem Todten ewige Treue geschworen und zugleich den feierlichen Eid abgelegt, ihren Geliebten zu rächen. . . . Das einige Italien ist ihre Waffe. Sie werden meine Schwester kennen lernen. Ich kehre in meiner Erzählung zu dem verliebten Russen wieder zurück.

„Sein Arm war indessen in so weit geheilt, daß er bereits zu seinen Verwandten, die in Neapel wohnten, hätte übersiedeln können, allein die Leidenschaft hielt ihn zurück und trieb ihn an, die Fortschritte seiner Genesung in Abrede zu stellen.

„Eines Tages trat Atalanta, welche sich täglich nach seinem Befinden zu erkundigen pflegte, bei ihm ein und sagte ihm, daß sie diesmal Abschied zu nehmen komme, da sie morgen abreise. Ostrow war ganz bestürzt und bat sie, noch einige Tage zu bleiben. Atalanta erwiderte, daß sie das bei dem besten Willen nicht könne, weil sie schon morgen oder übermorgen in Gaeta eintreffen und dort die Rückkehr ihres Gemahls erwarten müsse. Ostrow bat nun um die Concession, meine Schwester bis Gaeta begleiten zu dürfen. Sie wurde nach langem Hin- und Herreden gewährt. Es wurde die Station der Zusammenkunft verabredet, und Ostrow verließ noch am nämlichen Abend Liborio's Villa, um nicht durch die Gleichzeitigkeit der Abreise im Hause Verdacht zu erregen. So hatte es ihm Atalanta gerathen.

„Noch ehe meine Schwester auf der bezeichneten Station war, fand sie schon Ostrow auf ihrem Wege. Er war in der besten Laune und in Begleitung eines jungen, elegant livrirten Lakaien, eines Leibeigenen. Atalanta hatte ebenfalls einen Bedienten bei sich, der zwar wenig vornehm, aber doch höchst anständig aussah. Es war, wie Sie errathen, Ruppo.

„In Gaeta angekommen, gab Atalanta vor, daß sie in Folge eines vorgefundenen Briefes vier bis fünf Tage in Gaeta auf ihren Gemahl warten und anstandshalber die Zeit hindurch bei einer mit ihr verwandten Familie im Orte wohnen müsse. Ostrow, von den erlangten Zugeständnissen, die er kühn deutete und vielleicht auch so deuten durfte, ermuthigt, beschwor sie, ihm nur noch einen einzigen Tag zu weihen. Er glaubte: in diesem Falle Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Auch jetzt war meine Schwester nicht unerbittlich. Sie stellte nur die Bedingung, daß man nicht in Gaeta oder dessen Umgegend bleibe, da sie hier bekannt sei und compromittirt zu werden fürchte.

„Ostrow machte alle möglichen Vorschläge, aber alle wurden verworfen. Das Sicherste wäre, meinte endlich Atalanta, wenn sie mit einem der da liegenden Dampfer einen Ausflug nach einer benachbarten Insel, kurz eine angenehme Seepartie machten. Der Graf erkundigte sich sogleich, ob sich in der Nähe ein solcher Punkt befinde, erfuhr aber zu seinem Bedauern, daß es nur die eine Fahrt kaum lohnenden Ponza-Inseln gäbe, zu welchen überdies der Zutritt unüberwindliche Schwierigketien biete. Ostrow war es aber um Sehenswürdigkeiten und Naturpracht nicht zu thun. Um keine Zeit zu verlieren und Atalanta nicht durch endlose Projecte zu ermüden, war es einem Manne wie ihm nicht allzuschwer, sich bei der Festungscommandantschaft in Gaeta einen Erlaubnißschein zum Besuch von San Stefano zu erwirken.

„Ein mit dem russischen Hofe liirter Graf und Diplomat ist für jede diplomatische Behörde ein wahrer Herzensbruder. Ostrow wurde auf der Insel mit der größten Zuvorkommenheit empfangen. Man sorgte für eine Wohnung und war zu allen Diensten bereit. Atalanta, die auf der kleinen Seefahrt etwas seekrank geworden war, benutzte den Umstand, ein großes, sich noch vermehrendes Unwohlsein zu simuliren, theils um den Aufenthalt verlängern zu können, wenn die Gelegenheit meine Flucht zu ermöglichen, länger auf sich warten ließe, theils um sich vor dem immer zudringlicher werdenden Ostrow zu schützen.

„Ruppo, der für einen Diener des Grafen galt, hatte einen großen Koffer mitgenommen, in welchem

angeblich mein Reisegepäck verwahrt sein sollte. In der That befanden sich alle erdenklichen Dietriche und Fluchtapparate nebst der Kleidung, die eventuell für mich mitgebracht worden war, darin. Auch eine hübsche Anzahl Weinflaschen mitzunehmen, hatte Ruppo nicht vergessen, um sich mit diesem schnell wirkenden Lockmittel die Herzen aller ihm irgendwie dienlich scheinenden Personen zu gewinnen. Während meine Schwester die Kranke spielte, hatte sich der verschlagene Bursche auf der Wachtstube und bei dem Kerkermeister, besonders zu dessen harmloser und der Galanterie zugänglichen Frau beliebt zu machen gewußt. Einen jovialen Zechbruder spielend, studirte er sorgfältig das Terrain und verstand es, sich von der Frau des Kerkermeisters die Schlüssel zeigen zu lassen und deren Construction, mit dem gewaltigen Bunde tändelnd, mit seinem Vorrathe mitgebrachter Dietriche zu vergleichen.

„Während er arglos über die Eingekerkerten sprach, gelang es ihm, wenigstens beiläufig zu erfahren, wo und in welcher Abtheilung sich die zuletzt Eingebrachten befänden, um auf die Zellen der bezeichneten Leute seine Aufmerksamkeit noch schärfer lenken zu können, wenn er demnächst, um meinen Aufenthaltsort zu entdecken, seinen ersten Rundgang durch das Gebäude machen werde. . .

„Die fingirte Krankheit meiner Schwester nahm inzwischen immer zu. Obwohl sie in diesem Punkte ihre Verstellung selber zugiebt, muß ich sie doch in Schutz nehmen. Ich glaube wirklich, daß ihr nicht ganz wohl gewesen sein könne. Eine so außerordentliche Lage, eine in Aussicht stehende lebensgefährliche Unternehmung, die bald scheue Angst einflößt, bald das Herz mit fieberischen Hoffnungen erfüllt, muß die Kraft eines Weibes, einer liebenden Schwester untergraben. Sie selbst entschuldigt sich nicht damit, wohl nur, um mir die gebrachten Opfer nicht vorzurechnen. . . .

Bei allem stürmischen Drange, aus der Situation mit mir zu entrinnen, war die Mäßigung meiner Schwester doppelt bewundernswerth. Sie wollte sich nicht den Vorwurf machen, durch Ueberstürzung sich selbst ihren Zweck vereitelt zu haben. Wie groß ihr Verlangen auch sein mußte, mich in meiner Zelle zu sehn, sie stellte sich doch, als ob sie das Gebäude des Jammers nie und nie betreten könnte und wollte. Aber ihre Weigerungen geschahen auf eine Art, daß Ostrow's Phantasie immer reger wurde, die Wohnungen zu sehn, welche nach Atalanta's berechneten Beschreibungen eine irdische Hölle waren.

„So verstrich der dritte Tag. Am Morgen des vierten erklärte Ruppo, daß Alles vorbereitet sei, das Wagstück zu unternehmen. Er meldete, er habe die Zelle des Bruders gefunden und sei dagewesen, als man ihm das Essen gebracht. Er habe jedoch seine Nähe mit keinem Laute kundgegeben, um nicht einem Hoffnungslosen ein Zeichen der Ueberraschung abzulocken. Der Kerkermeister, fuhr Ruppo fort, habe bei dieser Zelle bemerkt, der Sträfling, der dort sitze und dessen Namen und Schuld er eben so wenig kenne, wie die der Uebrigen, habe in den ersten Tagen nach seiner Einkerkerung immer hinausgerufen, daß er unschuldig wegen einer Namensverwechselung verurtheilt sei und Negroni heiße. Später habe er es, da nie eine Antwort oder Berücksichtigung erfolgt sei, nicht mehr gethan.

„Es ist wahr," fuhr Negroni lächelnd fort, „ich habe auf diese Art oft meinen Namen genannt, denn ich glaubte, daß es nicht schaden könne, wenn ein Mensch, und wäre es auch ein Büttel, erfahre, daß ein Wesen meines Namens am Leben sei. Sie sehen, daß es mir nützlich war.

„Ruppo," schloß Negroni mit seinem früheren Ernst, „verlangte darauf, daß Atalanta heute mit dem Grafen am hellen Tage den Gefängnissen einen Besuch abstatte, damit er die ihm schon bekannten Aus- und Eingänge noch einmal bequem in Augenschein nehmen könne, da er in der nächsten Nacht zur That zu schreiten gesonnen sei. Atalanta gehorchte, und Sie wissen bereits, wie ihr Besuch ablief und was ihm folgte, bis ich die Gestalt meiner Schwester vor mir sah. Es war schon weit nach Mitternacht. Beim Morgengrauen sollte die Rückfahrt stattfinden, für welche ein kleines Segelschiff gemiethet war. Man hatte keine geringe Mühe, mich, den Kranken, Vernachlässigten und Verwilderten, in Stand zu setzen, mich der Welt zu zeigen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Mit pochendem Herzen stießen wir von dem verhängnißvollen Ufer ab, ohne daß eine unserer zahllosen Besorgnisse sich gerechtfertigt hätte, und landeten Nachmittag in Gaeta. Meine Schwester verabschiedete sich von Ostrow, der in seinen Erwartungen getäuscht war und noch immer nicht ahnte, daß er indirect einen Menschen gerettet habe. Nach allerhand kleinen Abenteuern gelangten wir nach Civita Vecchia, von wo wir mit einem Dampfer nach Genua abfuhren. Nach längerem Aufenthalt daselbst übersiedelten wir nach Paris, wo sie uns jetzt finden."

Als Negroni seine Erzählung geschlossen hatte, war es schon spät geworden. Grauwak und Bruno gingen nicht ohne seltsame Aufregung nach Hause.

---

## Achtes Capitel.

### Worin sich ein Netz über Bruno zusammenzieht.

Graf Thieboldsegg war nicht so schnell, als er es im Interesse seines Hauses gewünscht hätte, von Paris fortgekommen. Ein dringender Befehl seiner Regierung machte ihm einen längeren Aufenthalt zur Pflicht, welcher sich unter Umständen noch auf Wochen hinaus erstrecken konnte.

Die regelmäßigen Gesandten der legitimen Mächte Europa's hatten damals, nach der Staatsstreichszeit, einen höchst schwierigen Stand, welchen Routine und Geschäftserfahrung allein nicht auszufüllen vermochten, da sich ein neuer, den zu Recht bestehenden Verträgen vom Jahre 1815 zuwiderlaufender Zustand der Dinge in Frankreich gebildet hatte. Die That vom zweiten December war kaum in den Cabinetten bejubelt und mit Beifall beklatscht worden, als sich auch schon eine neue Sorge einstellte. Der Präsident mußte sich

früher oder später getrieben fühlen, aus der Periode der Schreckensherrschaft, welche bei gebildeten Völkern doch nur ein Provisorium sein kann, zu einer definitiven Staatsordnung überzugehen, welche der peinlichen Aufregung des Landes ein Ende machen und die Sympathie der Majorität anzustreben suchen würde. Diese Forderung war in dem Instincte der Selbsterhaltung gelegen. Daß die noch fortbestehende Republik, von einem auf zehn Jahre gewählten Präsidenten gebändigt, nicht die Garantien der Dauer in sich tragen könne, war damals dem blödesten Auge sichtbar, denn in den Gemüthern der französischen Bevölkerung wüthete der Bürgerkrieg noch immer fort.

Die Veränderung, welche sonach in der inneren Lage des Landes bedingt war, wurde aber auch von dem Staatsoberhaupte selbst gewünscht. Es war sonnenklar, daß Louis Napoleon die Traditionen seiner Familie zu Ehren bringen wolle und auf der Lauer liege, den Moment zu ergreifen, um den in der Gruft des ersten Napoleon gefangengehaltenen Adler des Kaiserreichs in Freiheit zu setzen.

Diese Aufgabe aber, die Errichtung eines zweiten Kaiserreichs, schien zeitwidrig und von der unausrottbaren Phantasterei eingegeben und festgehalten, welcher sich der Abenteurer von Straßburg und Boulogne schuldig gemacht hatte. War der Schöpfer des Staatsstreichs in den Augen der Diplomaten mit einem Schlage zu dem Renommée einer politischen Capacität gelangt, so stand er auf dem Wege zum Kaiserthrone in der Gefahr, gleich wieder alle Achtung bei den Staatsmännern einzubüßen. Das spöttelnde Publicum betrachtete die Sache nicht anders, als die Diplomatie, welche sich nicht blos mit Spötteln begnügte, sondern bereit war, auf diesen politischen Rechenfehler der Familieneitelkeit zu speculiren.

Da Louis Napoleon den Cabinetten nur als der Henker der Revolution lieb und werth war, hatte er ihre Unterstützung bei seinem hochfahrenden Projecte nicht zu erwarten. Man war im Gegentheil bald darüber einig, ihm, wenn es ginge, im Stillen das Grab zu graben.

Die Fürsten von Gottes Gnaden sträubten sich, mit dem Emporkömmling auf einem Fuße zu stehen und betrachteten die Gründung einer Dynastie von seiner Seite als einen hochverrätherischen Gedanken. Doch war es nicht diese legitimistische Idiosynkrasie allein, welche ihm feindlich im Wege stand. Man fürchtete ihn auch als einen neuen Factor in der europäischen Politik, welcher die Symmetrie der restaurirten Monarchien störte und schwer zu berechnende Veränderungen herbeizuführen vermöchte. In welchem Maße diese Befürchtung begründet war, das freilich hätte damals selbst der scharfsichtigste und mißtrauischeste Staatsmann nicht bestimmen können.

Es war aber gar keine Wahl, man hätte denn die Augen auf die Zurückführung des Orleans lenken müssen, welchen es im Inneren Frankreichs nicht an Anhängern fehlte, und die, mit allen Höfen verwandt, nicht die Unheimlichkeit des Neuen und Unbekannten hatten. Bei diesen war dieselbe auswärtige Politik, wie bei ihrem Vater zu erwarten, die Politik des Geschehenlassens und liberalen Nichtsthuns, welche der heiligen Allianz die Herrschaft so leicht gemacht hatte.

Da trat es an den hellen Tag, wie treu gemeint und aufrichtig die Bewunderung des Staatsstreichshelden war. Die geheim und offen subventionirte Presse mußte ihn zwar noch immer als den Würger der Revolution auf den Schild heben und den jedem liberalen Ohre mißtönenden Triumphgesang fortsingen, aber die Beharrlichkeit und Uebertreibung, die dabei zum Vorschein kam, muß dem Gefeierten oft lästig und entsetzlich geklungen haben, da er von seinen Freunden erwartet haben durfte, daß sie die große Wunde vernarben lassen, nicht aber aufreißen möchten, um das fortfließende Blut den Völkern zu zeigen.

Louis Napoleon war aber klug genug, sich auf diese Stützen nicht zu lehnen und schlich schon unsichtbar und nächtlich, nach seiner Weise, auf dem Wege dahin, auf welchem er sich später aus seiner Isolirtheit rettete und seinen verhaßten, ja fluchbeladenen Namen mit dem Schimmer der Hoffnungen umkleiden sollte, welche er in den unterdrückten Nationen anzufachen verstand.

Bald darauf überraschte er Europa mit der Annahme des Kaisertitels, wie mit einer fertigen Thatsache. Im Sinne einer Politik, welche den Präsidenten zwar stützte, der Schöpfung des Kaiserreichs jedoch, falls dies möglich, Schwierigkeiten zu bereiten suchte, hatte Graf Thiebolbsegg lange und beharrlich, wie wohl vergeblich gewirkt. Bei der Nothwendigkeit, in Paris zu verweilen, konnte er nichts thun, als Cornelia scharf im Auge zu behalten, um einerseits alle Zusammenkünfte mit Bruno zu verhindern und andererseits den Fürsten Kronenburg wieder für seinen Heirathsplan zu erwärmen.

Mit diesen Bemühungen stand sein Haß gegen den verwegenen Flüchtling im gleichen Verhältniß. Je mehr er sich anstrengte, zum Ziele zu gelangen, desto stärker mußten sich in ihm die Zorngefühle gegen den Menschen regen, welcher seine Absicht durchkreuzte und dem Fehlschlagen nahe brachte. Bisher hatte er Bruno nur bei Seite schieben wollen, in neuester Zeit aber waren Regungen in ihm wach geworden, welche weiter gingen und sich schon zu wilder Verfolgungslust steigerten.

Bruno Haldenried seinerseits that Alles, oder schien wenigstens Alles zu thun, um den Grafen zum Aeußersten herauszufordern. Burda's Späherauge war freilich das einzige Organ, durch welches der Graf den Verfolger seiner Tochter beobachtete. Es mag dahingestellt bleiben, in welchem Maße sich in den Berichten des Spions Wahrheit, Lüge und Täuschung mischten.

Als Burda eines Morgens nach Abstattung seines Rapports fortgegangen war, rief der Graf unmittelbar darauf den alten Koß in's Zimmer. Koß trat unbefangen, mit der ihm eigenen Dienstwilligkeit ein.

Der Graf starrte gedankenvoll zu Boden.

Der alte Lakai, der seinen Herrn nicht selten, von Geschäftssorgen verschlungen, so gesehen, hatte keine Ahnung, was diesmal hinter der gefalteten Stirn seines Gebieters stecke.

„Koß," sagte der Graf plötzlich, „wie lange sind Sie in unserem Hause?"

„Dreiundvierzig Jahre, gnädiger Herr," war die Antwort. „Die Dienstzeit bei Excellenz und dero hochseligem Vater zusammengenommen."

„Dreiundvierzig Jahre!" rief der Graf und fuhr im gereizten Tone mit bösen Blicken fort:

„Wird man erst so schlecht, wenn man fast ein halbes Jahrhundert einer Herrschaft dient? Nützen sich Treue, Redlichkeit, Dienstehre im Laufe der Jahre ab? Oder sind Sie schon ein Spitzbube gewesen, als Sie zuerst die Schwelle unseres Hauses betraten?"

Koß fühlte bei dieser Anrede die Füße unter ihm wanken und bebte an allen Gliedern.

„Die Schuld ist Ihnen, wie Sie dastehen, auf die Stirn geschrieben," hob der Graf wieder an. „Sie sind der Spiegel Ihres Gewissens vom Scheitel bis zur Zehe. Das hätte ich nie geglaubt! Pfui! Schämen Sie sich!"

Er sprang aufgeregt empor.

„Gnädigster Herr," wimmerte Koß mit dem jämmerlichsten Gesichte.

„Womit können Sie sich entschuldigen?" fuhr ihn der Graf barsch an. „Ich sollte mit Ihnen gar kein langes Verhör anstellen, sondern Ihnen kurz und gut den Laufpaß geben, denn Verräther kann ich in meinem Hause nicht brauchen."

„O Du mein Herr!" rief Koß ganz fassungslos, „geruhen Sie mich anzuhören — ich weiß ja gar nicht —"

„Was wissen Sie nicht?" fuhr der Graf wild dazwischen. „Wollen Sie noch lügen? Sie sind erkannt! Ich weiß Alles."

„Sie wissen Alles!" rief Koß mit der Lebhaftigkeit der Desperation. „Ich habe es vorhergesehen, daß es eines Tages so kommen würde. O, ich hab' es vorausgewußt!"

„Desto schlimmer," gab der Graf kalt zur Antwort.

„Allerdings," winselte Koß, „und doch, wie schrecklich auch mein Unrecht ist, ich bin kein Verräther, bin kein schlechter Kerl. Ich bin zwar ein schlechter Kerl, wenn ich die Folgen alle ansehe, aber, im Grunde bin ich nur ein elender Lakei, der thut, thun muß, was man ihm heißt. Ich hatte mir mein Lebenlang nichts vorzuwerfen und kein Vortheil der Welt hätte mich je zu einer Pflichtvergessenheit vermocht. Aber, wie gesagt, ich bin ein armer Lakai. Was kann ich einwenden, wenn mir das gnädige Fräulein etwas befiehlt? Verrathen, angeben bei Euer Gnaden kann ich sie nicht. Da ist sie mir zu lieb, zu lieb von Kindesbeinen an, und da hab' ich auch zu viel Ehrerbietung vor ihr. Ihnen, Excellenz, kann ich auch nicht den Gehorsam schuldig bleiben. Wenn es aber so kommt, daß ich links anstoßen muß oder rechts, nun, so falle ich auf eine Seite hin, aber es läßt sich nicht sagen, daß ich vorsätzlich von meiner Bahn abgewichen bin. Geruhen Euer Gnaden das zu bedenken und wie arg mein Vergehen auch bleibt, so wird sich doch zeigen, daß ich in meiner bedauernswürdigen Lage nicht anders verfahren konnte, denn ich kann mir wohl denken, warum mich Ihre Ungnade heute gar so hart trifft —"

„Warum haben Sie in dieser Sache nicht zur rechten Zeit geredet?" fragte der Graf mit strengen, ungemilderten Mienen. „Meine Tochter, sagen Sie, können Sie nicht verrathen. Warum können Sie mich hintergehen?"

Von dieser Logik zermalmt, stand Koß eine Weile ganz sprachlos da. Der Graf fuhr fort:

„Ich bin der Vater. Es ist kein Verrath, diesem zu melden, daß seine Tochter einen bedenklichen Weg betritt. Da sehen Sie eben, wohin Verheimlichung führt! Die Zeit der Entdeckung kommt immer, wenngleich meistens zu spät, so daß die bösen Folgen kaum noch zu repariren sind. Das ist hier der Fall. Lieber wollte ich, mein bester Meierhof wäre mir bis zum Grunde niedergebrannt, mein bester Wald vom Blitze in Brand gesteckt, als daß es so gekommen ist, daß Vater und Tochter zwei entgegengesetzte Wege gehen, die niemals zusammenführen können!"

Er setzte sich nieder und legte den Kopf traurig in die Hand.

Koß schlug die Hände stumm zusammen, noch ungewiß, welchen Umfang das Unheil habe, das er mit angestiftet.

„Zwei Jahre lang werde ich hintergangen!" rief der Graf. „Nie hätte ich geglaubt, daß Sie den Muth hätten, mir so frei in's Gesicht zu sehn, wie Sie es gethan haben, — zwei Jahre!"

„O nein, nein," fiel Koß eindringlich dazwischen. „Glauben Sie das nicht, Excellenz. Ich wenigstens habe die Hand nicht so lange dabei. Sie sind gewiß über Alles wohl unterrichtet, aber in Bezug auf mich sind die Berichte falsch, grundfalsch —"

„Rechtfertigen Sie sich!" sprach der Graf, den Alten scharf messend, voll Interesse, seine Kenntniß des ganzen Sachverhaltes zu vervollständigen.

„O der unglückselige Mensch!" rief Koß, die Hände zusammenschlagend. „In welche Capitalgeschichte werde ich durch ihn verwickelt! Und ich, armer Teufel, habe nichts gethan als der Comtesse gefolgt, welche sich seiner, als sie ihm im Walde begegnet, auf sein Flehen erbarmt und ihm im alten Schlosse Unterkunft gegeben! Konnte ich da zu Ihnen, Excellenz, hingehen und sagen: Das gnädige Fräulein beherbergt heimlich einen gefährlichen Kerl? — Daß er das war, habe ich allerdings immer angenommen, wie aber konnte ich gegen die Comtesse eine Klage führen? Ich habe es ihr vorgestellt, aber was ich gesagt, war in den Wind gesprochen. Wie Sie mein Herr sind, so ist sie meine Herrin, ich wenigstens muß es so ansehen. Mir ist nichts übrig geblieben, als zu gehorchen und zu hoffen, daß die Geschichte bald ein glückliches Ende nehme. Dieser Mensch ist auch nach einem kurzen, achttägigen Aufenthalt spurlos verschwunden. Da hab' ich erst wieder aufgeathmet und ruhig geschlafen, seitdem war auch nie die Rede von ihm mehr. Hier erst — nach zwei Jahren — treffe ich ihn unvermuthet auf der Straße wieder. Ich will ihn verleugnen, es nützt nichts. Er hat ganz andere Verbindungen, um erst nöthig zu haben, sich an mich zu halten, bei der Baronin

von Greifenstein geht er schon lange aus und ein. Dort, gnädigster Herr, müssen Sie sich nach ihm erkundigen, nicht bei mir. Wenn Sie das Alles erwägen —"

„Sagen Sie die volle Wahrheit, Koß?" fragte der Graf, den Alten scharf anblickend.

„So wahr mir Gott helfe!" betheuerte dieser.

„Verhehlen Sie nichts?" fragte der Graf auf's Neue.

„Nichts," erwiderte der Diener. „Ich habe nur nachzutragen, daß ich gestern von der Comtesse den Befehl erhielt, einen Brief in's Haus dieses Menschen zu tragen. Den Befehl auszuführen, war ich schuldig und für den Inhalt des Briefes kann ich nicht verantwortlich sein, da ich ihn nicht kenne, nicht ahne."

„Sie wissen also nicht," sprach der Graf, „welche Verbindungen zwischen ihm und meiner Tochter bestehen?"

„Verbindungen? Da steht mir der Verstand still!" entgegnete Koß.

„Junge Mädchen sind junge Mädchen," versetzte der Graf, „und wenn sie von noch so hohem Stande sind. Es ist schon vorgekommen, daß Prinzessinnen Opfer der Bethörung geworden. Dieser Haldenried ist ein schöner junger Mensch und nach Allem, was ich über ihn höre, allerdings mit den Eigenschaften ausgestattet, welche die Phantasie der unerfahrenen Jugend blenden könnten." Er hielt inne, sein Ausdruck verrieth, wie schwer es ihm falle, noch mehr zu sagen und noch deutlicher zu sein. „Thatsache ist es," sagte er endlich, „daß Cornelia mit ihm Erbarmen gehabt und Erbarmen kommt, wie Sie wissen, aus dem Herzen," — er wandte sich verlegen ab.

„Was!" rief Koß polternd, vor Entrüstung entflammt. „Verstehe ich das recht? Daß er ein gefährlicher Mensch ist, hab' ich immer angenommen. Ich habe ihm alles Böse zugemuthet und hätte ihm nicht ein Zündhölzchen anvertraut, aus Furcht, er könne ein Feuer anlegen! Aber für unmöglich würde ich es gehalten haben, daß er, mit einem Fuße im Zuchthause, mit dem andern unter dem Galgen, den sein Treiben verdient hat, sich erfrecht haben sollte, seine Hand nach einer Grafentochter auszustrecken! Wenn aber die Comtesse sich so vergessen könnte, da müßten alle gewöhnlichen Mädchen für ihre Verirrungen belohnt, nicht bestraft werden!"

Der Graf schlug die Augen nieder. Eine tiefe Beschämung raubte ihm die Worte zu einer schlagfertigen Antwort, aber der Lakai hätte auch nichts Treffenderes vorbringen können, um sich die Freisprechung bei seinem Herrn zu sichern.

„So weit ist's nicht gekommen," sagte der Graf nach einer peinlichen Pause. „Wo denken Sie hin? Ich bin gewohnt, das Schlimmste anzunehmen, um dem Schlimmsten vorzubeugen."

„Drum eben," meinte Koß gewissermaßen beruhigt, da er sich mit den Geschicken seiner Herrschaft wie verwachsen fühlte.

„Aus diesem Grunde," fuhr der Graf fort, „gebe ich Ihnen folgenden Verhaltungsbefehl: Sie werden *meine Tochter* scharf überwachen. Sie werden jeden Auftrag, den sie Ihnen giebt, jeden Brief, den sie Ihnen einhändigt" —

„Zurückweisen, ganz gehörig zurückweisen," fiel Koß mit großer Heftigkeit dazwischen. „Das versteht sich von selbst" —

„Nein, lieber Koß," sprach der Graf mild und glatt, „nicht zurückweisen, das wäre nicht das Klügste, sondern scheinbar annehmen und mich davon sogleich unterrichten."

„Das geht nicht!" rief Koß ganz ungeberdig. „So falsch, so heimtückisch kann ich gegen das gnädige Fräulein nicht sein! Ich könnte ihr nie wieder in's Gesicht sehen, nie wieder! Ei, da wäre ich ja ein wahrhafter Spion und das werden Sie, gnädiger Herr, gewiß nicht beabsichtigen."

„Gewiß nicht," erwiderte der Graf einlenkend, einer so grundehrlichen Haut gegenüber, die er im Eifer des Zweckes und wohl auch aus Gewohnheit seines Metiers verkannt hatte. „Sie können gehen. Ich bin befriedigt. Es freut mich, daß mir der alte Koß keinen Streich gespielt hat." —

Er klopfte ihm wohlgefällig auf die Achsel.

„Ach, gnädiger Herr —" sprach Koß im Tone wärmster Anhänglichkeit.

„Schon gut, schon gut!" versetzte der Graf. „Ich kenne Sie. Gehen Sie und denken Sie daran, daß wir dies Gespräch unter vier Augen geführt haben!"

„Verlassen Sie sich darauf," sagte der Alte und ging hinaus.

Der Graf blieb in großer Aufregung zurück. Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf concentrirt, die Angelegenheit in's Reine zu bringen. Je mehr er aber nachdachte, wie dies möglich, eine desto größere Bedeutung schien ihm der Fall zu gewinnen und einen desto geringeren Erfolg glaubte er sich von den bisher angewandten und projectirten Abhülfsmitteln versprechen zu können.

„Werde ich mich und mein Haus denn nicht von diesem Menschen säubern können? sagte er zu sich, in der Mitte des Zimmers stehen bleibend. Wir haben so gefährliche Volksmänner zu nichte gemacht, ganze Rebellenheere zu Boden geworfen — welchen Halt sollte mir gegenüber ein Flüchtling, ein steckbrieflich Verfolgter besitzen? Keinen, als meine Schwäche, meine Zaghaftigkeit! Gern, sehr gern wäre ich ihm aus dem Wege gegangen, er will es nicht — nun, so mag er mir denn begegnen!"

Wie von einem energischen, thatbereitenden Entschlusse ermuthigt, erhob er sich, um zur Baronin Greifenstein zu fahren.

Bei Leonie angekommen, traf er Kronenburg dort. Dieser hatte, von unerträglicher Langweile getrieben, nach langer Zeit dort wieder einen Besuch gemacht. Es scheint unmöglich, sich in Paris zu langweilen, und doch war dies bei dem Fürsten der traurige Fall. Sein lächerlicher Ehrgeiz, als Roué eine Rolle zu spielen, machte ihn unglücklich, da er auf allen seinen Wegen nur Mißerfolg auf Mißerfolg erntete. Allem gleichgültig, was seiner sinnlich erregten Natur keinen Spielraum bot, dabei entsetzlich eitel, begnügte er sich nicht mit dem Genusse, sondern beanspruchte dabei Sensation zu erregen. Da er überall an-

prallte, wo andere, seiner Ansicht nach tief unter ihm Stehende durchdrangen, mochte ihn die dunkle Erkenntniß beschlichen haben, daß der bloße Wille und liederliche Grundsätze nicht ausreichten, einen berühmten Roué aus ihm zu machen. Aller inneren Festigkeit bar, pflegte er allen Verstimmungen zu erliegen. In einem solchen Augenblicke moralischen Katzenjammers befand er sich eben, als er den Entschluß gefaßt, seine schöne Landsmännin zu besuchen.

Die kluge, scharfsichtige Frau hatte seinen Zustand gleich erkannt und begrüßte den Besuch des Grafen zu dieser Stunde mit boshafter Freude.

„Eine herrliche Schicksalsfügung, daß Sie jetzt eben kommen," rief sie, dem Grafen entgegenhüpfend, während Kronenburg ganz betreten dastand, „eben habe ich den verlorenen Sohn in's Gebet genommen."

„Sie geben mir da einen Titel, gnädige Frau," sagte Kronenburg verlegen stotternd, während er die Hand des Grafen nahm, die ihm dieser stumm und gemessen reichte.

„Sie beklagen sich über diesen Titel? rief Leonie. „Paris ist Ihrer lustigen Streiche voll. Aber ich habe noch einen Grund, Sie den verlorenen Sohn zu nennen. Sehe ich Sie heute nicht zum ersten Mal nach langer Zeit wieder? Haben Sie mir nicht versprochen, ein besserer Mensch werden zu wollen?"

„Mein Gott," sagte Kronenburg, der sich vor dem Grafen unendlich genirt fühlte, „was wir gesprochen haben, sollte ein Geheimniß zwischen uns sein."

„Ein Geheimniß!" rief Leonie mit geringschätzigem Tone. „Sie werden doch auf unsere Plaudereien kein solches Gewicht legen, am wenigsten vor dem Grafen, der Sie kennt."

„Sie sind eine gefährliche Mitwisserin!" versetzte der Graf, der den geheimen Plan dieser Ausfälle gleich witterte, „wenn Sie die Uebereinkunft zu schweigen, dadurch umgehen, daß Sie die Wichtigkeit der Mittheilung gering anschlagen."

„Nicht wahr? rief der bornirte Fürst.

„Wie denn, lieber Graf, der Sie sich so voreilig auf die Seite des Fürsten stellen, „hob Leonie an, „ist man auch verpflichtet eine mitgetheilte Sache für ewig in Schweigen zu hüllen, wenn man sie längst zuvor selbst errathen und herausgefunden hat?"

„Ich würde glauben, selbst dann," sagte der Graf.

„Das begreife ich nicht", erwiderte Leonie. „Zum Beispiel! Ich hätte die Entdeckung gemacht, daß irgend ein Herr eine Dame liebe und diese Entdeckung befreundeten Personen erzählt. Das ist gewiß gestattet. Nun käme aber nach langer Zeit der nämliche, obenbemeldete Herr und vertraute mir seine Liebe unter dem Siegel des Geheimnisses an. Darf ich von da ab von der Sache nicht mehr sprechen? Oder wäre ich sogar verpflichtet, zu allen Denen, welchen ich vorhin davon gesprochen, hinzugehen und meine eigenen Worte zu desavouiren?"

„Sie sind eine recht gewandte Sophistin!" bemerkte der Graf lachend.

„Nicht wahr?" sagte der Fürst mit lauter Uebereinstimmung.

„Liebster Hugo," rief Leonie, „was Sie mir jetzt zu sagen verbieten, habe ich schon längst dem Grafen auf das Bestimmteste gesagt" —

„Dennoch muß ich bitten," rief der Fürst in schrecklicher Verlegenheit, „es nicht zu wiederholen."

„Ei, ei," rief Leonie, „seit wann ist der Held der Boulevards so schüchtern geworden? Entweder muß ich die Nachrichten über Ihre zahllosen Liebeserfolge für üble Nachreden halten, oder Ihrer jungfräulichen Sprödigkeit unter die Arme greifen. Graf — Hugo liebt Cornelia!"

Graf Thieboldsegg verzog die Miene, wie wenn ihm die Berührung dieses Gegenstandes unlieb wäre.

„O Sie sind fürchterlich," rief der Fürst, sehr ärgerlich.

„Aufrichtig, Graf," fragte Leonie, „habe ich Ihnen damit etwas Neues gesagt?"

„Gewiß nicht," gab der Graf zur Antwort. „Gestehen Sie aber auch, daß ich es Ihnen nie geglaubt habe." Er warf einen vielsagenden Blick auf den Fürsten.

„Gnädige Frau," sprach Kronenburg, „mein Vertrauen haben Sie für immer verwirkt."

„Sie nehmen es zu ernst, lieber Hugo," vermittelte der Graf. „Das ganze Geheimniß ist in der That unendlich harmlos und gelangt nur durch die Art, wie Sie es verbergen wollen, zu einiger Bedeutung. Es wäre besser gewesen, Sie hätten es als Scherz behandelt, wiewohl ich es ungern sähe, daß mit meiner Tochter auf diese Weise Scherz getrieben werde."

„Ich habe nicht gescherzt," erwiderte Kronenburg, von der unwilligen Miene des Grafen in's Bockshorn gejagt. „Ich bin jetzt schuldig, zu erklären, daß ich allerdings Cornelia liebe und mich glücklich schätzen würde, eine solche Gemahlin zu erringen."

Der Graf hatte bei dieser Erklärung Mühe, die Freude nicht auf seinem Gesichte zu zeigen.

„Was höre ich?" rief Leonie. „Ich habe Ihre Aeußerungen in der That nur für Scherz gehalten. Verzeihen Sie, Hugo, meine ungelegenen Neckereien!"

„Sie sind äußerst indiscret gegen mich," rief Kronenburg, entsetzlich ärgerlich.

„Ich muß die Baronin in Schutz nehmen," sprach der Graf. „Ich meinestheils würde nicht anstehen, ihr Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Hätte sie Ihre Erklärung nicht für galante Redensarten gehalten, ich wette, daß sie uns beide nicht unbewußt in Verlegenheit gebracht hätte. Sie müssen nämlich wissen, liebe Leonie, daß es der größte Herzenswunsch der Fürstin Kronenburg und meiner seligen Frau, von deren Beider intimen Freundschaft Sie oft gehört, immer gewesen, den einzigen Sprößling ihres Hauses mit meinem Kinde zu verbinden. Ich bekenne, daß ich diese Hoffnung im Stillen selbst getragen habe und mein Haupt ruhig in's Grab legen würde, wenn ich das Geschick meiner Tochter in der Hand meines jungen Freundes Hugo gesichert wüßte."

Er senkte mit affectirter Ruhe die Augen.

„Was steht denn im Wege?" rief Leonie lebhaft.

„Hugo hat Luſt, die Eltern ſagen Ja, — und Cornelia? Ich halte ſie für verletzt, von den Gerüchten, die über Kronenburg's Abenteuer zu ihren Ohren gedrungen, aufgebracht — aber das iſt ein Zorn, den die Kenner weiblicher Herzen ſchon für ein Symptom erwachender Neigung halten.

„Laſſen wir das!" warf der Graf hin. „Solche Bündniſſe werden nicht fabricirt, ſondern aus ſich ſelbſt geboren."

„Wann kann ich zu Ihnen kommen?" fragte Kronenburg auf abrupte Weiſe, in welcher ſich die Wärme eines Entſchluſſes ankündigte.

„Fühlen Sie ſich mir ſo fremd," gab der Graf zur Antwort, „daß Sie ſo fragen?"

„Im Gegentheil," ſprach der Fürſt, „ebenſo bin ich von Ihrem unveränderten Wohlwollen entzückt."

„Verbringen Sie den morgigen Abend mit uns," ſagte der Graf.

Kronenburg verabſchiedete und entfernte ſich.

„Hatte ich nicht Recht!" rief Leonie, als ſie mit dem Grafen allein war. „Er läßt ſich treiben, wohin man will."

„Beinahe," ſagte der Graf, ſeltſam lachend. „Nichtsdeſtoweniger muß er mit dem dunklen Gefühl einer ausgeſtandenen Preſſion davongegangen ſein."

„Wie will man ſolche Naturen anders beſtimmen?" meinte Leonie. „Der junge Menſch hat einen ſo ſchwachen, zerfahrenen Willen! Und wahrhaftig, er kann ſich glücklich preiſen, einmal eine Frau, wie Cornelia zu beſitzen."

„Mit ihm wünde man fertig werden," ſagte der Graf, „doch meine Tochter! meine Tochter! Hören Sie, warum ich eigentlich herkomme. Heute Morgen rapportirt mir Burda, daß er Koß in's Haus des Bruno mit einer ſehr verdächtigen Angſt gehen geſehen. Ich rief Koß und nahm ihn in ein förmliches Verhör. Er ſagte, was er wußte und des Pudels Kern iſt, daß er dort einen Brief zu übergeben hatte. Was ſagen Sie dazu?"

Leonie ſchwieg ganz betroffen. Sie hatte nicht geglaubt, daß die Liebenden bereits eine Brücke zu einander geſchlagen....

„Das iſt doch recht ſchlimm," meinte der Graf. „Von Briefen zu Zuſammenkünften iſt nur ein Schritt"—

„Was wollen Sie thun?" fragte Leonie, aus Eiferſucht das größte Zerſtörungsmittel wünſchend und doch ängſtlich, daß Bruno kein Schaden widerfahre.

„Ich weiß ungefähr, was ich zu thun habe," rief der Graf, mit raſchen Schritten das Zimmer meſſend.

„Sprechen Sie, ſprechen Sie," drang Leonie mit beſorgnißvoller Neugier in ihn.

„Dieſer Haldenried," ſagte der Graf, „geht meiſt mit Leuten um, die politiſch gravirt ſind, die die hieſige Polizei mehr oder minder ſcheel anſieht oder vielmehr ſcharf im Auge hat. Unter denſelben, die meiſt dem gewöhnlichen Schlage angehören, befindet ſich auch ein ſehr räthſelhafter Menſch, ein gewiſſer Negroni, über deſſen Namen und Stand noch alle verläßlichen Daten fehlen. Gewiß iſt es aber, daß er einer der Chefs des jungen Italiens, ein Emiſſär und Alter Ego Mazzini's iſt. Der Verdacht, den er auf ſich gehäuft, hätte längſt genügt, ihn früher unter Dach und Fach zu bringen, aber die Häſcherhände hält die Hoffnung zurück, daß man ſeiner Thätigkeit und ſeinen Mitgeſellen noch beſſer und tiefer in die Karten ſchauen werde. Vom öſterreichiſchen Standpunkte aus habe ich, da wir ein gutes Stück von Italien ſelbſt beſitzen und den Reſt, der unſeren Vaſallen gehört, wie eigenes Land ſchützen, ein ganz beſonderes Intereſſe an dieſem Italiener, ein Intereſſe, das wohl einen Gang ſeinetwegen auf die hieſige Polizei rechtfertigte. Wenn ich nun hervorhebe, daß mir insbeſondere Bruno's abendliche Conferenzen mit ihm verdächtig ſind und ich über ihren Zweck unterrichtet zu ſein wünſche — kurz, ich werde Schritte zu thun verſuchen, die ganze Bande aufheben zu laſſen."

„O Gott!" rief Leonie, „das wäre zu hart, zu unmenſchlich. Man wird ihn nach Cayenne transportiren!"

„Den Haldenried? Welche zarte Beſorgniß!" rief der Graf, die Baronin verwundert anſehend. „Iſt er eine wirklich ungefährliche politiſche Null, ſo wird ihn die Polizei aus dem Rudel der Uebrigen ſchon auszuſcheiden wiſſen; iſt er das nicht, ſo gehört er in's Land, wo der Pfeffer wächſt!"

„O gewiß, er iſt kein Clubiſt, kein Verſchwörer!" rief Leonie. „Ich kenne ihn!"

„Nun," ſagte der Graf, „deſto beſſer! Die Haft von einigen Wochen wird ihn nicht umbringen. Ehe er frei wird, bin ich in Oeſterreich oder meine Tochter iſt bis dahin verheirathet. Adieu! Ich will noch heute den Polizeiminiſter ſprechen."

Der Graf ging, Leonie blieb allein. Sie war von Leidenſchaft und Eiferſucht nicht ſo verblendet, daß ſie die Augen von den möglichen Folgen einer Verhaftung unter ſo gefährlichen Zeitumſtänden weggewandt hätte. Im Gegentheil, ihre Exaltation fing an, ihr das gewaltthätige Auskunftsmittel, zu welchem ſie den Grafen hatte ſchreiten laſſen, mit den ſchwärzeſten Farben auszumalen. Sie lag in einem langen Kampfe, ob ſie nicht hinter Thieboldsegg's Rücken Bruno warnen ſolle, aber die Erwägung, daß dieſer durch eine Flucht ihr vollſtändig entzogen ſein würde, ließ ſie nicht Hand an die Ausführung dieſes Gedankens legen, bis endlich die tolle Entſchloſſenheit ihrer empörten, dem Ziele blind zuſtrebenden Liebe ſiegte. Sie wollte nicht annehmen, daß Bruno bei ſeinem, der Politik ganz fern ſtehenden Leben ernſtliche Gefahr laufen könne und tröſtete ſich damit, daß ſie im ſchlimmſten Falle die Intervention mächtiger Freunde werde aufrufen können, um einen Ausgang zu verhüten, welcher die urſprüngliche Abſicht der ergriffenen Maßregel überſchritte.

---

## Neuntes Capitel.

**Macht den Leſer mit einem ſtillen Manne bekannt.**

Die Beziehungen Bruno's zu Negroni waren inzwiſchen anſcheinend ſehr vertraut geworden; es verging kaum ein Tag mehr, an welchem ſich Beide nicht geſehen hätten, deſſenungeachtet war die An-

näherung doch nur mehr eine äußerliche. Der Italiener hatte zwar seine mißtrauische Zurückhaltung abgelegt, aber Bruno konnte sich nicht rühmen, daß ihm ein Blick in das revolutionaire Kartenspiel seines Freundes gestattet worden sei. Negroni war nicht karg mit Mittheilungen biographischer Züge aus seinem sturmbewegten Leben und gab sie in der fast rückhaltlosen, vertraulichen Weise zum Besten, wie er die Geschichte seiner Gefangenschaft und seiner Entweichung von San Stefano erzählt hatte, er war auch nicht unabgeneigt, charakteristische Anekdoten hervorragender Persönlichkeiten von allen politischen Farben mitzutheilen, ohne irgendwie eine Sorge zu verrathen, durch naheliegende Schlüsse auf die Spur seiner Beziehungen zu denselben zu bringen: was aber das Ziel seiner eigentlichen Bestrebungen, kurz sein geheimnißvolles Tagewerk sei, darüber kam niemals eine Andeutung über seine Lippen.

Demnach fühlte Bruno recht wohl, daß er in dem Innersten Negroni's noch wie ein Fremdling angesehen werde, und auch, daß ihm die Bekanntschaft von Fräulein Negroni noch nicht zu Theil geworden war, obschon er so oft im Hause erschien, ja der Umstand, daß Negroni die Geschichte von der Krankheit seiner Schwester, die Bruno für Komödie und Mystification hielt, unbeirrt fortführte, veranschaulichte die Kluft deutlich genug, welche eigentlich noch immer zwischen Beiden klaffte.

Bruno glaubte nicht mehr an die „kranke Schwester," er war vielmehr der Ansicht, daß Atalanta zur Zeit, wo Negroni sie als krank ausgab, in geheimnißvollen Zwecken von Paris abwesend sei. Wohl nicht ohne guten Grund hatten die beiden Geschwister das obere Stockwerk in einem engen, kleinen Häuschen bezogen, in welchem sie weder rechts noch links Nachbarn hatten, und das strenge Verbot zu gewissen Zeiten dem Zimmer zu nahen, weil jede Art von Geräusch die Kranke aufrege, war wohl nur darum erlassen, damit die Hausleute sich nicht überzeugten, daß Niemand oder vielleicht ein Anderer, als die Schwester, im Zimmer sei. Darum auch mochte Negroni weder den Portier, noch dessen Weib in seine Wohnung lassen, sondern die Küche und die Säuberung der Räume selbst besorgen. Und, da nun bei den Geschwistern schon einmal Alles räthselhaft war und man sich hier mitten im realistischen Paris wie auf einem phantastischen Boden bewegte — konnte jene starre und leblose Frauengestalt, die der Portier mit herzinnigem Mitleid über die Treppe hatte hinauftragen sehen, nicht — so abenteuerlich dies auch scheint — eine Puppe gewesen sein, und konnte nicht Negroni dies Gaukelspiel in der ersten Zeit, kurz nach seinem Erscheinen für nöthig gehalten haben, um die Menschen recht fest von der geheimnißvollen Krankheit seiner Schwester zu überzeugen? Kurz, Supposition knüpfte sich an Supposition. Schön mußte die Schwester wohl sein: wie hätte sich sonst der russische Graf so leidenschaftlich in sie verliebt? Wenn dagegen Burda sie als eine ältere Frau bezeichnete, so mußte sie es verstehen, ihre Erscheinung auf Reisen seltsam zu entstellen. Die beiden Geschwister, so schien es, ergänzten sich in ihrer Thätigkeit: Felice wirkte in Paris, Atalanta in der Fremde; wie aber und mit welchen Mitteln — das blieb ein Geheimniß. Und so erklärte sich auch das Moment, das Bruno von allem Anfang an aufgefallen: daß nämlich Negroni von Katastrophen, die sich an zwei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit zugetragen, mit der Sicherheit eines Augenzeugen sprach; denn ein Wundermann, wie Apollonius von Thyana, der gleichzeitig in Korinth und Ephesus sein konnte, war er ja nicht. Diesen Erzählungen zufolge schienen Beide, Bruder wie Schwester, immer an den Orten gewesen zu sein, wo sich die Gewitterluft der Zeit in elektrischen Schlägen entladen. Alles dies steigerte Bruno's Neugier, Atalanta zu sehen, aber sie blieb für ihn hartnäckig und wohl auch vorsätzlich unsichtbar. Einmal, als er in Negroni's Zimmer eingetreten war, hatte er noch den Saum vom Kleide der Schwester, die dem Besuche durch die nächste Thür hastig auswich, erblickt — dem Bruder war es nicht eingefallen, sie zurückzurufen und seinem Freunde vorzustellen.

Bruno hatte die Gewohnheit beibehalten, Nachmittags im kleinen Café des Passage du Diable zu erscheinen. Eine ziemliche Anzahl deutscher Zeitungen sowohl, wie die Gewißheit, dort mit Landsleuten zusammentreffen zu können, lockten ihn hin.

Unter den täglichen Besuchern gab es auch einen Gast, der öfters in Bruno's Nähe zu sitzen gekommen war, ohne daß beide ein Wort mitsammen gewechselt hätten. Es war ein junger Mensch von unansehnlicher Gestalt, der aber durch sein blasses, hageres, bartloses Gesicht, zwei schwarze tiefbrütende Augen und kurzes, schwarzes, straff emporsteigendes Haar auffiel. Er schien allem Gespräche, aber auch aller Lectüre abhold, dafür aber ein leidenschaftlicher Freund des Dominospiels zu sein, denn zu ganzen Stunden konnte man ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, ernsthaft schweigend vor den schwarzen und weißen Steinen sitzen sehen.

Eines Tages war der gewöhnliche Partner dieses stillen Gastes ausgeblieben und der junge Mensch sah mit seinen brütenden Augen düsterer als je vor sich hin. Auch Bruno war allein; es kam ihm die Idee, den jungen Mann zu einem Spiele aufzufordern. Die Einladung wurde eiligst mit einigen unverständlich gemurmelten Worten angenommen, aber eine Annäherung kam dadurch nicht zu Stande. Höchstens konnte Bruno sagen, er habe die Bekanntschaft eines virtuosen Dominospielers gemacht; sein Gegner hatte ihm nämlich jede Partie abgewonnen.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte er eines Tages einen nebenansitzenden Landsmann, als sich der schweigsame Dominospieler entfernt hatte.

„Nein," war die Antwort. „Seine Schweigsamkeit macht ihn fast unnahbar. Nach den wenigen französischen Worten aber, die ich im Laufe vieler Wochen von ihm gehört, halte ich ihn jedoch für einen Italiener."

„Hier kann ich nähere Auskunft ertheilen," ließ sich ein unfern sitzender Herr, seiner Aussprache nach ein Preuße, mit großer Entschiedenheit vernehmen. „Der Herr, mit dem Sie gespielt haben,

Battaglia, ist ein Modeneser und ein sehr bedeutender Künstler."

„Für etwas dergleichen hätte ich ihn allerdings gehalten," erwiderte Bruno. „Er hat fesselnde, eigenthümlich sinnende Augen, die aber scheu sind, wie die einer Gemse." —

„Herr Battaglia," fuhr der Preuße fort, „ist ein Musiker, und zwar Virtuose auf der Guitarre. Ich kenne ihn etwas näher, da ich das Vergnügen habe, in einem Hause und auf einem Flur mit ihm zu wohnen. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß er wenig spricht. Das ist künstlerische Eigenart, verbunden mit übergroßer Schüchternheit. Eine stille, tiefinnere, reinmusikalische Natur — wie ich mir etwa Haydn als jungen Mann vorstelle! Er ist aus seinem Vaterland flüchtig, was bei seinem harmlosen Naturell zwar unbegreiflich ist — doch, meine Herren, in den kleinen italienischen Staaten ist alles möglich."

Damit war das Gespräch zu Ende. Negroni war eingetreten und hatte neben Bruno Platz genommen.

„Kennen Sie einen Musiker, Namens Battaglia?" fragte Bruno im Verlaufe ihres Zusammenseins ganz unabsichtlich.

„Allerdings," erwiderte Negroni. „Was giebt's mit ihm?"

„Nichts," meinte Bruno, „als daß ich mit ihm einige Partien Domino gespielt habe."

„Ein eigenthümlicher Kauz!" sagte Negroni. „Ich beobachte ihn seit längerer Zeit, ja ich studire ihn und bin doch nur halb klug aus ihm geworden."

„Inwiefern ist er eigenthümlich?" fragte Bruno.

„Er sieht aus wie die Sanftmuth selbst," sagte Negroni und scheint voll Sorge, daß er nicht rechts oder links anstoße. Ich habe eine Zeitlang in derselben Pension mit ihm gegessen: die Tischgenossen machten ihn oft zum Stichblatt ihrer Witze, er opponirte nie. Stellen Sie sich ihn im Gedanken vor, wie er allein mit einem Messer in einem Hühnerhof steht, Sie können sich nicht denken, daß er ein Huhn fangen und schlachten könne, um seinen Hunger zu stillen! Dennoch ist er, scheint mir, voll innerer Gluth, ein Feuerkopf und — wie ich vermuthe — ein enragirter Republicaner." —

„Was Sie da sagen!"—

„Den Schlüssel zu seinem Verständniß," fügte Negroni nach einer Pause hinzu, „hat mir eine Anekdote über ihn gegeben, die aus guter Quelle stammt und die wirklich von piquanter Originalität ist."

„Erzählen Sie!"

„Freund Battaglia, begann Negroni, kam vor etwa drei Monaten hier an, flüchtig, ohne Geld, ohne Freunde und Gönner. Er brachte nichts mit als eine Guitarre, denn er ist ein Meister auf diesem Instrument, ein Schüler des berühmten Menghini. Das Glück wollte, daß er einen alten Legitimisten kennen lernte, den Marquis von Falconet, der ihn unter der Bedingung, daß er seine Töchter unterrichte, zu sich nahm. Battaglia erhielt freie Wohnung, ein kleines Dachkämmerchen im Hôtel, dabei die Kost und monatlich einige Francs Taschengeld, so zwar, daß er für seine mäßigen Bedürfnisse ganz gedeckt war. Er ward ein Liebling des Concierge, dessen Kinder ihn häufig besuchten, und alle Hausgenossen waren darüber einig, daß es keinen stilleren, sanfteren und anspruchloseren Erdensohn gebe, als den kleinen Battaglia.

„Allmälig bringt er Kupferstiche heim, die er bei verschiedenen Trödlern auf den Quais erstanden und beginnt mit ihnen sein Zimmer zu schmücken. Die Wahl derselben überrascht den Concierge einigermaßen, denn es sind lauter tragische Scenen aus der ersten französischen Revolution, die hierher in's Haus des alten Legitimisten schlecht passen. Man spricht nicht gern vom Strick im Hause des Gehängten. Zuletzt bringt er ein Bild in einem alten braunen Rahmen und hängt es vor seinem Schreibtisch auf. Es stellt einen hageren Man in den mittleren Jahren vor, mit strengen Zügen, aber schwärmerischen Augen, in einer genial veralteten Tracht. Auf die Frage, wen dies Portrait darstelle, antwortete Battaglia, es sei dies sein unvergeßlicher Lehrer, sein Vorbild, Maestro Menghini, der große Guitarrenspieler. Da man bemerkt, die Tracht des alten Herrn sei merkwürdig rococo, antwortet Battaglia, so sei der schlichte alte Musicus zeitlebens in Reggio umhergegangen. Nun aber müssen Sie wissen, daß das Portrait keinen Anderen vorstellte als den Abgeordneten von Arras, Maximiliam Robespierre. . . ."

„Sehr gut!" rief Bruno lachend. „Nach diesem einzigen Zuge interessire ich mich für diesen Battaglia!"

„Die Sache herauszubekommen," fuhr Negroni fort, „war dem Beichtvater des Marquis von Falconet vorbehalten. Dieser stürzt eines Tages ganz aufgeregt in's Zimmer und fragt, wie der Kupferstich in die Stube des kleinen italienischen Guitarrenmaestro komme? — Ach, sagte der Marquis, den hat der gute Junge aus Pietät hingehängt, er stellt, wie er mir selbst gesagt, seinen ihm unvergeßlichen, für die musikalische Welt zu früh verstorbenen Lehrmeister im Guitarrenspiel vor. — Ja, im Guitarrenspiel! ruft der Beichtvater ganz exaltirt; das ist der wohlbekannte Kopf des größten Canibalen, den Frankreich hervorgebracht, das Portrait Robespierre's und dieser Battaglia ist ein unverschämter Jakobiner, der nach Cayenne oder Nuka-Hiva gehört!"

„Nun," fragte Bruno, „was that der Marquis?"

„Die Entdeckung war einer Gasexplosion im Hôtel des frommen Legitimisten zu vergleichen. Der Marquis wollte noch immer zweifeln, aber der Beweis war leicht herzustellen und Battaglia wurde schimpflich aus dem Dienste gejagt. Ob er seitdem neue Schüler und Schülerinnen bekommen hat, weiß ich nicht, jedenfalls aber geht es ihm schlecht. Ich höre, daß er mehrere Tage in der Woche nicht zu Mittag ißt, nur um am Nachmittag in's Café gehn und seine Partie Domino spielen zu können."

„Also unter dem Scheine der Schüchternheit ein wilder, überspannter Kopf. . . ."

„Allerdings, das ist er," sagte Negroni. „Er scheint mir einer jener Menschen, welche weder weit noch klar denken, aber das, was sie einmal gedacht, nicht zurücknehmen, sondern herausschleudern. Er

selbst hat mir aus seinem früheren Leben Manches erzählt, was den wildesten Fanatiker verräth. Uebrigens soll er — unter vier Augen gesprochen — seine Heimath unter geheimnißvollen Umständen verlassen haben. Er wurde in seinem Heimathsorte Reggio, einem Städtchen in Modenesischen, einer Kleinigkeit wegen in Haft gezogen und dabei vom Untersuchungsrichter in der bekannten Manier geplagt und hingehalten, bis sich endlich — freilich erst nach Jahresfrist — seine Schuldlosigkeit erwies. Drei Tage nach Battaglia's Freilassung wurde der Untersuchungsrichter unweit der Stadtkirche erdolcht gefunden, Battaglia aber ist von dieser Stunde an nicht wieder im Lande erblickt worden."

„Was? dieser Mensch sollte solcher fürchterlichen Energie fähig sein!" rief Bruno, zwischen Zweifel und Schrecken hin- und hergeworfen.

„Ich erzähle, was ich gehört habe," versetzte Negroni. „Verbürgen kann ich es nicht. Doch warum sollte er die Flucht ergriffen haben? Ein Clubist war er nie."

Unter solchen und anderen Gesprächen hatten Bruno und Negroni das Café verlassen. An der Ecke unfern vom Palais Royal, wo sie sich trennen sollten, sagte plötzlich Negroni, der eine Weile lang ganz zerstreut gewesen: „Ich bin ganz verstimmt, denn ich habe einen großen Verdruß. Erinnern Sie sich des schönen, dreieckigen Dolches in der Scheide von getriebenem Silber, der immer auf meiner Commode lag? Denken Sie, er ist mir abhanden gekommen, aus dem Etui, in dem er lag, verschwunden. Ist das nicht sehr räthselhaft?"

„Es war ein Prachtstück!" meinte Bruno. „Er war gewiß mehrere hundert Francs werth."

„Es ist nicht wegen des Geldwerths," erwiderte Negroni. „In mein Zimmer treten nur Leute, auf die ich mich verlassen zu können glaube. Es ist gar zu arg, auf irgend einen Bekannten den Verdacht eines Diebstahls lenken zu müssen. Doch genug von der häßlichen Geschichte. Gute Nacht! Auf Wiedersehen im Café."

Mit herzlichem Händedruck treunte sich Bruno von seinem Freunde.

---

## Zehntes Capitel.

**Zeigt, wie gefährlich es ist, Negroni's Freund zu sein.**

Ein paar Tage nach dieser Unterredung begab sich Bruno, der Negroni nicht mehr im Café angetroffen, in dessen Wohnung, um ihn von einem Vorfall in Kenntniß setzen, der ihm viel zu denken gegeben. Er hatte nämlich Tags zuvor, als er bei einbrechender Dämmerung durch die Rue de Grenelle ging, den kleinen Battaglia, denselben, den Negroni für einen wilden und tiefaufrichtigen Republicaner hielt, mit, wie es ihm vorkam, scheuen und eiligen Schritten in das Hôtel der östreichischen Gesandtschaft treten und über den Hof auf einer Seitentreppe verschwinden gesehen.

„Zum Glücke", sagte Bruno im Eintreten, „habe ich, wenn ich Sie heute störe, eine triftige Ausrede. Sie haben mich neulich vor Frau von Greifenstein gewarnt — einer Dame, die vielleicht gefährlicher aussieht, als sie ist. Dafür bin ich Ihnen heute einen Gegendienst schuldig."

„Lassen Sie hören," erwiderte Negroni mit einem Phlegma, welchem die lebhaft aufstrahlenden Augen widersprachen. Er lud Bruno ein, neben ihm Platz zu nehmen und dieser erzählte, was er beobachtet hatte.

„Was Sie mir da sagen," begann der Italiener, der Bruno's Mittheilung scheinbar ruhig angehört, „ist sehr seltsam. Sie sagen, Sie können sich auf Ihr gutes Auge verlassen; ich selbst habe oft bei mir gedacht: Sie haben den scharfen Blick eines Schützen. Also, Battaglia im österreichischen Gesandtschaftshôtel! Er hat dort keinen Paß visiren zu lassen und es läßt sich auch nicht annehmen, daß er irgend einen sentimentalen und gefühlvollen Attaché im Guitarrenspiel unterrichte. Ich will den Menschen fortan scharf im Auge behalten und ihn, wenn er zu mir kommt, sogar sondiren."

„Battaglia kommt zu Ihnen?" fragte Bruno.

„Zuweilen," sagte Negroni, „nicht oft."

„Sie haben mir bereits Unheimliches über ihn erzählt," meinte Bruno. „Ist es klug, solchen gefährlichen Subjecten die Thüre offen zu halten?"

„Wir Italiener," erwiderte Negroni, „wenden uns von solchen Creaturen nicht mit passiver Verachtung weg. Wir haben den Grundsatz, daß der Betrüger betrogen werden muß."

„Nach diesem Grundsatz," sprach Bruno, „wäre es freilich auch denkbar, daß Battaglia nur zum Schein Spion wäre, um die Polizei zu täuschen."

„Auch das ist möglich," erwiderte Negroni, „denn er ist, wie ich Ihnen gesagt, ein höchst eigenthümlicher, ja räthselhafter Mensch. Ich meinestheils hätte ihn nie eines Verrathes fähig gehalten. Allein — **paupertas meretrix.** Mangel an Brod, Verzweiflung an der Sache, der man sich lange und erfolglos geweiht, bringen zuweilen das Unmögliche hervor. Die Menschennatur ist schwankend und wechselvoll, wie die Wolkenbildungen am Himmel. Wahrhaftig, man muß selbst die Verläßlichsten, die Bewährtesten jederzeit am Leitseil der größten Wachsamkeit führen, damit sie nicht von einem persönlichen Interesse, das ihnen plötzlich in den Weg kommt, aus dem Geleise der allgemeinen Sache herausgestoßen werden. In dieser Beziehung sind unsere revolutionären Comités in Italien, wie ich als Italiener oft zu vernehmen Gelegenheit gehabt, auf's Trefflichste organisirt, weil sie nicht auf der treuen Ausdauer ihrer Anhänger basiren, sondern in der Voraussetzung der moralischen Schwäche der meisten Menschen jeden Abfall, ja sogar schon den Rücktritt mit unnachsichtlichen Strafen belegen."

„Da Sie diesen Punkt, der mich stets ungemein interessirt hat, berühren —," sprach Bruno, „darf ich Sie nicht bitten, mir über die Organisation dieser Gesellschaften einige nähere Auskunft zu geben?"

„Wenn mein Bruder, der nicht Mitglied wäre," gab Negroni zur Antwort, „diese Frage an mich

ich könnte seine Neugier ebenso wenig befriedigen, wie die Ihrige. Es steht der Tod darauf! Es wäre lächerlich, wenn ich einem Manne, wie Sie, aufbinden wollte, daß ich über den großen italienischen Geheimbund ununterrichtet bin; das bin ich nicht, das nehmen Sie auch nach Allem, was Sie von mir gehört haben, nicht an. Haben Sie genug an diesem Geständniß; es zeigt Ihnen besser, als alle schmeichelhaften Redensarten, daß ich Ihnen von Herzen zugethan bin."

„Ich bin stolz auf Ihre Freundschaft," antwortete Bruno, Negroni's Hand drückend, „doch erlauben Sie mir, vorausgesetzt, daß ich die Grenzen des Vertrauens nicht auf's Neue überschreite, noch eine Frage an Sie zu thun. Sind nicht die geheimen Gesellschaften durch die entscheidenden Niederlagen, die Italien seit zwei Jahren erlitten, desorganisirt, ja vernichtet?"

„Desorganisirt sind sie," sprach Negroni lebhaft, „keineswegs aber von den Heereshaufen, die auf Italien losgestürmt, vernichtet und zu Boden geworfen, sondern vielmehr von der Hand der Chefs umgestürzt. Sie sind umgeworfen, wie sie bis zum Jahre Achtundvierzig bestanden, weil ihre Form zu eng, zu lose, mit einem Worte unzeitgemäß geworden. Das neue Gebäude, das an ihre Stelle getreten, im Plane fertig, doch in seiner Ausführung noch nicht beendet, wird einer Nation würdig sein, welche die Kunst der Verschwörung schon von Alters her als einen ihrer merkwürdigsten, charakteristischesten Züge in Anspruch nimmt. Die vormärzlichen Gesellschaften waren kleinen, detachirten Forts zu vergleichen, während die gegenwärtige Organisirung einer unterirdischen Riesenfestung gleicht, welche das ganze Volk in sich zu sammeln Raum hat. Es sind jetzt böse Zeiten, kein Volk wagt es mehr, sich zu rühren und kein Volk kann es. Aber ein Land gibt es, das sich in den Stand setzt, von seinen triumphirenden Feinden umringt, das Feldgeschrei der Freiheit wieder zu erheben! Es ist mein Vaterland! Sie werden früher oder später beurtheilen können, ob ich wahr gesprochen oder mich einer nationalen Selbstüberhebung schuldig gemacht habe. . . ."

Der Abend war vorgerückt und Negroni schon lange mit seinem Freunde im Finstern dagesessen, als er sich bei den letzten Worten erhob, um die Lampe anzuzünden.

Bruno betrachtete es als einen Wink zu gehen und sagte: „Ich bin schon lange hier."

„Ei," versetzte Negroni, mit der Lampe beschäftigt, „ist es denn schon Neun?"

„Auf meiner Uhr Acht vorüber," gab Bruno zur Antwort.

„Das stimmt mit der meinigen," sagte Negroni, sich mit der hellleuchtenden Lampe an den Tisch, an welchem Bruno saß, begebend. „Wenn Sie Lust haben, können wir noch eine gute Weile zusammen plaudern."

In diesem Augenblicke hörte man unten auf der Treppe ein Geräusch, wie wenn ein paar Menschen hastig hinauftappten.

„Sollte Jemand zu mir kommen?" fragte Negroni im gleichgültigsten Tone, seine Mienen aber und die fixirten, tiefauffunkelnden Augen verriethen die gespannteste Aufmerksamkeit.

Ohne daß angeklopft worden war, fuhr plötzlich die Thür auf.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, von athletischer Gestalt und echt italienischer Physiognomie, fein und sorgfältig angezogen, erschien auf der Schwelle. Eine andere Männergestalt, gleichfalls von ansehnlichem Wuchs, nahm sich hinter ihm stehend auf dem finsteren Gange noch ziemlich undeutlich aus.

Der Erste, der auf der Schwelle stand, schien von der Anwesenheit eines Fremden — Bruno — überrascht. Auch Negroni schien von dem Besuche auffallend betroffen.

„Entschuldigung," sprach der athletische Mann, erst jetzt den Hut abnehmend, in einem gräulichen Französisch, „ich habe mich wohl im Zimmer geirrt —"

„Nein," rief Negroni mit einer gespielten oder forcirten Lebhaftigkeit, „Sie haben sich nicht geirrt! Erkennen Sie mich denn nicht mehr?"

Er zog den Fremdling in's Zimmer, der Nachmann folgte. Es war, nach der galonirten Livrée zu schließen, offenbar der Diener.

„Wahrhaftig, Sie sind es, Negroni!" rief der Fremde in gutem Italienisch, die Hand des Genannten drückend, ohne daß die kohlschwarzen Augen den neugierig dasitzenden Bruno zu durchdringen aufgehört hätten.

„Sie finden mich hier," sprach Negroni, „mit einem meiner besten Freunde. Ihnen, lieber Haldenried, stelle ich meinen berühmten Landsmann Rosetti, Professor der Medicin, vor."

Bruno hatte kaum einige verbindliche Worte in italienischer Sprache, deren er mächtig war, vorgebracht, als Negroni schon fortfuhr:

„Mein Freund Rosetti ist auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen; ich bin sehr froh, daß er mit seinem, mir längst versprochenen Besuche Wort hält. Vielleicht ist es diesem berühmten Diagnostiker vorbehalten, den Ursprung und die Quelle, aus welcher die endlosen Leiden meiner armen Schwester hervorgehen, endlich aufzuspüren."

Rosetti, der während dieser Worte mit einer auffallenden Unruhe und Zerstreutheit dagestanden, fing nun in einem der vielen Dialekte, an welchen Italien so reich ist, zu sprechen an. Bruno's nur an die Schriftsprache gewöhntes Ohr konnte höchstens dann und wann ein unbedeutendes Wort verstehen. Aus der Miene, dem Tone und dem ganzen Aussehen der Sprechenden ward es aber klar, daß es sich hier keineswegs um eine ärztliche Consultation handle, gleichwie die ganze Haltung des Dieners, der inzwischen eingetreten war, einen gebildeten Mann aus den besseren Ständen verrieth, so daß man seine Livrée nicht ohne guten Grund eher als eine Verkleidung, als die ihm zukommende Tracht ansehen konnte.

Bruno erkannte nach Allem, daß er höchst ungelegen war und war auch Willens, Negroni und dessen Besucher sofort aus ihrer Verlegenheit zu befreien. Mit umgeworfenem Mantel, den Hut in der Hand, stand er schon eine Weile da, ohne daß seine

Absicht von den beiden, im eifrigsten Gespräch Vertieften, bemerkt worden wäre.

„Sie wollen gehen?“ sprach endlich Negroni. „Bleiben Sie, es ist mir lieb, wenn sie noch verweilen.“ Ohne Bruno zu Worte kommen zu lassen, fuhr er in seltsamen Absätzen fort: „Es ist recht fatal, daß gerade heute meine Schwester in Fontainebleau ist, wohin sie einen Ausflug zu einer Bekannten gemacht und vor elf Uhr oder Mitternacht nicht zurückkommen kann ... Rosetti, der drei Tage und Nächte gereis't ist, fühlt sich todmüde ... Ich habe ihn überredet, Atalanta's Rückkehr bei mir abzuwarten ... Er wird sich inzwischen im Nebenzimmer auf's Sopha legen und ein wenig schlummern.“

Der athletische Professor hatte inzwischen schon die Thüre aufgethan und sich nebst seinem Diener in das anstoßende Gemach begeben, ohne Bruno weiter beachtet zu haben.

Negroni, mit Bruno wieder allein, sah sehr verstimmt und von schweren Gedanken belagert aus. Seine Stirn war tief gefurcht, seine Augen starr auf einen Punkt concentrirt, in den großen, braunen Pupillen erwachte wieder das Wogen der seltsamen metallisch-blinkenden Flimmer.

Bruno hatte sich inzwischen an eine Commode gelehnt. Um seinerseits eine gewisse Verstimmung und Befangenheit zu verbergen, die ihn, er wußte selbst nicht recht warum, überkommen hatte, sah er sich die mannigfachen kleinen Schmucksachen und Toilettengegenstände an, die dort lagen.

„Sie betrachten,“ sagte Negroni herantretend, „die vor Ihnen liegenden Sachen. Es sind allerlei kleine Andenken aus dem Orient, welche meiner Schwester gehören. Hier — ein paar geschnittene Steine mit arabischen Sprüchen darauf, sind Meisterstücke orientalischer Gravirkunst. Hier — in diesem Etui von schwarzem Saffian lag mein türkischer Dolch, von dem ich Ihnen neulich sprach — er war ein Geschenk Riza-Pascha's. Ich bin über den Verlust in wahrer Unruhe.“ —

„Wer kann ihn hier entwendet haben?“ fragte Bruno, das Etui öffnend und die längliche, kreuzförmige Vertiefung von violetem Sammt, die der Waffe als Lager gedient hatte, betrachtend.

„Das nicht zu wissen, ist mein Kummer,“ erwiderte Negroni. „Zu mir kommt freilich Niemand, bei dem ich mich eines Diebstahls zu versehen hätte, dennoch“ — er runzelte die Stirn — „erscheinen Leute von Zeit zu Zeit — — mit einem Worte: der Besitz des Dolches wäre leicht verschmerzt, wenn ich bestimmt wüßte, daß sein jetziger Inhaber keinen anderen Gebrauch von ihm macht, als daß er mit ihm sein Zimmer schmückt oder ihn einem Trödler verkauft. Die Waffe ist ein Paradestück, aber auch im höchsten Grade praktisch. Ich habe meinen Verdacht schon auf Diesen und Jenen hingelenkt, aber alles umsonst! Sie können sich denken, daß meine Unruhe gerechtfertigt ist. Ich bin als Revolutionär bekannt, zudem Italiener und als solcher in keinem guten Geruche. Man darf keinen Dolch auf einem unrechten Orte bei mir finden, ohne daß — wenn nun gar ein blutiger Gebrauch davon gemacht würde, ich wäre in eine böse Geschichte hineingerissen, da ich Manchem als Eigenthümer desselben bekannt bin, ich wäre verloren, halb verloren gewiß. Ich gäbe fünfhundert Franken dafür, wenn mir Einer das Verschwinden des Dolches erklären wollte, eine Summe also“ — fügte er mit scherzhaftem Lächeln, das jetzt zu dem sorgenschweren Ernst seiner Züge wenig stimmte, hinzu, „welche mein augenblickliches Vermögen übersteigt.“

Seit einigen Minuten war etwas Rauch im Zimmer zu spüren, plötzlich vermehrte sich dieser.

„Was ist das für ein Rauch?“ fragte Bruno.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Negroni, „der Wind draußen mag den Rauch in einem benachbarten Kamin niederdrücken.

„Der Geruch ist so scharf,“ bemerkte Bruno, „ich würde meinen, wie von verbranntem Papier — es wird doch nicht irgendwo etwas glimmen — Sie sollten nachsehen!“

„Es ist unnütz,“ versetzte Negroni, „in meinem Kamin ist, wie Sie sehen, längst kein Feuer mehr. Im Nebenzimmer, wo Rosetti schläft, giebt es gar keinen. Seit ich hier wohne, hat es schon mehrmals so geraucht. Sie können ganz ruhig sein.“

Bruno glaubte diesen kleinen Incidenzfall nicht weiter verfolgen zu müssen, da er Negroni weniger auf die Ursache des Rauches aufmerksam, als verlegen zu machen schien. Da fast gleichzeitig im Nebenzimmer das Oeffnen eines Fensters zu vernehmen war, nahm er an, daß Rosetti oder sein Diener die Stube lüfte, nachdem einer von ihnen etwas im geschlossenen Raume verbrannt habe.

Aber fast unmittelbar darauf hörte man die zwei sonderbaren Ankömmlinge, die sich die ganze Zeit über mäuschenstill verhalten hatten, laut und hastig reden und im Zimmer umhergehen.

Noch ehe Negroni Zeit hatte sich zu erheben, um nach dem ihn allem Anschein nach befremdenden Grunde dieser geräuschvollen Bewegung seiner Gäste fragen zu gehen, fuhr die Thür auf und Rosetti stürzte, Negroni Etwas in dem Bruno unverständlichem Patois mittheilend, mit aufgeschreckten Mienen in die Stube herein. Sein Diener folgte ihm auf auf dem Fuße. Ein dicker Rauch drang, vom Zuge getrieben, ihnen nach, während der Zunder wie von verbrannten Papieren über ihre Köpfe hereinflatterte. Die Scene, alle Momente von ihrem Beginne an ins Auge gefaßt, hatte etwas sehr Allarmirendes. Bruno sprang unwillkürlich von seinem Sitze empor.

Nach einer kurzen, eiligen Berathung, welche die Italiener vorgenommen zu haben schienen, wobei sie nach allen Winkeln des Zimmers wilde, forschende Blicke geworfen, wie wenn sie undurchdringliche Verstecke und geheime Ausgänge hätten entdecken wollen, sprang Negroni an den Kamin, beugte sich auf ein Knie und hob eine Kupferplatte heraus, worauf sich der Zugang zu dem hinansteigenden Schornstein auf überraschende Weise öffnete.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten. Negroni hatte sich kaum wieder erhoben, als schon Rosetti mit Sturmeshast seinen starken umfangreichen Körper durch das erweiterte Luftloch hindurchzuzwän-

gen begann. Negroni half aus allen Kräften nach, aber der herkulische Herr Professor schien auf seinem dunklen Wege, wie die unten vorschauenden Füße anzeigten, auf schwere Hindernisse gestoßen zu sein, bis er endlich ganz verschwand. Der Diener hatte inzwischen das Fenster geöffnet. Bruno, der dem Schauspiele mit unheimlicher Neugier zusah, konnte nur glauben, daß sich derselbe aus dem zweiten Stockwerke herabzulassen beabsichtige.

Es war nicht der Fall. Der Diener blieb draußen auf dem ungefähr anderthalb Fuß hohen Fenstergitter halb sitzen, halb hangen, bis ihn Negroni durch Schließung des Fensters und Fallenlassen des Rouleau den Blicken entzog. Dann griff er nach seiner Cigarrentasche, steckte eine Cigarre hastig in den Mund und reichte eine zweite seinem Freunde.

„Bleiben Sie sitzen, Bruno!" rief er, „und rauchen wir wo möglich mit der größten Gemüthlichkeit. Die ganze Komödie, die Sie da miterleben, ist wahrscheinlich ein leerer Schreck. — Mir und Ihnen wird Niemand etwas anhaben.!"

„Ich muß gestehen," sagte Bruno, „daß ich wünschte, heute zu Hause geblieben zu sein. Ich bitte dringend um Aufklärung."

Er hatte das Wort eben nur über die Lippen gebracht, als die Tritte vieler, die Treppe hinansteigenden Personen heranbrangen.

„Da sind sie!" rief Negroni, emporspringend und in die Richtnng, von welcher das Geräusch kam, deutend, worauf er sich gleich wieder niederließ.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, in einem Civilrock, über welchem eine Schärpe als Dienstzeichen hing, öffnete ganz langsam die Thür und ließ sie wahrscheinlich nur darum so lange offen, damit sich die im Zimmer Befindlichen und mit seinem Besuche Beehrten mit eigenen Augen überzeugten, daß auf dem Gange draußen eine jedem Widerstand gewachsene Anzahl von Polizeisoldaten aufgestellt sei.

Negroni und Bruno sahen die Trabanten ganz deutlich im Widerschein zweier Laternen, welche von den Flügelmännern getragen wurden und wechselten einen beredten Blick untereinander.

„Sie sind Herr Negroni?" sprach der Herr mit der Schärpe, den Genannten sicher, wie eine ihm wohlbekannte Person anredend.

„Das ist mein Name," gab Negroni mit vollkommenster Ruhe und Unbefangenheit zur Antwort. „Was ist Ihr Wunsch?"

„Ich komme," erwiderte der Beamte, „im Namen des Gesetzes, auf Befehl des Polizeiministeriums als Commissär abgesendet, Ihnen zu eröffnen, daß Sie mir, wie auch alle Uebrigen, die ich hier anwesend finde, zu folgen haben."

„Herr Commissär," antwortete Negroni, „ich unterlasse, ich erdrücke jede Frage, welche sich mir bei Ihrer Aufforderung aufdrängt, da mir bekannt ist, daß Sie einen gemessenen Befehl auszuführen haben. Ich drücke nur in Ihrer Gegenwart diesem Herrn gegenüber" — er zeigte auf Bruno — „mein tiefstes Bedauern aus, daß sein freundlicher Besuch bei mir einen so unerwarteten Ausgang nimmt, obwohl die Unannehmlichkeit für ihn nur von kurzer Dauer sein kann."

Bruno, so zufällig in eine gewiß bedenkliche Affaire verwickelt, war von seiner Verhaftung sehr peinlich überrascht. Er verhehlte sich nicht, daß seine Schuldlosigkeit durch den Schein der begleitenden Umstände auf eine beklagenswerthe Weise verkannt zu werden Gefahr lief. Er selbst war ja Flüchtling und wurde nun in Gesellschaft unzweifelhaft tief gravirter Personen getroffen, von denen sich zwei vor seinen Augen in einem leicht aufzufindenden Verstecke ihrem Schicksal zu entziehen gesucht hatten. Beide mußten im Entdeckungsfall als mit ihm irgendwie betheiligte Genossen angesehen werden.

„Negroni," sagte Bruno mannhaft, „ich folge Ihnen ohne Vorwurf."

„Sie haben nichts zu fürchten!" sprach Negroni, Bruno umarmend, worauf er zu dem Commissär gewendet mit lauter Stimme sagte:

„Mein Herr, wir sind bereit!"

Er trat mit Bruno auf den Gang hinaus, wo beide sogleich von der Häscherschaar cernirt wurden.

„Herr Sergeant," sprach der Commissär, „Sie haben diese Herren in Begleitung von drei Mann nach ihrem Bestimmungsorte unverzüglich zu bringen!"

Der Sergeant und die drei Mann traten vor und nahmen Negroni und Bruno in ihre Mitte.

„Ihnen, meine Herren," sprach der Commissär, zu den Verhafteten gewendet, „habe ich noch einen Wink auf den Weg zu geben. Sollten Sie sich's in den Sinn kommen lassen, auf der Straße durch Zeichen oder gesprochene Laute die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen, so hätten Sie sich die Folgen der muthwilligen Provocation selbst zuzuschreiben. Vorwärts!"

Er begab sich ins Zimmer zurück, die zurückgebliebene Mannschaft folgte ihm.

Negroni sah sich von der Treppe aus noch einmal um und mußte die Illusion zurücklassen, daß Rosetti und dessen Diener durchschlüpfen würden. Bei der ausgezeichneten Schulung, welche man an der französischen Polizei rühmt, würde sie das nothdürftige Versteck der beiden Italiener wohl nicht lange zu suchen haben.

Indessen hatten sich Negroni und Bruno in zwei verschiedene Droschken gesetzt. Eilig fuhren sie dem unbekannten, unerfreulichen Ziele zu. Da die Fensterscheiben verhängt waren, konnten sie die Richtung nicht verfolgen, nach welcher sie dirigirt wurden. Doch schon nach halbstündiger Fahrt hielten die Wagen an.

Als die Beiden ausgestiegen waren, befanden sie sich in einem kloster- oder casernenähnlichen Hofe.

Von einander getrennt und einzeln abgeführt, konnten sie sich nur Adieu zurufen, nicht mehr die Hände reichen.

Sie zweifelten nicht, daß sie sich auf der Pariser Polizeipräfectur in der Rue de Jerusalem befänden.

Vor einem großen, eisernen Thore angekommen, wurden sie ihren neuen Wächtern übergeben, die ihre Beute ungeduldig erwartet hatten.

Während des kurzen Aufenthaltes, den die Aus-

lieferung und das Oeffnen des Thores verursachte, hätte ein aufmerksamer Zuschauer unter der wachthabenden Polizeimannschaft einen Mann bemerken können, der sich gewiß nicht allein der kalten, windigen Nachtluft wegen den Kragen seines Mantels so hoch in das Gesicht geschlagen und den Hut so tief über die Augen herabgezogen hatte. Es war nur zu deutlich, wie er vorwärts und seitswärts trat und den Hals vorstreckte, daß er die beiden Gefangenen in Augenschein nehmen wollte, ohne von diesen bei dem Schein der zu beiden Seiten brennenden Gaslaternen erkannt zu werden.

Es war Burda.

Noch in derselben Nacht meldete er seinem Brodherrn, dem Grafen von Thieboldsegg, die stattgehabte Verhaftung des lästigen Menschen, der seine hochgeborene Tochter zu umgarnen gewagt hatte.

Der Graf war von der frühzeitigen Erfüllung seines Wunsches angenehm überrascht und lobte den Spion für den Feuereifer, den er an den Tag gelegt, ohne jedoch das Verdienst der Pariser Polizei zu schmälern, welche seiner Requisition mit so freundlichem Entgegenkommen Gehör gegeben.

Da Bruno in der Gesellschaft eines notorischen Verschwörers aufgegriffen worden war, ließ sich bei der unbarmherzigen Strenge der Gesetze in damaliger Zeit, ohne sanguinisch zu sein, nicht anders erwarten, als daß er, selbst bei völliger Schuldlosigkeit, in langwieriger Untersuchungshaft verbleiben würde, während welcher dem Grafen Zeit genug blieb, Cornelia zu verheirathen und seine geheimen Regierungsaufträge zu beendigen.

## Elftes Capitel.

### Handelt von zwei Species Demokraten.

Von dem Platze, auf welchem die Kirche St. Sulpice steht, zieht sich eine schmale Gasse rechter Hand durch die Luxembourgstraße hin. Sie besteht aus lauter kleinen, alten, im Arme-Leute-Styl gebauten Häusern von zwei, selten von drei Etagen. Unten, parterre befinden sich Läden, in welchen Baumwollzeuge, gewirkte Strümpfe, alte Möbeln, Eisenwaaren im Goldrahmen gefaßte Oelgemälde moderner Pfuscher u. s. w. zum Verkauf ausgestellt sind. Sonst auch, wo es der Raum gestattet, sind Kramstellen mit den buntesten und geringfügigsten Gegenständen angebracht. Man fühlt sich, wenn man hier eintritt, wie auf einen Trödelmarkt versetzt, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier keiner der Vorübergehenden, wie es anderswo geschieht, von den Verkäufern und Verkäuferinnen durch zudringliche, an den Mann gehende Aufforderungen zum Einkaufe gepreßt wird.

Eines dieser Häuser war Eigenthum einer alten Gerichtsdienerswittwe. Die dritte Etage, die aus zwei, durch einen Gang getrennten Zimmern bestand, wurde von der Besitzerin als chambre garnie vermiethet, vermuthlich darum, weil die zur Aufnahme einer Familie erforderliche Küche fehlte. Die Wohnungen waren natürlich sehr wohlfeil und nur für sehr kleine Leute bestimmt.

In dem größeren der Zimmer wohnte eine Persönlichkeit, die wir bereits flüchtig kennen gelernt, der preußische Baron von Ueffenfels, von altem, herabgekommenem Adel, mit dem Candidaten der Theologie Jeschke, einem Sachsen, zusammen. Beides waren Männer von ungefähr dreißig Jahren. Sie hatten wenig mit einander gemein, als die Wohnung und das Loos, daß sie flüchtig waren.

Der Baron war eine eitle, windige Persönlichkeit von jener berüchtigten Sorte von Berlinern, welche durch Allwissenheit, Unfehlbarkeit und das krampfhafte Ringen nach Bedeutung lästig oder lächerlich werden. Er war Referendar in einem Landstädtchen gewesen, wo er sich in kürzester Zeit einen Namen als Arrangeur von Landpartien, Vortänzer und Maître de plaisir zu machen verstanden hatte. Mit dem Ausbruche des Jahres Achtundvierzig war die Epoche für die harmlosen Lustbarkeiten plötzlich abgelaufen und der Referendar sah sich von politischen Tagesmännern und Rednern so vollständig bei Seite geschoben, daß er an seiner Existenz zu zweifeln anfing. Das mußte anders werden. Ein Mann wie der Baron läßt sich nicht so leicht in den Abgrund des Nichtvorhandenseins hinabstoßen. Er beschloß, im Gefühle jeder Situation gewachsen zu sein, Politik zu treiben und sich an die Spitze der Bewegung in dem Landstädtchen zu stellen. Dazu brachte er es zwar nicht, wohl aber war es ihm gelungen, sich die bureaukratische Laufbahn unwegsam zu machen und sich bei dieser Gelegenheit einen Proceß wegen Amtsehrenbeleidigung des Regierungspräsidenten an den Hals zu hängen. Einerseits überzeugt, seine Zukunft im Staatsdienst verscherzt zu haben, andererseits in seiner Eitelkeit auf's empfindlichste gekränkt, wegen einer Bagatelle, die so weit von Hochverrath entfernt war, eingesteckt zu werden, packte er in einem sensationsbedürftigen Augenblicke seine Siebensachen zusammen und entfloh.

Von einer kleinen Jahresrente, die er von Hause bezieht, lebt er nun im Schooße der Emigration seit einem Jahre. Wie er des festen Glaubens ist, daß die deutschen Fürsten niemals den Blick an die Ufer der Seine werfen, ohne vor seiner unheimlichen Demagogengestalt zusammenzuschauern, so lebt er auch der gewissen Erwartung, daß er von ganz Deutschland als Einer der Befreier und Nothhelfer zurückerwartet werde.

Einen Gegensatz zu ihm bildet sein Stubengenosse Jeschke. Voll solider Kenntnisse geht ihm die gewöhnlichste Kunst, sich geltend zu machen, ab. Er hatte sich in den stürmischen Bewegungsjahren mit den Häuptern der sächsischen Orthodoxie verfeindet und durch eine Reihe redlich gemeinter, aber bitterer Invectiven in seinem engeren Vaterlande unmöglich gemacht. Auch er gehörte zur großen Zahl von Männern, welche nur die kleinlichste polizeiliche Verfolgungslust in ihrem bürgerlichen Fortkommen

hindern und in die Classe der Emigranten schlagen konnte.

Da er ohne alle Hülfsquellen und ohne alle Beziehungen war, hatte seine Armuth schon die Grenzen des Elends erreicht. Sein Muth und beinahe sein Leben fristete sich nur noch von der unbestimmten Hoffnung, daß sich ihm endlich als Zeitungscorrespondent oder Uebersetzer eine Einnahmequelle öffnen werde.

In diesem Hause war an einem Morgen unser alter Bekannter Grauwak eingetreten. Er erkundigte sich bei der alten Hausfrau, ob hier der Candidat Jeschke wohne.

Die Frau, die diesen, für eine französische Zunge beinahe unaussprechlichen Namen unkenntlich corrumpirt auszusprechen pflegte, gab eine unsichere Antwort und fragte ihrerseits, ob der Herr, nach welchem Grauwak frage, nicht ein refugié allemand sei?

Als Grauwak dies bejahte und auch die Gestalt Jeschke's beschrieb, sagte die Frau: „Das wird er sein! Sind Sie der Arzt?"

„Das bin ich nicht," war die Antwort. „Ist er denn krank?"

„Sehr krank", erwiderte die Frau. „Leider scheinen ihm auch alle Mittel abzugehen. Das ist schrecklich, wenn man obendrein krank ist."

Grauwak stieg die alte, gebrechliche Treppe hinauf und trat auf der genannten Zimmernummer ein.

Jeschke lag wirklich im Bette. Sein Stubengenosse, der Baron, saß in einem farblosen, fadenscheinigen Schlafrocke am Fenster und beantwortete den Gruß des Eintretenden nur mit einem leichten Kopfnicken.

„Sie finden mich krank, lieber Grauwak," sprach Jeschke. „Es wird wohl keine weiteren Folgen haben. Ich betrachte meinen Zustand als einen heftigen Grippenanfall. Nehmen Sie Platz."

„Haben Sie einen Arzt befragt?"

„Das wird wohl überflüssig sein," gab Jeschke zur Antwort.

„Auf alle Fälle werde ich Ihnen einen Freund, der Arzt ist, herschicken. Vorerst überbringe ich Ihnen eine erfreuliche Nachricht. Die Redaction der Norddeutschen Blätter bietet Ihnen die Pariser Correspondenz an. Hier" — er gab ihm einen Brief — „finden Sie die Bedingungen. Der Antrag scheint mir recht günstig."

Jeschke verschlang die Zeilen des Briefes mit lebhaftestem Interesse und sagte: „Wie bin ich Ihnen dankbar! Sie kommen wie der Engel in der Noth!"

„So viel mir bekannt ist," sagte der Baron sich erhebend, „und ich darf sagen, in Bezug auf die gesammte Journalistik Deutschlands wohlunterrichtet zu sein, sind die Norddeutschen Blätter eine ganz unbedeutende Zeitung."

„Die Times oder das Journal des Debats sind freilich bedeutender," versetzte Grauwak mit einem Blicke, der über den geringschätzigen Ton der eben vernommenen Worte Unwillen verrieth.

„Ich glaube daher," fuhr der Baron unerschrocken fort, „daß Sie, lieber Jeschke, sich die Annahme des Antrags jedenfalls noch überlegen, denn es kann Niemand freuen, seine Artikel, kaum beachtet, in einem obscuren Blatte zu Grunde gehn zu lassen."

„Aller Anfang ist schwer," sprach Jeschke. „Ich bin Herrn Grauwak von Herzen dankbar! Welche Ansprüche kann auch eine so unbedeutende Feder, wie die meinige, machen!"

„Sie sind kleinmüthig geworden," sprach der Baron. „Diese Haltung ist Ihres Geistes nicht würdig. Das verstehe ich wohl zu beurtheilen."

„Möglich," sagte Jeschke mit äußerster Geduld, „doch in meiner Lage ist aller Kleinmuth verzeihlich. Sie kennen mein Elend am besten! Soll ich, der ich keinen Sou habe, diesen freundlichen Antrag zurückweisen? Man bietet mir sogar einen Vorschuß an. Da, lesen Sie!"

Der Baron nahm den Brief zur Hand.

„Was giebt's Neues?" fragte Jeschke, um von dem unerquicklichen Intermezzo abzulenken.

„Trübe Geschichten!" rief Grauwak verdüstert. „Strafurtheile über Strafurtheile! Verhaftungen auf Verhaftungen! Die Inquisition ist wieder hergestellt. Bald wird sich Niemand mehr sicher fühlen, als wer Polizeibeamter oder Mouchard ist."

„Nun, nun!" sagte Jeschke, sich neugierig im Bette aufrichtend.

„Ein sehr genauer Freund von mir," sprach Grauwak, ist vor drei Tagen verhaftet worden."

„Hier in Paris?"

„Hier in Paris. Wie es geschehen, wie es vor sich gegangen, ist mir und allen Uebrigen unbekannt, Allen, bis auf das Häuflein von Häschern, die das Werk vollbracht. Warum er verhaftet wurde? Auch diese Frage ist mir unlösbar. Ich kann Ihnen nur Folgendes sagen: Mein Freund, den Sie wohl kaum kennen — Bruno Haldenried heißt er — lebt hier als Flüchtling seit längerer Zeit von aller Politik zurückgezogen. Wenn ihn ein Vorwurf treffen kann, so ist es der, daß er mit Vorliebe Menschen seiner Gesinnung aufsucht, welcher Nation sie auch angehören und gern mit ihnen verkehrt, vorausgesetzt, daß sie gescheit sind. Vorgestern in aller Frühe kam sein Diener zu mir und weckte mich. Er theilte mir mit, daß in der Nacht eine Haussuchung bei seinem Herrn vorgenommen worden sei und fragte mich, was ich überhaupt davon halte, da auch der Umstand mit im Spiele sei, daß sein Herr, der doch Abends vor dem Ausgehen sein Nachtessen bestellt hatte, nicht mehr nach Hause gekommen sei. Das war allerdings Alles sehr verdächtig. Mein Freund konnte auf dem Heimwege festgenommen worden sein, möglicher Weise auch in Folge einer rechtzeitigen Warnung sich dem Unfalle entzogen haben. Die Nachricht ließ mir keine Ruhe mehr. Ich kleidete mich an und machte mehrere Gänge, um über sein Schicksal etwas Näheres zu erfahren. Es war Alles umsonst. Gegen Abend fiel mir ein, einen Bekannten zu besuchen, der merkwürdige Verbindungen besitzt, und dessen Meinung mir auch sonst in dieser mir nahe gehenden Angelegenheit von Gewicht war — einen gewissen Negroni."

„Ei," ließ sich der Baron sehr hochnasig ver-

nehmen, „das ist wohl der Italiener, der wie eine Theaterfigur einhergeht?“

Grauwak ließ sich die unpassende Bemerkung gefallen und opferte dem Ernste seiner Mittheilung eine wohlverdiente Erwiderung, indem er fortfuhr:

„Als ich in das Haus, wo Negroni wohnt, eintrat und nach ihm fragte, erhielt ich sehr niederschlagende Aufschlüsse. Die Portiersfrau erzählte, daß mein Freund am fraglichen Abend zu Negroni gekommen sei. Während er noch dort verweilte, sei ein ihr unbekannter Herr mit seinem Diener — beide sehr frappante Gestalten — gekommen und hätte, anscheinlich sehr pressirt, nach Herrn Negroni gefragt. Noch seien ihre Schritte, als sie die Treppe hinanstiegen, nicht verhallt gewesen, als die Frau gewahr ward, daß sich mehrere Männer, die ihr wie geheime Polizeiagenten vorkamen, dicht vor der Hausthür aufstellten. Sie hatte kaum Zeit, die Kunde ihrem Gatten mitzutheilen, als zwei jener Leute bei ihr eintraten. Sie fragten nach allen Ausgängen des Hauses und ließen sich die unscheinbarsten Bestandtheile desselben genau beschreiben, wie in der Voraussetzung, daß die von ihnen Gesuchten jede Spalte benutzen würden, um zu entschlüpfen. Hierauf befahlen sie dem Concierge und seiner Frau, das Zimmer auf Weiteres nicht zu verlassen. Als sich die Agenten wieder entfernt hatten, trat eine lange Stille ein, doch hörte man immer von Zeit zu Zeit Jemand im Hausgange auf- und abschleichen. Bald darauf erschien ein ganzes Häuflein von Männern, die ohne das Geräusch zu scheuen, recht fest auftraten, hinter sich die Hausthür absperrten und in die oberste Etage vordrangen. Von da ab nahm die nächtliche Haussuchung zwei volle Stunden in Anspruch. Umsonst versuchten der Portier und dessen Frau durch eine Oeffnung des Fensterladens und durch Horchen an der Thür etwas zu erspähen. So viel nur war gewiß, daß zwei Fiakerwagen abgefahren waren und wahrscheinlich mit den Verhafteten besetzt, bald wieder den Rückweg angetreten hatten. Als sich endlich Alles entfernt hatte, meldete Einer der zuletzt Zurückgebliebenen, daß der Portier jetzt die Hausthür hinter ihnen schließen könne. Als dies geschehen, eilte der Mann zu Negroni's Wohnung hinauf, fand aber die zwei hinführenden Thüren zugesperrt und die Schlüssel abgezogen.“

„Vor drei Tagen ist das passirt!“ rief Jeschke. „Haben Sie seitdem weiter nichts über Ihren Freund erfahren?“

„Nichts,“ gab Grauwak traurig zur Antwort. „Ich kenne weder sein Gefängniß, noch seine Schuld, eine Ahnung sagt mir aber, daß ich ihn wohl lange, lange nicht wiedersehen werde!“

„Ihr Freund,“ sprach der Baron, „muß doch ein solches Vorgehen gegen ihn leichtsinnig provocirt haben. Mein Grundsatz ist jetzt der, mich auf die strengste Defensive zurückzuziehen. Ich lebe wie ein Einsiedler, alle wichtigen Correspondenzen hab' ich verbrannt, man möge kommen — canit vacuus coram latrone viator!“

„Das kann Einer thun,“ sprach Grauwak schneidig, „welcher mit seiner persönlichen Aufopferung dem Allgemeinen nichts nützt. Diejenigen aber werden in dem edelsten Andenken leben, welche zur Zeit der größten Drangsale die gesunkene Nation mit ihrem muthigen Beispiele auffrischten.“

In diesem Augenblicke erschallte aus der gegenüberliegenden Stube ein lautes Geräusch. Man hörte das Gepolter und Gelächter muthwillig herumspringender Kinder, von denen eines eine Guitarre ergriffen zu haben schien und auf ihr unbarmherzig klimperte.

„Das ist bei unserem Stubennachbar,“ erklärte Jeschke, froh, der immer steigenden Reibung zwischen Grauwak und dem Baron eine Ableitung geben zu können.

„Der ist gewiß nicht zu Hause,“ sprach der Baron sich erhebend, „sonst ließe er sein Instrument schwerlich so maltraitiren. Ich will nachsehen.“

„Ein unausstehlicher Mensch!“ sagte Grauwak, als er mit dem Kranken allein war. „Wenn ich gezwungen wäre, mit ihm zusammenzuwohnen, ich käme in Gefahr zu wünschen, daß ihn die Polizei wirklich einmal einsteckte.“

Da der Baron rasch wieder eintrat, begnügte sich Jeschke, mit einem Achselzucken zu antworten.

„Das ist nicht angenehm,“ bemerkte Grauwak zu dem Kranken, „einen Nachbar zu haben, der so viel lustige Kinder besitzt.“

„Die Kinder sind nicht sein,“ erwiderte Jeschke, „es sind die Enkel der Hausfrau. Unser Nachbar ist ein großer Kinderfreund, Kinder merken gleich, wer sie lieb hat und so kommen sie täglich herauf. Er spielt, er tobt mit ihnen, spielt und singt ihnen was vor.“

„Was ist Ihr Nachbar?“ fragte Grauwak.

„Musiklehrer,“ gab Jeschke zur Antwort. „Italiener und wie mir scheint, bei seiner Kunst mit Leib und Seele. Sein Name ist Battaglia.“

„Battaglia!“ rief Grauwak mit Erstaunen.

„Kennen Sie ihn?“

„Vom Sehen,“ war die Antwort. „Ich habe unlängst aus guter Quelle gehört, daß er Beziehungen zur Polizei hat. Ich weiß nicht, was daran ist, doch muß man es ad notam nehmen.“

„Da ist Herr Battaglia,“ fuhr der Baron eifrig dazwischen, „arg verleumdet worden. Ueberhaupt — es fängt eine Manie des Mißtrauens und der Verdächtigung im Schooße der Flüchtlingsschaft, welche doch fest zusammen halten sollte, zu grassiren an. Was Herrn Battaglia betrifft, so bürge ich für ihn, ich stehe, wie Jeschke bezeugen kann, auf dem besten Fuße mit ihm, ja, ich kann sagen, daß es die einzige intime Freundschaft ist, welche ich in Paris angeknüpft habe.“

„Ich beabsichtige nicht,“ sprach Grauwak, „diesem Herrn zu nahe zu treten. Ich sage, was ich gehört. Um so besser, wenn es sich nicht bestätigen sollte. Aber in unserer Lage sind wir es einander schuldig, solche Winke nicht zu unterlassen.“

„Ein Irrthum!“ rief der Baron. „Es klingt gar zu lächerlich für Jemand, der Battaglia kennt! Er ist gerade ein solcher Politiker, wie eines der Kinder, die wir drüben klimpern hören. Ihn interessirt ein

Lied, eine Arie mehr, als alle Staatsactionen. Was sagen Sie, Jeschke?"

„Ich habe ihn nur dann und wann gesprochen," erwiderte dieser. „Alles, was ich über ihn zu sagen weiß, ist leicht zusammengefaßt. Ein freundlicher Nachbar, ein solider Mensch, der sich kein Vergnügen gönnt, außer, daß er manchmal, wenn es ihm seine Mittel gestatten, in die Oper geht."

„Theater geht ihm über Alles!" rief der Baron. „Es ist so drollig, Battaglia für einen Spion zu erklären, daß man es dem, der es behauptet, kaum übel nehmen kann. Da liegt zum mindesten eine Verwechselung vor. Ich kenne seine Antecedentien aus seinem eigenen Munde. Diese stille, tiefinnerliche reine musikalische Natur! Es ist zum Todtlachen! Als Haydn, dessen Schüchternheit und Kindlichkeit bekannt ist, ein junger Mann war, muß er, wie ich mir vorstelle, mit meinem lieben Battaglia die größte Charakterähnlichkeit besessen haben. Rührend war mir, was er einmal, als er aus dem Theater heimkam, zu mir sagte — das malte den ganzen Menschen: Wäre ich doch, rief er, während sein Gesicht von künstlerischer Aufregung noch strahlte, der Logenschließer bei den Italienern, damit ich allabendlich solche Musik hörte! In diesem Zuge sehen Sie den ganzen Menschen, den geborenen Künstler!"

„Ich war ein einziges Mal in seinem Zimmer," sagte Jeschke. „Er nagelte eben einen Kupferstich mit kleinen Heftnägeln fest. Es war Pio Nono. Würde er, möchte ich zweifelnd fragen, das Bild des Papstes, der jetzt in der liberalen Welt so arg verschrien ist, in der Stube aufhängen, wenn er den Verdacht der Flüchtlinge irgendwie zu fürchten hätte?"

„Sonderbar", murmelte Grauwak nachdenklich.

„Da ist nichts sonderbar," rief der preußische Baron, aus Grauwak's Zweifeln unmittelbar Vortheil ziehend. „Diejenigen kommen mir sonderbar vor, die ein solches Gerücht erfinden oder voreilig verbreiten. Ich bringe täglich ein paar Stunden mit Battaglia zu und bin in der Lage, in sein Inneres zu schauen, da ich mir während eines stürmisch bewegten Lebens einige Weltkritik erworben haben dürfte."

In diesem Augenblicke hatte sich draußen die Thüre des vielbesprochenen Nachbars aufgethan. Man hörte ihn, wie er mit lauter Stimme die Kleinen verabschiedete, welche lärmend und polternd die Treppe hinabzueilen begannen.

Der Baron that die Thür eiligst auf, entweder um Battaglia hereinzurufen oder zu ihm hinüberzugehen. Battaglia aber, diesen erblickend, entschuldigte sich, daß er ein paar Lieder abzuschreiben habe und war verschwunden.

Grauwak hatte den Musiker durch die halbgeöffnete Thür ein paar Secunden lang gesehen.

„Das ist er," sagte er, „mit dem blassen Gesicht, den ruhig brütenden Augen, und dem schwarzen, straff emporsteigenden Haare."

Während dessen hatte sich bei Battaglia Folgendes ereignet:

Ein großer, einfach gekleideter Mann, von italienischem Typus und gelber Gesichtsfarbe, in den mittleren Jahren, war leise und vorsichtig eingetreten, worauf Battaglia, ohne mit ihm ein Wort gesprochen zu haben, die Kinder fortschickte. Erst als er, angeblich um Noten abzuschreiben, zurückgekehrt war und den Thürriegel vorgeschoben hatte, rief er:

„Sie wagen es, Artesini, hier in Paris zu erscheinen, da Sie nicht einmal in Turin sicher sind?"

„Ich bin schon den dritten Tag hier," gab Artesini zur Antwort, „freilich kann ich nicht sagen, daß ich mich eines gastfreundlichen Empfangs zu erfreuen hatte."

„Doch," rief Battaglia, ihn in großer Aufregung unterbrechend, „hat Sie Jemand zu mir gehen gesehen? Das heißt, sind Sie gewiß, daß man Ihnen nicht von Seite der Polizei auf der Ferse ist?"

„Ich glaube nicht," sprach Artesini, „sonst wüßte ich nicht, warum man mich nicht schon seit heute Morgen aufgegriffen hätte."

„Nun," fragte Battaglia, „wo stecken Sie? Bei wem wohnen Sie?"

„Vorgestern bin ich angekommen," antwortete Artesini, „wie ich Ihnen gesagt. Die erste Nacht habe ich im Wagen unter dem Spritzleder in einer Remise, die ich nicht wiederfinden würde, verbracht; gestern habe ich mein Lager in einer trockenen Kalkgrube unter einem Baugerüst aufgeschlagen und heute habe ich in einem exotischen Gebüsche im botanischen Garten geschlafen. Das wird auf die Dauer dem Teufel zu bunt und ich wollte, ich könnte je eher, je lieber in einem englischen oder nordamerikanischen Bette die Glieder ausstrecken."

„Brauchen Sie Geld?" fragte Battaglia.

„Weit weniger," sagte Artesini, „als bürgerliche Unbescholtenheit oder einen falschen Paß. Können Sie mir den schaffen?"

„Ich will sehen," gab Battaglia zur Antwort.

„Kann ich bei Ihnen bis Abends bleiben?" fragte Artesini.

„Auf keinen Fall," gab Battaglia zur Antwort. „Wollen Sie sich und mich ruiniren? Ich glaube, Sie muß Ihr Hals kitzeln, um länger hier bleiben zu wollen, als bis ich Ihnen den Paß verschafft habe. Das wird in einer bis zwei Stunden geschehen sein."

„Herzensjunge!" rief Artesini, den Nothhelfer enthusiastisch umarmend, mit seinem unverwüstlichen Galgenhumor. „Ein Paß ist was Herrliches! Mit einem Paß im Sacke kann man mit jedem Gensd'armen Brüderschaft trinken!"

„Ihr alle, wie Ihr so seid," sprach Battaglia finster mit Vorwurf, „begeht Tollheiten auf Tollheiten, welche nicht nur Euch verderblich werden, sondern auch allen Nachfolgern das Handwerk erschweren. Und doch ist Eure Tollheit noch kleiner, als Eure Unkenntniß. Paris ist gegenwärtig ein ungeheures Spinnennetz. Die leiseste Berührung am äußersten Fadenende kündigt Eure Gegenwart, wie mit einer Sturmglocke, bis in den Mittelpunkt hinauf. Daher sinken die großartigsten Unternehmungen meistens zu rein persönlichen Gefahren herab, wie ich's an Ihnen, Artesini, jetzt erlebe, denn ich muß annehmen, daß

Sie aus Paris forteilen, weil Ihre Minengänge entdeckt sind —"

„Das ist nicht unrichtig, was Sie mir sagen," erwiderte Artesini trocken. „Wie die Entdeckung möglich gewesen, ist ein Räthsel, mit welchem ich mir den Kopf umsonst zerbreche."

„Eben so gewiß ist es," sprach Battaglia, „daß vor acht Tagen der hiesigen Polizei aus Turin telegraphirt worden ist, daß mehrere Passagiere Eurer Sorte hierherkommen würden. Sind Sie mit der Eisenbahn gereis't?"

„Nur bis auf die vorletzte Station," gab Artesini zur Antwort, „nämlich ich und noch ein Reisegefährte, den Sie gewiß nicht kennen."

„Nach der vorerwähnten Anzeige," sagte Battaglia, „sind fünf Mann erwartet worden."

„Das stimmt gräßlich!" rief Artesini, „drei von uns sind mit einem späteren Zuge nachgefahren. Sie haben seltsame Verbindungen, Battaglia . . . ." fügte er mit einem plötzlich erwachenden Mißtrauen hinzu.

„Die hat man nöthig," erwiderte Battaglia, ihm fest und ruhig in die Augen sehend.

„Man kann fast Angst vor Ihnen haben," sagte Artesini.

„Das wäre pure Nervenschwäche," bemerkte Battaglia kurz.

In Artesini war einmal der Zweifel gefahren. Er hielt einige Vorsicht für angemessen, ehe er auf dem Wege seiner unbefangenen Mittheilung, wie früher, weiterging. Er fragte daher:

„Sehen Sie oft Negroni?"

„Wenig," erwiderte Battaglia. „Dann und wann."

„Warum so selten?" fragte Artesini, von neuem Mißtrauen befallen.

„Ich bin gern mein eigener Herr," versetzte Battaglia. „Ist das kein hinreichender Grund, daß Sie mich so seltsam ansehen?"

„Ich weiß nicht," sprach Artesini. „Wenn ich wüßte, wo er wohnt, würde ich vor meiner Abreise noch einen Streifzug zu ihm machen. Ich hätte es dringend nöthig. Kennen Sie seine Adresse?"

„Rue St. Jacques Nr. 12," sprach Battaglia. „Doch hüten Sie sich, den Gang zu thun. Seit einer Woche sind besondere Wachen vor seinem Hause aufgestellt. Ich höre, man will einen jungen Oesterreicher bei ihm abfassen."

„Teufel!" rief Artesini, sich auf einem Absatze umdrehend, „das ist also der verdammte Haken, an welchem wir hängen geblieben sind? Jetzt begreife ich Alles! Wissen Sie aber auch, daß dieser Oesterreicher inzwischen eingesteckt ist und Negroni mit ihm?"

„Ach!" rief Battaglia, unermeßlich erstaunt. „Kein Wort weiß ich, keine Silbe."

„Da können Sie über den Hergang etwas Näheres hören!" rief Artesini, dessen Verdacht sich wieder gelegt hatte, mit großer Lebhaftigkeit. „Als ich mit meinem Gefährten, der der eigentliche Chef unserer Expedition war, von der letzten Eisenbahnstation zu Fuß nach Paris eingetroffen war, begaben wir uns sofort zu Negroni, der leider von unserer Ankunft keine Ahnung hatte, noch nach den getroffenen Einrichtungen haben konnte. Nachdem wir uns erst auf langen Umwegen versichert hatten, daß Niemand uns folge, traten wir in sein Haus ein. Ich stak in einer Bedientenlivrée. Im Hausgange bleiben wir im Dunklen in einer Ecke einen Augenblick lang stehen, wie um die vollste Gewißheit mit hinaufzunehmen, daß wir unbemerkt geblieben seien. Aber schon einige Momente später erkennen wir zu unserem größten Schrecken, daß wir in eine Falle gerathen sind. Auf der Straße, die früher wie ausgestorben war, erscheinen, wie aus Schlupfwinkeln herausgekrochen, mehrere Männer, die aus den verschiedensten Richtungen, wie auf Verabredung, auf die Hausthür zugehen und uns den Rückweg absperren. Da bleibt uns nichts übrig, als hinaufzueilen, denn, wenn da noch Rath zu schaffen, konnte er nur von Negroni ausgehen —"

„Und hat man Euch in Turin so schlecht unterrichtet, daß Ihr nicht gewußt habt, Negroni's Wohnung in der Rue St. Jacques sei nur für die Welt und die Polizei da, nicht aber, um Gäste wie Euch zu empfangen, zu beherbergen?"

„O, gewiß," sprach Artesini. „Doch das war nicht unser Unglück; der Oesterreicher, den ein teuflischer Zufall heraufgebracht, war die Ursache unseres Malheurs! Er hat die Blitze der Präfectur auf unsere Häupter herabgezogen! — Negroni war von unserer Ankunft und besonders von unserer Mittheilung ganz consternirt, und meinte, daß man unter diesen Umständen wehrlos zusehen müsse, wie sich das Unwetter über uns entladen werde. Ich und mein Reisegefährte Surio, den Negroni dem Oesterreicher als den Arzt Rosetti vorgestellt hatte, begaben uns in das Nebenzimmer, wo wir im Finstern durch das Fenster, das wir leise geöffnet, die Vorgänge des Feindes auf der Straße betrachteten. Es war keine Zeit zu verlieren. Schnell waren unsere Briefe, die wir an und für Negroni mitgebracht, dem Feuer übergeben. Ehe der letzte Funke verglommen, war die Teufelsbande schon in's Haus gedrungen und marschirte treppauf. Der einzige Versteck, der uns für diesen Fall angegeben worden, war der Kamin und das eiserne Fenstergesims. Ich wählte das letztere. Während ich eine Strickleiter, die ich immer bei mir führe, an einer Eisenstange befestige, höre ich den Commissär die Forderung an Negroni stellen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Obwohl der Erfolg einer Flucht höchst zweifelhaft war, fing ich mich herabzulassen an, denn was konnte mir daran liegen, ob ich oben am Fenster, oder unten auf dem Trottoir gepackt würde? Es ging wunderbar her! Der Himmel scheint mich offenbar noch für große Ereignisse aufsparen zu wollen — ich entkam!"

„Und Surio?" fragte Battaglia.

„Ich weiß nichts über ihn," war die Antwort. „Ist er entflohen, ist er gefangen, verschollen? Ich glaube das Allerschlimmste; er müßte sich denn im Kamin in Rauch verwandelt haben und in die Lüfte emporgestiegen sein!"

„Da habt Ihr Negroni recht in die Tinte geritten!" sagte Battaglia mit finsterem Stirnrunzeln.

„doch — verplaudern wir nicht die Zeit! Sie müssen sich so schnell als möglich aus dem Staube machen, wenn Sie nicht mit Surio und vielleicht gar auch mit Negroni in Cayenne zusammentreffen wollen."

„Mir brennt der Boden unter den Sohlen," rief Artesini mit tragikomischer Grimasse.

„Ich schließe Sie hier ein," sagte Battaglia, zum Fortgehen bereit. „Längstens in zwei Stunden bin ich wieder da."

„Doch — glauben Sie mir," rief Artesini, „wie sehr ich mich auch nach einem Paß und nach dem Nebel Londons sehne, ich bliebe doch hier, wenn ich die Aussicht hätte, in den Besitz meines Gepäcks zu gelangen —"

„Sind Sie verrückt!" rief Battaglia, ihn anstarrend. „Ich kann und werde Sie auf keinen Fall beherbergen! Von dem Augenblick an, da ich Ihnen den Paß gebe, verleugne ich Sie, kenne Sie nicht, rede Sie nicht an, habe Sie nie gesprochen!"

„Wundern Sie sich nicht," sprach Artesini, „daß ich so rede! Kein Reisender läßt sein Gepäck gern im Stich! Wenn ich es hätte, wäre vielleicht mein Reisezweck noch nicht so ganz vereitelt..."

Er sprach letzten Satz mit bedeutsamer Betonung, während sich der diabolisch lächelnde Zug, der seinem Gesichte eigenthümlich war, in einen wilden, grimmigen Ausdruck verwandelte.

Battaglia sah ihn erst forschend und stutzig an, dann fragte er:

„Ihr Gepäck steht wohl auf dem Bahnhofe, nicht wahr?"

„Natürlich," erwiderte Artesini. „Es ist mir von Lyon einen Tag zuvor vorangegangen. Hier ist der Gepäckschein" — er zog einen fein zusammengerollten Papierstreifen aus der Westentasche hervor und reichte ihn seinem Landsmanne.

„Hm!" murmelte dieser, während er das Zettelchen entrollte und glättete.

Artesini sah schweigend und lauernd zu.

Nachdem es Battaglia betrachtet hatte, sagte er:

„Hundert und vierzig Pfund schwer! Hm! hm! Sie müssen lauter eiserne Hemden darin haben!"

Artesini lachte.

„Sie verlangen wohl, daß ich es hole oder holen lasse? Nicht?" fragte Battaglia mit dem Schein der Unbefangenheit.

„Wenn das ginge!" erwiderte Artesini. „Möglich, daß es wirklich geht, denn dieser Gepäckschein sieht so aus, wie alle andern, mit welchen auf dem Bahnamte alle möglichen Passagiergüter eingelöst werden. Wenn da die Polizei schon etwas gerochen hätte, dann müßte sie eben, was gar nicht auszuführen, tagtäglich jedes Stück erbrechen und jeden Koffer durchsuchen oder sie müßte Augen haben, welche durch Büffelleder und Bretterwände sehen."

„Die hat sie beinahe," gab Battaglia zur Antwort. „Sollte ich vielleicht den Versuch machen?" sagte er mit einigem Zögern.

„Das klingt lockend," rief Artesini mit aufleuchtenden Augen, „aber," fügte er, sich in die Haare fahrend, hinzu, „der Bote kehrt *nie* wieder, wenn der Gang mißlingt! Des Versuchs wäre es werth, aber ich kann Sie in die Gefahr nicht stürzen, ohne Ihnen zuvor genau beschrieben zu haben, wie eigentlich meine Garderobe aussieht..."

„Das ist Ihr Glück!" rief Battaglia, seine Verstellung mit einem Male abschüttelnd, wie erleichtert, „Sie hätten jetzt einen Todfeind an mir, wenn Sie mich ohne weiteres auf die Eisenbahn geschickt hätten. Ich vermuthe, ich weiß Alles. Es handelt sich um eine Höllenmaschine."

„Natürlich! Nichts ist einfacher!" rief Artesini. „Ich werde doch nicht wegen Cravaten oder Strümpfe in Paris aushalten wollen!"

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen!" sprach Battaglia, „denn die Maschine ist mit Beschlag belegt."

„Da muß man vor der Polizei Respect haben!" rief Artesini, vor Betroffenheit erbleichend. „Ist es denkbar?"

„Verlassen Sie sich darauf!" fuhr Battaglia fort. „Sie ist in Lyon als Frachtgut aufgegeben worden."

„Wäre der Absender nicht am Ende irgend ein unbekannter Concurrent von mir?" fragte Artesini zweifelnd, wie Einer, der sich halb schon in den Verlust ergiebt. „Wiewohl Höllenmaschinen kein so alltäglicher, frequenter Handelsartikel geworden sein können, würde ich doch noch fragen, ob Sie keine nähere Angabe zu machen haben?"

„Eine mittelgroße Kiste," sagte Battaglia, „mit ein paar lateinischen Anfangsbuchstaben gezeichnet, ein geringfügiger Werthansatz, der Inhalt Spielwaaren —"

„O, es ist die meinige! Und dieses Meisterstück, das bestimmt war, ganz Europa in die größte Unordnung zurückzuwerfen, wird nun in einer gerichtlichen Aufbewahrungskammer von Rost zerfressen werden! Ist es nicht tragisch? Entsetzlich? Soll denn die Freiheit der Nationen ihr Trauergewand nie wieder ablegen? Wenn die hundert Läufe auf den verfehmten Kopf des erbärmlichen Bonaparte losgegangen wären, hätten sich alle Gefängnisse geöffnet, Väter und Mütter hätten ihre Söhne, verhungernde Kinder ihre Väter wiedergehabt! Aber der Himmel mag das Blut unserer Tyrannen nicht sehen und ist dagegen unersättlich nach Märtyrern — es ist ein Jammer! Ein Jammer!"

Battaglia war mit gesenkten Augen dagestanden. Die vernommenen Worte hatten einen sichtlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Plötzlich sah er mit funkelnden Augen empor, eine fast convulsivische Bewegung zerriß die habituelle Apathie auf seinem blassen Gesichte. Er wollte heftig zu reden anfangen, aber der Affect selbst schluckte die Worte, ehe er sie hervorgestoßen, wieder zurück.

„Sie kriegen den Paß!" brummte er endlich mit Hast und stürzte, den Gepäckschein, den er noch immer in der Hand gehalten, auf den Tisch hinwerfend, hinaus.

Während er die Thür mit dem Schlüssel schloß, war der Baron von Ueffenfels hervorgetreten.

„Guten Morgen, lieber Freund!" redete er Battaglia an. „Haben Sie die beiden Lieder schon abgeschrieben?"

„Soeben!“ murmelte Battaglia, dem der Preuße überaus ungelegen gekommen war. „Sobald ich sie einstudirt habe, werde ich eine öffentliche Vorstellung veranstalten. Wenn ich nur einiges Glück habe, werde ich mir an einem einzigen Abend einen Namen in Paris, ja in der ganzen Welt gemacht haben.“

Er eilte davon.

„Er ist ein Künstler durch und durch,“ sagte der Baron, als er wieder zu Jeschke zurückgekommen war. „Er hat zwei Lieder abgeschrieben und ist von ihnen so begeistert, daß er mir wie ein ganz anderer Mensch vorkam. Es ist doch eine leicht erregbare, kunstenthusiastische Nation, diese Italiener!“

---

## Zwölftes Capitel.

### Wie Herzen auseinander gehen.

„Schöne Geschichten! Schöne Geschichten!“ rief Graf Thieboldsegg in höchster Aufregung, ohne sein heftiges Auf- und Abgehen zu unterbrechen, als plötzlich Frau von Greifenstein eingetreten war.

„Sie machen mir bange!“ rief Leonie, sich setzend, die Blicke mit unruhvoller Spannung auf den Grafen heftend.

„Morgen früh verlasse ich Paris,“ fuhr der Graf fort, „das ist das einzige Mittel, um meine Tochter vor diesem diabolischen Demokraten zu retten!“

„Mein Gott,“ fiel ihm Leonie in die Rede, „woher dieser Abfall von Ihren neulichen Entschlüssen?

„Ich war ein Optimist,“ gab der Graf verdrießlich zur Antwort. „Ich hatte geglaubt, mit einigen kleinen Polizeimaßregeln den verbotenen Weg bewachen und absperren zu können, auf welchem Verliebte ihr Treiben aufnehmen. Ich habe mich einer großartigen Täuschung hingegeben, einer Täuschung, die bei meinem Alter und meinem Berufe doppelt lächerlich ist! . . Bruno Haldenried ist ja schon seit zwei Tagen wieder auf freiem Fuße“ . . .

„Was Sie da sagen!“ rief Leonie in höchster Ueberraschung, im tiefsten Grunde ihres Herzens voll Freude darüber. „Und die Uebrigen?“

„Die kümmern mich nicht! Aber dieser Bruno. Es ist mir ein Räthsel, daß sich die Pariser Polizei mit seiner Freilassung so beeilt hat, selbst wenn, was nun anzunehmen, der ganze Knäuel von Clubmännern ungefährlich ist und nur die tolle Schwarzseherei der Denuncianten sie so grell gemalt hat. Burda und Genossen sind im Grunde nichts als bissige Hunde und hungrige Esel! Es ist ein wahrer Jammer, daß man zur Spionage, die doch ein Staatsbedürfniß ist, keinen ordentlichen Menschen auftreiben kann! Das ganze Publicum würde auch dabei besser wegkommen. Immer muß man in die Hefe der Lumpen und Nichtswisser hineingreifen! Ich habe im vorliegenden Falle elenden Mäulern ein gläubiges Ohr geliehen. Ich habe mich darauf verlassen, daß die Haft dieser Leute doch bis an die mäßige Frist reichen werde, die ich für meinen hiesigen Aufenthalt noch nöthig gehabt hätte. Unter dieser Voraussetzung war nichts natürlicher, als meiner Tochter zu gestatten, sich hier frei zu bewegen. Ich zählte darauf, daß sie sich die tolle Alfanzerei aus dem Sinne schlagen und bald wieder die ihres Ranges würdige Besonnenheit erlangt haben werde. Auch darin habe ich mich getäuscht, wie Sie.“

„Ei,“ fuhr Leonie lebhaft empor, „hätte sie Bruno irgendwo gesehen, oder gar gesprochen?“

„Leider, leider!“ rief der Graf, der den Ton der Eifersucht, in welchem Leonie gesprochen, für unangenehm überraschte Theilnahme an seiner Sache hielt. „Sie haben sich gesprochen, über eine Stunde lang gesprochen!“

„Wo doch?“ fragte Leonie, ganz aufgestachelt.

„Im Louvre,“ gab der Graf zur Antwort „in der Rubensgallerie, unter Oberaufsicht der sauberen Frau Hassenfeld.“

Leonie erbleichte, die entgegengesetztesten Affecte durchfuhren ihr Inneres, so daß sie unfähig war, ein Wort hervorzubringen.

„Warum wenden Sie sich weg?“ fragte der Graf.

„Dennoch scheint mir,“ sprach Leonie mit gesammelter Fassung, „daß das Gewicht, das wir auf diesen Umstand zu legen haben, davon abhängt, ob die Begegnung die Folge einer Verabredung oder eines Zufalls war.“

„Es war Verabredung! rief der Graf. Nichts ist klarer, nichts trostloser!“

„Wie wissen Sie das?“ fragte Leonie, die natürlich nur aus eigenem Interesse diese Frage so wichtig nahm.

„Burda,“ gab der Graf zur Antwort, „dem ich diese Nachricht verdanke, hat den Hergang so erzählt: Er war gerade aus den Arcaden der Rue Rivoli herausgetreten, als er Bruno Haldenried auf der jenseitigen Straße am Durchgange der Tuilerien dahineilen sah. Er folgte ihm von ferne und verlor ihn nicht mehr aus den Augen. Er sah ihn in den Louvre eintreten, die Treppe hinaufgehen und in den Sälen Jemand suchend umherirren, bis endlich die Gesuchten in der Rubensgallerie gefunden waren und ihm von weitem entgegenflogen. Leonie —“ hier veränderte sich der Ton seiner Stimme, Wehmuth und Grimm klangen zugleich heraus — „es thut sehr weh, das von seiner Tochter zu hören! So sich zu vergessen — den Rang, die weibliche Ehre so auf's Spiel zu setzen! — Wer hätte das von einem Mädchen erwartet, das immer, wie das Musterbild der Sittsamkeit und der ungetrübte Spiegel der Jungfräulichkeit war — — —“

Er brach tief bewegt ab und setzte sich, das Gesicht mit der Hand bedeckend.

„Seltsam, seltsam!“ murmelte Leonie zerstreut, während ihre Gedanken auf die Beziehungen des Vorfalls, der ihre eigenen Hoffnungen und Wünsche störte, mit schwerer Sorge gerichtet waren.

„Sie hat das von ihrer Mutter geerbt,“ sagte der Graf, sich erhebend. „Es ist dieselbe Gefühlsromantik, wie bei meiner verstorbenen Frau. Ich habe mit ihr in bester Ehe gelebt, doch hat sie ihrer

ersten Liebe nie vergessen. Sie hat noch auf dem Sterbebette Cornelia geherzt und geküßt, hat von mir weinend Abschied genommen, dabei aber auch einen Gruß an ihren süßen Edmund geschickt; das steckt im Blut —" er brach wieder ab und fuhr sich über die Augen.

„Es gehört eine außerordentliche Selbstbeherrschung dazu," ergriff Leonie das Wort „bei diesem Stande der Sache vor Ihrer Tochter den unwissenden, den getäuschten Vater zu spielen!"

„Nicht so viel," gab der Graf hastig zur Antwort, „als Sie denken. Was kann bei einem Auftritt, wenn ich Cornelia zur Rede stelle, herauskommen? Nichts, als daß ich ihrem Geständniß, das sich nicht herauswagt, die Bahn breche, und, da aus der Sache nie und nie etwas werden kann, den Bruch zwischen Vater und Tochter beschleunige! Ich habe sie so lieb und erst an dem Schmerze, den mir ihre Verirrung verursacht, sehe ich, wie sehr sie mir an's Herz gewachsen. Sie ist mein einziges Kind —"

„Ich begreife," sagte Leonie leise und konnte nicht ohne Ueberraschung und Ergriffenheit den für gefühllos gehaltenen, schlangenkalten Diplomaten ansehen, der unter dem glatten Schuppenpanzer die einzige verwundbare Stelle, ein tiefes, zärtliches Vaterherz, zeigte.

Es entstand eine Pause. Der Graf war im tiefsten Nachdenken dagestanden, endlich sagte er:

„Nein, Krieg soll es zwischen mir und meiner Tochter nicht geben! Gewalt kann nichts ausrichten. Ich werde fortfahren, das Geheimniß ihrer Liebelei zu ignoriren und wenn sie mir sogar mit deren Enthüllung zuvorkommen sollte, mir die Ohren zuhalten. Zeit und Entziehung jeder Gelegenheit können allein wirken. Ich werde daher auf's schnellste nach Oesterreich zurückreisen und diesem unglückseligen Menschen, der in meine Kreise so störend hereintritt, diesmal noch ausweichen ... Sie sagen mir, Leonie, daß er alle Rückkehrgedanken aufgegeben. Befestigen Sie ihn in seinem Entschlusse, warnen Sie ihn vor der Gefahr der Heimkehr. Sie dürfen es, denn ich würde mit ihm, wenn er mir je wieder in den Weg kommen sollte, kein Erbarmen haben!"

„Daß er nicht heimkehrt, dafür will ich sorgen," erwiderte Leonie, sich an die letzte Hoffnung klammernd, Bruno ihrem Herzen zu erhalten. „Ich gehe, von diesen Nachrichten tief verstimmt, wieder nach Hause. Doch über alles dies, habe ich die Frage, mit der ich kam, ganz vergessen. Ich wollte fragen, ob Cornelia schon von Versailles zurück ist?"

„Warum?" fragte der Graf unruhig. „Hat die Frage einen besonderen Zweck?"

„Nein," gab Leonie zur Antwort. „Sie ist ganz harmloser Natur. Es handelt sich nur darum, daß ich den heutigen Abend außer dem Hause verbringe. Wollen Sie das Cornelia sagen, falls sie nach ihrer Rückkunft mich noch besuchen wollte."

„Gut, gut," sagte der Graf erleichtert.

„Sie wird doch," rief Leonie in einem unvermutheten Anfall von Eifersucht, nicht wieder in Versailles mit Bruno Haldenried zusammentreffen? Sind sie dessen sicher?"

„Sie ist in guten Händen," gab der Graf zur Antwort „im Uebrigen sind alle möglichen Präventivmaßregeln getroffen. Burda war seit Morgen auf den Beinen und hat Haldenried erst vor einer Stunde in einem Café gesprochen. So unvorsichtig wie in den ersten Tagen meines Hierseins bin ich nicht mehr."

„Wann wollen Sie abreisen?" fragte Leonie im Abgehen.

„Wenn es irgend geht, im Laufe des morgigen Tages," war die Antwort. „So ist's am Besten. Wir werden uns jedenfalls bis dahin noch sehen."

„Das ist auch durchaus nöthig," erwiderte Leonie. „Ich habe noch tausend Dinge mit Ihnen abzumachen."

Sie entfernte sich, ohne daß die Sorgen, die ihr Gemüth von allen Seiten umlagerten, ihren Glauben an den Sieg ihrer Liebe zu erschüttern vermocht hätten. Ein glühendes Frauenherz ist hoffnungsreich und steht ihm Geist zur Seite, so nimmt es selbst wirkliche Gefahren leicht, wie wenn das Bewußtsein der Mittel, über welche es verfügt, auch schon den Erfolg beherrschen könnte.

Als Leonie nach Hause gekommen war, trat ihr ihre Tante, die alte Vicomtesse, mit den Worten entgegen:

„Herr Haldenried war hier."

Von der Nachricht freudig durchzuckt, fiel ihr Leonie in die Rede:

„Wann war er hier?" fragte sie. „Kommt er noch heute Abend?

„Er kommt nicht mehr," antwortete die Vicomtesse. „Er sagte, daß ihm seine Zeit zu seinem Bedauern nicht mehr gestatte, Dir noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Er reist nach Oesterreich zurück."

„Er reist — zurück?" rief Leonie. Alles Uebrige erstarrte ihr auf den Lippen, sie eilte aus dem Zimmer heraus in ihr Boudoir.

Auf das Sopha hingeworfen, das bleiche Antlitz auf die Hand gestützt, betrachtete sie die Situation, welche mit einem Schlage ein verändertes, für sie ganz trostloses Aussehen bekommen hatte. Ihre vor Kurzem noch so stolzen Hoffnungen lagen in Scherben zertrümmert zu ihren Füßen und alle Pläne, die sie mit Thieboldsegg geschmiedet, waren wie durch eine Contremine in die Luft gesprengt. Bruno war dem Kreise ihrer Anziehung entrückt, war für sie verloren und dieser Verlust durch die Gewißheit auf's grausamste geschärft, daß sie zu Gunsten eines anderen Weibes verschmäht, verlassen, gedemüthigt werde.

Es war ein gräßlicher Moment für sie. Die herbste Enttäuschung, Liebesschmerz, gekränkter Stolz, Eifersucht kämpften in ihrem Innern wild durcheinander und jedes dieser verschiedenartigen Gefühle beanspruchte eine Zeit lang das am schwersten und schmerzlichsten verwundete zu sein.

In höchster Aufregung sprang sie endlich empor und rief:

„Er reist wirklich! Ich durchschaue jetzt Alles mit entsetzlicher Klarheit. Sie lieben sich, ihr Bund ist

fester als je und diese Abreise erfolgt auf gemeinschaftliche Verabredung. O, wenn ich ihn noch gesprochen hätte! Wenn ich ihn jetzt noch sprechen könnte! Ich habe Gewalt über ihn gehabt und würde sie wiederfinden, wenn er nur vor mir stände! Ich habe diese Gewalt nur verloren, weil er sich so lange mir entzogen hatte! Ich will ihn noch sprechen, muß ihn sprechen!"

Sie klingelte heftig.

Ein Diener trat ein.

„Gehen Sie schnell — Rue Castiglione —" sprach sie hastig. „Doch nein, warten Sie, bis ich rufe. Ich will Ihnen einen Brief mitgeben!"

Als sich der Diener zurückgezogen hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch und fing zu schreiben an.

Länger als eine Stunde saß sie da, ohne zu Ende zu kommen. Sie hatte einen Brief nach dem anderen aufgesetzt und keiner hatte ihren Beifall gefunden. Der eine war zu matt oder zu kurz, der andere zu lang und doch nichtssagend und allen zusammen fehlte die Kraft, die Gluth, die Beredsamkeit, die sie ihnen einzuhauchen gesucht hatte, um den beabsichtigten Zweck mit demselben ungestümen Drang, den sie selbst fühlte, zu erzwingen.

Doch je länger sie sich damit beschäftigte, desto wirkungsloser waren ihrem Urtheile nach die Ergebnisse ihrer Feder ausgefallen. Keiner unter allen Briefen erfüllte die hohen Anforderungen, welche sie an die Wirkungen desselben gestellt, wahrscheinlich darum nicht, weil ihr trotz der aufgestachelten, um jeden Preis festgehaltenen Hoffnung, das innere Vertrauen auf einen guten Ausgang mangelte.

Sie knitterte endlich die zahlreichen Blätter, welche sie mit unvollständigen Entwürfen bedeckt hatte, mit einem wilden Griffe ihrer beiden Hände zusammen und warf sie verächtlich in eine Schublade hinein, worauf sie aufsprang und bald rastlos vor sich hinstarrte, bald neu durchzuckt auf den gewaltsamsten Auswegen durchzukommen hoffte, bald nur von ihrer Eifersucht und Rachelust berathen, daran dachte, ein gleiches Leid, wie sie es jetzt empfand, den Urhebern desselben zu bereiten.

Aber allen diesen Stimmungen, welche freilich eine augenblickliche Betäubung boten, fehlte die endgültige Befriedigung, auf welche ihr liebewundes Herz mit immer lauterem Rufen bestand. Die großartigste Rache war freilich die: die Rivalin zu verdrängen, und der größte Triumph: den abgefallenen Liebhaber auf's Neue und in noch festere Bande zu schlagen. Als dieser Gedanke in Leonie's Kopfe aufgestiegen und Platz gegriffen, klammerte sie sich an ihn an und ihr Stolz redete ihr ein, daß es nicht unmöglich sei, ihre Nebenbuhlerin jetzt noch aus dem Felde zu schlagen, da sie sich doch ebenbürtiger Schönheit und geistiger Ueberlegenheit bewußt war. Es galt einen Versuch und sie wäre vor dem Aeußersten nicht zurückgeschreckt.

Im Fluge hatte sie den Hut aufgesetzt, den pelzverbrämten Mantel umgeworfen und war zur Thür hinausgetreten.

Die Sitte des Landes, in dem sie war, richtet nicht zu streng über Besuche, welche Frauen unverheiratheten Männern, wenn sie zu den Freunden und genauen Bekannten zählen, unter gewissen Umständen abstatten. Leonie hätte aber bei ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung auch in der prüdesten Stadt der Welt den Muth gefunden, Bruno in seiner Wohnung aufzusuchen. Der Drang ihres Anliegens und die Kürze der Frist, die wenigen gezählten Stunden seines Aufenthaltes in Paris hätten schon ohnehin alles entschuldigen müssen.

Es war ein nebliger Wintertag, die Abenddämmerung war sehr früh eingetreten und begünstigte den heimlichen Schritt, zu welchem sich die verzweifelte Frau entschlossen hatte.

Im Hause 8, Rue Castiglione, eingetreten, nahm sie es für ein glückliches Anzeichen, daß Bruno der Aussage des Concierge zufolge, zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu Hause war. Von neuem Muthe befeuert, flog sie die Treppe hinan und gelangte, vor Aufregung und Eile außer Athem, an die Thür, welche sie suchte.

Ohne auf die Worte, welche Bruno's Diener zu ihr gesprochen, zu achten oder zu hören, trat sie mit ungestüm klopfendem Herzen ein.

Bruno stand an der damastenen Portiere, welche den Eingang in das anstoßende Zimmer schloß und verhüllte. Er stand da, wie wenn er eben hervorgetreten, und von dem Besuche auf's höchste überrascht und von einem unangenehmen Erstaunen erfaßt, stehen geblieben wäre.

Leonie blieb gleichfalls von dem abstoßenden Empfang, den sie auf Bruno's Gesicht las, tief betroffen, an der Thür stehen.

„Hältst Du," fragte sie, „nicht einmal mehr ein bischen Verstellung für nöthig, um mir den gewagten Schritt, den ich thue, entschuldigen zu helfen? Wie siehst Du mich an? Ich könnte vor Reue, daß ich gekommen, zu Boden sinken, wenn nicht das Unglück mir noch entsetzlicher wäre, Dich vor Deiner Abreise nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu sprechen!"

Sie trat auf Bruno, der ihr ein paar Schritte entgegengekommen war, heftig zu, und reichte ihm die Hand.

Bruno erwiderte den Händedruck zögernd und kalt, indem er erwiderte:

„Deine Hand sollte ich nicht mehr drücken!"

„Das sagst Du so trocken?" rief Leonie frappirt.

„Leider muß ich's sagen," erwiderte Bruno frostig, indem er ihr einen Sitz anwies. „Ich bedauere auf's tiefste, daß ich noch mit Dir zusammentreffen muß. Ich habe Dein Haus seit Wochen gänzlich gemieden und Dir meinen Abschiedsbesuch heute um eine Stunde gemacht, um welche ich Dich nicht zu Hause finden konnte. Ich sehe, daß Du dies beredte Ausbleiben mißverstanden und meinen Besuch höher als eine Formalität geschätzt hast, zu welcher mich vorzüglich die Rücksicht auf Deine Tante bestimmt hat."

„Nicht weiter!" fiel ihm Leonie wild mit zornbelebten Zügen in's Wort. „Hast Du das einmal gethan, so solltest Du es mir doch nicht so dürr herauszusagen wagen! Denn wahrlich, meine Freundschaft hat es nicht verdient — von meinem Herzen will ich nicht sprechen" — sie senkte die Augen, der

Ausdruck des Zornes war vom Schmerz durchbrochen, welcher sich in ihren langbeschatteten ‚tiefschwärmerischen Augen spiegelte.

Diese Augen verfehlten ihren Eindruck auf Bruno nicht; sie hatten früher viel Gewalt über ihn gehabt, dennoch konnten sie ihn jetzt nur zu einer größeren Schonung und Rücksicht bestimmen.

„Leonie," sprach er sanft und eindringlich, doch mit einer seltsamen Ruhelosigkeit, „ich hätte Dir viele und schwere Vorwürfe zu machen. Ich bedauere meine Rücksichtslosigkeit von vorhin. Ich sehe ein, daß Schweigen und rasches, muthiges Abbrechen vorzuziehen gewesen wäre. Ich reise nach Oesterreich zurück" —

„Ich folge," rief Leonie leidenschaftlich, „ich reise mit Dir" —

„Davon kann keine Rede sein!" gab Bruno frostig zur Antwort.

„Ich wage Alles!" rief Leonie exaltirt.

„Thue nichts für mich mehr!" versetzte Bruno. „Unsere Wege sind geschieden, sie wären es auch," fügte er, einen entschiedenen Ton anschlagend, hinzu, „wenn ich in Paris bliebe."

„Ha, was ist das?" rief Leonie auffahrend. „Welchen Grund kannst Du haben, so mit mir zu reden? Bist Du mir denn gar keine Erklärung schuldig?"

„Leonie," versetzte Bruno mit großer Ungeduld, „verlängern, verewigen wir nicht durch überflüssige Auseinandersetzungen einen Auftritt, der Dich beleidigen muß und dem ich so gern ausgewichen wäre! Spielen wir keine Komödie mit Fragen und Worten! Ich halte von Deiner Klugheit zu viel, als daß ich nicht überzeugt sein sollte, Du verständest mich; Du aber solltest auch meine Klugheit nicht gar so gering anschlagen. Du weißt Alles, Du durchsiehst die ganze Situation. Du bist in das, was Du weißt, nicht auf rechtmäßigem Wege eingeweiht worden, das ist einer meiner Hauptvorwürfe, doch ich habe, wie schon gesagt, keine Lust, Strafpredigten, am wenigsten unnütze zu halten und ich bitte Dich hier — meine Hand zum ewigen Abschied zu nehmen."

Er bot ihr die Hand.

„Unter dieser Bedingung nehme ich Deine Hand nicht," sagte Leonie, sich abwendend, um die heftige Bewegung zu verbergen, in welche sie durch die eben gehörte Anspielung auf Bruno's Verhältniß zu Cornelia gerathen war. Ein stachelnder Drang, den Gegenstand, zum ersten Male, zur Sprache zu bringen, stieg in ihr auf, wurde aber von dem raschen Winke ihres klugen Geistes im Nu erdrückt.

Bruno errieth halb und halb, was eben in ihr vorging und ihm war selbst am meisten daran gelegen, dieses Thema nicht zur Erörterung kommen zu lassen. Er bereute sogar, daß ihm diese Aeußerung entschlüpft war, in welcher trotz der dunklen Fassung das Geständniß seines Herzens lag.

„Leonie," sagte er, in der Absicht abzulenken, einen Schritt über die Grenzen seiner Rücksichten hinausgehend, „uns trennt ein Abgrund! Du weißt, daß ich für die großen Ideen, welche die neue Zeit bewegen, Leib und Gut geopfert und noch immer zu opfern bereit wäre. Mein Herz vermag nicht mehr mit Dir im Einklang zu leben, seit es die Erfahrung gemacht, daß Du im Lager meiner politischen Gegner stehest. Dem Zug Deiner Natur und Bildung nach, sollte man das nicht voraussetzen, nicht erwarten. Eine Abirrung, durch den unerbittlichen Zwang der Verhältnisse herbeigeführt, liegt nicht einmal vor. Es ist nur Berechnung, welche unangenehm abstößt, ein intrigantes Doppelspiel darin, welchem Muth und Offenheit gebricht. Du trägst eine liberale Parteifarbe zur Schau, während Du heimlich und im Finsteren Deinen Gesinnungsgenossen nachstellst" — —

„Glaubst Du das Märchen," entgegnete Leonie, auf's tiefste getroffen, den Mund zum Lächeln verziehend, während ihr Herz von einem tödtlichen Stiche blutete, „daß ich eine Agentin spiele, eine Spionin?" und fuhr nach einer Weile, da Bruno beharrlich schwieg, weiter fort: „Du glaubst es! Wenn Liebe erkaltet, erlischt auch der Glaube. Ist es so weit gekommen, daß Du Dich offen auf die Seite meiner Verleumder stellst?"

„Ich habe Beweise," versetzte Bruno ganz trocken.

Leonie blickte ihn mit großen verwunderten Augen an, ihre Blicke prallten gleichsam an ihm an, ehe sie mit der Miene und im Tone einer unschuldig Leidenden erwiderte:

„Hast Du es nöthig, Deine Untreue auf eine Weise zu motiviren, welche mich so tief degradirt? Wem habe ich nachgestellt und wen schon verrathen? Siehe zu, daß Du Dich nicht arg in Denjenigen täuschest, welche Dich vor mir warnen!"

Sie schloß mit zitternder Stimme.

Bruno fühlte sein Herz weich werden. Wenn sein Vorwurf begründet war, so hatte die schöne Verrätherin an dem Zauber ihrer Augen mit dem so sehnsüchtigen, treuen Ausdrucke einen mächtigen Fürsprecher.

„Wenn ich eine Verrätherin bin," hob Leonie plötzlich an, „so habe ich nur meine Pflicht verrathen! Bezichtige mich dessen, wenn Du kannst!"

Sie senkte den schönen Kopf, taumelte ein paar Schritte bis an die Portière, wo sie sich an die Wand lehnte, um einen Thränenstrom zu entladen, dessen Hervorbrechen ein nicht zu unterdrückendes Schluchzen begleitete.

„Liebste Leonie," rief Bruno, innerst gerührt, mit gedämpfter, sanfter Stimme, „verlängern wir nicht die heutige Zusammenkunft. Ende Deine eigene Qual, damit ich mir und Dir nicht länger als Dein Peiniger erscheine! Komm, komm, ich führe Dich nach Hause" —

„Ach, Bruno!" rief Leonie mit heftigster Leidenschaft, während sie sich rasch umwandte und ihn mit überwältigender Kraft in die Arme faßte.

Ein Geräusch, ein Laut drang in diesem Augenblick aus dem Nebenzimmer, zu welchem die Portière führte, herüber.

Leonie hatte blitzschnell Bruno losgelassen und hob die Portière in die Höhe, worauf sie sie wie erstarrt fallen ließ und Bruno mit wild rollenden Augen anblickte. . . .

Sie hatte beim Scheine einer zweiten Lampe, die

im anderen Zimmer brannte, Cornelia, das Gesicht an Frau Hassenfeld's Brust verbergend, am Kamin stehen gesehen.

„Wer ist der Verräther?" sagte sie ohne Rücksichtsnahme, daß sie gehört werde, mit lauter Stimme. „Ist das mein Lohn? Konntest Du mich nicht fortschicken und mir diese entsetzliche Demüthigung ersparen?"

„Verhängnißvoller Zufall!" murmelte Bruno, der ganz bleich geworden war.

„Zufall war mein Erscheinen," erwiderte Leonie heftig. „Gottlob, daß Du wenigstens nicht sagst, ich sei gekommen, Dein Rendezvous zu stören. Doch! fast wollte ich, Du hättest das Messer im Herzen, das jetzt da, in dem meinigen sitzt!" Sie griff krampfhaft an ihre Brust. „Bist Du ein Mann? Konntest Du mich so mit Füßen treten? Meine Thränen vor Zeugen profaniren? O warum kann der jetzige Moment nicht der letzte meines Lebens sein, meine letzte, letzte Stunde!"

Sie schlug die Hände verzweiflungsvoll zusammen.

„Hab' ich Dich hierher gerufen?" antwortete Bruno ruhig und maßvoll, wie sehr er sich auch durch Leonie's Auftreten herausgefordert fühlte. „Habe ich Dich hier zurückgehalten? Habe ich Dich willkommen geheißen? Wäre nicht Dir allein die Schuld beizumessen, dieses peinvolle Zusammentreffen veranlaßt zu haben, so müßte ich darin nur eine Ausgleichung, die das Schicksal selbst übernimmt, erblicken, um von Deiner Furcht zu erlangen, was Dein Edelmuth versagt: daß Du nämlich Cornelia's Geheimniß um den Preis schonst, damit das Deinige geschont bleibe."

„Sieh da," rief Leonie höhnisch, „Du vergissest selbst im Affect dieses Augenblickes nicht, auf den Unfall, der mich trifft, zu speculiren! Doch höre Eins!" Ihre Blicke fixirten Bruno finster, ihr ganzer Zorn wallte auf. „Ich wollte, daß ich Dich schon so verachten könnte, wie ich Dich heute noch hassen muß. Dir eine solche Demüthigung zu verzeihen, daß mich die Rivalin triumphirend, lachend zu Deinen Füßen gesehen, zu vergessen — zu verzeihen — dazu gehört ein großes Herz, ein Edelmuth, so groß, wie die Brutalität, welcher Du mich ausgesetzt hast!"

Sie trat an die Thür des Nebenzimmers und rief, den Kopf unter der erhobenen Portière hervorstreckend, Cornelia, die leichenbleich an Frau Hassenfeld's Seite stand, zu:

„Heuchlerin! Das Ableugnen Deiner Liebschaft ist Dir und mir schlecht bekommen! Nur triumphire nicht im stillen über mich! Erinnere Dich, daß die Hand des Mannes, der mich heute vor Dir mißhandelt, meine Wangen vor Kurzem noch eben so schmeichlerisch gestreichelt, als wenige Minuten vor meinem Erscheinen die Deinigen!"

Sie schoß, einen funkelnden Zornblick auf Bruno schleudernd, mit fieberisch geröthetem Gesichte zur Thür hinaus.

---

## Dreizehntes Capitel.

### Was sich mit dem gefangenen Negroni ereignet.

Der dritte Tag seit Bruno Haldenried's Freilassung neigte sich schon zu seinem Ende. Die feuchte, laue, windstille Witterung hatte einen dicken Nebel ausgebreitet, der das Pariser Häusermeer fast bis auf die Dächer hinab bedeckte und das Abenddunkel herbeiführte, ehe noch die Sonne hinter den westlichen Linien des Boulogner Gehölzes niedergegangen war.

Negroni stand an dem vergitterten Fensterchen seiner Zelle in der Rue de Jerusalem und starrte gedankenschwer in einen schmalen, trostlosen Hofraum hinab, in welchem Sträflinge unter der Aufsicht eines mit Säbel und Gewehr bewaffneten Wärters Holz spalteten.

Sechs Tage waren seit seiner Verhaftung verflossen, ohne daß er zu einem Verhör vorgerufen worden wäre, oder aus irgend einem Umstande zu erkennen vermocht hätte, wie schwer das Ungewitter sei, das sich aus dem ihn erwartenden Anklagezustande entwickelt. Er hatte bisher nur den Gefängnißwärter gesehen, welcher ihn täglich mit der schmalen, nothdürftigen Kerkerkost versorgte. Sonst hatte noch Niemand von seiner Anwesenheit Notiz genommen, mit Ausnahme einer im Inneren den Dienst versehenden Patrouille, die bei Tag und Nacht zu verschiedenen Stunden auf ihrem Rundgang erschienen war, um sich immer von Neuem von der Gegenwart der gefangenen Opfer zu überzeugen und deren Treiben von Zeit zu Zeit zu controliren.

Negroni hatte noch keine Ahnung, daß sich Bruno bereits wieder auf freiem Fuße befinde; er hielt es im Gegentheil nicht für unwahrscheinlich, daß derselbe in einer langwierigen Untersuchung hingehalten werden würde. Ebenso unbekannt war ihm das Schicksal Artesini's und Surio's. Ihm wäre die Ansicht kindisch erschienen, daß Einem derselben oder gar Beiden die Flucht gelungen sein sollte, besonders da er von dem Gedanken ausgehen mußte, daß der Einfall der Polizei in sein Haus lediglich seinen zwei hochverdächtigen Landsleuten zuzuschreiben sei. Er konnte nicht wissen, daß die nächste Ursache seiner Verhaftung eine erbärmliche Intrigue des Grafen Thieboldsegg gewesen, und daß es nur auf Bruno's Gefangennehmung abgesehen gewesen war, welchen er, gerade umgekehrt, als das zufällig mitfallende Opfer einer demselben fremden Situation betrachtete und still beklagte.

Gesetzt aber, daß er den wahren Zusammenhang der nächtlichen Razzia gekannt hätte, so würde diese Erkenntniß von der Last seiner Besorgnisse wenig oder nichts weggenommen haben. Dann hätte eben nur eine kleinliche polizeiliche Absicht einen Erfolg von unberechneter Tragweite gehabt, indem auf der Jagd nach einem kleinen Vogel zwei mächtige Wehrwölfe mitgefangen worden waren.

Der Angelpunkt der Frage konnte jetzt nur der sein, ob Surio und Artesini sich der Verhaftung entzogen hätten? Aller vernünftigen Voraussicht nach, mußte sich Negroni dieser Frage verneinen, denn

Artesini hätte gewiß nur durch die Gunst eines Zufalls, auf den in tausend Fällen nicht zweimal zu rechnen wäre, das Freie erreicht und zur Stunde war noch nicht vorauszusagen, ob eine so stigmatisirte Persönlichkeit, wie die seinige, wenn auch mit einem falschen Passe ausgerüstet und durch List und Routine unterstützt, den langen, gefahrvollen Marsch über die französischen Grenzen glücklich zurücklegen werde. Selbst diesen günstigen Fall angenommen, war für Negroni noch wenig gewonnen, wenn man sich nur Surio's bemächtigt hätte. Der Weg, den Surio eingeschlagen, war nämlich nicht minder gefährlich, als der durch's Fenster. Negroni, der die Localitäten seines Hauses in der Rue St. Jacques zum Zweck einer eventuellen Flucht längst schon studirt hatte, nahm nicht einmal an, daß Surio seine mächtige Gestalt durch den Schornstein gezwängt haben könne, und er wußte, daß oben, vom Dache aus, die Weiterreise nur durch einen Salto mortale, welcher das Genick kosten konnte, zu ermöglichen war.

Negroni gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Polizei, von der er zwar bis dahin in Ruhe gelassen worden war, ihre Augen nicht schon längst auf ihn geworfen haben sollte, und seine Verhaftung erst dann vorgenommen haben dürfte, als sich die Schuldbeweise gegen ihn in ihrer Hand heimlich so angehäuft hatten, daß sie schwer genug waren, um ihn zu zermalmen.

Negroni war zu energisch, um sich nicht auf Alles gefaßt zu machen und zu klug und weitausblickend, um sich überraschen zu lassen, wenn er, unter dem Damoklesschwerte einer ihm noch unbekannten Anklage schwebend, seine persönliche Lage im Dunkel des Kerkers mit dem schwärzesten Pessimismus beurtheilte.

War es denn so unmöglich, daß die Polizei die Doppelrolle, welche er in Paris seit Monaten gespielt, endlich durchschaut haben sollte? Der größte Meister listiger Verstellung und Verschlagenheit kann das Licht einer sorgfältigen Kritik nicht auf die Dauer ertragen. Selbst, wenn ihn, was so leicht und oft geschieht, kein Zufall oder eine als zu gering anschlagende Kleinigkeit demaskirt, besitzt er einen ewigen Verräther an sich, daß heißt, an der Täuschung selber, welche eine fingirte, unstichhaltige Wirklichkeit ist, oder, was dasselbe ist, an dem nicht hinwegzutilgenden Contrast der Persönlichkeit und ihrer Aeußerungen.

Der Chevalier Negroni, der in der Rue St. Jacques wohnte, und jener Negroni, welchen die geheime Diplomatie des italienischen Geheimbundes als ihren Botschafter auf den brennenden Boden von Paris gesandt hatte, waren zwei ganz verschiedene Menschen.

Jener Erste war der auffallend schöne Mann, der seine politische Harmlosigkeit bis zur Affectation zur Schau trug und durch die bizarrsten Manieren auffallen wollte. Er zeigte sich überall, ging selbst mit einem Körbchen auf den Markt, vertrieb sich die Zeit mit Kochen, bewohnte ein kleines, durchsichtiges Haus, in welchem kaum etwas heimlich vor sich gehen konnte. Bei seiner Ankunft in Paris ganz unbekannt, hatte er in kürzester Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verstanden. Er hatte die Absicht dabei, die Blicke der Menschen auf diese Aeußerlichkeiten zu fixiren und sie von dem Wesentlichen abzuleiten; er wollte ihnen zeigen, daß sein Lebenswandel die Dunkelheit, die Unscheinbarkeit und die Absonderung nicht zu suchen habe, in deren Schooße der Clubmann und Verschwörer eigentlich allein sicher existiren kann.

Dieser ostensible Negroni war aber einer frappanten Verwandlung fähig, sobald er seinen talarähnlichen Mantel mit einem ganz entstellenden Anzuge vertauschte und sich in sein heimliches Büreau begab, das in einem der zwischen Paris und Passy zerstreut gelegenen Landhäuser eine glückliche und zweckentsprechende Lage und Einrichtung hatte. Dieser Negroni war der wahre, und lebendige, und der andere nur ein Strohmann, eine Puppe.

Bei diesem Bewußtsein war es natürlich, daß sich ihm, als er in der Zelle der Rue de Jerusalem festgebannt saß, die Befürchtung mit aller Macht aufdrängen mußte, daß das Falkenauge der Behörde unter dem Flitterwerk seines theatralischen Anzugs seine wahre, echte, staatsgefährliche Gestalt erschaut habe, und da er in dieser Richtung sein Gewissen schwer beladen fühlte, ließ er die bunte Menge der ihn gravirenden Vorfälle, deren Geburtsstätte sein heimliches Büreau gewesen, an sich im Geiste vorübergehen, indem er von Fall zu Fall die verzweifelte Frage an sich selbst richtete, wie er sich vor den seiner harrenden Richtern werde rein waschen können? . . .

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß die kurze Haft von wenigen Tagen auf eine so fein und sensible angelegte, stürmisch reagirende Natur, wie die seinige, so rasch zerstörend eingewirkt hatte.

Sein Antlitz, war jederzeit bleich, hatte eine krankhaft weißliche Farbe angenommen, seine klaren, braunen Augen, welche bei der geringsten inneren Regung so seltsam auffunkelten, waren trübe, starr und in Folge von Schlaflosigkeit bläulich umrändert.

In diesem Zustande und bei dieser Gemüthsstimmung bot ihm der Blick in den finsteren Hofraum auf die unten Holz spaltenden Sträflinge wenig Trost und Erheiterung, aber es muß beigefügt werden, daß ihn in diesem Augenblicke die Aussicht auf die lachendste Landschaft nicht erquickt, nicht einmal zerstreut hätte.

Tiefe Organisationen von vorherrschender Nervosität, zu welchen Negroni gehörte, lassen sich ihren Kummer nicht so leicht wegescamotiren. Sie schwelgen eben so wenig in ihrem Unglück, aber sie verjagen auch vorsätzlich alle sophistischen Illusionen. Indem sie ihr Schicksal acceptiren und den Becher bis auf den letzten Tropfen leeren, suchen sie den einzigen Trost darin, vor dem Unvermeidlichen nicht zu erschrecken und sich der Schwäche eitler, immer schmeichlerisch heranfliegender Hoffnungen zu entschlagen. Waren sie überdies vom Leben schon oft und hart geprüft, so setzt sich in ihrem Inneren eine bleierne Melancholie fest, welche sich ungerufen über sie ausbreitet und alle heiteren Bilder der Seele umschleiert. Die Welt büßt all ihre Reize ein, sie erscheint dem Leidenden schal und bettelhaft. Er

wünscht nichts mehr und verachtet Alles. Apathie und Gleichgültigkeit gegen das Leben ist dann der Heroismus, mit welchem er das Blutgerüst besteigt.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Negroni betrachten, wie er am Gitterfenster lehnt, in tiefster Seele erkrankt, doch schon frei von dem Conflict zwischen Freiheit und Gefangenschaft, ohne jede Zuckung ringender Lebenslust, von dem Bewußtsein bitter getränkt, daß ihm nicht vergönnt sei, den Sieg seiner Sache zu erleben und daß er Tausenden von Märtyrern nachfolge und wohl noch Tausenden vorangehe. . . . . .

Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und versuchte, müde und abgespannt, einzuschlafen, aber der unwillkürlich strömende Zug seiner trübsinnigen Meditationen ließ ihn lange nicht dazu kommen. Ihm war es, wie wenn er sich in diesem Augenblicke wieder auf dem Felsenriffe von San Stefano befände und an alle Schrecken jenes Aufenthalts gewöhnt, wie damals nur von einer Seite Befreiung erwartete, von jener Seite, von welcher zuletzt allen Sterblichen geholfen wird. . . Diese grausenvolle Reminiscenz trat in seinem Geiste mit solcher Anschaulichkeit hervor, daß er das von der Straße dumpf heraufhallende Geräusch der Menschen und Wagen mit dem monetonen Geräusch der Meereswellen zu verwechseln begann, daß er in seinem Kerkergrabe von San Stefano Tag und Nacht schwächer und stärker branden gehört, wie in ewiger Arbeit begriffen die Veste zu unterhöhlen und zu demoliren, ohne je damit fertig zu werden.

„Doch," sagte er plötzlich zu sich, wie erwachend, „ich bin nicht auf San Stefano! Wie kam ich darauf, mir's jetzt zu denken? Wohl nur, weil Cayenne oder eine algerische Casematte, die mich erwarten, nicht wirthlicher, nicht minder trostlos sind. Vielleicht auch deßhalb, weil ich seitdem, trotz neuer Anstrengungen und Gefahren, nicht weiter von der Stelle gekommen bin! Ich bin hoffnungslos gefangen wie damals und die Welt ist nicht weiter, als sie es um jene Zeit war! Ein Fluch ist seit Beginn der Tage über die Arbeit der Menschen gesprochen; auf der meinigen lastet er tausendfach! Die Menschheit kommt mir vor wie ein auf dem Trocknen liegendes Schiff, welches nur mit unserem Blute flott gemacht werden kann und dann ein Stück weiter schwimmt. Und jener, der Zahl nach weitaus größte Menschenhaufe, der ewig nach Hülfe schreit und doch selbst keinen Finger weder für sich noch für seine bedrohten Helfer rührt, derselbe Haufe, den Dante „die Elenden" nennt, „die nie lebendig waren," er ist der eigentliche lachende Erbe der Revolutionen! Für ihn ist der Vortheil, der zuweilen abfällt, für mich, für uns die Marter, der Kerker, das Fallbeil, ja die Schande! . . . Das ist erbärmlich! Und doch, was thäte ich jetzt, wenn meine Thür aufspränge und ich wieder nach Hause gehen könnte? Gewiß würde ich kein guter Bürger werden, sondern den Faden der Verschwörungen wieder aufnehmen und weiter spinnen, so lange man mich spinnen ließe. . . . O freue dich, Menschheit, dieser Wahnsinnigen, vom Freiheitsgeiste Besessenen. . . ."

Nicht lange darauf stockte unbemerkt sein Gedankenzug und er schlummerte ein. Ihm träumte.

Er befand sich auf einer riesigen Höllenmaschine, welche wie eine haushohe Locomotive aussah. Surio und Artesini standen ihm zur Seite, beide noch größer, als sie in Wirklichkeit waren, von fratzenhaft verwildertem Aussehen, wie zwei Riesenpopanze, neben welchen er sich wie ein kleiner Knabe vorkam. Die Locomotive brauste mit ihnen, mit der Schnelligkeit des Sturmes und einem betäubenden Geräusche, außerhalb jedes Geleises auf freiem Felde dahin und näherte sich mit wahnsinniger Eile einem Abgrund, von welchem sie herabstürzen mußte. Negroni, voll Entsetzen fing zu bremsen an, allein seine beiden Begleiter heizten und heizten mit ganzen Holzstämmen, während sie Negroni's kindische Anstrengungen verhöhnten. Schon war die Locomotive am schwindlichen Rande und schon stürzte sie sich, im wildesten Sprunge weit in die Luft hinaus fahrend, pfeifend, knisternd und funkensprühend hinab. Negroni verlor die Besinnung. Als er sie wieder erhalten hatte, war die Maschine nicht zertrümmert, sondern fuhr mit derselben Furie, wie früher, unter dem schwarzen Gewölk ihres massenhaft hervorströmenden Rauches weiter. Es war eine entsetzliche Fahrt, denn die Locomotive nahte dem Ufer des Meeres, als wolle sie diesmal auf dessen Grunde versinken. Den gewissen Untergang vor Augen, machte Negroni seine diabolischen Gefährten auf diese neue Gefahr aufmerksam, aber diese antworteten mit Lachen. Da drehte er sich rasch bei Seite und stürzte sich, nicht um sich zu retten, sondern um die Folter der langen, endlosen Angst zu verkürzen, mit einer wollüstig kitzelnden Todeslust vom Tender herab. . . . . .

Gleichzeitig mit dem Sturze im Traume war er aus seinem entsetzlichen, fiebervollen Schlafe erwacht und in demselben Augenblicke trat auch sein Gefängnißwärter durch die geöffnete Thür ein.

Negroni sah ihn mit verstörten Augen sprachlos und regungslos an.

„Sie haben," sagte der Gefängnißwärter, „die Wäsche zu wechseln gewünscht. Man hat Ihnen das Nöthige aus Ihrer Wohnung holen lassen."

Er zeigte auf ein Bündel, das er mitgebracht hatte.

Negroni warf einen Blick darauf, ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich von der Stelle zu rühren, wie sonderbar es ihm auch vorkam, daß der Staat, der in solchen Fällen seinen Gefangenen die Bekleidung zu liefern pflegt, sich bei ihm aus unbegreiflicher Oekonomie seiner Verpflichtung entziehe.

„Halten Sie sich bereit," sprach der Gefängnißwärter im Abgehen, „Sie können alle Augenblicke vor den Instructionsrichter geladen werden."

Negroni von diesen Worten betroffen, erhob sich.

„Es geht los!" sagte er zu sich, während der Wärter den Schlüssel umdrehte und seines Weges ging. „Es geht bald los."

Er wühlte mechanisch in dem zurückgelassenen Bündel, in welchem man mit einer bemerkenswerthen

Vorsorge nicht Wäsche allein, sondern auch alles Andere, zu einem vollständigen Anzuge Erforderliche gelegt, während seine Gedanken noch halb in dem überstandenen Traume verweilten und die Gestalten Surio's und Artesini's noch immer vor seiner Phantasie ihr furchtbares Höllengespann kutschirten. Auch als sein Kopf wieder zur normalen Ruhe gelangt war, wollte ihn das Bild der beiden Italiener noch immer nicht verlassen und er fand, daß sie selbst ohne jede phantastische Ausschmückung zwei entsetzliche Burschen seien, in deren Gesellschaft selbst der bestens beleumundete Mensch nicht angetroffen werden dürfe, ohne sich die ärgsten Verlegenheiten zu bereiten.

Negroni, der das Vorleben der Beiden genau kannte, wußte, daß dieses Paar des Mordes an dem Grafen Rossi verdächtig war und sich kurze Zeit darauf in Turin, wo es ein Asyl gefunden, durch ein vereiteltes Attentat auf Carl Albert berüchtigt und unmöglich gemacht habe. Dies Alles mußte aber auch dem geheimen Polizei-Cabinet bekannt sein.

Nach diesen Andeutungen wird der Leser wohl der Ansicht sein, daß Negroni nicht allzuschnell den Muth verloren. Dazu kam das Vorhandensein der Höllenmaschine, welche, wenn sie nicht schon entdeckt worden war, jetzt, bei der in Folge der stattgehabten Verhaftungen verschärften Bahnaufsicht gewiß entdeckt werden würde. . . .

Negroni hatte sich umzukleiden angefangen, als der Gefängnißwärter in Begleitung dreier Polizeisoldaten eintrat.

„Sie haben uns zu folgen," sagte einer derselben im Commandotone.

„Ich bin gleich fertig!" warf Negroni hin, indem er mit doppelter Eile seine Toilette fortsetzte.

Eine Weile später marschirte er, von seiner Escorte umzingelt, aus seiner Zelle heraus. Nachdem alle vier treppauf, treppab durch lange, schmale, von Oellicht matt beleuchtete Gänge gekommen waren, langten sie in der Region der Gasbeleuchtung an, welche andeutete, daß man die Detentionslocale verlassen habe und sich im Rayon der Büreaux und Gerichtssäle befinde.

Vor einer Thür, vor welcher einige Mann Wache standen, wurde Negroni an diese abgegeben und einzutreten bedeutet.

Er trat in ein Vorzimmer und aus diesem in ein weites Gemach, das sich durch das Ameublement und allerhand Ausschmückungsgegenstände als das Büreau eines hohen Beamten, wahrscheinlich des Polizeipräfecten, darzustellen schien.

Der Büreauchef, ein mittelgroßer, magerer, scharf und energisch aussehender Mann im vorgerückten Mannesalter, schien den Gefangenen auf seinem üppig gepolsterten Fauteuil erwartet zu haben, da er sich bei seinem Anblick sofort erhob und einem ihm gegenüber sitzenden Schriftführer ein Zeichen gab, während einige fein, ja vornehm gekleidete Herren, die sich in der Mitte des Zimmers unterhalten hatten, sich in's Nebenzimmer zurückzogen.

Nachdem der oben beschriebene Functionair ein Actenheft in die Hand genommen und hineingeblickt hatte, trat er ein paar Schritte dem Angeklagten näher.

„Sie sind," sprach er kurz und fest, „am einundzwanzigsten Februar um neun Uhr Abends in Ihrer Wohnung verhaftet worden."

„Eine Thatsache," erwiderte Negroni leichthin, deren Gründen ich schon sechs Tage lang vergebens nachsinne" —

„Sie heißen?"

„Chevalier Negroni," war die Antwort, worauf der Schriftführer die Protokollirung begann.

„Ihr Geburtsort?"

„Ich bin in Neapel geboren."

„Ihr Alter?"

„Zweiunddreißig Jahre am vergangenen zweiten December."

„Welche Beschäftigung haben Sie?"

„Ich lebe gegenwärtig als Privatier hier mit meiner kranken Schwester."

„Sie sind ein Flüchtling?"

„Als solcher habe ich mich auf der Pariser Präfectur gleich nach meiner Ankunft in Paris bekannt und gemeldet."

„Warum sind Sie aus Italien geflohen?"

„Ungefähr aus derselben Ursache, aus welcher das gegenwärtige Oberhaupt Frankreichs seiner Zeit die Flucht ergriffen."

„Diese Anspielung ist bei den Haaren herbeigezogen, bleiben Sie streng bei der Sache," sprach der Verhörrichter mit erhöhter Stimme und im Tone eines starken Verweises.

„Ich kann nicht glauben," versetzte Negroni äußerst ruhig, „bei der Bezeichnung meines Verbrechens gar zu unklar oder weitschweifig gewesen zu sein."

„In welchem Verhältniß haben Sie zu dem österreichischen Flüchtling Bruno Haldenried gestanden?"

„In einem rein freundschaftlichen," gab Negroni zur Antwort. „Er ist ein gebildeter, junger Mann, dessen Charakter mir Interesse einflößt, und mit dem ich gern Umgang gehabt habe. Ich bedauere, daß ihn bei einem harmlosen Besuche in meinem Hause ein solcher Unfall mitbetroffen hat."

Er ist bereits auf freiem Fuße," sagte der Beamte. „Sie ersehen daraus, daß die Behörde selbst im Widerscheine der gravirendsten Umstände den Schuldigen von dem Unschuldigen mit unbeirrten Augen rasch zu trennen weiß."

„Diesen Trost nehme ich selber mit in Anspruch," erwiderte Negroni, im Innern gerade durch diesen Umstand in Bezug auf seine Sache ganz entmuthigt.

„Können Sie ein gleich harmloses Zeugniß Ihren zwei Landsleuten ausstellen, deren Eintreten bei Ihnen die Verhaftung zur unmittelbaren Folge gehabt.?

„Da scheint ein Irrthum obzuwalten," erwiderte Negroni. „Ich war allein mit Herrn Bruno Haldenried, als die polizeiliche Descente statt hatte und wurde mit ihm allein abgeführt."

„Sie läugnen umsonst! Die beiden Genannten sind genau beobachtet worden und die Agenten haben sie zu Ihnen hinaufgehen gesehen."

„Dann werden die Agenten am besten Auskunft

geben können. Ich vermag es nicht, da ich Niemand bei mir empfangen habe."

„Gut," fuhr der Beamte mit unerschütterlicher Ruhe fort. „In welchen Beziehungen haben Sie zu Angelo Surio und Gaetano Artesini gestanden?"

„Die Namen klingen mir neu," gab Negroni zur Antwort.

„Sie werden den Ton Ihrer Antworten doch ändern," sprach der Beamte, „wenn ich Ihnen erkläre, daß Angelo Surio in den Händen des Gerichtes ist."

„Möglich!" sagte Negroni mit Achselzucken.

„Alles ist wahr," rief der Functionair mit unerwarteter Heftigkeit, „was ich Ihnen amtlich so offen und bestimmt erkläre. Ich gestatte da keinen Zweifel."

„Ich wollte Sie nicht verletzen," sprach Negroni, „denn mir kann es gleichgültig sein, was aus einem mir Unbekannten geworden sein mag."

„Ebenso unantastbar ist es, wenn ich Ihnen ferner eröffne, daß es Artesini gelungen ist, die Flucht zu ergreifen, daß er wenigstens bis heute nicht eingefangen ist. Er hat sich außerhalb des Fensters, auf dem Gesimse sitzend, an einer Strickleiter herabgelassen." Der Beamte wandte sich um und zeigte dieselbe. „Hier ist sie; der Zeit nach, in welcher es geschehen, müssen Sie ihm behülflich gewesen sein, wie schon aus dem hinter ihm geschlossenen Fenster deutlich hervorgeht."

„Ich kann an meiner Aussage nichts ändern," erwiderte Negroni. „Wenn ich von den Genannten Kenntniß hätte und daher eine Ueberweisung gewärtigen müßte, so würde mir die gewöhnlichste Klugheit rathen, mir eine Hinterthür zu öffnen und aus diesem Grunde vielleicht zu sagen, daß die zwei in Rede stehenden Personen, mit welchen ich im übrigen keine Gemeinschaft hätte, in der Noth zu mir geflüchtet und auf die gemeinsame Landsmannschaft appellirt hätten."

„Sie sprechen nicht die Wahrheit," versetzte der Beamte, welchen inzwischen zu Negroni's Erstaunen der Schriftführer bei einer nebensächlichen Anfrage Excellenz titulirt hatte. „Die Theorie Ihrer Vertheidigung ist nicht glücklich, den Beweisen gegenüber, welche diese Acten enthalten! Sie würden sich besser dienen, nach bestem Wissen und Gewissen zu reden. Wenn Sie dagegen mit Ausflüchten und absoluten Verneinungen die zwei genannten Individuen zu decken beabsichtigen, setzen Sie sich dem Scheine aus, daß Sie sich mitschuldig fühlen. Wie es steht, rathe ich Ihnen, wenn Sie schuldlos sind, Ihr Schicksal von dem der beiden Anderen zu trennen. Surio ist gefangen, ich wiederhole es Ihnen; auch die Kiste, welche auf dem Ostbahnhof zur Verübung einer fluchwürdigen Handlung angekommen, ist in gerichtlicher Gewalt. Was haben Sie darauf zu sagen?"

„Daß das Alles mich nichts angehe," gab Negroni, dessen ohnehin blasses Gesicht noch mehr erblaßt war, mit von Affect angegriffener Stimme zur Antwort.

„Ueberlegen Sie es sich noch einmal," sagte der Functionair in einem milderen Tone, als er ihn bisher angeschlagen hatte. „Obwohl die Voruntersuchung noch lange nicht geschlossen ist, erhellt bereits sonnenklar, daß die vorhandenen, gegen Sie gerichteten Schuldbeweise hinreichen, Sie zu zermalmen. Sie können die Complicität nicht mehr abschütteln, verschmähen Sie es daher nicht, Ihre Richter auf alle Umstände, welche Ihre Schuld mildern und vermindern können, aufmerksam zu machen. Glauben Sie mir, daß Sie Ihr Schicksal nicht mehr in Ihrer Hand haben."

„Ich fürchte es, ich fürchte es," sprach Negroni, auf den diese Rede Eindruck gemacht hatte, mit einer flüchtigen Verwirrung, worauf er gleich wieder mit völliger Geistesgegenwart hinzusetzte: „Ich mache mir keine Illusionen über die Lage, in welcher ich schwebe, wenn die Politik über mich zu Gericht sitzt, aber ich fühlte sofort ein mächtiges Vertrauen erwachen, wenn ich zu erwarten hätte, nach dem Buchstaben des französischen Code pénal gerichtet zu werden. Sie haben bereits den Stab über mich gebrochen, mir aber noch nicht gesagt, welches Verbrechens ich incriminirt werde?"

„Das hat der Staatsanwalt zu formuliren und Sie werden es zur rechten Zeit vernehmen." Der Beamte klingelte und Negroni wurde auf diesen Wink hinabgeführt. Da seine Gedanken noch mitten in der eben erlebten Verhörsscene standen, merkte er es nicht früher, daß er auf einem anderen Wege, als den er gekommen war, zurückgeführt wurde, bis er in die Wachstube parterre eintrat. Sie war mit Polizei-Soldaten angefüllt. Einige lagen angekleidet auf ihren Matratzen, die anderen saßen in Hemdärmeln um einen Tisch und füllten in der nonchalantesten Weise, Pfeifchen oder Cigarren im Munde, die Pause ihres Dienstes mit Kartenspiel aus.

Da errieth Negroni sofort, daß ihn eine Wohnungsveränderung erwarte, welche nach dem Stande seines Processes, wie sich derselbe in dem bestandenen Verhöre gestaltet, in Bezug auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit unmöglich Gewinn verheißen konnte.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte er stehend so gewartet haben, als er von Müdigkeit und geistiger Abspannung befallen, einem Sitze zuwankte und nach einem Glase Wasser verlangte, welches ihm stumm aber bereitwillig dargeboten wurde.

„Surio gefangen, die Höllenmaschine angehalten," summte es ihm im Kopfe mit wirbelndem Ungestüm immerfort, ohne daß er diesen Gedanken Halt gebieten konnte, wie wenn er wachend seinen vorigen Traum von neuem träumte und auf der infernalischen Locomotive die Fahrt über Berge und Abgründe wieder fortsetzte. — —

Endlich öffnete sich die Thür. Ein paar Herren, die Beamten gleichsahen, kamen auf der Schwelle zum Vorschein.

Nur Einer trat auf Negroni näher zu, indem er mit lauter und gemessener Stimme sagte:

„Auf Befehl des Herrn Polizeiministers!"

Auf das Zeichen zum Aufbruch hin, das in diesen Worten gegeben war, stand Negroni auf und ging unter Begleitung zur Thür hinaus.

Draußen stand ein zweispänniger Wagen, der Kutscher saß, zur Abfahrt bereit, auf dem Bocke, wäh-

rend ein Polizeimann den Schlag zum Einsteigen schon offen hielt.

Negroni war der Erste eingestiegen, ihm waren drei Herren in Civilkleidung gefolgt, worauf die Pferde anzogen und im raschesten Trabe davonjagten.

Da die Wagenfenster verhängt waren, konnte der Gefangene nicht bestimmen, nach welcher Richtung er geführt werde. Er hatte nach einer halbstündigen Fahrt nur die Gewißheit, daß es aus Paris hinausgehe, als plötzlich der zu beiden Seiten eindringende Schimmer des Gases erloschen war.

Negroni mochte sich den Kopf nicht lange mit Hin- und Herrathen zerbrechen, welches der umliegenden Staatsgefängnisse ihn aufzunehmen bestimmt sei. Er warf sich auf seinem Sitze zurück und versuchte einzuschlafen. Die tiefer schöpfte Natur versetzte ihn bald in den beruhigenden Zustand, dessen er so bedürftig war und hob die Qual des Nachdenkens und eines zerrütteten Selbstbewußtseins wohlthätig auf.

Negroni erwachte erst in demselben Moment, als der Wagen plötzlich angehalten hatte. Sein Schlaf war so tief gewesen, daß er nicht wußte, ob er nur eine Weile oder schon eine ganze Nacht geschlafen habe.

„Wir sind am Ziel!“ sagte Einer der Begleiter zu ihm, während er ausstieg.

Negroni warf im Aussteigen, von begreiflicher Neugier getrieben, einen Blick um sich, um zu errathen, wo er sich befinde. Die finstere, nebelvolle Nacht ließ ihn nichts unterscheiden, als ein paar Bäume und das allernächste Stück des Gebäudes, an welches der Wagen dicht herangefahren war. Tiefe, nächtliche Stille herrschte ringsum, eine Stille, welche nur von einem matten Geräusche unterbrochen wurde, wie wenn in einiger Entfernung viele Pferde theils scharrten, theils aufstampften.

Die schmale, aber hohe, alterthümlich aussehende Thür, offenbar ein rückwärtiger Seiteneingang, war außen von keiner Laterne beleuchtet, nur auf dem rechten Flügel des Gebäudes fiel ein Lichtreflex weit hinaus.

„Die Pferde, die Pferde!“ dachte Negroni, während einer augenblicklichen Pause, welche durch das Klingeln und Oeffnen entstanden war. „Sollte das Vincennes sein?“

Da öffnete sich die Thür und Negroni schritt durch eine Doppelreihe von Soldaten einen Gang hindurch, an dessen Ende sich ihm wieder eine Thür, von galonirten Bedienten bewacht, öffnete.

Negroni erstarrten die Füße auf der Schwelle, er mußte unwillkürlich mit beiden Händen über die Augen fahren, welche, so lange an Finsterniß gewöhnt, von der in diesem Raume herrschenden sumptuösen Beleuchtung geblendet, zurückschraken. Aber auch noch dann, als er wieder das, was ihn umgab, zu schauen und zu erkennen vermochte, war sein Geist nicht weniger geblendet, als seine Augen. Ihm war wie in einem Kindestraume, wie dem Ritter im Märchen, der in das tiefste Verließ geführt zu werden vermeinte und in einen unterirdischen Zauberpallast gekommen war. Die Ueberraschung ließ ihn gar nicht das Gesammtbild zusammenfassen, seine Blicke fuhren vom Einzelnen auf's Einzelne, von den zwei prachtvollen Vasen, die den Fuß der Treppe schmückten, auf die Plafondmalerei, von den Girandolen auf das vergoldete Geländer, bald auf dieses, bald jenes statuarische Schmuckwerk, als er die teppichbedeckten Stufen hinaufeilte, wie um auf's schnellste die Lösung des Räthsels zu erreichen.

Erst oben angekommen, bemerkte er, daß ihm keiner seiner bisherigen Begleiter gefolgt sei, wo ihm zwei Herren, die ihm entgegentraten, den Weg in eine offenstehende Antichambre wiesen.

Dort eintretend, fiel sein erster Blick auf eine Uhr. Der Zeiger zeigte auf halb elf. Da sah er, daß er nur zwei Stunden ungefähr gefahren sei und von Paris nicht ferne sein könne.

Da that sich die anstoßende Thüre auf und der Herr, welcher ihn vor einigen Stunden auf der Präfectur vernommen hatte, trat hervor.

Es war der Polizeiminister.

„Chevalier Negroni!“ sagte er, indem er auf die Thür, die er halb geöffnet hinter sich gelassen hatte, mit leichter Handbewegung zeigte.

Negroni trat ein. Die Thür wurde hinter ihm geschlossen.

Er stand in einem kleinen Cabinet. Eine große, schirmbedeckte Lampe, die auf einem mit Papieren überfüllten Secretair stand, warf ihr helles Licht nur auf die nächste Umgebung und ließ die entfernteren Räume in einem sanften Halbdunkel erscheinen.

An's Fenster mit dem Rücken gelehnt, stand ein Mann von Mittelgröße in einem dunklen, bis oben zugeknöpften Rocke, von der Thür aus mit dem ersten Blicke betrachtet, einem Schatten ähnlicher, als einer lebenden Gestalt.

Doch bald sah man klar und deutlich das Oval des blassen, beinahe Leiden bekundenden Gesichtes; die ein wenig starke, doch edel gebogene Nase; die offene und tief durchgearbeitete Stirn, über welcher das dunkelbraune Haar nicht ohne kosmetische Beihilfe seine glatte und schlichte Lage hatte; die grauen Augen, äußerlich matt, weil die tiefherabsinkenden Lider die ruhige, unbeirrbare Kraft des Blickes halb und halb versteckten. Es war eine Physiognomie, welche trotz dem unbestreitbaren Interesse, welches sie einflößte, nichts Hervorstechendes, die allgemeine Aufmerksamkeit Fesselndes hatte, weil ihr Verständniß die Analyse eines weltkundigen Betrachters voraussetzte. Ein solcher fühlte sich zwar auch anfangs von der apathischen Unbeweglichkeit dieser Züge kalt angeweht, gerieth aber doch bald in eine bewegte Stimmung insofern, als aus der pergamentenen Hautoberfläche dieses Gesichtes doch eine tiefgeistige Nervösität hervorspielte und der marmorne, melancholische Ernst dieses Mannes doch im Grunde nichts als erstarrte Aufregung und in Stein verwandelte Leidenschaft war. In dieser Hinsicht gab es allerdings für den tiefer blickenden Kenner etwas Auffallendes an diesem blassen Gesichte, während für den großen Haufen der in lange gewichste Spitzen ausgehende Schnurrbart mit dem starken Kinnbarte das Hauptinteresse ausmachen und in Anspruch nehmen mußte.

Dieser soeben beschriebene Kopf war gegenwärtig das Haupt von Frankreich, der Träger desselben damals der verhaßteste Mann von Europa, der Sieger vom zweiten December, Louis Napoleon.

Negroni durchrieselte es vor Erstaunen und einer eigenthümlichen Art von Schrecken, sobald er die am Fenster lehnende Gestalt erblickt und erkannt hatte. Seine Situation war in der That nicht alltäglich, sondern wohl geeignet, Jedermann, wer er auch sei, zu frappiren. Negroni's Stellung war aber auch dadurch eine besondere, daß er im Augenblicke mitangeklagt war, gegen den Mann, vor welchem er so unverhofft ganz allein im Gemache stand, einen Meuchelmord im Schilde geführt zu haben.

Negroni blieb unweit von der Thür stehn, nachdem er sich tief verneigt hatte.

„Sie werden einigermaßen erstaunt sein," sprach der Kaiser, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Ich verhehle es nicht," erwiderte Negroni, „daß ich die ganze Unbehaglichkeit eines Menschen empfinde, welcher hier nicht an seinem Platze ist."

„Sind Sie schon irgendwo im Leben mit mir zusammengetroffen?" fragte Louis Napoleon.

„Die Ehre wurde mir nie zu Theil, als ich sie noch suchte."

„Sie heißen?"

„Chevalier Negroni."

„Lassen Sie die Maske!" warf der Kaiser mit einer kurzen Handbewegung hin. „Ich kenne Sie, Sie sind der Graf Ormondo."

Negroni warf den Kopf, erst ganz stutzig geworden, empor, ehe er ruhig und beinahe kleinlaut erwiderte:

„Ich bin es, Sire!"

„Diesen habe ich zu mir gerufen," sagte der Kaiser, indem er sich ein paar Schritte näherte. „Mit dem Chevalier Negroni will ich nichts zu thun haben!"

„Dann wenden Sie sich, Sire, an einen Verstorbenen," sagte Negroni mit durchschimmernder Bitterkeit, „denn Graf Ormondo ist aus Italien, seinem Vaterlande, für immer vertrieben, bürgerlich todt, seiner Habe beraubt, fast aller der Seinigen durch tragische Vorfälle verlustig — jener Graf Ormondo wäre nichts als ein jämmerliches Wesen, wenn er nicht Negroni geworden wäre!"

„Sie haben noch Geschwister?" fragte der Kaiser, wie ablenkend.

„Eine einzige Schwester!"

Louis Napoleon hatte aus einer Cassette, die auf dem Secretair stand, einen Brief hervorgezogen und hineingeblickt.

„Hier habe ich," sagte er langsam, den Brief noch immer unter den Augen, „den letzten Brief eines verstorbenen Bekannten, ich kann sagen, eines Freundes. Ist Ihnen die Handschrift bekannt?"

Er ließ bei diesen Worten Negroni den Brief einen Moment ansehen.

Negroni fuhr in einer gemischten Empfindung von Schmerz und Freude exaltirt auf und rief:

„Mein Vater!"

„Ja, von Ihrem Vater," bestätigte Louis Napoleon. „Ich erinnere mich oft seiner, denn er hat mir in den schlimmsten Momenten die größten Dienste edelherzig erwiesen; er hat mir vielleicht das Leben gerettet."

„Er ist im Stande gewesen, dasselbe zu thun für den geringsten seiner politischen Gesinnungsgenossen," warf Negroni mit Absicht schnell dazwischen.

„Sie sehen," sagte der Kaiser, „wie ich ihn noch ehre und Willens bin, an seinem Sohne zu thun, was ich nicht an ihm zu thun vermag, da ihn der Tod meiner Erkenntlichkeit entzogen. Ich bin entschlossen, dem Gutachten meiner bewährtesten Rathgeber zuwider, Ihnen zu gestatten, Frankreich ohne alle Bedingung zu verlassen."

„Selbst bei dem Schein einer Schuld gegen Ihre hohe Person, muß ich diese Großmuth bewundern," erwiderte Negroni, von einem mächtigen Eindruck gepackt, sich verneigend.

„Hat Ihnen Ihr Vater nie von mir erzählt?" fragte Louis Napoleon in einem, sich fast der Vertraulichkeit nähernden Tone.

„Sire," sagte Negroni, „ich würde mich einer mir schlecht anstehenden Schmeichelei schuldig machen, wenn ich die Aussprüche meines Vaters über Sie wiederholte, aber dieselben würden auch heute nach den Ereignissen der letzten Zeit einen verkehrten Sinn haben. Mein Vater war ein Patriot mit Leib und Seele, ein fanatischer Carbonari!"

„Ich weiß es, ich weiß es," rief der Kaiser leichthin. „Dieser Brief selbst giebt hinlänglich Zeugniß davon. Ich verwahre ihn wohl," fügte er mit Betonung hinzu, indem er ihn auf seinen vorigen Platz legte und die Cassette mit einem Schlüsselchen zusperrte.

„Auf diesem Orte," bemerkte Negroni, „ist das Andenken freilich sicher. Mein Vater schrieb schwerlich etwas, was die Polizei finden und lesen durfte."

„Schade," rief Louis Napoleon, als wenn er diese letzten Worte gar nicht gehört hätte, „daß das Schicksal Ihren Vater so nahe vor dem Anbruche einer großen Epoche von der Welt abgerufen. . . . ."

„Vielleicht," sprach Negroni, „hätte ihm die letzte Zeit das Herz gebrochen!"

„Vielleicht hätte sein Eingreifen Italiens Geschicken einen anderen Lauf gegeben."

„Italien bringt es zu Nichts, ohne die Sympathie seiner westlichen Nachbarn. . . ."

„Es liegt oft viel an einem einzigen Manne," bemerkte der Kaiser.

„Sehr wahr, Sire!" rief Negroni. „Die ganze Welt vereinigt sich in dieser Ansicht, wenn sie den Namen Louis Napoleon nennt!"

„Ich bin nicht verstanden," sprach der Kaiser mit einem lebhaften Ausdruck von Mißvergnügen, welchen er sofort mäßigte. „Ich fühle die Last meiner Verkennung gar wohl. Doch bin ich an sie schon gewöhnt. Sie war mein Loos seit meiner Wiege, sie verfolgte mich als Mann, sie bestieg mit mir den Präsidentenstuhl, sie umgiebt mich noch. Ich werde ihr doch entgehen, aber ich brauche Zeit, ich brauche Gelegenheit und brauche alle Mittel. Politik macht man nicht blos nach Herzenslust. Man wird Geduld ha-

ben müssen, es ist eine Tugend, die mir selbst viel gekostet. Ich zittere nicht vor dem Tode, aber Entsetzen faßt mich beim Gedanken, daß ich enden sollte, ehe ich meine Mission vollendet habe, das heißt, ehe ich dahin gekommen, nicht blos das zu thun, was gebieterische Umstände erheischen, sondern, was aus meinen eigenen Ideen geflossen ist."

„Ich wollte," rief Negroni, „daß ich das nicht allein vernommen hätte!"

„Eine Parabel!" fuhr Louis Napoleon unbeirrt fort. „Ein Seemann lichtete die Anker, um nach einer reizenden Zauberinsel zu fahren, nach welcher ihn die Sehnsucht seit Kindheit getrieben hatte. Er kam weit, sehr weit. Da brach ein Sturm los und lenkte das Schiff schnell von seiner Fahrt ab. Es fehlte nicht an Menschen auf dem Schiffe, welche darüber murrten, daß der Capitain sich so leicht habe von seiner Fahrt abbringen lassen und dem Wind und den Wellen blind folge. Sie meinten, mit ihren vereinigten Anstrengungen hätte man dem Sturme entgegensegeln können. Da der Capitain auf das Gerede nichts gab, entstand die größte Indignation gegen ihn und diese steigerte sich noch, als das Schiff nur mit knapper Noth an einem Felsenriffe landete, welches, öde und unfruchtbar, allerdings zur Zauberinsel den traurigsten Contrast bildete. Da fielen die Leute über ihn her und beschuldigten ihn, daß er aus Eigensinn und bösem Willen so gehandelt und behaupteten, daß man, wenn es nach ihnen gegangen wäre, schon jetzt auf der glückseligen Insel säße. Der Capitain stritt nicht mit den Leuten, denn er hatte die Zeit über mit Ausbesserung des Schiffes alle Hände voll zu thun. Ja, er mußte während seiner schwierigen Arbeit sogar Stimmen hören, welche aussprengten, ihm sei es überhaupt nicht Ernst damit, nach der Zauberinsel zu fahren, sondern er habe die offenbare Absicht, das Schiff an's Land zu ziehen und sich auf dem Riffe anzusiedeln, ohne zu überlegen, daß er dort verhungern und verdursten müsse. Was halten Sie nun von diesem Capitain?"

„Wenn er der Mann wäre, wie Sie ihn schildern, Sire," rief Negroni mit tiefer Bewegung, „so würde ich ihm aus Dank, daß er mich aus dem Sturme gerettet, zu Füßen sinken und ihm bei der Ausrüstung seines Schiffes als Handlanger dienen!"

„Ich sage Ihnen ein für allemal," sprach der Kaiser gelassen, aber unendlich bestimmt, „daß ich dieser Capitain bin, welcher auf dem Riffe sitzt. Ich nehme Sie mit Ihrer Zusage beim Worte. Ich habe wahrhaft Freunde nöthig!"

„Zählen Sie," rief Negroni in höchster Ueberraschung, „auf meine Hingebung! Ich wünschte nur, daß diese nicht unendlich größer wäre, als mein Talent!"

„Wir werden uns verstehen!" sprach Louis Napoleon. „Ich bin über Sie besser, als Sie glauben mögen, unterrichtet. Was diese Unterredung betrifft, so brauche ich einem Manne, welcher eine schwere Rolle mit so viel Geschicklichkeit gespielt, kein Schweigen aufzuerlegen, da, wo Veröffentlichung offenbar ein Fehlgriff, eine Thorheit, ein Verrath an sich selbst wäre. Wir werden uns bald wiedersehen. Nehmen Sie denn die Ueberzeugung mit, daß wir dasselbe Ziel erstreben, wenn wir auch noch lange, vielleicht sehr lange auf himmelweit verschiedenen Wegen vorwärts gehen."

Er reichte Negroni freundlich die Hand.

Einige Secunden später fuhr Negroni in dem Wagen, der ihn hingebracht, ohne Bewachung nach Hause zurück.

Der Umschlag seines Schicksals war ihm wie der Sprung vom Tode zu Leben.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Welcher Gang Bruno's der letzte in Paris ist.

Als Bruno seinen Entschluß, nach Oesterreich zurückzukehren, gefaßt, war er nicht blos dem wohlgemeinten Drängen seines alten Onkels, der an ihm Vaterstelle vertrat, als vielmehr der Erkenntniß seiner wahrsten Interessen gefolgt, wiewohl er es sich nicht eingestanden haben mochte, welchen heimlichen Einfluß auf diesen Schritt seine Liebe ausgeübt hatte. Gewiß war es, daß ihn zu Hause ein großer Wirkungskreis erwartete, da er als der präsumtive Erbe eines Millionärs anzusehen war, während er im Exil Gefahr lief, seine Jugend zu vertändeln oder auf Irrbahnen hinzubringen. Er war der einzige Mensch, den sein krank und schwach gewordener Onkel zur Verwaltung und zum Zusammenhalten seines großen Vermögens zu berufen hatte, seitdem der andere Neffe, Bruno's Bruder, Arthur, von dem politisch exaltirten Greise so gut wie enterbt und in die Acht erklärt war, weil er in den Reihen des österreichischen Militärs ausharrte und seine Rittmeisterstelle nicht niederlegte.

Hätte Bruno das Hauptmotiv zu seiner Rückkehr von seiner Liebe empfangen, so wäre die Liebe nur der Sporn gewesen, welcher ihn antrieb, das eigenste Interesse seiner Lebensstellung mit Feuer zu ergreifen. Das einzige Bedenken, welches sich seinem stürmischen Rückmarsche in den Weg stellen konnte, war die Frage, ob er sich nicht über seine politische Vergangenheit zu verantworten haben werde, und ob die Aussicht auf völlige Straffreiheit, welche ihm und seinem Onkel unter der Hand von einflußreicher Seite her gegeben war, eine hinlänglich feste Grundlage bilde, um darauf seine Pläne zu bauen?

Bruno's Onkel, der die Unterhandlungen in dieser Angelegenheit geführt, war allein in der Lage, auf obige Frage zu antworten und er rieth zu dem Schritte unbedingt. Da er seinen Neffen überaus liebte und eher zum schwärzesten Pessimismus als zu übereiltem Vertrauen sich neigte, war anzunehmen, daß die von ihm erwirkten Zugeständnisse hinreichende Garantien böten, um Bruno's persönliche Sicherheit vor jeder Gefahr zu schützen.

Wie tief auch Bruno compromittirt war, er ragte doch in dieser Beziehung nicht unter Tausenden und Tausenden seines Gleichen hervor, unter welchen um

jene Zeit nicht wenige nach Oesterreich zurückgekehrt waren und dort frei und unbehelligt blieben. Die mächtige Erschütterung, von welcher der Kaiserstaat betroffen war, hatte ja eine Unzahl von Menschen in eine ähnliche Lage gebracht und es war rein unmöglich, Alle zusammenzuraffen, wenn man nicht ganze Provinzen in Gefängnisse verwandeln wollte, von allen staatsmännischen Klugheitsrücksichten abgesehen, welche sogar auch eine wenig großherzige Regierung zur Milde drängen, sobald die erste, nach überstandener Gefahr auftretende Verfolgungssucht ausgetobt hat und vorübergegangen ist.

Bruno hatte aufmunternde Beispiele von Männern vor Augen, welche mit ihm auf gleicher Stufe der Straffälligkeit gestanden und inzwischen unter ähnlichen Umständen und Bedingungen in den Genuß ihrer staatsbürgerlichen Rechte und in den Wiederbesitz ihrer sequestrirten Güter gelangt waren. Auch diese hatten ihre Rückkehr freundschaftlichen Vermittelungen und keiner öffentlichen Amnestie zu danken.

Bruno hatte somit keinen besonderen Grund anzunehmen, daß man mit ihm eine Ausnahme machen werde, sondern gab sich, aller Analogie nach, der begründeten Ueberzeugung hin, daß das wieder consolidirte Oesterreich in das Stadium der Versöhnung getreten sei und im Gefühle wiedererwachter Kraft nicht mehr nöthig habe, nach so kleinen Feinden zu schlagen, welche durch die Ereignisse selbst bei der herrschenden Volksstimmung ganz unschädlich geworden und eher in der Fremde, als im eigenen, wohlbehüteten Hause lästig oder gefährlich werden konnten.

Es fehlte nicht an Leuten, welche Bruno von seinem Vorhaben abwendig zu machen versucht hatten. Unter diesen war Grauwak der eifrigste. Die Einwendungen dieser Personen waren alle gut gemeint, jedoch nur von dem Standpunkte, von welchem sie erhoben waren, richtig. Er hatte übrigens einen ihm von seinem Onkel aus Wien zugesandten Legitimationsschein, zur Ueberschreitung der österreichischen Grenzen gültig, in den Händen und dieser Schein war von der kaiserlichen Gesandtschaft, sowie auf der Polizeipräfectur von Paris ohne allen Anstand vidimirt worden. Es war somit kein verkünftiger Anlaß zu Befürchtungen irgend welcher Art, wenn man sie nicht aus übertriebenem Mißtrauen oder aus der Unruhe in seinem eigenen Innern schöpfen wollte.

Immerhin aber darf das Herz klopfen, wenn man den Boden eines Landes wieder betritt, aus welchem man zuletzt, wie der Schiffbrüchige aus den Fluthen der wilden See herausgeflohen ist. Auch Bruno fühlte sich flüchtig von Anwandlungen einer gewissen Scheu beschlichen; doch dies war ein rein psychologischer Proceß, der an einem vorschwebenden äußern Hindernisse keinen Halt hatte. Diese Anwandlungen hätten sich gewiß bei ihm zu Anfällen tiefer Schwermuth gesteigert, wenn er in seiner Brust nicht ein Gegengewicht besessen hätte, welches ihnen die Wage halten konnte.

Es war die Liebe, welche die Seele auf Flügeln über Abgründe trägt, und selbst in tiefster Finsterniß noch Sterne findet, welche allen nicht von ihr bezauberten Augen unsichtbar und verborgen bleiben.

Bruno's Herz war von Hoffnung, Lust und Glück zu voll, als daß die Nebel düsterer Reflexionen, welche zuweilen aufstiegen, um es zu verhüllen, nicht von einem mächtigen Hauche zerstreut und weggeblasen worden wären. Seine Gegenwart war zu heiter, zu tageshell, um die Gespenster einer trüben Vergangenheit in ihren Kreis einzulassen.

Als Cornelia in Paris eingetroffen war, hatte er sich auf einem Irrpfade befunden, auf welchem er ihr beinahe zu entschwinden drohte. Ihn hatte nur ein lockender Zufall, die Versuchung eines gefährlichen Augenblicks dorthin geführt. Das Mädchen von Kraßnitz hatte er inzwischen nicht vergessen und die schuldige Dankbarkeit gegen dasselbe nicht verlöschen gefühlt, aber der holde Liebestraum war ausgeträumt und ein süßes Glück aufgegeben, welches unter den obwaltenden Umständen nur von romantischer Schwärmerei festzuhalten war.

Die vermeintliche Verwalterstochter, die ja Braut gewesen, mochte, wie er annehmen zu müssen glaubte, inzwischen schon längst dem Zwang ihrer Verhältnisse nachgegeben haben und verheirathet sein. Bei dieser Annahme, deren Wahrscheinlichkeit sich im Laufe der Zeit von Tag zu Tag vermehrt hatte, waren die Ansprüche seines Herzens in den Abgrund völliger Resignation langsam hinabgeglitten.

Da plötzlich erschien das Mädchen in Paris wieder vor ihm. Die Zeit hatte ihrer Brust keines ihrer damaligen Gefühle abgerungen. Es war sich im Gegentheil ihr anfangs nur von weiblichem Mitleid bestochenes Herz seiner bewußt geworden und schien seine Neigung wie die Flamme seines Lebens ängstlich und kummervoll vor dem Erlöschen geschützt zu haben. Die Tiefe ihrer Empfindung war von ihrer treuen, wenngleich hoffnungslosen Ausdauer besiegelt.

Dieses edle Wesen war aber zugleich, wie Bruno erst jetzt erfahren, die Tochter eines im feindlichen Lager stehenden Mannes, eine hohe Aristokratin, von deren Verachtung, von deren Gleichgültigkeit mindestens er nicht hätte überrascht sein können, als er das erste Mal hülflos und gebrandmarkt ihr zu Füßen gefallen.

Bruno hatte die bei der Beurtheilung seiner Retterin nicht eben leicht wiegende Rangstellung derselben erst spät erfahren. Als es aber geschehen war — es war bei Frau von Greifenstein — war das erste Gefühl schreckengleiches Erstaunen. Er sah auf ihrer Seite tiefe, fortglühende Liebe in einer langen Reihe von Opfern dargestellt, während ihm sein eigenes Herz nur wie der ungeheure Schlund vorkam, welcher alle diese Gaben stumm und undankbar verschlungen. Wie ein Leichtsinniger, wie ein Treuloser stand er nun vor ihren Augen da, unleugbar als der Liebhaber Leonie's, und bald sollte noch durch die List der Baronin der abscheuliche Schein begangenen Verrathes auf sein Haupt gewälzt werden.

Es war auch eine Art von Flucht, als er sich damals entfernt hatte, um die tiefste, innere Beschämung zu verbergen, welche ihm alle Sinne zu verwirren begonnen hatte.

zweimal dort. Letzthin war auch von Dir die Rede —"

„Ist es möglich?"

„Du weißt, daß ich ihm schon in Kraßnitz von Dir erzählt habe. Zu einer Zeit, als ich Dich, Du lieber, herziger Junge für todt hielt. Er erinnerte sich dessen im Laufe des Gesprächs und sagte, er habe gehört, daß Du am Leben und in Paris sei'st . . ."

„Er wird es von Burda mit größerer Bestimmtheit gehört haben, als er zugiebt," bemerkte Grauwak.

„Sein Interesse an mir," warf Bruno kalt hin, „kann gewiß nur ein rein polizeiliches sein."

„Da haben wir's!" rief der Rittmeister unwillig. „Was für Schwarzseher ihr Demokraten seid! Ich frage Dich, was für eine diabolische Absicht dahinter liegt, wenn der Graf mich auffordert, Dich einmal in sein Haus zu bringen?"

„Hätte er ein solches Verlangen geäußert? fragte Bruno von Erstaunen still ergriffen.

„Er hat es mir wiederholt aufgetragen."

„Seltsam, seltsam," murmelte Bruno, in Nachdenken verfallend.

„Was ist da Seltsames," rief Arthur. „Der Graf kennt mich, kennt den Onkel, er weiß, daß wir keiner der letzten Familien angehören — Du und alle Deinesgleichen sind ungefährlich geworden — warum sollte sich nicht bei ihm ein gewisser Antheil einstellen? Was kann hinter der Aufforderung, Dich zu ihm zu führen, Böses stecken? Ein Herr von seinem Range und seiner Bedeutung pflegt doch nicht sein Haus Flüchtlingen zu öffnen, um diese auszuspioniren! Jedermann macht doch Ausnahme mit gewissen Leuten —"

„Hast Du ihm gesagt," unterbrach ihn Bruno, „daß ich nach Oesterreich zurückkehre?"

„Kein Wort. Ich bin in Bezug auf Alles, was Dich angeht, die Discretion, das Geheimniß selber."

„Wahrscheinlich wird ihn Burda auf diese Nachricht nicht lange warten lassen, denn Dein Legitimationsschein ist auf der Gesandtschaft vidimirt worden," sagte Grauwak.

„Ich bin überzeugt," ergriff der Rittmeister das Wort, „daß Du es nicht zu bereuen gehabt hättest, wenn Du mit mir zu ihm gegangen wärst. Ich komme aus Oesterreich, ich weiß, was er dort gilt. So fest stehst Du dort nicht, um einen Freund und Gönner von seinem Gewichte entbehren zu können. Du weißt nicht, wie und wann Du ihn nöthig haben könntest."

„Sehr wahr," sagte Bruno in Gedanken zwischen der Begierde, die still gesuchte Bekanntschaft des Grafen zu machen und der Furcht, eine Uebereilung zu begehen, hin und hergeworfen.

„Es ist fünf Uhr," sagte Arthur. „Vor der Tafel ist er immer zu Hause. Komm, gehen wir hin!"

„Es ist zu spät," erwiderte Bruno, mit einem Rest von Sträuben, welcher dem kleinsten Andrange zu weichen bestimmt war.

„Das ist es nicht. Herr Grauwak wird uns beim Restaurant erwarten. In einer Viertelstunde ist Alles abgethan."

„Was meinst Du, Grauwak?" wandte sich Bruno an den Genannten.

„Ich kann keinen Rath geben. Der Herr Rittmeister kennt die Verhältnisse besser. Hält er den Besuch für nützlich, so gehe hin; täuscht er sich, dann ist es gleichgültig, und Du hast einige wenige Schritte vergeblich gethan."

Nichts konnte Bruno, der schon halb und halb entschlossen war, willkommener sein, als die Genehmigung seines Gesinnungsgenossen. Er erklärte sich zu dem Besuche bereit, und nicht lange darauf stand er mit seinem Bruder in dem Gemache des Grafen.

„Excellenz," sprach Bruno nach stattgefundener Vorstellung, „mein Bruder hat alle Verantwortung zu tragen, welche daraus entspringen könnte, wenn ich ungelegen käme —"

„O, ich bin ihm sehr verbunden," erwiderte der Graf mit größter Liebenswürdigkeit, während er den verwegenen Menschen, der sich in den Kreis seiner Familie einzustehlen gewagt, von oben bis unten mit raschem Blicke musterte und das Mißvergnügen und die Unruhe, denselben so edel gestaltet und einem Weiberherzen so gefährlich zu finden, hinter einem trügerischen Lächeln verbarg. „Sind Sie Willens, länger in [illegible] zu bleiben?"

„Sie sehen," erwiderte Bruno, „wie hoch ich die Ehre des heutigen Besuches mir anrechne, da ich die Erlaubniß, meine Aufwartung machen zu dürfen, selbst bei gemessenster Zeit nütze. Ich reise mit dem heutigen Zuge."

„Was Sie sagen?" rief der Graf, von dieser Eventualität zwar schon durch Leonie unterrichtet, aber doch bei deren factischem Eintreten aufs unangenehmste berührt, da er die Ortsveränderung mit den Anschlägen auf seine Tochter in eine keineswegs aus der Luft gegriffene Verbindung brachte. „Das bedaure ich," sprach der Graf weiter. „Es ist aber doppelt freundlich von Ihnen, daß Sie sich noch die letzten Momente abkargen, um mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu bereiten. Wo reisen Sie hin, vorausgesetzt, daß die Frage nicht indiscret ist?"

„Ich reise nach Oesterreich, nach Wien zurück," gab Bruno kurz zur Antwort.

„Dürfen Sie denn das?" fragte der Graf mit gefalteter Stirn.

„Sie erschrecken mich," erwiderte Bruno, „mit dieser Frage!"

„Das will ich nicht. Doch wie ich Ihre Situation im Allgemeinen aus dem Munde Ihres Bruders kenne, scheint mir Ihre Rückkehr nicht zeitgemäß genug —"

„Sie glauben," rief der Rittmeister mit lebhafter Besorgniß, „daß mein Bruder etwas riskire?"

„Das sage ich nicht," erwiderte der Graf, „denn ich kenne die Angelegenheit nicht genau."

„Was meine Antecedentien betrifft —" wollte Bruno beginnen, als ihm der Graf das Wort abschnitt.

„Ihre Beurtheilung der Sachlage," sagte er,

„kann von der Auffassung der Regierung sehr verschieden sein. Haben Sie denn einen Reisepaß zur Rückkehr erhalten?“

„Ja,“ erwiderte Bruno, „derselbe ist ohne Anstand, ohne Zweifel auf ein vorangegangenes Aviso hier auf der Gesandtschaft vidimirt worden.“

„So,“ sagte der Graf in Nachdenken versinkend, während ihn die beiden Brüder mit Spannung stumm anblickten. „Wir haben in Oesterreich,“ sagte er hierauf, „noch immer ein Provisorium. Alle Maßregeln, sogar die neuesten Reichsgesetze tragen den offen eingestandenen Character eines Interims auf ihrem Titelblatte. Ich riethe Ihnen, vorsichtshalber, noch ein bis zwei Jahr zu warten. Es thut mir leid —“

„Wir haben mächtige Freunde,“ sagte der Rittmeister. „Wenn wir auch noch des Einflusses Ihrer Excellenz versichert wären —“

„Sie überschätzen diesen Einfluß,“ gab der Graf zur Antwort. „Er existirt vielleicht nur dann, wenn ich das Regierungssystem stütze, nicht aber, wenn ich störend hineingreife. Ich rathe Ihnen, hier zu bleiben.“

„Die Unruhe, in welche ich gerathe, ist sicher gerechtfertigt,“ erwiderte Bruno, „und doch glaube ich, nach reiflicher Erwägung meiner Lage den Schritt wagen zu müssen, welchen schon Viele nicht minder Gravirte, als ich, mit Erfolg gethan haben.“

„Ja,“ sagte der Graf, „Oesterreich hat sich in letzter Zeit seinen größten Feinden geöffnet. Die Regierung ist sehr liberal, ich weiß das Alles. Möglich, daß meine Bedenken nur aus der ungenauen Kenntniß Ihres Falles, wie ich schon im Eingang bemerkt, entspringen. Lassen Sie deßhalb den Muth nicht sinken!“

Er erhob sich. Bruno und sein Bruder, die das Aufstehen des Grafen als einen Wink zum Aufbruche deuteten, thaten dasselbe.

„Wenn Sie in Wien wohnen werden,“ sagte der Graf zu Bruno gewandt, „hoffe ich, daß Sie meine Wohnung leicht finden.“ Er bot Bruno und dem Rittmeister freundlich seine Hände, worauf sich beide entfernten, um sich mit Grauwak zu vereinigen.

Als Cornelia von dem Besuch gehört hatte, war sie vor Freude außer sich. Sie sah die Brücke zwischen ihrem Geliebten und ihrem Vater wie von einer Zauberhand geschlagen und den ersten Schritt gelingen, welchen ihre Glücksträume auf den Boden der Realität zu thun schienen.

## Fünfzehntes Capitel.

### Führt den Leser in Herrn Dodd's Villa.

Burda's Falkenauge hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich Negroni, welchen er im Fiaker in einem an ihm ungewöhnlichen Anzuge durch den Arc de l'Etoile hatte fahren sehn.

Dieser veränderte Anzug symbolisirte eigentlich unabsichtlich die neue Stellung, welche der Bewohner des kleinen Hauses in der Rue St. Jacques seit der merkwürdigen nächtlichen Unterredung in St. Cloud einzunehmen begonnen. Seine Existenz, am Tage vorher unsicher, wackelig, dem Windhauche der ersten besten Denunciation preisgegeben, durch die Theilnahme an einem Verbrechen verfallen, war mit einem Schlage befestigt und gleichsam privilegirt geworden.

Jene erste Audienz war der Ausgangspunkt einer heimlichen Allianz zwischen der Reaction und Revolution. Negroni hatte sich für die Idee um ihretwillen selbst erwärmt. Die politische Großmuth, welcher er in demselben Augenblicke Freiheit und Leben zu danken hatte, war zwar auf sein Gemüth nicht ohne einen mächtigen Eindruck geblieben, hätte sich aber auf die Aenderung seiner revolutionairen Taktik nicht den geringsten Einfluß zu verschaffen vermocht. Diese Aenderung war ihm von seinem Verstande dictirt worden. Er mußte sich sagen, daß der Nachkomme und Erbe des entthronten Kaisers, der auf St. Helena starb, allerdings schon im Zwecke der Selbsterhaltung früher oder später an's Werk gehen müsse, die alten Dynastien Europa's, seine unversöhnliche Feinde, zu paralysiren, zu demüthigen und zu bekriegen, daß es somit allerdings ein gemeinsames Object für Beide gebe. Er hatte als echter Nachkomme des Machiavelli nur den Vortheil und die Sache im Auge, und war nicht gewohnt, die Hand anzusehen, sondern das Ding, welches sie ihm entgegentrug.

Er hatte sich daher nicht lange besonnen, die Angelegenheit den dirigirenden Ausschußmitgliedern des Geheimbundes zur Kenntniß zu bringen und auf deren Zustimmung durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den nothwendigen Druck auszuüben. Seine Anträge hatten Anklang gefunden und waren nur auf jene Schwierigkeiten gestoßen, welche von solchen mit allen Kniffen der höchsten Weltpraxis ausgerüsteten Männern mit Absicht gemacht werden, um dann von der Gegenpartei den größtmöglichen Umfang von Zugeständnissen zu erpressen.

Da man einander wechselseitig brauchte, wurde ein rasches Einverständniß erzielt. Schon in den nächsten Tagen waren einige der verfehmtesten Häupter, auf welche in den verschiedensten Ländern die Henker mit ihren Fallbeilen und Galgenstricken begierdevoll warteten, in Folge der an sie ergangenen Aufforderung zum Zweck der Verhandlungen nach Paris gekommen, wohin man sie unter Zusicherung freien Geleites gleichsam hinter dem Rücken der Polizei eingeschmuggelt hatte. Hier wurde die combinirte Vorwärtsbewegung der offenkundigen Reaction und der versteckten Revolution vereinbart und die nächsten Eventualitäten in Betracht gezogen. Der Tractat kam trotz des instinctiven Mißtrauens und der Hintergedanken auf beiden Seiten zu Stande, weil ihn ein gemeinsames Bedürfniß, die zwingende Noth, befürwortet hatte, aber bei der Unterzeichnung desselben mochte einem und dem andern der pactirenden Theile die Feder gebebt haben und wie bei dem Abschlusse eines Teufelsbundes übel zu Muthe gewesen sein, weil man beiderseits gleichsam mit seinem eigenen Blute unterschrieb.

Damals ahnte noch keiner der Diplomaten, daß der neue Kaiser, der in ihrer Gegenwart der Revolution noch immer Fußtritte gab, in unbelauschten

Stunden die Jakobinermütze trage, sich einem der verbannten Agitatoren nach dem andern der Reihe nach nähere und mit ihnen schon damals die später in Scene gesetzte Nationalitätenpolitik erfand. Es war eben der Contrast der Doppelrolle, welche er zu spielen begann, dermaßen stark und ohne alle geschichtliche Analogie, daß die Täuschung theils an's Unglaubliche streifte, theils, wie alles Ungewöhnliche erst nach Entladung aller ihrer Wirkungen errathen wurde. Die feindselige Haltung des kleinen Piemont gegen das ihm so überlegene Oesterreich hielt man damals nur für den Trotz eines eigensinnigen und bösen Kindes; die darauffolgende Absendung des kleinen piemontesischen Truppenkörpers nach der Krim für eine ungefährliche Feldübung und Cavours Plaidoyer für Italien im Pariser Congreß für ein Fiasco; den viele Jahre dauernden Ausbau der Festung Allessandra für ein zwar der Aufmerksamkeit würdiges Unternehmen, welches jedoch im schlimmsten Falle den Erbauer zu einem zweiten Novara führen würde. Lag es nicht nahe, sich trotz all' diesen aufgezählten Symptomen einer süßen Sicherheit hinzugeben, da ja doch Louis Napoleon kurz zuvor Oesterreich für eine gewisse Zeit die Lombardei garantirt hatte, gleichzeitig die päpstliche Mißverwaltung mit seinen Truppen aufrechthielt und in allen Noten dem Turiner Cabinet die tiefste Mißbilligung über dessen agitatorisches Treiben ausdrückte? Sogar die Zusammenkunft in Plombières sollte Jahre darauf der Welt noch nicht die Augen öffnen, es mußte erst der Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten gesprochen und eigentlich der weltgeschichtliche Donnerschlag bei Solferino gefallen sein, ehe man die Ueberlistung fühlte und sich aller der Momente von altem Datum erinnerte, welche erst jetzt als Scenen eines Gaukelspiels erkannt wurden. Nun, sollte man meinen, mußte die Komödie vor einem gewitzigten Publicum weiter zu spielen unmöglich geworden sein, aber der überraschende Friede von Villafranca zeigt, wie lange es dauert, ehe sich eine schlaue Taktik abnützt und was in einem Jahrhundert, wie das unsrige, schöne Worte und trügerische Aushängeschilder noch vermögen . . . .

Während die Revolutionspartei die kaum gefaßte bessere Meinung über den Sieger von Solferino gleich bereute und ihm auf seiner Rückkehr über den Mont Cenis nach Frankreich mit den ärgsten Verwünschungen nachblickte, stellte sich ebenso plötzlich im entgegengesetzten Lager, dem eigentlich die Niederlage gegolten hatte, neuer Muth und hellere Zuversicht ein. Man ging daselbst so weit zu glauben, daß Louis Napoleon den revolutionairen Irrweg voll Schrecken verlassen und einen Lorberzweig nur darum eilig gepflückt habe, um die Ketten Frankreichs darunter zu verstecken und für einige Zeit erträglicher zu machen.

Dieser Wahn war von übermäßiger Dauer. Nicht die Annexion der Romagna, der Herzogthümer, der Marken, nicht einmal die Eroberung von Neapel und Sicilien vermochte ihn völlig zu verscheuchen; er klammerte sich noch, wie ein Ertrinkender, an die französischen Kriegsschiffe im Golf von Gaeta fest. Aber auch nach dem Falle der bourbonischen Seefestung hörte die Verblendung nicht auf und nährt sich bis zum heutigen Tage von dem trostreichen Anblick der französischen Besatzung in Rom, ohne daß sich bestimmen ließe, daß die endliche Lösung dieser Frage den Schluß endloser Täuschungen bilden werde.

Aber auch die revolutionaire Partei, der doch seit Villafranca Frucht auf Frucht in den Schooß gefallen war, hatte es nicht zu einer aufrichtigen Hingebung an Louis Napoleon gebracht, sondern war in der Mitte zwischen Erwartung und Verzweiflng, nach beiden Seiten hin- und herschaukelnd, stehen geblieben. Der Kaiser, unleugbar der Träger und Schöpfer der Situation, kam ihr, merkwürdig genug, wie ein stummes, unbewegliches Steinbild vor, welches die Papierrolle des Züricher Vertrages krampfhaft in den starren Händen hält und alles geschehen lassen muß, was geschieht. Er wünscht die Zurückführung der Erzherzoge, aber Cavour giebt es nicht zu; er meint es mit Franz II. gut, dieser aber kommt unter seinen Augen um sein Reich; er will die Präsidentschaft des Papstes, aber es kommt zu einem italienischen Königreich!

Das ist die Sphinx, welche der Welt so viel Kopfzerbrechen macht! Wohl nur deßhalb ist sie es, weil der Kaiser ein Meister in der Kunst ist, die Situationen zu verwirren, zu trüben, zu verknoten, mit großer Vermessenheit ostensible, vorgespiegelte Zwecke zur Schau zu tragen und durch fremde, von ihm verleugnete Werkzeuge auf die von ihm gesuchten Positionen Hand legen zu lassen.

Er ist die Sphinx, weil er nicht einen Menschen, sondern zwei der entgegengesetztesten Parteien vorstellt, mit den Mitteln der einen die Zwecke der anderen verfolgt und beide Standpunkte oft in einem Athem durcheinanderrüttelt, wie ein brillanter Escamoteur, der dem Auge des allzu aufmerksamen Zuschauers seine Manipulationen verbergen will. Das reactionaire und revolutionaire Element, conservative und subversive Tendenzen laufen in seiner Doppelgestalt in Eins zusammen.

Es war natürlich, daß solch ein Mann, der mit einer Verschwörernatur so viel Verwandtes hatte, kein Bedenken trug, Verbindungen mit Geheimbündlern anzuknüpfen, und daß diese sich von seinem wahlverwandten Wesen angezogen fühlten. Die heutige Zeit hat bereits gezeigt, daß sie auf ihn und mit ihm nicht erfolglos gerechnet haben.

Negroni war seit dem epochemachenden Abend in St. Cloud aus einem Zustande größter Aufregung nicht herausgekommen. Es war freilich eine Aufregung, die das Gemüth nicht zusammenpreßt und verstört, sondern heiter und frei macht, aber immerhin die Kräfte absorbirt. Es giebt aber Naturen, auf welche die gemeingültige Diätetik der Gefühle nicht anwendbar ist, Naturen, die nur im Affecte ihr bestes Gedeihen und Fortkommen finden und deren normale Gemüthsbasis eine gewitterhafte Unruhe ist. Sie gleichen den Bäumen, auf Gebirgswänden kühn und einsam hingestellt, in den hohen Regionen, wo Winde rastlos ziehen und Stürme mit ungebrochenem Anprall hausen. Diese Bäume,

frühzeitig an die zausende Gewalt der Elemente gewöhnt, erhalten eine zähere, widerstandsfähigere Faser und vermögen ihre Stämme im Sturme, wie Schilfrohr zu biegen, daß sie beinahe ihr abgefallenes Laub auf dem Boden mit dem frischen Wipfel streifen. Der Stamm im tiefen Thale wäre bei gleicher Anstrengung unfehlbar gebrochen. Sie aber erheben nach überstandenem Kampfe ihre grüne Krone in die ruhigen Lüfte und starren schlank und kraftvoll in die blauen Höhen.

Negroni war ein solches Gewächs stürmevoller Bergbezirke. Seine geistige Energie kannte keinen Schlummer und suchte sich Tag und Nacht auf einem Uebungsplatze zu messen. Es war freilich bei ihm ein eigentlich unheimlicher Thatendrang, da derselbe nur da zu erwachen und sich da hervorthun zu wollen schien, wo die wildesten, lebensgefährlichsten Conflicte nicht ausbleiben konnten, sondern heraufbeschworen, ja geschaffen werden mußten.

Dieses Leben konnte den jähesten Wechselfällen nicht entgehen. Luxus und Elend, Triumph und Gefangenschaft, Ruhm und Schmach liegen auf seinem Wege. Gewöhnliche Lebensfreude, gemächliche Lust können nirgendwo aufkommen. Hier besteht ein besonderes Maß von Glückseligkeit.

Negroni hatte bereits auf seiner abenteuerlichen Laufbahn den bizarrsten, schroffsten Scenenwechsel durchgemacht. Eben jetzt in seiner gegenwärtigen Lage mußte er das klarste Bewußtsein dessen wieder empfinden. Ihm mußte sein, wie wenn ihm, als er auf weiter See mit letzten Kräften gegen die Sturmfluthen rang, eine Meerkönigin erschienen wäre und ihm eine sichere Yacht zur Verfügung gestellt hätte, auf welcher er den tückischen Wellen, die er so sehr gefürchtet, jetzt hätte spotten können. Die Meerkönigin hatte ihm aber nicht allein das nackte Leben, an dem zuletzt wenig gelegen war, gerettet; er hatte, als er an's Land stieg, mit zauberischer Ueberraschung in seiner Yacht alle Güter wieder gefunden, welche er mit eigenen Augen in den Meeresgrund sinken gesehen. . . .

Negroni war bis zum Abschlusse des geheimnißvollen Tractats so sehr in Anspruch genommen, daß er in der Stadt, wo er doch anwesend geblieben, unsichtbar gewesen war und von den Wenigen, die um seine Verhaftung mit Bestimmtheit wußten, noch immer für gefangen und verschollen gehalten wurde.

Seine Wohnung in der Rue St. Jacques hatte er seitdem nicht wieder betreten, sondern hatte sich auf dem Orte aufgehalten, welcher von Battaglia in dessen Gespräch mit Artesini sein Büreau genannt worden war. Diese heimliche Wohnung war sein wirkliches Arbeitslocal. Dort empfing er seine proscribirten Bekannten; dort lagerten seine hochverrätherischen Correspondenzen; dort befand sich die politische Hexenküche und der Herd der Verschwörung. In der Rue St. Jacques war die vergleichsweise harmlose Wohnung für alle Leute; der Ort, wo er sonst selbst Polizeicommissaire mit lächelnder Freundlichkeit gefahrlos empfangen konnte, wogegen in seine wirkliche Behausung kein profanes Auge hätte eindringen dürfen. Auch jetzt, da er dort zu residiren entschlossen war, durfte die Welt keine Ahnung von den darin fortspielenden Mysterien erhalten, aber er war auch fernerhin vor jedem Polizeieinbruche sicher.

Zwischen Paris und Passy, dem letzteren Orte näher, liegt ein Haus, eigentlich ein Landpalast, im altitalienischen Styl, von einem Garten mit hohen Mauern umschlossen. Es hat ein freundliches, elegantes und vornehm abgeschlossenes Aussehen. Der kleine, viereckige, stumpfe Thurm, der daran lehnt, stört die Symmetrie der Bauart und scheint von dem Besitzer aufgeführt worden zu sein, um von da aus über die umliegenden Hügel hinweg eine freie Uebersicht zu gewinnen.

Hier wohnt ein Engländer, Mister Dodd, ein alter Herr, hoch in den Siebzigen. Er hatte das Haus vor zehn Jahren gekauft und bezogen, nachdem er sein Handelsgeschäft auf Corfu verkauft hatte, um den Rest seines vielgeplagten Lebens in ruhiger Abgeschiedenheit zu verleben. Er galt für unendlich reich und mochte es auch sein, wiewohl er keinen Aufwand machte, im Gegentheil wie ein Einsiedler, der Niemand aufsucht, lebte und nur mit seinem Kammerdiener und Koch in einer Person, dem buckligen Anacharsis, einem Griechen, wirthschaftete.

Wie sich Mister Dodd um Niemand kümmerte, so wurde auch er von aller Welt unbeachtet gelassen, insbesondere, da er in seinem alleinstehenden Landhause mit keinem Nachbar in Berührung kam. Er wurde zu dem Schlage der alten Rentiers, die in so großer Anzahl die letzten Lebenstage in Paris verbringen, gerechnet; seine mitunter zum Vorschein kommenden Sonderbarkeiten wurden als selbstverständliche Mitgabe seiner englischen Abstammung angesehen.

Herr Dodd war aber kein Engländer, sondern ein guter Franzose, der sich vor einem halben Jahrhundert expatriirt hatte und auf einer der jonischen Inseln, wohin ihn das Schicksal geworfen, durch glückliche Handelsgeschäfte zu Vermögen gekommen war. In diesem langen Zeitraum hatte sich seine französische Abkunft bis zur Unkenntlichkeit verwischt und auch sein Aussehen gänzlich verändert. Die wenigen seiner Jugendgenossen, welche noch am Leben sein mochten, würden sich seiner nicht erinnert haben, wenn sie dem alten Manne mit dem finsteren, runzelvollen Gesichte und der gebückten, hageren Gestalt begegnet wären. Keiner von ihnen hätte geahnt, daß dies der Bürger Roqueplan, der fanatische Regierungscommissär Robespierre's sei, welcher nach dem Sturze seines Meisters die Flucht ergriffen hatte und spurlos verschwunden und verschollen war.

Dodd hatte sich nach seiner Ansiedlung in der Fremde zwar von aller Politik fern gehalten, aber die gewaltigen Jugenderinnerungen hatten sich in seinem langen Geschäftsleben nicht abgeschwächt, sondern waren von Tag zu Tag tiefer, starrer, knöcherner geworden. Er war noch immer der Bürger vom Jahre 1793 geblieben, der mit seiner ganzen Anschauung noch in jener revolutionären Heldenzeit wurzelte und auf alle nachfolgenden Bewegungen nur wie auf die armseligen Anstrengungen eines schwächlichen Epigonengeschlechtes halb mit Bedauern, halb mit Verachtung herabblickte.

Ein Zufall hatte ihn kurz nach seinem Umzuge nach Paris zum heimlichen Beschützer einiger schwergravirten Personen gemacht und den Geschmack in ihm wiedergeweckt, alle gefährlichen Unternehmungen, zu deren Ausführung er selbst zu alt und hinfällig geworden war, unter seine Protection zu nehmen und auf alle Art zu begünstigen.

Sein Haus war so der Rendezvousplatz vieler Verschwörer und die heimliche Herberge vieler Geächteten eine lange Reihe von Jahren hindurch gewesen, als Negroni in Paris eingetroffen war und sich bei ihm mit guten Empfehlungen legitimirt hatte.

Dodd nahm keinen Anstand, einem solchen Manne sein Haus zur Verfügung zu stellen; er betrachtete vielmehr dessen Einzug mit Stolz, wie einen Fortschritt, welcher seinem Hause zur größten Ehre gereiche und demselben eine höhere Rangstufe einräume. Die Herberge niederer und zahmer Vorgänger war plötzlich in seinen Augen durch die Aufnahme des Abgesandten einer der verwegensten der geheimen Gesellschaften zu einem großen Hôtel geworden. Sein eisernes Herz lachte nach langer Zeit wieder, und der alte rothe Republicaner goß über Negroni seine ganze väterliche Huld aus, als er ihn näher kennen gelernt hatte und von ihm bis zu einer gewissen, nothwendigen Grenze in's Vertrauen gezogen worden war.

Aber auch Negroni hatte Ursache, mit seiner Wohnung zufrieden zu sein; er konnte sich kein zu seinen geheimen Zwecken besser geeignetes Haus wünschen. Es war eine selbstverständliche Sache, daß es auch einen geheimen Ausgang besaß, welcher bei einem unverhofften Ueberfall in's Freie führte. Die Einrichtung desselben war sinnreich und schlau angelegt und bot einen wahrhaften Luxus von persönlicher Sicherheit für Alle, die deren im Hause bedurften.

Die letztere Maßregel, welche so überaus wichtig war, hatte Dodd' ihre Entstehung zu verdanken. Als er das Haus kaufte, hatte er im Garten einen Brunnen vorgefunden, der einen Theil seiner ununterbrochen zufließenden Wasserfülle durch einen langen, unterirdischen Canal zur Bequemlichkeit der Dienstleute in die Stallung und in die Küche hinableitete. Diese rein für das Haus geschaffene Einrichtung wußte Dodd vortrefflich für seine Zwecke auszubeuten. Er ließ am äußersten Ende des Gebäudes einen Gang graben und ausmauern, dessen Lauf die Wasserleitung durchschnitt, und von da aus nach kurzer Windung im Brunnen selbst ausmündete. Der Zugang führte von dem schon erwähnten Thürmchen, der sogenannten Belle Vue, welches Dodd vornehmlich in dieser Absicht hatte ausführen lassen. Wenn man dort eine wohleingefügte Steinplatte gehoben hatte, stieg man auf einer Leiter einige Fuß tief hinab. Von dort führte der Weg in gerader Linie bis zu dem Wasser, welches durch eine Schleuse abgeschlossen war. Eine metallene Handhabe, welche man wie einen Hahn drehte, sperrte im Nu das Wasser, worauf die erwähnte Schleuse herabgeschoben niederfiel und man das Bett des kleinen Bächleins betrat. Hier wurde wieder die gegenüberstehende Schleuse, die das Eindringen des Wassers in dem weiterlaufenden Seitengang abhielt, gehoben und man gelangte ohne jedes weitere Hinderniß bis zu dem Brunnen, welchem abermals mit dem Umdrehen eines Hahnes der Zufluß abgesperrt wurde. In wenigen Momenten fiel der Inhalt des Wasserbehälters tief unter sein gewöhnliches Niveau herab und es ward eine sonst unter dem Wasser stehende Oeffnung frei, durch welche man heraussteigen und mit Benutzung der umliegenden Gebüsche leicht ungesehen über die Gartenmauer in das nahe Gehölz entschlüpfen konnte. Dieser Gang hatte schon manchen Fuß vor der Kette und manchen Hals vor dem Fallbeil geschützt.

Negroni hatte schon seit seiner Freilassung gemerkt, daß sein Verhältniß zu Dodd nicht mehr das herzliche, wie ehemals war, ohne sich jedoch die Ursache erklären zu können. Dodd zeigte keineswegs eine Erkaltung, sondern bemühte sich im Gegentheil alle Spuren derselben durch Aufmerksamkeiten jeder Art zu verwischen. Dieses Abfallen von der alten Weise war gerade für Negroni eine Bestätigung der Vermuthung, welche er täglich von neuem machte. Umsonst versuchte er die Erscheinung auf Rechnung der Launen zu schreiben, in welche so alte und sonderbare Individuen, wie Dodd, so leicht verfallen. Er hatte sich zuletzt kein Hehl daraus machen können, daß in der gegenseitigen Freundschaft etwas gebrochen sei. —

Der Diener Anacharsis war, unbeschadet der Treue gegen seinen Herrn, ein blindergebenes Werkzeug Negroni's geworden. Diese Wirkung hatten nicht etwa die reichlichen Trinkgelder, welche er erhielt, zu Stande gebracht, sie ließ sich eher auf eine gewisse magnetische Anziehungskraft zurückführen, welche Negroni besonders auf gewisse Personen ausübte. Anacharsis war ein Kerl, den zwei Höcker entstellten, etwa fünfunddreißig Jahre alt, von schneidigen Gesichtszügen und dunklen bös- und katzenartig blinkenden Augen und gehörte zu dem Schlage von Krüppeln seiner Art, welche im Gefühl einer geistigen Ueberlegenheit den auf sie gefallenen Fluch der Natur mit ununterbrochener Wuth empfinden. Sie lesen die zermalmende Vorstellung ihrer Lächerlichkeit aus den Augen aller ihnen Begegnenden heraus, Schadenfreude, Bosheit wird endlich bei ihnen zu einem feststehenden Charakterzuge. Dennoch behält das Gemüth sein Recht; sie lieben es, sich an einen Auserwählten zu klammern, dessen Sache zur ihrigen zu machen, und sich durch ihn über sich selbst hinauszuhelfen, weil sie wähnen, daß sie, ihrer vernichteten Repräsentation wegen, allein doch Nichts sind.

Anacharsis that es auch sonst wohl, von einem gewissen Vertrauen, das Negroni ihm geschenkt hatte, ausgezeichnet zu werden, da er dieser Ehre von Dodd niemals gewürdigt worden war. Von diesem wurde er wie ein gemeiner Soldat von seinem General behandelt, welcher wohl blind auf seinen Mann zählt, ihm aber seine Befehle ohne die geringsten Auseinandersetzungen hinwirft.

Auch Anacharsis vermochte Negroni, von diesem befragt, keine Auskunft zu geben, was bei Dodd die Veränderung im Betragen erzeugt habe. Eines Tages erfuhr er aber doch, was geeignet war, ihn in eine bestimmte Richtung von Vermuthungen zu führen.

Während seiner Gefangenschaft war nämlich eines Abends ein Mann ins Haus gekommen, welcher nach Negroni gefragt hatte und, da er ihn nicht angetroffen, bei Herrn Dodd vorgelassen zu werden wünschte. Dodd hatte ihn empfangen und ihm zwei Tage lang Unterkunft gegeben. Während dieser Zeit schien sich der Fremde großer Freundlichkeit von Seiten seines Gastherrn erfreut zu haben. Seinen Namen wußte Anacharsis nicht zu nennen, aber nach der Beschreibung des Gastes wurde Negroni unmittelbar darauf geführt, daß der Unbekannte Artesini gewesen sein müsse. War er es wirklich, so glaubte Negroni den Schlüssel zu Dodd's sonst unbegreiflichem Benehmen gefunden zu haben.

Es war in der That Artesini. Mochte Battaglia ihm den versprochenen Paß nicht haben verschaffen können oder dessen Flucht durch sonstige Hindernisse verzögert worden sein, er war gezwungen gewesen, eine Unterkunft in Dodd's Hause zu suchen. Obwohl er wissen mußte, daß er Negroni nicht finden könne, brauchte er dessen Namen zur Legitimation und mußte es eben, von Noth gedrängt, wagen, sich an den ihm unbekannten Dodd zu wenden. Da hatte er freilich nichts riskirt, denn der Alte nahm Leute von diesem Schlage mit tiefster Sympathie auf und mochte von Artesini den ganzen Hergang der Verhaftung, die Ursache derselben und alle Einzelnheiten umständlich vernommen haben. Ihm war also Surio's Gefangennehmung und die Entdeckung der Höllenmaschine bekannt, und er mußte bei dieser Sachlage sich darauf gefaßt gemacht haben, seinen in's Complot mitverstrickten Freund Negroni nie wieder zu sehen.

Dieser aber, dem sich das Gefängniß so wunderbar geöffnet hatte und der das Räthsel seiner frühzeitigen Befreiung nicht enthüllen durfte, glaubte Dodd's Neugierde und Ueberraschung damit befriedigen zu können, daß er die ganze Affaire als ein Hirngespinnst der argwöhnischen Polizei darstellte, welches bei der näheren Beleuchtung in nichts zerronnen sei.

Dodd, der inzwischen so tief eingeweiht worden war, mußte diese Angaben wenig glaublich finden, besonders da er in Bezug auf die Verläßlichkeit der Menschen der ärgste Pessimist war und das polizeiliche Mißtrauen aus der Zeit des Convents treulich in sich bewahrt und in seinem langen Leben bis zu einer virtuosenhaften Ausbildung gebracht hatte. Er hatte jedoch keinen Zweifel an den vernommenen Aussagen geäußert und mit verstellter Freude den glücklich zurückgekehrten Freund begrüßt, um denselben sicher zu machen und dessen ferneren Schritten mit heimlich auflauernder Beobachtung zu folgen.

An einem Morgen saß Negroni auf seinem Zimmer, das zu dem nur von ihm bewohnten Flügel des Hauses gehörte, mit Lesung und Beantwortung seiner Correspondenzen beschäftigt, als Anacharsis mit geheimnißvoller Miene eintrat.

„Kennen Sie einen gewissen Battaglia?" fragte er.

„Nur oberflächlich," gab Negroni zur Antwort. „Doch glaube ich seit einiger Zeit mit Bestimmtheit zu wissen, daß er ein heimlicher Polizei-Agent ist."

„Wäre das möglich!" rief Anacharsis sehr überrascht. „Ich bin von Herrn Dodd geschickt, ihm etwas zu überbringen, ich glaube ein Kästchen — eine jedenfalls böse Waare! So vermuthe ich wenigstens. Es wäre doch recht fatal, wenn die an einen unrechten Mann käme, und mein Herr das Opfer eines irregeleiteten Vertrauens würde."

„Wo ist das Kästchen?" rief Negroni lebhaft. „Lassen Sie es sehen!"

„Ich habe nicht gewagt es mit hinaufzunehmen," versetzte Anacharsis. „Es ist übrigens mit einer starken Emballage versehen und versiegelt."

„Haben Sie eine schriftliche oder mündliche Botschaft an Battaglia?" fragte Negroni, dem die Sache gewaltig in den Kopf ging.

„Ich habe nichts an ihn auszurichten, als einen Gruß," sprach Anacharsis, schon nach der Thür greifend, um seinen Auftrag zu erfüllen.

„So gehen Sie," sagte Negroni nach kurzem Nachdenken. „Wir wollen dann sehen, wie wir hinter die Sache kommen. Mein Gott, mein Gott, was kann Dodd mit Battaglia gemein haben!"

Anacharsis hatte sich entfernt. Als er nach einigen Stunden zurückgekehrt war, erschien er gleich eilig und geheimnißvoll wie früher, bei Negroni.

„Die Sache ist abgemacht," sagte er. „Was das Kästchen betrifft, weiß ich nichts, aber ich habe denselben Mann bei Battaglia gesehen, welcher während Ihrer Haft zwei Tage bei uns verweilt und den Sie, wenn ich nicht irre, Artesini genannt haben. Als ich eingetreten war, glaubte ich Battaglia allein zu finden, aber kaum hatte ich, mein Kästchen präsentirend, den Namen Dodd ausgesprochen, als sich die Bettdecke rührte und ein starker, riesengroßer Mann mit diabolischer Physiognomie hervorsprang und mir das Kästchen aus den Händen riß, während er meinen Namen m t einem paar Vertraulichkeit ausdrückenden Worten murmelte. Darauf trat er rasch an den Tisch und begann die Emballage ohne Hülfe eines Instruments mit großer Gier — rasch wie ein Geier ein Huhn zerzaust — aufzureißen. Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er aus dem Inhalte des Packets kein Geheimniß vor mir gemacht; aber Battaglia schnob ihn heftig an und hielt ihn damit von der Eröffnung in meiner Gegenwart zurück. Er trat darauf auf mich zu und sagte: „Grüßen Sie Herrn Dodd, wir danken ihm, daß er Wort hält — auch wir sind Männer von Wort!"

„Ei, ei, ei!" rief Negroni, im Zimmer auf- und abschreitend, „das ist unfehlbar Artesini! Ich erkenne ihn nach der Beschreibung an dieser raubthierartigen Hast, womit er auf Alles herabschießt. Der Mensch noch in Paris! Zu welchem Zwecke? Brennt ihm nicht der Boden unter den Füßen? Artesini bei Battaglia! Es ist klar, daß dieser die Polizei nur bei der Nase herumführt! Ebenso klar ist es, daß Beide mit Dodd ein Compagniegeschäft verabredet haben."

„Was meinen Sie?" fragte Anacharsis, obwohl er den Sinn der Worte halb und halb verstand.

„Da sind zwei vermessene Burschen bei einander!" rief Negroni. „Und ein solches Vorhaben unternimmt Dodd hinter meinem Rücken! Es liegt klar zu Tage, daß er mich für einen Renegaten, einen

Verräther hält! Und Artesini hat keine bessere Meinung von mir, da er sich inzwischen sonst gewiß bei mir gezeigt, mich zur Theilnahme an seinem Werke eingeladen haben würde! Es waren gewiß Waffen in dieser Kiste" —

„Möglich," sagte Anacharsis, der mit immer aufgeregterer Neugier Negroni's Worten gelauscht hatte. „Doch wüßte ich nicht, woher sie Herr Dodd bezogen haben könnte, weil alle Bestellungen durch meine Hand gehen — er traut mir unbedingt" — fuhr er zögernd, mit einem eigenthümlichen Lachen fort.

„Dodd hat ja selbst Waffen," sagte Negroni, „das wissen Sie doch" —

„Ja," sprach Anacharsis, „aber es sind werthe Andenken, Prachtstücke, welche er um keinen Preis der Welt weggeben würde" —

„Ei, was sind ihm Andenken!" rief Negroni. „Er verkaufte die Waffen nicht, wenn er verhungerte, aber er gäbe das Flammenschwert des Erzengels, das die ersten Eltern aus dem Paradiese vertrieben, wenn er es besäße, Jedem hin, der ihm verspräche, damit einen Tyrannen davonzujagen. Gehen Sie zu Dodd hinüber und sehen Sie nach, ob keine der Waffen abgehen."

Anacharsis ging.

Negroni blieb, in Gedanken verloren, wie ein starres Marmorbild sitzen.

„Ich habe nachgesehen," sagte Anacharsis, als er wiederkam. „Es fehlen zwei Doppelpistolen und ein kandiotischer Dolch" —

„Ha!" rief Negroni, von seinem Sitze emporgeschnellt. „Da sehen Sie! Morgen oder übermorgen, vielleicht schon heute brütet sich eine furchtbare That aus! Sie ist toll, dumm und hat allen Sinn verloren. Sie darf nicht geschehen!"

Er warf sich schnell in seine Kleider und eilte zu Dodd hinüber, um diesen zu sondiren, wurde aber nicht vorgelassen.

„Ein bedenkliches Zeichen!" murmelte Negroni, das Haus verlassend.

Er stieg die Gartenterrassen hinab, trat in das nächste Gäßchen und winkte einem vorüberfahrenden Fiaker.

„Zum Pont neuf!" rief er dem Kutscher, in den Wagen hineinspringend, zu.

Vom Pontneuf ist das Gebäude der Polizeipräfectur nur einige Schritte entfernt.

Daran anknüpfend, dachte Negroni bei sich, während ihn der Wagen ziemlich rasch die Seine entlang dem bezeichneten Orte zuführte.

„Die That darf nicht geschehen. Wie ein Block fiele sie zerstörend und verwüstend mitten in alle unsere Pläne hinein! Ich muß und will sie verhindern, aber wie? Ich sehe mit eigenthümlicher Beschämung den Weg vor mir, den ich zu dem Ziele einschlage! Ziemt es mir zwei Gesinnungsgesonnen von gestern so ohne alle Umwege an's Messer zu liefern? Sie handeln im guten Glauben, sie thun dasselbe, was ich [redacted] vielleicht mitgethan hätte! Ich habe ihnen [redacted]urf zu machen, als den, daß Sie nicht [redacted]n, was mich plötzlich inconsequent macht! [redacted]mi darf sich der Büttel nicht bedienen! Aber wie soll ich zwei Tollköpfe von ihrem Vorhaben abbringen, jetzt, da ich in ihren Augen nicht besser als ein Polizeimann bin! Polizeimann — welches Wort! Der Gefangene von San Stefano denuncirt! Leben, o Leben, welche Narren machst Du aus uns, in welche Komödie peitschest Du uns hinein, mit welchem satanischen Hohngelächter wirfst Du uns auf deiner elenden Marktbühne aus unseren Rollen hinaus! Fast wollte ich, ich säße noch in meinem Kämmerlein in der Rue St. Jacques und lauschte noch aus dem Fenster mit ängstlichem Herzen und spähenden Augen hinab, ob sich Niemand zeige, der mich ergreifen will. . . . Da habe ich nun eine pomphafte Sicherheit meiner Person und erkenne, daß das Opfer, welches sie bedingt, größer ist, als ihr Werth! Und doch kann ich nicht mehr zurück! Wozu diese Kämpfe, diese Rückfälle, als um meine abgehetzten Nerven in athemloser Unruhe zu erhalten? Ich kann nicht mehr zurück. Diese Einsicht ist fürchterlich in einem Augenblicke, da ich bei dem Gedanken, mit Artesini gemeinsame Sache zu machen, eine größere Verlockung fühle, als die Pflicht eines Polizisten zu übernehmen! Nein, auf die Präfectur gehe ich nicht!"

Er gab dem Kutscher ein Zeichen und stieg unweit der Tuilerien aus, worauf er die nächstgelegene Brücke eilig passirte und Battaglia's Wohnung zueilte.

Als er in dem Hause an der Place St. Sulpice angekommen war und nach dem Genannten gefragt hatte, konnte ihm die alte Hausfrau nicht bestimmt sagen, ob Battaglia zu treffen sei. Im Nu war er über zwei Treppen hinauf an die bezeichnete Zimmerthür geeilt, fand dieselbe jedoch verschlossen.

Er klopfte mehrmals heftig, und da es nicht unmöglich war, daß die zwei Bewohner des Zimmers sich verleugneten, nannte er mit lauter Stimme seinen Namen.

Es antwortete ihm Niemand, aber aus der entgegengesetzten Thür war ein Herr hervorgetreten, der Baron von Ueffenfels.

„Herr Battaglia ist ausgegangen," sagte er freundlich.

„Wissen Sie nicht, wann er nach Hause zu kommen pflegt?" fragte Negroni.

„Gewöhnlich," gab der Baron zur Antwort, „ist er um diese Zeit zu Hause, aber diese Regel hat seit einigen Tagen keine Gültigkeit, denn es befindet sich ein Vetter bei ihm, und diesem scheint er alle Mußestunden, die ihm der Musikunterricht frei läßt, zu widmen, um ihm die Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen."

Negroni starrte nachdenklich zu Boden.

„Da Ihnen viel daran gelegen scheint, ihn zu sprechen," fuhr der Baron fort, der in seinen naiven Ansichten über Battaglia noch nicht curirt war, „so würde ich Ihnen rathen, in dem Foyer eines der Opernhäuser sich nach ihm umzusehen. Herr Battaglia ist ein leidenschaftlicher Theaterfreund und wird gewiß, so oft das Repertoire etwas Interessantes bietet, seinen Vetter in's Theater führen, besonders da der letztere selbst Opernsänger ist."

„Danke, danke," murmelte Negroni und wollte forteilen.

„Soll ich ihm etwas ausrichten?“ rief ihm der Baron mit großer Zuvorkommenheit nach.

„Nichts“ — gab Negroni ganz zerstreut zur Antwort. „Doch bitte ich zu sagen, Chevalier Negroni lasse ihn freundlich grüßen.“ — —

Er eilte die Treppe hinab, während der Baron von Ueffenfels, von dem Namen ganz verblüfft, noch lange dastand und sich freute, den vielgenannten Mann endlich gesprochen zu haben, den er wohl einmal oberflächlich gesehen, aber in der veränderten Kleidung nicht wieder erkannt hatte.

Negroni war im Sturmschritt auf das andere Ufer der Seine gelangt. Seine Unruhe war im Wachsen, die ahnungsschwere Vorstellung einer aus nächster Nähe drohenden Gefahr warf immer größere Lasten auf seine Seele.

Der Abend war angebrochen, auf dem Boulevard der Italiener wimmelte es, trotz eines starken Schneefalls, von lustigen Spaziergängern und schönen Spaziergängerinnen, als er dort angekommen und plötzlich, wie von seinen eigenen Gedanken festgebannt, stehen blieb.

„Was zapple ich?“ murmelte er. „Einen Entschluß! Dieses Schaukeln und Schwanken bringt nach zwei Seiten Verderben! Der ist der Elendeste, der nicht weiß, was er will! Du hast entweder zwei Banditen vor dir oder zwei Helden und Freiheitsapostel! Sind es Banditen — nun, für die ist unbedenklich das Bagno, die bleierne Kugel; sind es aber zwei Freiheitshelden, so sei nicht so erbärmlich und vereinige dich mit ihnen!“

„Guten Abend!“ rief Jemand dicht hinter ihm.

Negroni fuhr wie erwachend empor und sah sich um.

Es war Anacharsis in seinem sonntägigen Anzuge. Er hatte einen blankgebürsteten Cylinderhut schief auf dem Kopfe, ein auffallendes Tuch, von einer eleganten Nadel zusammengehalten, um den Hals geschlungen, ein sackartiger Paletot verbarg, so gut es anging, die Unebenheiten seines Wuchses.

„Noch einen so späten Gang?“ rief Negroni verwundert und eigentlich erschreckend. „Was giebts? Wohin? Was ist zu Hause vorgefallen?“

„Gar nichts,“ erwiderte Anacharsis im leichtesten Tone, der Beruhigung einflößen konnte, „außer, daß Herr Dodd heute gegen mich von unerhört exquisiter Aufmerksamkeit gewesen ist. Werden Sie es glauben, daß er mich aus eigenem Antrieb aufgefordert, in's Theater zu gehen und mir ein Billet geschenkt hat?“

„Ei!“ rief Negroni, „das will freilich etwas sagen! Offenbar braucht er Ihre Dienste, Ihren guten Willen noch zu Anderem, als zur Uebersendung von Kästchen! Diese Aufmerksamkeit will eine andere, wahrscheinlich eine kitzligere Sache. — Ich wünsche Ihnen recht viel Amüsement, Anacharsis!“

Er wollte den Buckligen verlassen, doch dieser sagte:

„Amüsement im Theater, in der Oper? Meine Ohren können Musik nicht vertragen! Ich habe das Billet verschenkt. Ich hoffe meine Mamselle Nachbarin, die es erhalten, wird dafür erkenntlich seine und das wäre mir das lustigste Allegro und das lustigste Duett, welches jemals für eine komische Vorstellung componirt worden ist!“

Negroni hatte die lasciven Worte des gutgelaunten Buckligen ganz überhört. Er hatte in die Entfernung mit scharfen Blicken hinausgesehen.

„Ich glaube“ — murmelte er als Antwort, während er vom Trottoir auf das Pflaster hinabtrat, wie um außerhalb des auf- und abwogenden Menschengewimmels den Gegenstand seiner Beobachtung freier in's Auge zu fassen.

„Was meinen Sie?“ fragte ihn Anacharsis, näher an ihn herantretend und in die gleiche Richtung die Blicke lenkend.

„Ist heute das Gaslicht oder sind meine Augen so matt,“ sprach Negroni, „daß ich nicht unterscheiden kann, ob dort an der Ecke Fiakerpferde stehen, oder“ —

„Wie können das Fiakerpferde sein,“ erwiderte Anacharsis, ihm rasch in's Wort fallend, „wenn, wie ich ganz deutlich sehe, Leute auf ihnen sitzen — ein — zwei — drei — vier Mann, hintereinander aufgestellt. Es sind berittene Soldaten!“ —

„Und stehen offenbar,“ sagte Negroni, die vernommene Meinung vollkommen theilend, „an dem Eingang der komischen Oper“ —

„Was regt Sie das so auf?“ fragte Anacharsis. „Allemal bilden Cavallerieſoldaten das Spalier in der nächsten Umgebung eines Theaters, wenn sich der kaiserliche Hof hinbegeben will.“

„Für welches Theater,“ fragte Negroni sehr rasch, „hatte die Karte Gültigkeit, welche Ihnen von Herrn Dodd so liebenswürdig octroyirt wurde?“

„Für die komische Oper,“ lautete ganz einfach die Antwort.

„Anacharsis!“ rief Negroni, den Buckligen an der Hand nehmend und rasch gegen die Mitte der Straße aus dem Bereich aller Horcher ziehend, „Herr Dodd hat Ihnen ein tückisches Präsent gemacht! Er hat Sie in's Theater geschickt, um an Ihnen einen Augenzeugen und authentischen Berichterstatter über das entsetzliche Intermezzo zu haben, welches an diesem Abend aufgeführt werden soll!“ —

„Welche Anhaltspunkte haben Sie zu dieser Annahme?“ fragte Anacharsis erschrocken und doch voll Zweifel. „Ist nicht Ihre Phantasie zu sehr im Spiele?“

Negroni wollte heiß protestiren, als in demselben Augenblicke ein ungewöhnliches Stimmengeschwirr mit zeitweilig lauten Rufen vermengt, Beider Gespräch abriß und die Aufmerksamkeit auf ein sonderbares Schauspiel lenkte.

Man hörte die Cavallerieſoldaten hin- und hersprengen, während die Menschenmenge in der nächsten Umgebung lawinenhaft anschwoll und die Passage trotz der Breite des Boulevards sperrte und hemmte. Einzelne, in Hast und Verwirrung heraufeilende Menschen, welche keiner Anrede Stand hielten, trugen gleichsam eine contagiöse Neugier umher, welche die Gleichgültigsten erfaßte und auf den Brennpunkt des Zusammenlaufs hinunterjagte. Da und dort wurden die Läden geschlossen und das wilde Treiben, dessen

man sich seit den Tagen vor dem Staatsstreiche nicht erinnerte, fand eine desto stärkere Betheiligung. Die Einen behaupteten, daß es brenne, Andere, die von dem Herde der Bewegung herkamen, versicherten, daß eine Revolution zum Ausbruche komme, nur Wenige gestanden, daß sie nichts wüßten. . . .

Das Menschengedränge war schon so angewachsen, daß Negroni und Anacharsis, die sich in die Volkswogen zu stürzen keine Lust hatten, eine weite Strecke zurückgewichen waren und dort ungeduldiger als die Ungeduldigsten die Enträthselung des Vorfalls erwarteten.

Nach einer guten Weile erschienen endlich Einzelne, welche sich mit größter Mühe stromaufwärts gearbeitet hatten und brachten ein ganz neues Losungswort, welches nicht lange darauf alle vorher im Umlauf gesetzten Gerüchte niederschlug.

„Ein Attentat ist entdeckt," hieß es, „eine Conspiration; die Rädelsführer sind mit den Waffen in den Händen festgenommen worden!"

Gleichsam als erste Bestätigung dessen, waren fast gleichzeitig zwei Ordonnanzen über das Pflaster in wildester Eile, daß die Funken unter den Hufen der Pferde leuchteten, den Boulevard hinabgeritten, aller Wahrscheinlichkeit nach um die Nachricht von dem Ereignisse in die Tuilerien zu überbringen, wo man eben im Begriff gewesen sein mochte, in die Opera Comique zu fahren.

Nicht lange darauf erschien eine stärkere Cavallerie-Abtheilung, welche den Zweck hatte, den großen immer noch anwesenden Menschenhaufen zu zerstreuen und die Möglichkeit eines neuen Excesses, zu welchem ein so aufregungssüchtiges Volk wie das Pariser bei dem Bewußtsein seiner numerischen Stärke eine besondere Verlockung empfinden könnte, im Keime zu ersticken.

Negroni war schon eine Weile zuvor, in Anacharsis' Begleitung aus dem Menschenknäul in eine der Seitengassen zurückgewichen.

„Sie sehen," sagte er leise, „meine Befürchtungen waren nicht ungegründet. Artesini und Battaglia sind von ihrem Schicksal ereilt!"

„Sie glauben wirklich?" fragte Anacharsis mit größter Unruhe. „Mein Gott, ich werde doch nicht als Ueberbringer der Waffen am Kragen mitgefaßt werden?"

„Die beiden Unglücklichen," gab Negroni zur Antwort, „würden, selbst auf die Folter gespannt, einen Mitschuldigen nicht verrathen. Es fragt sich nur, ob uns unbekannte Umstände nicht vorhanden sind, welche die Behörde auf die entferntesten Spuren des Complots zu führen vermögen. Dann wären Dodd und sogar Sie — kennt Jemand die Waffensammlung Ihres Herrn?"

„Ich weiß nicht," sagte Anacharsis von Besorgnissen gedrückt. „Ich wüßte nicht Wer. Sollte ich nicht schnell nach Hause laufen und Herrn Dodd [redacted] gefallene mittheilen, damit wir, falls er die [redacted] tisch hält, bei Zeiten das Weite auf-

[redacted]ie das, sprechen Sie Dodd," erwiderte raschem Entschluß. „Es wird auch das Gute haben, daß wir genau erfahren, ob wirklich Battaglia und Artesini die Urheber des Tumultes sind, oder ob es sich nicht am Ende um Leute handelt, welche uns gar nichts angehen. . . . Machen Sie keine Erwähnung, daß wir uns getroffen haben" —

„Das versteht sich," gab Anacharsis zur Antwort.

„Ich werde erst später nachkommen," sprach Negroni. „Schleichen Sie so bald als möglich auf mein Zimmer, um mir das Resultat zu berichten.

Sie trennten sich."

---

## Sechzehntes Capitel.

### Wie die Nacht in der Villa Dodd' verläuft.

Ungefähr gegen zehn Uhr war Negroni nach Hause gekommen. Er war vorsätzlich so lange ausgeblieben, um kein Mißtrauen zu erwecken und hatte aus diesem Grunde seiner Neugierde, welche ihn ununterbrochen heimwärts treiben wollte, die Zügel angelegt.

In den Hausflur tretend sah er Anacharsis, welcher ein paar Bouteillen Wein auf einer Platte eilig zu Dodd hinauftrug und ihn schon von weitem durch höchst bedeutsames Augenzwinkern und Gesichterschneiden auf eine wichtige Mittheilung vorbereitete.

Diese stumme Andeutung war schon allein hinreichend, Negroni alle Zweifel zu benehmen, daß das versuchte Attentat wirklich von den Personen, welche er in Verdacht gehabt, ausgegangen sei.

Als aber Anacharsis, den er lange erwarten mußte, erschienen war, fielen ihm dessen erste Wort wie eine Bombe zu Füßen. Er meldete, daß Battaglia sich bei Dodd befände.

„Und Artesini?" fragte er stürmisch.

„Der ist gefangen," gab Anacharsis zur Antwort. „Battaglia hat mit eigenen Augen zwei verkleidete Polizeiagenten nach ihm greifen gesehen, worauf er sich ohne Zeitverlust noch glücklich aus dem Staube gemacht."

„Was beabsichtigt er jetzt zu thun?" fragte Negroni voll Spannung.

„Das weiß ich nicht," lautete die Antwort. „Vorerst scheint mir, läßt er sich den Wein wohl schmecken. Ich habe zwar gesehen, daß Herr Dodd seinen Geldschrank geöffnet; ob ich aber daraus schließen darf, daß er Battaglia mit Mitteln für die Flucht ausstatten will, ist eine Frage, auf die sich nicht antworten läßt."

Er eilte wieder fort, damit er bei seinem Herrn nicht vermißt werde, mit dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald es eine belangreiche Neuigkeit erforderlich machen würde.

„Das Schicksal," sprach Negroni, als er allein war, „hat sich einer anderen Hand bedient, als der meinigen, um die That zu vereiteln. Gott weiß, wie ich über den Conflict, in welchem ich steckte, hinausgekommen wäre! Welche vorwurfsvollen Nächte hätte

ich gehabt, in welchem Selbstzerfalle hätte ich auf meinem Lager gerungen, wenn ich die beiden Tollköpfe in's Verderben gestürzt hätte, welches sie sicherlich noch ereilt! Und doch hätte der Zustand nicht an die Qual hingereicht, welche der Gedanke enthält, daß durch das Verschulden einer Unentschlossenheit ein Leben gefährdet worden wäre, welches wichtiger für die Welt ist, als mein eigenes! Ich darf mich nicht täuschen! Heute hat mich das Schicksal übergangen, als hätte es Erbarmen mit einem Neuling gehabt, der seiner Dienstpflicht noch nicht ganz gewachsen war — morgen — was bringt der Morgen? Stellen die unsichtbaren Mächte wieder einen Mann für mich? Ich begreife die Quelle dieser Zaghaftigkeit nicht, ich begreife mich selbst nicht! Besitze ich die grausame Berechnung und barbarische Kaltblütigkeit nur dann, wenn ich, von Mitleid mit Unterdrückten und von Zorn gegen siegreichen Uebermuth berauscht handle? Ich kann mir nicht klar werden!"

Er war an's Fenster getreten und sah hinaus.

Der Himmel war aufgehellt, die Aussicht ging auf Paris hinaus, das trotz der Ferne, sich in der lichten Atmosphäre der reflectirten Gasflammen vor seinen Augen klar abgrenzte. Seine Blicke schweiften hinein und suchten die beiläufige Lage der elyséeischen Felder und sodann der Tuilerien, wo sie wie festgebannt ruhten.

„Du bist so schweigsam und geheimnißvoll verschlossen," sprach er vor sich hin. „Zu mir hast Du gesprochen. Aber darf man Dir trauen? Hast Du wirklich den Willen, etwas zu thun für die Völker, dann sei Dir das vergossene Blut verziehen! War Dir darum zu thun, die Macht zusammenzufassen, um mit ihr das zu vollbringen, wessen die Welt bedarf, dann sei Dir verziehen!"

Er verstummte plötzlich und versank in Nachdenken.

„Welcher der großen Sterne," murmelte er, „welche jetzt über Deiner Burg stehen, ist der Deinige? Bete ihn an, wenn Du ihn kennst, denn Du weißt am besten, daß mit seinem Schimmer die Treue Deiner Trabanten auf- und niedergeht!"

Um dieselbe Zeit war drüben bei Dodd, welcher noch immer mit Battaglia zusammensaß, zu Beider Ueberraschung und Freude Artesini angekommen.

Sein Aeußeres war in einem entsetzlichen Zustande — die Füße hochhinauf voll Koth, wie wenn er einen Morast durchwatet hätte, der Mantel mit Erde beschmutzt; Hemd, Weste und Halsbinde zerrissen, sein Gesicht auf's äußerste erhitzt, ein Auge geschwollen und mit Blut umlaufen. Sonst befand er sich in der höchsten Aufregung, sein kurzer Athem jagte und zeigte, welche Anstrengungen seine Flucht gekostet hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, fiel er auf einen Stuhl hin und blieb minutenlang liegen, ohne eine der Fragen, welche seine zwei mitschuldigen Freunde mit der leidenschaftlichsten Theilnahme an ihn stellten, beantworten zu können.

Endlich sprach er, doch immer absetzend und abbrechend: „Entkommen wäre ich — wenn ich aber nach solchen Kämpfen und Teufelssprüngen nicht an der Lungenentzündung sterbe — so kann ich ohne Schaden für meinen Magen auch ein halb Pfund Arsenik zu mir nehmen!"

„Welches Wunder ist geschehen?" fragte Battaglia „Ich habe doch selbst gesehen, wie Du von zwei Agenten festgepackt wurdest" —

„Du hast Recht gehabt," erwiderte Artesini, „nicht zu warten, um auch zu sehen, was aus den zwei Spitzbuben geworden ist! Ich habe sie abgeschüttelt, wie ein Eber mit seinen Hauern ein paar Möpse. Damit war aber der Sieg noch nicht gesichert, sondern die Schlacht fing erst recht an. Ich warf mich in eine Gruppe Menschen hinein, die ich für harmlose Zuschauer hielt — weh mir, es waren abermals heimliche Polizeitruppen, mit denen ich zusammenstieß! Wie ich ihren Krallen wieder entsprungen, wäre unerklärlich, wenn sie sich nicht darauf capricirt hätten, mich lebendig an ihren Triumphwagen zu spannen, während ich den Vortheil hatte, Jedermann frisch zu Boden stoßen zu können, der mich anrührte... Auch sind, wie ich mit Vergnügen bemerkt, die meisten dieser Fanghunde keine Liebhaber von Dolchstößen. So war ich, von dem ringsausbrechenden Tumult begünstigt, durchgebrochen und schoß in die angrenzenden Gäßchen hinein. Eine Meute aller Waffengattungen war mir flugs auf der Ferse, ich gelangte jedoch mit immerwährender Behauptung eines Vorsprungs bis an die Ufer der Seine. Hier gelang es mir, die Verfolger gründlich zu täuschen! Ich will heute ein Vaterunser mehr beten, daß ich im strengsten Sinne des Wortes mit einem blauen Auge davongekommen bin!

„Ein Teufelsglück!" sagte Dodd, dessen starres knochiges Gesicht keine Spur einer Aufregung röthete. „Aber sind Sie auch sicher, daß man keine Vermuthung hat, wo Ihr Versteck ist?"

„Gewiß nicht," gab Artesini zur Antwort. „Wohl schon die letzte Viertelstunde habe ich Niemand hinter mir bemerkt."

„Aber der Schnee" — äußerte Battaglia.

„Meine Fußstapfen gleichen tausend anderen," gab Artesini zur Antwort, indem er mit einigen hintereinander geleerten Gläsern seinen glühenden Durst zu kühlen versuchte. „Es müßte uns nur der Verräther, der in Ihrem Hause wohnt, wittern und verrathen," fügte er mit einem grimmigen Ausdrucke hinzu.

„Er weiß nichts," sagte Dodd. „Ich habe Anacharsis schon nach ihm gefragt."

„Ist er zu Hause?" fragte Artesini.

„Er wird vor einer Stunde gekommen sein," erwiderte Dodd. „Battaglia war schon lange vor ihm da, wie Anacharsis erzählt."

„Ich wäre ein blödsinniger Teufel," rief Artesini, „wenn ich ihm noch traute! Daß er wirklich ein Napoleonist geworden ist, wird Ihnen Battaglia gesagt haben —"

„Herr Dodd weiß es," bemerkte Battaglia kurz.

„Einmal hat er mich in die Falle gelockt," sagte Artesini. „Dem armen Surio hat die Sache das Leben gekostet! Ich schlage vor, daß wir uns dieses erbärmlichen Bonapartisten, wie kurz oder wie lang

unser Aufenthalt in diesem Hause sein mag, für alle Fälle versichern!"

„Ist Negroni zu Hause?" fragte Dodd seinen Diener Anacharsis, der soeben eingetreten war.

„Wie ich glaube, ist er fortgegangen," erwiderte Anacharsis, weil er mit der Aussage dieser Unwahrheit Negroni vor der gewiß unangenehmen Begegnung mit diesen Männern bewahren wollte.

„Sieh' nach," sagte Dodd, „und wenn Du ihn triffst, ersuche ihn, auf einige Worte zu mir hinüber zu kommen und mir in einer schwierigen Situation Rath zu ertheilen."

Er sah bei diesen Worten seine zwei Spießgesellen an, welche lebhaft beistimmten.

Als Anacharsis seinen Auftrag ausgerichtet hatte, sah er mit angstklopfendem Herzen, daß Negroni unbedenklich der Aufforderung nachzukommen beabsichtigte und trotz aller Abmahnungen nicht abzuhalten war.

Als Negroni bereits die Thür, die ihn zu Dodd führte, aufthat, zupfte ihn der Bucklige noch zum Zeichen der Warnung am Rocke. Es war umsonst und auch zu spät.

Negroni war sehr erstaunt, Dodd allein zu finden, ohne natürlich seine Verwunderung darüber weder mit einer Miene, noch weniger mit einem Worte zu verrathen.

Artesini und Battaglia waren nämlich in das finstere Nebenzimmer getreten und lauschten durch die Spalte der angelehnten Thür hinein.

Kaum hatte sich Negroni auf einen Stuhl niedergelassen und die Frage nach Dodd's Wunsche zu Ende gesprochen, als von draußen, von der Treppe der Ruf: Die Polizei! wiederholt hereindrang.

In demselben Augenblicke hatte Anacharsis die Thür aufgerissen und meldete mit einem unleugbar abgeängstigten Gesicht, daß das Haus von allen Seiten umstellt sei.

Herr Dodd war mit aller Behendigkeit, deren seine alten Glieder fähig waren, aufgesprungen und schrie Anacharsis, der gleich wieder hinausgeeilt war, nach:

„Der Portier soll die Hausthür nicht öffnen! Hörst du? Nicht die Hausthür öffnen! Wo sind die Schlüssel zum Thurm?"

Allein Anacharsis schien diese Befehle nicht mehr gehört zu haben.

Dodd eilte ihm nach und verschwand aus dem Zimmer, während Negroni, an das Fenster tretend, auf die Straße hinabschauen wollte.

Unten an der Treppe kam Dodd auch dem alten Portier rathlos mit verwirrter Miene entgegen.

„Nicht öffnen!" bedeutete ihm Dodd, während Anacharsis, einige Schlüssel in einer Hand, eine brennende Laterne in der andern, aus einer Nebenthür rasch hervorsprang.

„Wo ist Battaglia und der Andere?" fragte er seinen Herrn. „Es ist keine Secunde zu verlieren!"

Dodd wollte bestürzt hinaufhumpeln, um seine Gäste zur Eile anzuspornen, als diese eben von oben mit raschen Schritten herabkamen.

„Wohin? Wohin?" flüsterte Artesini, mit dem gesunden einen Auge nach allen Seiten herumfahrend.

„Folgt, Kinder, dem Anacharsis!" antwortete Dodd, Battaglia auf die Achsel klopfend, wie ein ängstlich besorgter Vater.

Anacharsis war schon vorangegangen und die Beiden faßten ihm nach.

Nachdem der Thurm geöffnet und die Bodenplatte gehoben war, stiegen alle Drei die Leiter hinab. Anacharsis, welcher vorangeschritten war, öffnete die verschiedenen Schleusen, welche das Wasser absperrten und zum Theil verschlossen, und sagte:

„So — gehen Sie in den Gang hinein! Hier sind Sie inzwischen vollkommen sicher. Ich laufe in den Garten hinauf und werde die Ausgangsthüre am Brunnen frei machen, sobald der erste günstige Moment da ist."

Die Beiden waren es zufrieden.

Anacharsis ließ die Schleuse fallen und das Wasser hervorstürzen, um, wie er Beiden zurief, den Zugang im Falle des polizeilichen Eindringens aus dem Innern des Hauses abzuschneiden.

Auf dem Rückweg zu Dodd's Zimmer hinauf lachte dem Buckligen vor Vergnügen das Herz über die angewandte List, welche vollständig gelungen war.

Er hatte den Allarmschrei aus Besorgniß um Negroni hervorgestoßen, um die möglichen Folgen der Unterredung zu verhüten und die zwei gefährlichen Menschen unschädlich zu machen. Jetzt hatte er dieselben in seiner Gewalt und eilte, um sie Negroni zu überliefern.

Als er die Thür geöffnet hatte, starrte sein Fuß, seine Augen fuhren weit auf, die Laterne fiel ihm aus den Händen.

Negroni lag auf dem Boden regungslos ausgestreckt. Das von den schwarzen Locken umrahmte Gesicht sah ihn mit halbgeschlossenen, brechenden Augen geisterbleich an. Seine helle Weste zeigte starke Blutspuren und den Sitz der Wunde. Neben ihm, wie von seiner eigenen Hand aus der Brust herausgezogen, lag ein langer, glänzender Dolch.

„Mörder!" schrie Anacharsis mit einer vor Wuth und Entrüstung schrillen Stimme, während ihn zugleich der Gedanke voll unsäglichen Jammers ergriff, daß er ja selbst die Katastrophe durch den falschen Allarmruf beschleunigt habe, indem dadurch die beiden Rasenden zum Aeußersten getrieben wurden, gleichwie sonst nicht wilde Thiere aus großer Angst angreifen und von den Zähnen Gebrauch machen.

Im glühenden Grimme über die an seinem Liebling verübte Unthat rannte er in den Garten und hob den Thürschieber, der unter dem Niveau des Wassers stand, noch ehe er das letztere gestaut hatte. Der ganze Bach stürzte sich in den Gang, wo die zwei Männer verweilten und ersäufte sie.

Negroni öffnete nicht mehr das Auge, sprach kein Wort, stieß keinen Seufzer mehr aus. Er war todt.

Der Dolch, welchen er schon lange so ahnungsvoll vermißt und gesucht, hatte sich in seinem Herzen wiedergefunden!

## Siebzehntes Capitel.

### Bruno betritt die österreichische Grenze.

In einem Städtchen des bairischen Voigtlandes war gegen Abend ein Reisender mit dem Postwagen angekommen, dessen erste Frage war, wann er seine Reise nach Oesterreich fortsetzen könne. Man antwortete ihm, daß der kaiserliche Eilwagen schon vor ihm eingetroffen sei und am andern Morgen gegen Sechs die Rückfahrt antreten werde. Der Reisende ließ sich sogleich einschreiben.

Es war Bruno. Er hatte wie im Fluge Deutschland passirt und kam nun an das erste Hinderniß weitern Fortgangs, das ihm zu Gemüth führen mußte, wie in dem Lande, dem er sich nun nähere, die mangelnde Eisenbahn-Verbindung eine künstliche Kluft geschaffen. Aus den frischen lebendigen Wellen des Verkehrs, die in Deutschland von Land zu Land, von Stadt zu Stadt sich ergießen, kam er wie auf eine Sanddüne, die nur mühselig und langsam nach Urväterweise zu durchwaten war, und wo der Passagier mühselig im morschen Bretterkasten forthumpelt, während draußen friedliche und muntere Völkerwanderungen auf dem Schienenwege dahingleiten.

An der Wirthstafel fand Bruno eine Gesellschaft von Stammgästen, aus dem Ortsgeistlichen und einigen kleinen Beamten bestehend, die sich bei dem trüben Schein des Talglichts rauchend und trinkend unterhielt. Die ruhigen, eigentlich recht langweiligen Gespräche dieser Nachbarschaft vermochten ihn in seinem weitumherschweifenden Gedankengange nicht zu stören, und es war ihm lieb, von jeder Ansprache verschont in seinen Pariser Erinnerungen umherirren und das Gemälde einer lachenden Zukunft ausmalen zu können. Doch fragte er sich, warum er zuweilen von einer drückenden Verstimmung beschlichen und im Kreise seiner heiteren Selbstbetrachtungen gleichsam von der Mahnung eines dunklen Gefühls unterbrochen werde. Er konnte sich darüber nicht klar werden, und es war erst einigen Herren, welche eingetreten waren und einen Nebentisch einnahmen, vorbehalten, ihm die Aufklärung zu bringen.

Es waren vier Oesterreicher, ein Pfarrer, ein Officier, ein Kaufmann und ein herrschaftlicher Gutsinspector, welche sämmtlich den Eilwagen nach Böhmen abwarteten und sich als Bruno's Mitreisende herausstellten.

Ihre Gespräche, welche die Wirthsstube gleich zu dominiren begannen, machten auf Bruno einen peinlichen Eindruck. Es sprachen vier Demokratenfresser, welche alle Willkür von Oben vergötterten und jede Nothwehr von Unten wie ein gemeines Verbrechen aburtheilten. Sie sprachen in der banalen Weise der Halbgebildeten, die in der Regel die Seichtigkeit ihrer politischen Ansichten durch die Heftigkeit ihres Vortrags bemänteln und die polternde Art ihrer Unduldsamkeit zum Interesse verhelfen wollen. In dieser Gesellschaft that sich der herrschaftliche Gutsinspector am meisten hervor, welcher wahrscheinlich den Ehrgeiz hatte, die hocharistokratischen Anschauungen seines adligen Brodherrn zu überbieten, und welcher über das „Volk", dem er doch selbst entstammte, so abfällig und verächtlich sprach, daß man versucht gewesen wäre, ihn für den Namensträger einer der ältesten österreichischen Feudalgeschlechter zu halten, wenn er von seinen Tischgenossen nicht so oft Herr Kutschera genannt worden wäre.

Diese Gesinnungen, welche leider in der damaligen Zeit nicht vereinzelt waren, sondern den Grundstoff der specifisch österreichischen Anschauungen bildeten, gaben Bruno einen bittern Vorgeschmack der Lage des Landes, welchem er schon so nahe war, und in welchem er jetzt wohnen sollte. Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, was die dunklen Gefühle, jene flüchtigen Verstimmungen, die ihn vorhin befallen, zu bedeuten hatten, und er bedurfte der größten Selbstaufstachelungen, um nicht Reue über seine Rückkehr zu empfinden.

Er fühlte sich ganz erleichtert, als er endlich der Gesellschaft den Rücken gekehrt hatte und auf sein Zimmer ging, um sich niederzulegen.

Als er am grauenden Morgen aufgestanden war und sich zu dem schon unten wartenden Eilwagen begeben hatte, fand er die vier Gesellen schon wieder beisammen und hörte sie abermals, von erquickendem Schlafe gestärkt, über Politik sprechen. Dieselbe Politik gleich nach dem Frühstück. Das war zu arg! Bruno war herzlich froh, einen Platz im Coupé zu besitzen, welcher ihn von diesen Mitreisenden trennte, welche alle im Innern Platz genommen hatten.

Nachdem der Conducteur seine Postpackete verschlossen, war er zu Bruno ins Coupé gesprungen, und die Fahrt ging weiter.

Der Conducteur war ein kräftiger, stämmiger Mann mit grauem Schnurrbarte und einem ehrlichen, offenen Gesichte. Eine Cigarre, die angeboten und als ausländische doppelt gern angenommen wurde, eröffnete das Gespräch zwischen Beiden, und Bruno hörte zu seinem Vergnügen, daß der Conducteur, der nach abgelaufener militairischer Dienstzeit diesen Posten erhalten, ein Ungar sei. Ohne sich zu äußern, daß er somit einen halben Landsmann neben sich habe, fühlte Bruno sich doch behaglicher und nahm den Umstand als ein günstiges Omen hin.

Das Gespräch, das in kurzen Sätzen geführt wurde, kam auf die schlechten Zeiten, die Theuerung und das entwerthete Geld und streifte zuweilen aus Feld der Politik, ohne es zu berühren. Bruno hörte zum ersten Mal die Töne jener dumpfen Unzufriedenheit, jener aufschwunglosen und hoffnunglosen Melancholie, die damals und heute noch aus dem Munde jedes kleinen Mannes in Oesterreich zu hören und die eigentlich nur Fragmente eines unendlichen Klagegesangs sind, der von einem Ende des Kaiserstaats zum anderen erklingt, und dessen Muse ein hageres, abgezehrtes Weib in einem aus kleinen Papierzetteln zusammengeflickten Gewande ist — die Finanznoth.....

Der Conducteur erzählte von den Sorgen seines Lebens, von der beinahe baren Unmöglichkeit, sich mit Weib und Kindern bei seinem geringfügigen Gehalte durchzubringen, wobei es für die Familie das ganze Jahr hindurch keinen Braten gebe — und

warf sehnsuchtsvolle Blicke auf die vormärzliche Zeit, wo sich's in Ungarn so gut gelebt, und auf den Nachbarstaat Baiern, den er gestern bei der Uebernahme einer neuen Reiseroute zum ersten Male betreten, und der ihm, im Vergleich mit Böhmen als ein Land des Ueberflusses erschien. „Da hab ich, als ich Abends an der Wirthstafel saß," sagte er, „die Augen aufgerissen! Warum können denn wir nicht auch solch ein wohlfeiles Bier haben? Weil wir mit Steuern überladen sind. Und warum haben wir so viel Steuern? Weil wir so viel Soldaten füttern. Dem Kaiser dienen, ist eine schöne Sache, es sollte aber auch dafür gesorgt sein, daß der Beamte leben kann. Wie es jetzt ist, sollte er eigentlich mit zu seiner Uniform einen Schmachtriemen bekommen, daß er sich frühzeitig, eh er ein Weib nimmt und Kinder kriegt, den Magen zusammenschnüren lernt."

Bruno warf bei diesen Worten des Conducteurs einen bedenklichen Blick in das Innere des Wagens, wo die schwarzgelbe Gesellschaft saß.

„Ich kümmere mich wenig, ob das Jemand hört," sagte der Conducteur. „Ich bin ein geborener Ungar, und der ist an die offene Rede gewöhnt. Ich habe es auch in Böhmen nie verleugnet!"

Aber der Patriotismus des Mannes kam bald noch deutlicher zum Vorschein. Vor ihm trabte ein hagerer, kleiner Rothschimmel, der trotz seiner schwächlichen Constitution von einem mächtigen Ehrgeize angetrieben, so energisch zog, daß er immer den beiden andern Pferden voraus war. Der Conducteur, der diese Route zum ersten Mal bereiste, behielt ihn eine Weile im Auge und sagte dann zu Bruno: „Es ist doch mit den Pferden wie mit den Menschen; auf die Race kommt's an! Sehen Sie da diesen Rothschimmel mit den zarten Knochen, dem zierlichen Kopf, der immer in die Höhe will! Ich sage Ihnen, in seinen Adern fließt orientalisches Blut.

„Ei, das wäre?" meinte Bruno.

„Das ist ein Siebenbürger, so wahr ich lebe! Sehen Sie nur das Feuer, mit dem der arme struppirte Kerl anzieht! Die Beine sind schlecht, aber der Geist, der Geist! He, Postillon," rief er den vor ihm Sitzenden an, „woher habt Ihr das Pferd?"

„Es ist ein ausgemusterter Husar," erwiderte der Postillon.

„Da haben Sie's! Ein Honvedpferd! Ich habe es gleich erkannt! Wie es den Schweif hoch trägt und den Kopf mit den feinen Nüstern! Das ist arabisches Halbblut! Postillon, das Pferd mußt Du gut behandeln, das braucht keine Peitsche!"

„Nein, die braucht es auch nicht," sagte der Postillon. „Es ist ein Pferd, das guten Willen hat. Aber es hat auch seine Mucken."

„Welche Mucken?" fragte der Conducteur.

„Es leid't kein Unrecht," sagte der Postillon. „Ein einziger Hieb, den es nicht verdient hat und es wird so tückisch" —

„Und das nennst Du einen Fehler? das Zeichen eines edlen Blnts? Halte es gut, gieb ihm von Zeit zu Zeit ein gutes Wort, ruf' es an und es thut, was es Dir nur am Aug' absieht!"

„Es hat auch seine Noth beim Beschlagen," meinte der Postillon. „Anbinden darf man's gar nicht dabei, sonst wird es ganz wild".

„Da haben wir's!" rief der Conducteur ganz enthusiastisch. „Man muß es in Freiheit beschlagen! So ist's recht! Das ist kein Sklav, der sich binden läßt! Ein freier Ungar! Sehen Sie," fuhr er fort, „solche Pferde, die auf der Stirn einen weißen Fleck haben, werden in Ungarn Csillag getauft. Csillag bedeutet Stern. Hei Csillag!" rief er laut, und das Pferd mit dem lang nicht gehörten Namen angerufen, schüttelte den Kopf und wieherte laut.

„Csillag! so mußt Du Dein Pferd nennen, Dummkopf," rief der Conducteur mit freuderothem Gesicht den Postillon an. „Nicht Liesel oder wie Du's sonst gewohnt bist! Da, sehen Sie, lieber Herr, ich nenne seinen Namen, und schon versteht es mich und ist wie neu belebt und möchte sich zu Tode ziehen! Ein braves Pferd, ein Husar, ein Honvedpferd, ein Kossuthroß! Eljen Magyar! Eljen Magyar Orsay!"

Der alte Rothschimmel griff aus, daß die beiden andern Pferde Mühe nachzukommen hatten.

Die Scene war auf Bruno's Gemüth nicht ohne Wirkung gewesen. „Ich freue mich," sagte er, „Sie so reden zu hören, denn ich, wiewohl kein Magyar, habe viel in Ungarn gelebt und liebe das Land und die Leute. Ein Volk, bei welchem ein so warmer Patriotismus in jedem Einzelnen lebt, wird selbst unter dem äußersten Druck nicht erliegen und früher oder später wieder auferstehen."

„Das wolle Gott!" rief der Conducteur. „Es ist auch das Früh- und Abendgebet jedes Ungarn!"

„Und doch kann ich nicht verhehlen," sagte Bruno, „daß ich mich wundere, zu hören, wie frei Sie sich äußern! Wissen Sie auch, daß Sie recht unvorsichtig sind? Wie, wenn ich ein fanatischer Schwarzgelber wäre, der es nun für seine Pflicht hielte, Sie Ihres Ausrufs wegen zu denunciren?"

„Ah pah, der sind Sie nicht, das sieht man Ihnen gleich an!" rief der Conducteur lachend. „Ich kenne meine Leute!"

„Oder wenn Sie einer der Reisenden hinter uns gehört hätte?"

„Das ist wahr," sagte der Conducteur, „aber die können schwerlich was davon verstehen, was wir reden — sie müßten eben Luchsohren haben."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war es ganz Tag geworden. Weithin dehnte sich die Aussicht und zwischen den mäßigen Anhöhen zeigten sich eine Reihe grauer Schindeldächer. Es war die österreichische Grenzstation, man sah schon die niedergelassene schwarzgelbe Schranke. Der Postwagen hielt, Alles stieg aus und ein herantretender Polizeimann forderte die Pässe.

Bruno hatte eben auf dem österreichischen Postamt seine Karte zur Weiterreise genommen, als der Polizeimann an ihn herantrat und ihn aufforderte, sich in das Bureau des Polizei-Commissärs zu verfügen. Dies war Bruno auffällig, denn er hatte bemerkt, daß den übrigen Mitreisenden die Pässe bereits visirt zugestellt worden seien; dessenungeachtet trat er ohne Argwohn in's Bureau.

Der Commissär, ein gelb und finster aussehender Mann in der Mitte der vierziger Jahre, hielt seinen Paß in den Händen und sagte, ihn scharf fixirend:

„Bruno Haldenried, nicht wahr?"

„Ich bin es!" gab dieser zur Antwort.

„Gut," sagte der Commissär kurz, indem er klingelte, worauf ein Gensd'arm erschien.

„Sie haben," sagte er zu dem Manne, „Diesen da," — so nannte er Bruno, „bis auf weiteres in Obhut zu nehmen!"

„Was!" rief Bruno auffahrend. „Was haben Sie an meiner Legitimation auszusetzen?"

„Ich halte es nicht für nöthig, Ihnen Aufklärungen zu geben," erwiderte der Beamte. „Gensd'arm," rief er dem Mann, der mit gefälltem Gewehr dastand. „Sie kennen Ihren Dienst."

In diesem Augenblicke blies draußen der Postillon, und der um seinen Nachbarn besorgte Conducteur steckte den Kopf zur Thür hinein.

„Einsteigen," sagte er, „einsteigen! Es ist die höchste Zeit!"

„Donnerwetter!" fuhr ihn der Commissär an, „was ist das für ein Benehmen? Sie gehören in's Coupé und haben die Nase nicht in mein Amtszimmer zu stecken. Dieser Reisende bleibt hier! Weiter fahren!"

„Ich habe die Pflicht," sprach der Conducteur, sich auf die Hinterfüße stellend, „nach meinen Passagieren zu fragen, da Sie es unterlassen, mich in Kenntniß zu setzen, daß Sie einen derselben an der Weiterreise hindern. Da ich jetzt weiß, woran ich bin, so fahre ich weiter, ohne Ihrer Commandoworte zu bedürfen."

„Wir werden uns noch sprechen!" rief der Commissär ganz wüthend. „Ich werde Ihnen zeigen, was es heißt, Ihren unverschämten Schnabel in meiner Amtsstube so aufzureißen. Wie ist Ihr Name?"

„Stephan Neboi!" rief der Conducteur unerschrocken, ja sich in die Brust werfend, „ein Name, welcher in gutes Deutsch übersetzt, so viel heißt als: „„Stephan fürchtet sich nicht!""

Stolz und muthig war der Conducteur, nachdem er seinem gefangenen Landsmann noch ein lautes „Behüte Sie Gott" zugerufen, auf seinen Sitz zurückgekehrt und unter dem Schall des Posthorns weitergefahren.

Dieser Incidenzfall hatte auf Bruno's Stimmung einen erwärmenden und ermuthigenden Eindruck gemacht, daß er die Verhinderung seiner Reise nur für ein bald gelöstes Mißverständniß oder die bedeutungslose Folge der brüsken Willkür eines Unterbeamten hielt. Er fügte sich, da ohnehin jede Entgegnung nutzlos war, in die Lage.

Ein paar Minuten später sah er sich in einem kahlen, elenden Stübchen mit vergittertem Fenster und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß man ihn unter Escorte weiter geleite.

---

## Dritte Abtheilung.

# Vae victis.

### Erstes Capitel.

**Worin Menschen und Blätter Papier verschwinden.**

Nach längerem Verweilen in der Fremde kehrt unsere Erzählung wieder nach Oesterreich und zwar nach Wien zurück. Der Frühling 1853 blickte eben in's Land.

Es war inzwischen über den großen Kaiserstaat eine der düstersten Zeitperioden dahingegangen, welche die Geschichte der Völker kennt. Der ganze Umfang und die ganze Tiefe der erlittenen Niederlagen hatte sich bei den Nationen herausgestellt. Die Reichsverfassung war zurückgenommen worden, aber auch die uralten, nationalen Institutionen der Länder, welche zum Theil eine eben so alte, zum Theil eine ältere historische Sanction hatten, als das Haus Habsburg selbst, waren im Strudel der Reaction untergegangen. Die Regierung hatte zwar die Namen der Königreiche und Grafschaften beibehalten und auch deren geographische Grenzen respectirt, doch nur noch zu dem Zwecke, um den kaiserlichen Statthaltern und Militärgouverneuren die Linien ihrer amtlichen Wirksamkeit vorzuzeichnen. Oesterreich war plötzlich ein abstracter Staat geworden, innerhalb welches die Unterthanen nur Privatrechte gegen einander hatten und der Obrigkeit militärischen Gehorsam schuldig waren.

Dieses neue Staatsprincip war, wie sich denken läßt, nicht einfach durch die Ausfertigung der Publicationen in's Leben zu führen, sondern konnte erst nach Jahren, vielleicht erst bei der nächsten Generation zu verwirklichen sein, wenn die Regierung inzwischen, von Zeitumständen begünstigt, den langen inneren Kampf zu diesem Zwecke würde durchgekämpft haben. Es war nicht allein eiserne Consequenz dazu nöthig und ein so großes Heer, als wenn man drei auswärtige Großmächte als Feinde erwarte, sondern auch ein systematisches Erziehungswerk, um bei den von modernen Ideen corrumpirten,

corrupten Völkern die willfährige Aufnahme der neuen Einrichtungen zu sichern.

Das war der Hauptpunkt, auf welchen Alles ankam. Waren die Völker einer solchen Umbildung nicht fähig, so war das reactionäre Verjüngungswerk über kurz oder lang über den Haufen geworfen; wäre aber das militärische Staatsideal mit der Zeit realisirt worden, dann wäre auch der Beweis geführt gewesen, daß die Menschen Maschinen, und daß ihr geistiger Beruf zum Fortschritt und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Institutionen nur das doctrinäre Hirngespinnst weltunkundiger Philanthropen sei.

Der jugendliche Monarch, der über dieses große Reich regierte, hatte Gelegenheit sich von der riesigen Schwierigkeit der von seinen Rathgebern ihm zugewiesenen Aufgabe zu überzeugen, als er damals in den pacificirten Ländern Rundreisen unternahm. Ungarn war noch stark von jenen Räuberbanden durchzogen, welche von dem Einen als Ueberreste der gefallenen Partei, von dem Andern als Plänkler vor einer auftauchenden neuen Bewegung angesehen wurden. Nirgends zeigte sich ein Symptom, daß es der Regierung gelungen sei, in irgend einer Classe der Bevölkerung sich Anhänger zu verschaffen, selbst die Partei der Altconservativen hatte ihre störrische Haltung keinen Augenblick aufgegeben. Unter solchen Verhältnissen hätte man glauben sollen, würde der Monarch nur in das besiegte Land gekommen sein, wenn er ihm als Geschenk freiere Bewegung und etwas einer Verfassung Aehnliches bieten wolle. Dem aber war der Chor der kaiserlichen Rathgeber ganz entgegen. Das Land sollte, lediglich durch die Erscheinung seines ritterlichen Herrn gewonnen, alle erlittene Unbill in den Schlund der Vergessenheit werfen, damit eine neue Epoche für und mit ihm beginne.

Bei den Croaten und Südslaven zum mindesten hätten der Wahrscheinlichkeitsannahme nach die Empfangsgefühle herzlich sein sollen. Hatten nicht sie für die Monarchie gekämpft, als alle andern Völker sich gegen diese auflehnten? Gab es nicht zwanzigtausend Wittwen in der Militärgrenze? Aber auch hier stieß man auf Enttäuschung. Wohl hatten sie gekämpft, aber auch nicht ohne Rückhaltsgedanken, nicht ohne Hoffnung auf eine ihnen rückzuerstattende nationale Selbstständigkeit. Selbst diese unverdorbenen, durch die Civilisation wenig beleckten Menschen waren so undankbar, einen greifbaren Lohn entgegennehmen zu wollen. Sie behaupteten, man belohne sie mit dem, womit man die Ungarn bestrafe. Thatsache ist es, daß der Empfang, den der junge Monarch bei den Südslaven antraf, fast noch kälter war, als der, den er bei den Magyaren gefunden, und daß das eintretende Regenwetter nicht ungelegen kam, um eine Reise abzukürzen, die persönlich gewiß in der besten Absicht unternommen worden war.

Doch es ist zum Verständniß nothwendig, daß wir die Stimmung der Zeitepoche, in welcher wir den Faden der Ereignisse wieder aufnehmen, noch etwas näher beleuchten, denn so kurz die Frist, die *seitdem verflossen*, in der That ist, so ist sie in dem Gedächtniß des Lesers vielleicht doch schon verblaßt. Der Mensch ist ein vergeßliches Wesen, und die ihn des Mangels an Dankbarkeit anklagen, sollten auch zu seinem Lobe hinzufügen, daß sein Haß ein kurzlebiges Ding ist.

Es herrschte dazumal in den Gemüthern der ganzen conservativen Partei eine Spannung und eine Erbitterung, die vielleicht noch größer war, als unmittelbar nach den Revolutionsjahren. Die revolutionären Schläge hörten noch immer nicht auf und ihre versprengten Parteigänger erweckten eine noch größere Erbitterung als vormals die ganze compacte revolutionäre Armee. In Mailand hatte ein Aufstand stattgefunden und war blutig niedergeschlagen worden. Daß jetzt noch, nach so großen Schlachten, der Friede Europa's in Frage gestellt werden könne, erschien in den Augen der Conservativen als das lästerlichste Verbrechen. Während Oesterreich die strengste Grenzsperre gegen Tessin eintreten ließ, alle in der Lombardei lebenden Tessiner auswies und so zu sagen die Schweiz blockirte, um sie für einen unerwiesenen Antheil am lombardischen Aufstand zu züchtigen, verfuhr es andererseits in der Lombardei wie eine kriegführende Macht und sequestrirte die Güter aller emigrirten Lombarden, unbekümmert darum, ob sie inzwischen Bürgerrechte in Piemont erworben, oder fern von der Heimath in andern Theilen Europa's lebten. Zu gleicher Zeit schien es, als ob eine Collectivnote aller festländischen Mächte die Forderung an England stellen werde, jenen ewigen Herd der Propaganda, der dort unter einer freien Gesetzgebung weiter brannte, auslöschen und gleichsam in's Meer zu werfen. Der Grimm aller Conservativen, besonders aber der österreichischen Militärpartei gegen England kannte seit der Mißhandlung Haynau's keine Grenzen! Lord Palmerston besonders, der die Auslieferung der Flüchtlinge verweigert hatte, von der ganzen wohlgesinnten Presse Lord Feuerbrand genannt, war die bête noire der Politik, eine Incarnation alles Bösen und Teuflischen; er wurde von allen Regierungsorganen als der Bundesgenosse des — um die Sprache der österreichischen Correspondenz zu reden — „zum Strang verurtheilten Ludwig Kossuth" bezeichnet.

Wie aber wuchs erst der wilde Haß, als — an einem trüben Februarmorgen — auf der Stadtbastei von Wien das Attentat auf Seine Majestät verübt worden war! Es war fortan in den Augen der Wohlgesinnten eine ausgemachte Thatsache, daß Jeder, der nicht zu ihrer Partei gehöre, ein heimlicher Genosse einer wahnwitzigen Mordbande sei; der Verdacht witterte allenthalben Verschwörer und Missethäter.

Wahrlich, Bruno Haldenried hätte für seine Rückkehr nach Oesterreich keinen unpassenderen Zeitpunkt wählen können!

Wiewohl die letzten großen revolutionairen Ereignisse schon vier Jahre weit zurücklagen — saßen, schier undenkbar, noch fast in allen Hauptstädten des Reichs, in Wien, Lemberg, Pesth, Mailand und Hermannstadt Militairgerichte in ununterbrochener Wirksamkeit. Noch am 12. Februar, also vor dem Attentat Libeny's, waren allein in Wien neunund-

dreißig kriegsrechtliche Urtheile wegen „hochverrätherischer und revolutionairer Umtriebe" gefällt worden. In Prag war das Sanct Georgskloster, ehemals eine Correctionsanstalt für Geistliche, dem Militaircommando eingeräumt worden und noch immer mit Gefangenen angefüllt. Der Anhang des im vorigen Jahre gehenkten Julian Goslar aus Galizien, aus zehn jungen Leuten, unter denen der älteste dreiundzwanzig Jahre zählte, bestehend, wurde zu Schanzarbeit von sechs bis neun Jahren verurtheilt. Dazu kamen ehemalige Honvedofficiere, die zum Theil von willfährigen Regierungen des Auslandes ausgeliefert worden, zum Theil leichtsinnig mit Hoffnung auf Pardonnirung heimgekehrt waren. Die commandirenden Generäle erließen noch immer Kundmachungen über das kriegsrechtliche Verfahren im wohlbekannten Styl. Auf die Verbreitung revolutionairer Schriftstücke stand der Strang, ebenso auf den Besitz oder auf die Einschmuggelung von Waffen; aber schon der bloße Besitz eines der Regierung mißliebigen Pamphlets oder eines bloßen Papiers konnte im Fall der Anzeige in den der Militairjustiz unterstehenden Provinzen eine Festungsstrafe von einem bis zehn Jahren zur Folge haben.

Dieses Oesterreich, wie es so war, wurde consequent das verjüngte genannt, obgleich es in seinem Innern die schrecklichste der Geißeln, den Bürgerkrieg, erlitten und Schlachtfelder mit Tausenden von Leichen gesehen. Es ist wahrlich eine traurige Neugeburt, die durch den Donner der Bombardements inaugurirt wird, eine traurige Verjüngung, die Verjüngung durch Blut. Doch sprach man immer von ihr. Wo war sie? Wodurch gab sie sich kund? Ich wüßte es nicht zu sagen, es müßte denn der Geldmangel und das immerwährende Negociiren von Anleihen gewesen sein. Es ist allerdings das Loos der Jugend, kein Geld zu haben und Schulden zu machen.

In einem eleganten Café auf dem Kohlmarkt in Wien glänzten noch spät Abends die Gasflammen, rollten die Billardkugeln, eilten die Kellner hin und her. Im Hintergrunde, unter dem großen Spiegel, saß eine Gruppe von Literaten und Journalisten, von denen ein Theil das unfern liegende Burgtheater verlassen hatte.

Dem Charakter des Café's entsprechend, das durch seine Menge von Zeitungen ein literarisches war und von Schriftstellern gern besucht wurde, hatte es auch einen literarischen Oberkellner. Lothar, so hieß der Mann, hatte eine ausgesprochene Vorliebe für den Schriftstellerstand und weihte diesem eine Auszeichnung, welche bei ihm zu erreichen Angehörigen anderer socialen Positionen nie gelang. Dabei besaß er eine Kenntniß der Journalistik, wie nur ein alter, routinirter Literat. Er war in der Welt der Politik und noch mehr in der des Stadtklatsches zu Hause und wußte von jedem Schriftsteller, für welches Blatt er schrieb. Er befaßte sich, nebstdem er Zahlkellner war, nur mit dem Hin- und Hertragen der Journale, stand zu den Literaten niederer Gattung in einem beinahe collegialischen Verhältniß, und pflegte selbst bei den bekannteren Namen der Literatur eine Annäherung zu versuchen, sei es auch nur, daß er sie auf diese oder jene merkwürdige Notiz aufmerksam machte. Von jedem Stammgast wußte er, welches Blatt er mit Vorliebe lese, und verstand ihm dieses wenige Minuten nach seinem Erscheinen auf den Marmortisch hinzuzaubern.

Manche wollten behaupten, Lothar, diese scheinbar gutmüthige und naive Natur, sei nicht ganz so harmlos, wie sie sich stelle. Lothar habe die Augen und Ohren überall und stehe in Beziehung zur Polizei. Ich mag es nicht glauben, daß es ihm aufgetragen war, herauszukriegen, wer für dies, wer für jenes ausländische oder deutsche Blatt correspondire. Er war allerdings in der Lage, manche Beobachtungen machen zu können: denn das Lieblingsblatt jedes Journalisten, nach welchem er zuerst greift, ist meist das Blatt, für welches er schreibt, und der erste Blick in ein Blatt gilt zumeist den eigenen Artikeln — doch, ich will nicht glauben, daß der brave Lothar einem Stande, dem er so viele Achtung zollte und über dessen Mitglieder er sogar Banquiers und Bankactionäre vernachlässigte, so feindlich hätte entgegenstehen können.

Noch andere böse Zungen behaupteten, daß er ein heimlicher Geschäftsmann sei, der Geld gegen hohe Zinsen leihe, und daß er sehr bösartig werden könne, wenn seine Gelder in Gefahr kämen. Manchem jungen adligen Officier, hieß es, habe er Wagen und Pferde zwangsmäßig abgenommen und erbarmungslos verkauft. That er dies wirklich, so geschah es sicherlich blos, um auf anderer Seite den Mäcen spielen zu können, und irgend welche Literaten, die ihm schuldig geblieben waren, nicht drücken zu müssen.

Die Uhr zeigte Zehn. Die beiden Journalisten Rohr und Sittig, die eine Partie Schach gespielt hatten, rafften die Figuren zusammen, während ein Dritter eifrig die Zeitungen las und manchmal etwas in sein Notizbuch aufzeichnete, ein Vierter aber, ernsthaft rauchend, den Billardspielern zusah.

Der Jüngste der Vier, Rohr, hatte ein feines, interessantes Gesicht mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, ein dünnes, schwaches Bärtchen auf der Oberlippe. Sein Naturell ist heiter und leichtsinnig. Er ist vor Zeiten bei einer aristokratischen Familie Hauslehrer gewesen. Aus dieser Lebensperiode hat er eine große Vorliebe für Eleganz, Comfort und feine Lebensfreuden bewahrt, welche mit seinen jetzigen ärmlichen Verhältnissen in scharfem Widerspruch stehen. Er ist Feuilletonist, der über die Tagesereignisse ziemlich geistreich plaudert, allen schweren politischen Fragen jedoch vorsichtig aus dem Wege geht. Daß er arm ist, sagt uns nebst seinem ältlichen verschossenen Rock auch die tiefschmerzliche Miene, mit der er sein Porte-Monnaie öffnet, um die verlornen Partien zu bezahlen. Armer Rohr! In den Feuilletons giebt er sich als den feinsten der Dandy's, als einen zweiten Grafen d'Orsay, reitet als mythische Person auf einem Vollblutpferde und betrachtet das Volk der Ballettänzerinnen von der Ecke der Loge. In Wahrheit giebt er Clavierunterricht zu zwanzig Kreuzern die Stunde, wohnt im vierten Stock und sieht das Theater nur vom Parterre aus. In seinen Feuilletons hat er oft Lust funfzig Louisd'or zu wetten, daß dies oder jenes geschehen, und wäre geneigt,

einer mittelmäßigen Sängerin eine lebenslängliche Rente zu zahlen, damit er sie nie hören müßte, während er in Wahrheit, außer an dem ersten des Monats, nie bei Gelde ist, seiner alten Mutter jeden schwerverdienten Gulden zuträgt und sich mit einem von ihr äußerst sparsam zugemessenen Taschengelde begnügt. Er spricht auch in seinen Feuilletons von der Unverdaulichkeit der Hummern und Seekrebse, von Austern-Frühstücken und Champagner, vom Goldknopfe seiner Reitgerte und läßt die zarten Beziehungen ahnen, in welchen er zu den hervorragenden Schönheiten des Theaterpersonals steht, während er in Wahrheit eher an Hunger als an Unverdaulichkeit leidet, Seefische nur hinter den Schaufenstern kennen lernt und seine Beziehungen zum anderen Geschlechte die harmlosesten sind. Es sind eben bei vielen Leuten zwei hartgeschiedene Welten, die Welt der Poesie und der Prosa und die erste muß oft bieten, was die zweite versagt.

In diese dem Leser neue Gesellschaft trat plötzlich eine uns längst bekannte Gestalt, Grauwak. Er war in Reisekleidern und sah müde und angegriffen aus. Es konnte nicht anders sein, er hatte Wochen hindurch in Aufregungen aller Art gelebt. Sein Freund Bruno war nämlich seit dem Tage seiner Abreise von Paris spurlos verschollen.

Als Woche um Woche verging und der alte Haldenried keinen Brief, keine Nachricht von dem sehnsüchtig Erwarteten erhielt, hatte er zuerst brieflich bei Grauwak angefragt und später diesem seine ganze Besorgniß mitgetheilt. Die Besorgniß Grauwak's war nicht minder groß. Flugs war er nach Wien zurückgekehrt, um sich persönlich mit dem Alten zu besprechen. Die Folge dieser Unterredung war, daß Grauwak ein paar Tage darauf unter einem plausiblen Vorwande nach Böhmen reiste, um an den Grenzstationen, die Bruno betreten haben konnte, in der Stille Erkundigungen einzuziehen.

Die Erkundigungen hatten kein Resultat geliefert.

Grauwak war von den Jüngeren, Sittig und Rohr, mit der seinem Charakter und Talente schuldigen Achtung begrüßt worden.

„Sieht man Sie doch endlich wieder!" rief Rohr. „Ich glaubte Sie wieder in die alte Metropole des Vergnügens, in das himmlische Babylon von Paris zurückgekehrt und fing schon an, Sie recht sehr zu beneiden."

„Dazu hatten Sie wahrlich keine Veranlassung!" erwiderte Grauwak, indem er sich setzte. „Wenn Sie wüßten, wo ich war . . . ."

„Nun, wo waren Sie? Vielleicht giebt's eine piquante Notiz und Gelegenheit im nächsten Feuilleton ein kleines Abenteuer zu erzählen!" meinte Rohr.

„Bewahre, bewahre!" entgegnete Grauwak, sich umsehend. „Meine Reise war die prosaischeste von der Welt. Ich habe mich in böhmischen Wäldern und in böhmischen Dörfern umhergetrieben."

„Da gratulire ich, daß Sie gesund und heil zurückgekommen!" meinte Sittig. „Ich stelle mir das Land der böhmischen Krone bei diesem Aprilwetter *ziemlich rauh* und kalt vor. „Wenn Ihr, nach Böhmen zurückgekehrt, dieses Land mit Sicilien vergleicht, werdet Ihr wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Ländern finden," sagt der göttliche William in seinem Wintermärchen. Aber ohne Spaß, was haben Sie auf dem Terrain Karl Moor's zu thun gehabt? Land und Leute à la Riehl studirt? Ich will nicht hoffen — die Jahreszeit ist diesmal wahrlich nicht danach."

„Ich habe Verwandte in Böhmen besucht," entgegnete Grauwak, „eine Tante —"

„Natürlich alt und reich, die ihren talentvollen Neffen zu ihrem Universalerben zu ernennen gedenkt —"

„Dies weniger," erwiderte Grauwak. „In unserer Familie wollen die Capitalisten nicht recht gedeihen. Dazu gehört eine eigene Anlage."

„Ist bei mir derselbe Fall," meinte Rohr. „Ich habe wohl neulich in einem Feuilleton eine Geschichte von meinem Onkel erzählt, der mir aus seiner Gemäldegallerie einen kolossalen Murillo schicken wollte, der nicht über meine Treppe zu schaffen war, doch das war mehr Dichtung, als Wahrheit, mehr Dichtung!"

„Also in Böhmen sind Sie gewesen? In Prag?" fragte ein Neuhinzugetretener. „Nun wie sieht es dort aus? Wie befindet sich der böhmische Löwe?"

„Den Verhältnissen angemessen. Er liegt auf dem Bauch und verdaut seinen Aerger."

„Offenbar das Gescheiteste, was er thun kann. Der weiseste der Menschen könnte nichts Anderes thun. Meinen Sie nicht?"

Der Kellner Lothar war herbeigetreten und schien dem Gespräch zuhören zu wollen, bis Grauwak's fester Blick ihn in sein Kellnerthum zurückwarf und er etwas verlegen murmelte: „Die Abendblätter vielleicht, Herr von Grauwak?"

„Danke, ich lese heute nichts! Bringen Sie mir ein Glas Kaffee, aber er muß recht heiß sein."

Einige Momente später brachte Lothar das Verlangte, aber auch das Abendblatt der National-Zeitung.

„Ich glaube, Herr von Grauwak," sagte er, „bemerkt zu haben, daß Sie dies Blatt gern lesen. Hier ist es!"

Grauwak, der längere Zeit der Correspondent dieses Blattes gewesen, stutzte befremdet.

„Ei, ei!" sagte er zu dem noch vor ihm Stehenden, „Sie sind die Aufmerksamkeit selbst, ein Muster unter den Kellnern! Ich war erst wenige Male hier und das vor Wochen; wie wissen Sie —"

„Gewohnheit der Beobachtung," erwiderte Lothar, geschmeichelt lächelnd.

„Noch dazu war das Blatt in anderer Hand," fuhr Grauwak fort, „wie konnten Sie so schnell . . ."

„Das Blatt herausbekommen? Nichts leichter, Herr von Grauwak! Es ist mein Hauptaugenmerk, jeden werthen Gast schnell mit dem Blatte, das er am liebsten liest, zu bedienen, und die Herren von der Literatur gehen dabei immer voran. Kann ich nicht das Blatt reserviren, ist es in anderer Hand, bediene ich mich eines leichten Mittels, das auf dem Grundsatz der Attraction beruht. Ich biete dem Leser

ein eben angekommenes Blatt, das er ebenso gern liest, oder mache ihn auf eine wichtige Nachricht aufmerksam. Der gierigste Zeitungsfresser läßt dann den einen Knochen fallen und greift nach dem zweiten."

Er flog fort.

„Ein prächtiger Kerl, unser Lothar!" rief Rohr.

„Vielleicht zu klug für einen Kellner," sagte Grauwak. „Ich rathe Euch, auf der Hut zu sein, den Mund zu hüten, wenn der um die Tische streicht... Ein Mensch in solcher Stellung hat Gelegenheit, viel zu hören und manches journalistische Geheimniß zu erfahren..."

Ein schallendes Gelächter eines eben Eintretenden unterbrach Grauwak und ließ ihn in der Richtung der Glasthür blicken. Ein kleiner dicker Mann, in den vierziger Jahren, mit dem Gesicht eines jovialen Bonvivants, war mit zwei phantastisch geputzten Damen eingetreten, die von den Umsitzenden sogleich als Schauspielerinnen eines Vorstadttheaters erkannt und bezeichnet wurden.

„Wer ist doch das?" fragte Grauwak. „Sein Gesicht kommt mir bekannt vor, ich erinnere mich aber nicht..."

„Das ist Hofrath von Eggersdorf, einer unserer liebenswürdigsten und liberalsten Beamten," erwiderte Rohr. „Er scheint wieder einmal en bonne fortune zu sein. Ein prächtiger Mensch, der, so weit es angeht, noch Opposition gegen das herrschende System macht."

Der so Bezeichnete war inzwischen herangekommen, hatte die vier Journalisten erkannt und ihnen freundlich zugenickt, worauf er sich mit seiner Begleitung, zu der, wie es schien, noch zwei elegant gekleidete Herren gehörten, in das Nachbarzimmer entfernte.

„Das ist Einer," meinte Sittig, „dem es schwer fallen muß, mit den Männern von Heutzutage zu dienen. Innerlich ist er Einer der Unseren. Er mag oft einen schweren Stand haben."

„Ich muß mich wundern," meinte Grauwak mit einem eigentlich mitleidigen Lächeln, „aus dem Munde von Schriftstellern, wie Ihr Alle seid, das Lob eines Mannes zu hören, der an der Spitze des leitenden Preßbureaus steht, um jeden Keim eines freien Gedankens zu ersticken. Das Amt ist mir eben der Mann. Die Regierung, die über uns steht, wird gewiß nicht den Mißgriff begehen, Den zum Vorstande eines so hochwichtigen Instituts zu ernennen, welcher seine Schuldigkeit mit halbem Herzen, das heißt, nur halb zu erfüllen verspricht. Und was anders soll das dem Hofrath gespendete Lob heißen? Viel wahrscheinlicher ist seine Herablassung gegen Literaten nur ein liberales Aushängeschild zur Eroberung optimistischer Leichtgläubigkeit; eine gefällige Persönlichkeit soll zu günstigen Trugschlüssen in Betreff seines unheimlichen Amtes verleiten. Welchen Sinn kann also Euer Lob haben, Männer der Feder, die Ihr nach eigenem Geständnisse täglich bebt, ob der heute gedruckte Artikel morgen eben so harmlos erscheine, wie am heutigen? Euer Lob ist sinnlos, gerade so, wie wenn Jemand sagte: das ist ein constitutionellgesinnter Scharfrichter, er köpft die Opfer des Absolutismus, seine Gesinnungsgenossen, beinahe schmerzlos und mit großer Rücksicht!"

Die Zahl der anwesenden Literaten war indeß auf ein Dutzend angewachsen. Die Einen lachten, die Andern ärgerten sich, die Einen drückten ihre Zustimmung, die Andern ihre Mißbilligung aus.

„Sie sind kein übler Sophist," sagte ein Mitarbeiter des Donaureichs. „Ihnen gelingt es auch zuweilen, einen schöngewaschenen, wollgelockten Pudel für ein reißendes Thier zu erklären. Ich blättere oft in den alten Jahrgängen unserer Zeitung und lese Ihre Artikel. Da giebt es einen Reichthum von Sophismen, welche auf den ersten Blick in nackter Gestalt absurd wären, aber durch die Entschlossenheit des Ausdrucks und die witzige Einkleidung bestechend geworden sind. Sollten Sie im Ernst glauben, daß eine wohlwollende Persönlichkeit harte Amtspflichten nicht zu mildern vermöge?"

„O gewiß glaube ich das," gab Grauwak rasch zur Antwort. „Ich gebe das zu und doch halte ich alles Vorhin gesagte bis auf's Jota aufrecht. Ich gebe das zu und will sogar ein Beispiel anführen. Der Hofrath Labsky war ebenfalls als ein sehr aufgeklärter und liebenswürdiger Mann anerkannt —"

„Das war er aber auch!" riefen mehrere Stimmen.

„Gut", fuhr Grauwak fort, „er war es auch." Als das Donaureich vor ein paar Jahren seine große Krise durchzumachen hatte, wurde meine Entfernung zur Bedingung des Fortbestehens des Blattes gemacht. Ich trat zurück. Aus Sorge, daß ich an einem andern Journal mein Fortkommen suchen und den Behörden neue Unannehmlichkeiten bereiten werde, wurde ich eines schönen Morgens zur Stadthauptmannschaft in Labsky's Büreau citirt. Der Herr Hofrath machte mir ein freundliches Compliment und bot mir einen Stuhl an, während er einem Unterbeamten auf irgend eine Anfrage Auskunft ertheilte. Dann wendete er sich an mich und fing in nonchalanter Stellung sich mit mir recht cordial und vertraulich zu unterhalten an. Er war ja ein Mann der coulantesten und charmantesten Formen! Im Nu kam das Gespräch auf unsere politischen Zustände, welche er als exceptionell bezeichnete, und auf meine Wirksamkeit als Publicist. Er sagte mir, daß ich mir hoch oben das Mißfallen nicht sowohl durch die Sachen, über die ich geschrieben, sondern durch den schroffen Ton und die sarkastische Form, in welcher ich sie behandelt, zugezogen habe. Dieses Mißfallen sei so angewachsen, daß man ernste Maßregeln gegen mich zu ergreifen beabsichtigt habe. Gerade jetzt — könne er mir ganz confidentiell mittheilen — schwebe ein Damoklesschwert über meinem Haupte, und er habe mich vorgerufen, um mich zu warnen. Er rathe mir, die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen und einer möglichen Ausweisung zuvorzukommen, gegen die gar nichts einzuwenden, da ich nicht einmal ein geborener Wiener sei. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als fortzureisen und ich beschloß in Paris mein Brod zu suchen. Nun läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der Hofrath sehr human war; wird aber Einer von Ihnen, meine Herren, den mir ertheilten Rath als eine freundliche Maßregel an-

sehen? Und wird man Denjenigen einen Pessimisten schimpfen können, der darin nichts sieht, als eine gemeine Maßregelung? Eine gewöhnliche Büchse knallt, mit einer Windbüchse schießt man geräuschlos, die Wirkung ist dieselbe. Hier wählte man ein geräuschloses Mittel, einen unbeliebten Schriftsteller außer Land und um's Brod zu bringen. Ich war damals ohne alle Subsidien und anfangs ganz rathlos. . . . Glauben Sie, meine Herren, daß ich noch rathloser gewesen wäre, wenn mir ganz kurz gesagt worden wäre: Er hat binnen drei Tagen Wien zu verlassen und damit Basta?"

Einige lachten, Andere ließen eine von einem Wenn und Aber eingeschränkte Zustimmung folgen, auf welche Grauwak, von einer immer größeren Hitze fortgerissen, scharf antwortete, bis es einem der Redner gelang, etwas zu sagen, was den ganzen Tisch wie einen Mann gegen Grauwak vereinigte.

„Sie kommen aus der Fremde zu uns zurück," sagte dieser, „und sehen die Dinge mit den Augen eines Exilirten an, verbittert, schwarz, also unwahr. Wir Zehn oder Zwölf, die wir um Sie herum sitzen, schreiben täglich mehr oder minder mißliebige Artikel. Werden Sie uns illiberal nennen, weil uns die Polizei noch nicht das Handwerk gelegt hat, wie Ihnen? Glauben Sie das Monopol des Freisinns zu haben?"

Grauwak sah, daß die wohlberechnete Perfidie dieser Argumentation seine Ansicht in den Augen der Anwesenden niederschlug und daß sich darauf mit Worten nichts Wirksames entgegnen lasse.

„O, Ihr Optimisten!" rief er aufseufzend aus, indem er mit einer heftigen Bewegung in seine Brusttasche fuhr und einen zusammengefalteten Bogen hervorzog. „Ich will Euch einen Beweis des jetzt waltenden Geistes sehen lassen! Les't da ein geheimes Schreiben der Statthalterei an die Kreis- und Bezirksämter und sagt mir dann, was Ihr von diesen Interpretationen der, wie Ihr sagt, zu Recht bestehenden Preßfreiheit sagt."

Er gab das Blatt dem Nachbar, der es überflog und mit schweigender Betroffenheit weiter circuliren ließ. Grauwak weidete sich an dem Anblick der Verlegenheit und Verwunderung, welche einen der Leser nach dem andern befallen hatte. Von dieser Wirkung ermuthigt, griff er abermals in sein Portefeuille und zog ein zweites Blatt hervor.

Es war eine heimliche Weisung an die Grenzbehörden.

„Da les't noch etwas Piquantes," sagte er ruhig, aber mit beißendem Tone. „Wenn Ihr das gelesen, werdet Ihr es auch für möglich halten, daß ein arglos Reisender, der freilich eine politische Vergangenheit hat, beim Betreten der Grenze ergriffen werden und ganz verschwinden kann."

Ein Gast — ein ältlicher Herr mit einem wohlgenährten, aber bissigen Gesicht — hatte den letzten Theil des Gesprächs angehört und mit Mienen und Bewegungen großes Mißfallen an den staatsverrätherischen Worten Grauwak's kundgegeben.

Jetzt endlich war ihm daß Maß übergelaufen; er fühlte sich gedrungen, sich einzumischen.

„Mein Herr, den ich nicht kenne," sagte er zu Grauwak gewendet, während die Umsitzenden mit unbehaglichem Erstaunen zuhörten, „Sie sitzen hier in einem anständigen Café und sollten Ihr Betragen danach einzurichten; Ihre Reden passen aber weit eher für die Aula oder für ein Parlament, als für eine Restauration."

Grauwak hatte sich erhoben und gab ruhig zur Antwort: „Sie müssen im Jahre Achtundvierzig Ihre Angst sehr mäuschenstill getragen haben, daß Sie sich heute anmaßen, auf eine so herausfordernde und geräuschvolle Weise Ihre Wohlgesinntheit an den Mann zu bringen."

„Sie haben vorhin laut gesagt," fiel ihm der Herr mit großer Aufregung in's Wort, „daß bei uns Menschen verschwinden. Wir leben nicht in einem Raubstaate. Sie sollten am besten wissen, daß die Regierung kein Opfer scheut, um gesetzmäßige Ordnung herzustellen und die amtliche Zeitung beweist fast an jedem Tage, daß eine strenge, aber gerechte Justiz die Kundmachungen über ergangene Strafurtheile dem Publicum nicht vorenthält."

„Können oder wollen Sie leugnen," fragte Grauwak, „daß es Menschen giebt, von welchen Niemand weiß, in welchem Gefängniß sie sitzen, wo, warum und wie lange?"

„Lügen! Lügen!" schrie der Herr.

„Wollen oder können Sie leugnen," fuhr Grauwak, mit verbissenem Ernst fort, „daß dies so eben das Loos eines meiner intimsten Freunde ist?"

„Von einem solchen Freunde sollten Sie wahrlich in Ihrem eigenen Interesse schweigen," hohnlachte der ältliche Herr. „Ich wundere mich, daß jetzt die Herren von dem Tische, an dem Sie sitzen, nicht aufstehen, wie ich es thue!"

Er nahm den Hut und eilte hinaus.

Das Aufsehen, das dieser Vorfall verursacht hatte, sollte sich gleich hierauf noch steigern, als Grauwak die beiden Circulare, welche kurz zuvor die Runde um den Tisch gemacht, zurückforderte. Beide waren nämlich während der unangenehmen Episode spurlos verschwunden.

Nicht minder als Grauwak waren fast Alle erstaunt und von einem eigenthümlichen Gefühl der Unsicherheit erschüttert.

Wer war der Judas in dieser Versammlung, welche sich aus lauter Freunden und ehrenhaften Collegen zusammengesetzt hielt? Und mit welcher Taschenspielerkunst war der Streich gelungen?

Lothar hatte sich die ganze Zeit hindurch dem Tische nicht genaht, wenigstens war er von Niemand bemerkt worden.

„Ein Professor der Prestigiation ist oder war hier!" murmelte Grauwak.

Sittig, ganz empört, beantragte, daß sich Einer nach dem andern in ein Nebenzimmer begebe und sich visitiren lasse, doch dies mußte, des Aufsehens wegen, unterlassen werden.

Voll tiefer Reue, sich vom Zorn über den verschollenen Freund so weit haben hinreißen zu lassen, voll Reue auch, wieder zu vertrauend gewesen zu sein, ging Grauwak heim. Eine neue Sorge trat

an ihn heran. Ihm schien es kein allzu schweres Stücklein, aus den beiden ihm gestohlenen Objecten den Beamten ausfindig zu machen, der das Amtsgeheimniß bloßgestellt.

Als er über die Leopoldsbrücke ging, warf er noch einen Blick auf die neuerbauten Bastionen mit den Schießscharten, aus denen die Kanonenmündungen herausſahen. Ein alter Mann, der dem Anschein nach schwer angetrunken aus den Wirthshause ging, sang das uralte Lied:

'S giebt nur a Kaiserstadt,
'S giebt nur a Wien.

Das Lied erschien Granwak als der tollste Anachronismus, den er seit Jahren gehört.

---

## Zweites Capitel.

### Worin wir abermals die Spur des Helden vergebens suchen.

Graf Thieboldsegg wohnte seit ungefähr vier Wochen wieder in seinem sogenannten kleinen Palais, das jedoch für die wenig zahlreiche Familie weitläufig genug war, um die Gesellschaft, welche er seiner Stellung gemäß von Zeit zu Zeit bei sich zu versammeln pflegte, würdig zu fassen.

Der Graf war gewohnt, den Ablauf der Saison alljährlich mit einem Feste, gleichsam mit einem großen Feuerwerk zu schließen, diesmal blieb bei ihm Alles still und todt.

Vor Jahren, als der Kaiserstaat in seinen Grundfesten erschüttert bebte, des Grafen Besitz und Stand wankte und auf dem Spiele stand, hatte er Gesellschaft um Gesellschaft bei sich gesehen, gleichsam als achte er den Sturm draußen keiner wirklichen Sorge werth. Jetzt, da politische Treffer ihm zugefallen und er sich als einen der Mitsieger im schweren Kampfe betrachten durfte, beobachtete er eine für die Welt, das heißt für seine Kreise, unerklärliche Zurückgezogenheit.

Der Schmerz getäuschten Ehrgeizes und verlorener Herrschaft mag groß sein, aber er ist bis zu einem gewissen Grade geringfügig, mit dem freilich minder auffallenden, minder pomphaften Verlust gemessen, der das Herz wirklich ereilt, oder nur bedroht, wenn ein wahrhaft geliebtes Wesen, dessen Wohl und Wehe man wie das eigene empfindet, in ein Unglück gestürzt ist, dessen Ausgang kein Auge vorhersieht.

Der Graf war nun in diesem Falle seiner Tochter gegenüber.

Cornelia war mit ihrem Vater nach Bruno's Abreise fast noch zwei Monate in Paris geblieben. Der Aufenthalt, dessen Ende schon angesagt war, hatte sich in Folge plötzlich eingelaufener Depeschen unvorhergesehener Weise von Woche zu Woche verlängert. Da alle Gedanken Cornelia's in Wien weilten und webten, kam ihr Paris bald so unerträglich wie ein Deportationsort vor und ihr beständiges Drängen, nach Wien zurückzukehren war natürlich, ohne daß sie es ahnte, eher ein Mittel, den Vater zum Bleiben zu veranlassen.

Als endlich kein längerer Aufschub möglich war und der Graf zurückreiste, war es begreiflich, daß sein Vaterherz der nächsten Zeit sorgenvoll entgegenschlug. Seine Tochter, seit lange schwermüthig und gedrückt, aller Zerstreuung feind, zeigte auf dieser Reise einen an ihr seltenen Humor, eine erregte Liebenswürdigkeit, eine für Alles plötzlich empfänglich gewordene Lebensfreude, so daß sich der Graf oft wie mitgerissen fühlte, trotzdem er wußte, daß der Beweggrund dieser so aufwogenden Gemüthserregung ein Gegenstand war, den er hassen und entfernen mußte. Dennoch war er oft so erfreut und entzückt, daß er hinterher immer mit Wehmuth denken mußte: Warum kann das nicht dauern! Warum kann nicht Bruno Fürst Kronenburg sein! Diese freudige Stimmung hatte jedoch auch ihre gewaltigen Rückschläge, wenn er bedachte, ein wie kurzes Eintagsleben diese neuerwachte Jugendlust seiner Tochter haben werde und er sich als Den anklagen mußte, der dieser Jugendlust, diesem Hochgefühl, bereits im Stillen das Grab gegraben. Es war ihm nur allzu klar, daß die nothwendigerweise bald erfolgende Enttäuschung einen Schmerz und eine Trauer hervorrufen werde, eben so groß, eben so tief und jedenfalls nachhaltiger, als diese Herrlichkeit gewesen. Er sagte sich aber, nicht mit Unrecht, wenn er den Maßstab des Alltäglichen zu Grunde legte, zu seinem Troste: daß der Gram nicht tödte und nur in Romanen und Theaterstücken zu verderblichen Katastrophen führe. Eine solche extreme Besorgniß erschien ihm beim Anblick seiner Tochter völlig lächerlich. Ihr Aussehen war so blühend, ihre Gestalt trotz der Zartheit ihres Baues so lebensvoll, ihr ganzes Wesen so jugendfrisch. Ein Uebermaß von Widerstandskraft schien gegen einen zwar heftigen, aber in der Regel flüchtigen Affect, Liebe genannt, vorhanden zu sein, so daß nur die nervöse Aengstlichkeit eines zitternden Vaterherzens auf verhängnißvolle Gedanken momentan hätte fallen können.

In Wien angekommen, war der Graf begreiflicher Weise auf Cornelia's Verhalten sehr aufmerksam. Man kann sagen, daß er dasselbe belauschte und studirte. Die ersten vierzehn Tage erschien sie ihm zwar unruhig, aber doch nicht so, daß hinter dieser Unruhe eine Besorgniß hervorgeblickt hätte. Der Strahl einer heiteren Stimmung stand, wie ihm schien, oft auf ihrer schönen, klaren Stirn. Durch das ihm beständig vorschwebende Heirathsproject befangen gemacht, mochte er die Gemüthslage seiner Tochter doch eigentlich zu seinen Gunsten mißverstanden haben.

Cornelia war bisweilen unruhiger, als sie ihrem Vater erschien. Die Frage, warum sich Bruno nicht sehen lasse, ging ihr in allen erdenklichen Einkleidungen im Kopfe herum. Sollte er Grund gefunden haben, die Einladung des Grafen unberücksichtigt zu lassen, oder nur so lange zögern, um durch den Act klug berechneter Zurückhaltung keinen vorschnellen Verdacht zu erwecken oder vorzubereiten? Daß sich sein Herz von ihr abgewendet haben könne, dachte sie zwar dann

und wann, aber ihr Vertrauen konnte von dem Gedanken nicht ernsthaft erschüttert werden.

Ihre Erwartung, die von Tag zu Tag, von Woche zu Woche vergeblich blieb, steigerte sich erst zu einer wahren Besorgniß, als sie eines Tages wieder mit Frau Hassenfeld, ihrer einzigen Herzensvertrauten, über Bruno gesprochen hatte. Zum ersten Mal gab Frau Hassenfeld ihren längst gehegten Sorgen einen Ausdruck. Sie meinte: Bruno's Ausbleiben und Verstummen lasse sich kaum mehr auf gewöhnliche Weise deuten, es müsse beinahe als gewiß angenommen werden, daß er durch irgend einen ernsteren Unfall am Erscheinen verhindert sei.

Frau Hassenfeld, eine Wienerin von Geburt, der es an allerhand Connexionen nicht fehlte, hatte im Interesse der Sache, ganz still, ohne Cornelia davon in Kenntniß zu setzen, schon manche Anfrage an die oder jene Person, welcher Bruno von ehedem bekannt war, gethan. Sie erhielt keine Auskunft. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Bruno, wenn er in Wien wäre, seit drei Monaten von Niemand gesehen worden sei, ganz abgesehen davon, daß seine Rückkehr unter den damaligen Zeitverhältnissen einen allgemeinen Gesprächsstoff abgegeben haben müßte, da Bruno auch sonst eine bekannte Persönlichkeit war.

Es wurde beschlossen, sich aus dieser Ungewißheit endlich auf's schnellste zu reißen, indem man aus einer directen Quelle Nachrichten schöpfen und sich an Bruno's Onkel, den alten Rentier Haldenried selbst wenden wollte. Aber die Ausführung dieses Entschlusses erhielt durch einen Zwischenfall einen längeren Aufschub, als ihn der Eifer der beiden Damen vorhergesehen hatte.

Frau Hassenfeld wurde in Folge eines heftigen Streites mit dem Grafen von ihrer bisherigen Stellung entfernt und verließ das Haus am andern Tage.

Dem Streite selbst konnte eigentlich gar kein Thatbestand, viel weniger ein Vergehen oder eine Schuld zu Grunde liegen, deren Frau Hassenfeld angeklagt werden konnte. Es waren lediglich häusliche Hetzereien kleinlichster Natur, welche sich seit langer Zeit angesammelt und nur durch Provokationen aller Art zu einer Explosion führten. Frau Hassenfeld hatte sich stets der größten Anerkennung von Seiten des Grafen zu erfreuen gehabt und nicht einmal der maliciösen Zunge der frommen Comtesse Sophie Veranlassung zur Anklage gegeben. Ihr Verbrechen bestand aber darin, daß sie um Cornelia's Liebe wußte und diese begünstigte. In dem Augenblicke, als dies der Graf in Paris inne geworden, war ihre Entfernung eine fest beschlossene Sache, die nur bis zum günstigen Moment der Ausführung vertagt wurde. Der Graf, lange um eine Ursache verlegen, ließ sich endlich herab auf das triviale Gebiet der Hausverwaltung herabzusteigen und dort die Waffen zu holen, um diese ihm widrig gewordene Hausgenossin los zu werden.

Es gelang ihm. Frau Hassenfeld, weit entfernt, die Falle zu ahnen, von allen Seiten künstlich aufgestachelt, blieb nicht Herrin ihres Affects und machte dem arglistigen Graf gegenüber ihr Recht mit verletzender Schroffheit geltend. Dahin wollte Thie*holdsegg sie haben.* Es ward ihm nicht schwer, das reizbare Naturell eines auf seine Rechte fußenden Weibes zu einer Beleidigung zu treiben und diese wurde wie eine Majestätsbeleidigung aufgenommen.

„Heute habe ich meinen Hausminister über die Klinge springen lassen!" sagte der Graf frohlockend zu sich selbst, sich in der Freude über den gelungenen Staatsstreich die Hände reibend. „Es ist gleichviel, was man zur Cabinetsfrage macht, wenn man die Dinge nur anzugreifen versteht." Mit diesen Gedanken fuhr er in die adlige Ressource.

Cornelia konnte in keinem Augenblick von dem Verlust ihrer Jugendfreundin härter betroffen werden, als eben jetzt, und doch konnte sie, wie die Sache jetzt stand, nichts thun, ohne dem eigenen Vater zu nahe zu treten, um den Schlag von sich abzuwenden. Sie konnte nur das, was vorgefallen, auf's tiefste betrauern. Auch Frau Hassenfeld war, als sie aus dem Hause scheiden sollte, tief ergriffen, denn ihre Anhänglichkeit an die junge Gräfin war wie eine aus ihrem eigentlich spröden und herben Innern hervorbrechende Blüthe. Mit Thränen warf sie sich ihrer jungen Freundin an den Hals und gestand, daß sie Alles hätte über sich ergehen lassen, wenn sie geahnt hätte, daß ein Wort von ihr diese Folgen heraufbeschwören würde.

Als Frau Hassenfeld das Haus, wo sie zehn Jahre verbracht, verlassen hatte, war sie nur räumlich, nicht geistig von ihrer Freundin getrennt, denn man gelobte sich neue Freundschaftstreue und versprach sich zu schreiben und vorerst, wenn auch nur auf dritten Orten sich von Zeit zu Zeit zu sehen.

Darin lag der ganze Trost, der Cornelia zurückgeblieben war, aber sie sollte die Scheidende erst vermissen, bis sie wirklich allein war und tausendmal bei Tag und Nacht ein Wörtlein zu sagen hatte, welches sie der Freundin anzuvertrauen gewohnt war.

Die ganze Art, wie Cornelia die Trennung ertrug und sie hatte geschehen lassen, gab ein Zeugniß für die hohen Rücksichten gegen ihren Vater, wenn es dessen noch bedurft hätte. Der Graf, sich wohlbewußt, daß er mit diesem Schritte die Hand an eine tiefeingewurzelte Jugendneigung gelegt hatte, schöpfte insofern eine große Befriedigung daraus, als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, dnrch das kluge Fortschreiten von einer entscheidenden Maßregel zur anderen eine ganze Reihe von Verzichtleistungen im Herzen seiner Tochter herbeizuführen, bis sie endlich ganz leise und unvermerkt, ohne einen gewaltsamen Spruch, die Gemahlin Kronenburgs werde geworden sein.

Es war ein paar Tage nach dem Vorfalle und Cornelia saß in später Abenddämmerung auf ihrem Zimmer, als der alte Koß, dem sie geklingelt hatte, eintrat.

„Wann meinst Du, Alter," fragte Cornelia mit Unruhe, „daß mein Vater heute heimkommt?"

„Auf keinen Fall vor Mitternacht, gnädige Comtesse," erwiderte der Alte. „Er geht heute in die Soirée des belgischen Gesandten, hat große Toilette gemacht und ist in weißer Cravate, mit dem Stern des Großkreuzes auf dem Frack fortgegangen. Unten hörte ich ihn sagen: Fahr' in's Kärnthner Thor!

Da bleibt er wohl auch ein oder zwei Acte. Vor Mitternacht —"

„Das wollte ich hören, sagte Cornelia und fügte nicht ohne eine gewisse Verlegenheit hinzu: „Ich werde heute einen Besuch erhalten, der geheim bleiben muß —"

Koß zitterte bei dieser Nachricht an allen Gliedern, denn er dachte an Bruno und die Pariser Vorgänge und es war ihm schrecklich, daß diese sich in Wien wiederholen könnten.

„Ich verrathe Alles, Comtesse!" rief er in höchster Aufregung. „Ich verrathe Alles! Ich will kein Lügner und kein Verräther mehr sein, ich sage Alles heraus! Thun Sie hinter meinem Rücken, was Ihnen beliebt, ich meine, was Sie verantworten können, — aber wo es heißt, meine Pflicht gegen meinen guten gnädigen Herrn verletzen, da bin ich im Stande einen Spion, einen Denuncianten, einen wahren Schandkerl abzugeben! Daraus wird nichts und dürfte ich Ihnen nicht wieder vor die Augen — vor die Augen —" fügte er hinzu, „in die ich doch so gerne sehe...

„So laß mich doch zu Worte kommen, Alter," sagte Cornelia gelassen, über den wilden Erguß des sonst sanft gefügigen Dieners verwundert, „Du weißt ja nicht, was ich will!"

„Errathe es, sehe es Ihnen an!" sagte Koß. „Gerade so haben Sie ausgesehen, als Sie mich in Kraßnitz überredet haben, um mich zu einem Mitschuldigen zu machen. Gerade so haben Sie ausgesehen, als Sie mich in Paris beauftragt haben, einen gewissen Brief zu bestellen. Mein Gott, lese ich denn nicht in Ihrem Gesichte wie in einem Buche, das ich ganz gut kenne? Ja, ja, Sie haben wieder einmal etwas Verbotenes vor!"

„Glauben Sie," fragte Cornelia, „daß Bruno Haldenried in Wien ist? Es scheint, Sie haben ihn gar gesehen —" fügte sie beflügelt, mit einer freudig aufzuckenden Bewegung hinzu.

„Gestehen muß ich," gab Koß zur Antwort, „daß ich mich bei jedem Ausgang nach ihm umsehe. Freilich nur mit Angst und Furcht. Nein, ich habe ihn nicht gesehen! Gott sei Dank, muß ich sagen, denn der Mensch ist mein Verderben, wie er das Ihrige werden wird!"

„Was reden Sie da für Zeug!" fragte Cornelia über diese Sprache ungehalten.

„Ich muß so reden," gab Koß zur Antwort. „Wenn Sie von mir fordern, was vom Diener gefordert werden kann, bin ich Ihnen stummen Gehorsam schuldig. Weiter nicht!"

„Was ist denn vorgegangen, daß Du so umgeschlagen bist?" fragte Cornelia erstaunt.

Sie hatte keine Ahnung, daß der Alte in Paris den Auftritt mit dem Grafen gehabt, daß ihm sein weißer Kopf gewaschen worden war und daß er seitdem seinen ohnehin geringen Geschmack an heimlichen Abenteuern, zu welchen er gepreßt worden war, auf's gründlichste verloren habe.

„Ich bin nicht umgeschlagen," erwiderte Koß, „ich bin nur das, was ich mein Lebtag war — ein ehrlicher Kerl. Ich habe es mir in Paris geschworen, — daß ich das auch bleiben will. Mögen Sie mich nun ungnädig anblicken, Comtesse, — wie Sie wollen: ich bleibe ein braver Kerl, der nichts von verbotenen Dingen wissen will!"

Er wollte sich zur Thür hinausdrücken.

„Höre doch!" rief ihm Cornelia nach, „es handelt sich um Frau Hassenfeld..."

Koß trat wieder zurück, doch die Hand an der Thür haltend, indem er erwiderte:

„Auch die darf nicht mit meinem Wissen herein!"

„Hätte das mein Vater gesagt?"

„Nicht eben," stotterte Koß und fuhr muthiger fort: „Doch müssen Sie es denken, da Sie von einem Besuch sprechen, der geheim bleiben muß."

„Wohl," gab Cornelia zur Antwort. „Doch aus andern Gründen."

„Danken Sie Gott," sagte Koß, „daß Sie die vom Halse haben. Die war Ihr ärgster Feind, ich will nicht sagen aus Bosheit, aber durch ihre Rathschläge, die nicht die rechten waren. Weiß Gott, Sie wären ohne sie auf alle diese Wege nie gerathen!"

„Halt, Koß!" sagte Cornelia mit Entschiedenheit. „Sie ist und bleibt meine beste Freundin auch außer diesem Hause. Hüte Dich, ein Wort gegen sie zu sagen, wenn Du mich nicht beleidigen willst. Gehe, gehe!" setzte sie mit vielsagendem Kopfnicken ruhig hinzu, „ich brauche Dich nicht."

„O Du Himmel," rief Koß, die Hände zusammenschlagend. „Thue ich das, falle ich dort in Ungnade, thue ich das Andere, falle ich hier in Ungnade! Kommt man denn mit der Ehrlichkeit auf der Welt nicht mehr durch? Die Welt ist nicht mehr die alte, das sieht man alle Tage. Haben Sie Nachsicht mit mir, gnädige Comtesse, denn wer bin ich denn, um zu thun, was ich möchte? Nehmen Sie mir meinen Ungehorsam nicht so übel, denn ich würde ja für Sie durch's Feuer gehen, wenn ich nur wüßte, daß es auch Ihrem Herrn Papa recht wäre!"

„Ich will nichts Unrechtes," sprach Cornelia mit ruhiger Würde „und habe es nie verlangt. Das Geheimniß ist nicht immer ein Verbrechen. Ich wollte mit Frau Hassenfeld einen Abend ungestört verplaudern und verhüten, daß die Leute im Hause darüber Lärm schlagen. Ist das ein Verbrechen?"

„Nun," sagte Koß einlenkend, „wie soll ich das verhüten?"

„Ganz einfach," versetzte Cornelia, „Du führst sie die Haupttreppe hinauf durch den großen Saal."

„O weh, o weh, wenn es der Graf erfährt!" rief Koß. „Nun, ich will es thun, doch zum einen und einzigen Mal!"

Er eilte hinaus.

Frau Hassenfeld ließ nicht lange auf sich warten. Sie wußte, daß der Graf das Palais bereits verlassen hatte und wartete nur auf ein Zeichen mit dem Niederlassen der Rouleaux, daß ihr Cornelia geben sollte. Als dies gegeben worden war, näherte sie sich dem Hause von einer Hintergasse aus. Mit des alten Lakaien Hülfe war sie bald auf dem bezeichneten Wege von jeder Seele unbemerkt hinaufgeführt worden.

Glühend flogen die Freundinnen einander in die Arme.

„Nun kann ich wohl gehen?“ fragte Koß, der an der Thür stehen geblieben war.

„Allerdings. Ich werde klingeln, wenn wir den Thee haben wollen,“ sagte Cornelia. Der Alte entfernte sich, Frau Hassenfeld legte Hut und Mantille ab und rollte wieder den Fauteuil, in welchem sie zu sitzen gewohnt gewesen, in die Nähe des Sopha's, auf welchem Cornelia Platz genommen.

„Welche Nachrichten bringst Du?“ fragte sie mit großer Spannung. „Gutes oder Schlimmes?“

„Urtheile selbst,“ erwiderte die Freundin. „Ohne mich vorerst bei Nebensächlichem aufzuhalten, erzähle ich Dir meinen Besuch beim alten Herrn Haldenried. Er wohnt in der Renngasse, in einem alten, sehr comfortablen Hause, ganz allein. Große Treppen, schwere Bilder im Corridor, Steinfiguren, ein paar alte Diener; ich lasse mich melden und trete ein. Ein alter Herr auf einem Rollstuhl, offenbar sehr leidend, doch von hoher und rüstiger Gestalt, mit einem derben aber wohlgeforten Gesicht, grauen Haaren, aber kohlschwarzen, drohend herabhängenden, buschigen Augenbrauen, sitzt vor mir in einem Bibliothekzimmer und blickt mich eigentlich recht böse an. Ich entschuldige mich und legitimire mich, um sein Vertrauen zu gewinnen, mit einigen Worten als Gesinnungsgenossin, komme dann auf Bruno zu sprechen und werfe einige geheimnißvolle Worte, die einen beziehungsvollen Wink auf die Kraßnitzer Vorfälle enthalten, die ihm nicht unbekannt sein können, hin. Des Alten Gesicht war schon beim ersten Wort in große Bewegung gekommen, er läßt mich nicht zu Ende kommen, fährt in großer Aufregung empor und ruft: Bringen Sie mir Nachrichten von dem Unglücklichen oder fordern Sie solche von mir?“

„Von dem Unglücklichen?“ schrie Cornelia auf. „So ist auch er sogar ohne Spur von ihm?“

Sie war plötzlich von allen Hoffnungen, die auf Momente in ihr aufgezuckt waren, verlassen.

„Er ist ohne jede Nachricht, ohne jede Spur seines Neffen,“ fuhr Frau Hassenfeld fort. „Er hat mir alle Schritte aufgezählt, die er inzwischen gethan, um das plötzliche und so wenig erwartete Verschollensein Bruno's aufzuhellen oder mindestens den Unfall, der demselben zu Grunde liegen kann, zu constatiren. Es war alles umsonst. Ich will Dich mit den Vermuthungen, die er aufgestellt hat, verschonen, dasselbe denken wir ungefähr auch. Er sagt, daß er zwar seine Nachforschungen noch nicht eingestellt habe und dieselben noch lange durch einen Freund seines Neffen verfolgen werde, — dennoch gebe er sich nur einer schwachen Hoffnung hin.“

„O wäre er in Paris geblieben!“ seufzte Cornelia, indem die Thränen zwischen die Augenlider traten. „Wäre er nicht am Ende wieder dahin zurückgekehrt?“ fragte sie kleinlaut.

„Mache Dir keine Illusionen!“ erwiderte die Freundin. „Sie sind immer verderblich. Ein Unglück, das mit einem Schlage vorübergeht, führt dann tausend Schläge auf uns.“

„*O ich wollte,*“ rief Cornelia, „ich hätte das gehört und wäre darüber erstarrt und nicht mehr am Leben!“

„Fasse Dich! liebes, liebes Mädchen,“ sprach Frau Hassenfeld, mit innigster Theilnahme die Weinende umschlingend. „Freilich, es ist schrecklich. Aber es muß getragen und überstanden werden. Wer kommt durch das Leben ohne blutende Erinnerungen?“

„Hat denn der Onkel nicht die leiseste Hoffnung?“ fragte Cornelia, plötzlich von einem neuen Hauche durchdrungen, als wollte sie die Ueberzeugung ihres Unglücks gewaltsam von sich abschütteln.

„Er hat keine,“ war die Antwort. „Die letzten Worte des alten Herrn waren die: Ich werde nicht ablassen nach ihm zu forschen, obschon ich für ihn, wie über Einen, den ich niemals wiedersehe, nur noch beten sollte. Ich thäte es, wenn mir diese Jugendgewohnheit nicht von den Pfaffen verleidet worden wäre!“

„Ach,“ schrie Cornelia, von Schmerz gefoltert, „das ist schrecklich!“ Sie flog durch das kleine Gemach auf und nieder.

„O hätte ich ihm nicht zugeredet, Paris zu verlassen,“ jammerte sie, wieder stehen bleibend, mit schmerzlich in einander verschränkten Händen. „Er ist mir gefolgt. Ich habe ihm das Leben einmal gerettet und es ihm dann wieder genommen!“

Sie brach in eine wahre Thränenfluth aus. Die Freundin hatte die größte Mühe, sie zu beruhigen. Nach mehrstündigem Zureden und Trostzusprechen, während Cornelia nur Klage auf Klage vorbrachte, ohne auf eine zusammenhängende Unterredung einzugehen, gelang es ihr endlich, das aufgeregte Gemüth der Leidenden in den Zustand einer starren Ruhe zu bringen.

„In allen Dichtungen,“ sagte Cornelia zum Schlusse, „habe ich gelesen, daß Liebe das größte Glück, die süßeste Macht des Lebens sei. Die meinige ist von allem Anfang an Sorge, Gefahr und Vergehen — von heute an endloser Gram. Und doch — beweine ich sie . . . .“

Lange stand der alte Koß draußen bei dem Theeservice und erwartete die Klingel Cornelia's. Er hatte die Spiritusflamme mehrmals angezündet und wieder ausgelöscht. Er lehnte sein Ohr an die Thür und horchte: er hörte rasche Schritte, von Zeit zu Zeit leises Wimmern, dann wieder nichts; so verging Stunde um Stunde. Sein Herz war schwer, sein treues, altes Herz ahnte ein düsteres Geschick und böse Tage . . . .

---

## Drittes Capitel.

### Handelt von einem Pferde und dessen Bereiter.

An dem Tage, der jenem verhängnißvollen Abend folgte, an welchem Cornelia die Nachricht von Bruno's Verschwundensein erhalten, fand der Graf seine Tochter tief niedergeschlagen. Er nahm an, daß ihr das Ausbleiben des Mannes, den sie heimlich

liebte, Sorgen verursache, da er aber die Bedeutung und Tiefe ihrer Beziehungen nicht kannte, täuschte er sich über ihren Zustand und deutete ihn nur als vorübergehende üble Laune und einen Rest von Verdruß über Frau Hassenfeld's Entlassung.

Nachmittags saß Cornelia auf dem Sopha, als der Graf bei ihr eintrat. Sie sah sehr angegriffen aus; ihre matten Bewegungen und die Wortkargheit bei der Bewillkommnung ihres Vaters sprachen von einer auffallenden Apathie, eine Folge der ununterbrochenen in ihr wühlenden Gemüthsunruhe.

„Siehst Du," redete sie ihr Vater mit erkünstelter Heiterkeit an, „so traurig aus oder bist Du nur müde?"

„Ich kann nicht leugnen," erwiderte Cornelia, „daß ich mich unendlich müde fühle."

„Das ist Folge der Frühjahrsluft, liebes Kind," sagte der Graf, sich neben seiner Tochter niederlassend. „Gestehe aber, daß Du auch Sehnsucht nach der Hassenfeld hast. Es ist natürlich; Ihr waret so viele Jahre umeinander."

Wie erheitert blickte Cornelia empor, als sie den Vater den Namen der verfehmten Frau zum ersten Male wiederaussprechen hörte.

„Du hast Recht," sagte sie. „Ich war so sehr an sie gewöhnt, es war die einzige Freundin, die ich hatte, unserm ganzen Hause so zugethan, wie ich Niemand mehr finde."

„Ich gebe es gern zu. Ich bedaure den Vorfall, der ihre Entlassung zur Folge gehabt. Doch Du weißt selbst, ob ich meinem Ansehen dies Opfer schuldig war. Ich würde sie Dir gern wiedergeben, wenn hundert äußere Rücksichten nicht für den Augenblick im Wege ständen."

„O Vater," rief Cornelia über diese freundlichen Worte entzückt, „Du würdest mich glücklich machen, Du würdest kein trauriges Gesicht mehr an mir sehen, wenn Du sie zurückriefest."

„Jetzt geht es noch nicht," meinte der Graf, „doch das verspreche ich, daß ich sie wieder aufnehme, sobald ein gewisser Zeitraum vorübergegangen und der unangenehme Auftritt tiefer in die Vergessenheit gerückt ist."

Cornelia nahm das Versprechen hocherfreut an, mit dem es dem Grafen keineswegs Ernst war. Er wollte als echter Diplomat mit einem gleißenden Versprechen eine reale Gegenleistung einkaufen und fuhr fort:

„Die Hassenfeld war und ist sogar eine Nothwendigkeit in unserem Hause. Du stehst so einsam da, so allein. Du hast nur einen Vater und zwar einen, dem sein Beruf alle Muße raubt, mit Dir so viel, als er wünschte, zu verkehren. Wenn ich in Wien bin, geht es noch an, aber wie soll es werden, wenn ich eine Reise mache, ohne daß Du mich begleiten kannst?"

„Hoffentlich," sprach Cornelia, „wird der Fall nicht so bald eintreten."

„Im Gegentheil, mein Kind," versetzte der Graf. „Ich kann jede Stunde Ordre erhalten, nach St. Petersburg abzugehen."

„Was Du sagst!"

„Da muß ich wahrscheinlich vier, sechs, acht Wochen ausbleiben. In der Voraussicht dieses Falles kam ich auf Frau Hassenfeld zu sprechen, obwohl es mich ein Opfer kostet, meinen Mißmuth zu unterdrücken und an ihre Rückberufung zu denken. Da sich aber im Augenblick nichts darin thun läßt, muß ich anderweits um eine für Dich passende Gesellschaft sorgen. Ein Ersatz ist nicht leicht gefunden. Ich denke daher, Dich irgendwohin zu Besuch zu senden. Die schöne Jahreszeit ist so einladend, die ganze Natur steht in der Blüthe. Ich mache keinen Vorschlag, wähle, wohin Du gehen willst, wähle ganz frei."

„Du setzest mich in Verlegenheit. Du weißt, daß ich keine so intimen Bekanntschaften besitze. Ein unseliger Hang zur Einsamkeit ist mir angeboren. Ich habe mir nicht viel Freundinnen erworben."

„Ich weiß es. Was meinst Du zu einem Vorschlage: Ich höre, daß Leonie dieser Tage aus Paris hier eintrifft, (es war eine Finte) wenn Du zu ihr gingest?"

„Auf keinen Fall!" rief Cornelia lebhaft, während sich eine finstere Aufregung in ihrem schönen Gesicht abspiegelte. Sie haßte diese Frau sowohl als ihre zeitweilige Rivalin, als besonders der verrätherischen Intriguen willen, welche sie zur Erforschung ihrer Geheimnisse angezettelt. Und doch ahnte sie noch nicht, daß sie von ihr schon dem Vater verrathen worden sei.

„Wie denn," fragte der Graf langsam und nachdenklich, um gleichsam seinem Vorschlage den Schein einer Improvisation zu geben, „wenn Du auf kurze Zeit — so lange nur, als es Dir gefällt — nach Enzdorf gingest —"

Cornelia warf aufzuckend einen scheuen Blick auf ihren Vater, denn Schloß Enzdorf war die Sommerresidenz der Familie Kronenburg, deren Abreise dahin nahe bevorstand.

„Findest Du das so seltsam?" fragte der Graf unbeirrt. „Wirst Du denn dort gefangen gehalten, daß Du mich so seltsam anblickst? Wenn Du willst, bleibe hier. Mir fällt es nur deßhalb ein, weil der Besuch zwei Dinge verbinden würde. Erstlich würde er Dich von der Einsamkeit und mich von der Sorge, Dich allein zu wissen, befreien: zweitens würden wir dem alten Fürsten eine große Freude machen, welcher schon mehrere Jahre auf unseren Besuch zählt, ohne daß wir seinen Wunsch berücksichtigt hätten. Die dortige Gegend ist herrlich, das Schloß reizend schön gelegen — warum nicht, Cornelia?"

Cornelia sah stumm zu Boden.

„Die Fürstin liebt Dich," fuhr der Graf fort, „sie war wie bezaubert von Dir, als sie Dich das letzte Mal gesehen. Du würdest ihr um so größere Freude machen, wenn Du eine Zeit lang ihre Adoptivtochter werden wolltest, denn Du weißt wohl nicht, daß Hugo den Militairdienst verlassen und sich zu einem Gesandtschaftsposten begeben will? Möglich, daß Beides inzwischen schon geschehen."

„Höchst seltsam!" rief Cornelia, etwas lebhafter, als bisher. „Das überrascht mich! Hugo hatte so große Vorliebe für den Militärstand. In diesem

plötzlichen Standeswechsel sieht man, wie wankelmüthiger, ja wie schwacher Natur er ist."

„Darin irrst Du," entgegnete der Graf. „Ueberhaupt verkennst Du den jungen Mann vollständig. Du hast eben ein Vorurtheil gegen ihn. Ich gebe zu, daß er noch unausgegohren ist, mit einem Worte noch tief in der Jugend steckt. Doch Dir, als Mädchen, mangelt noch der Blick, den Kern, der unter der Hülle sorglosen Leichtsinnes und jugendlichen Uebermuths verborgen ist, herauszufinden. Hugo wird noch nach und nach ein tüchtiger Mann werden. Suche die Ursache seines allerdings wunderlichen Sprunges vom Soldaten zum Diplomaten tiefer und Du wirst der Erkenntniß seines Wesens näher rücken. Man sagt mir, daß er seit Monaten in sich gekehrt, beinahe tiefsinnig geworden."

„Das müßten denn die Nachwehen von Paris sein," versetzte Cornelia. „Abspannung nach wildverlebten Tagen; denn ich habe gehört —"

„Geschwätz! Cancan!" rief der Graf unwillig. „Damengeplauder! Ich habe ihn in Paris so oft gesehen. Seine Sucht, sich dort zu unterhalten, war eher eine krankhafte Gier, sich mit einem Surrogat von Genüssen zu betäuben, da seine tiefe und wahrhafte Leidenschaft mißkannt und zurückgestoßen wurde. Hugo liebt Dich und mir will es scheinen, daß er seinen Stand nur darum wechselt, um einen Vorwand zu haben, von seinen Eltern fern zu bleiben, in deren Nähe er den Gegenstand seines Unglücks zu treffen fürchtet. . . ."

„Wenn dem so wäre," sagte Cornelia leiser und wie in sich gekehrt, „so würde ich ihm im stillen Abbitte leisten! Unglückliche Liebe ist wohl im Stande den Menschen aus allen seinen Bahnen hinauszuwerfen!"

Sie hatte die Augen auf ihren Vater gerichtet. Beider Blicke trafen sich. Sie bereute, die letzten Worte gesagt zu haben, während der Graf dieselben mit peinlicher Ueberraschung als einen neuen Maßstab der Gemüthsstimmung seiner Tochter hinnahm.

„Wie es jetzt steht," hob der Graf ablenkend an, „sehe ich nicht ein, warum Du nicht auf beliebige Zeit nach Enzdorf gehen solltest —"

„Du hast Recht," warf Cornelia mit gedankenvoller Miene hin.

„Nicht wahr?" sagte Thieboldsegg erheitert und wie von einer Last befreit. „Du bist ein braves, liebes Töchterlein!" Er umarmte sie. „Du weißt, daß mein Herz, mein Leben an Dir hängt. Wenn ich Dir rathe, so habe ich Dein Glück im Auge, und wenn ich Dir ein Leid zufügte, hielt ich es für schlimmer, als hätte ich eine Waffe gegen meine eigene Brust gekehrt. Ich habe Niemand auf Erden, als Dich, den ich liebe. Was ist mir sonst diese Bettelwelt?"

„Ich weiß es," sagte Cornelia, den Vater mit ihren großen blauen Augen anblickend, gerührt, „ich weiß es, daß Du mich liebst." Im stillen dachte sie: „Er ist wirklich so herzensgut gegen mich! Vielleicht würde er mir helfen, wenn ich es wagte, ihm ein Geständniß abzulegen."

„Liebes Kind," sagte der Graf, „ich bin auch *hauptsächlich* deßhalb zu Dir herübergekommen, um Dir zu melden, daß ich Dir eine kleine Ueberraschung bereitet habe. Ich habe Dir vor kurzem ein arabisches Reitpferd von einem Gutsbesitzer aus der Walachei gekauft, ein Thier von einer Schönheit und Grazie, wie sich dessen eine Kaiserin bedienen könnte. Es stand seit einigen Wochen hier auf der Reitschule, um — er lächelte — die höchste Weihe der Kunst zu erhalten."

Während noch über den Gegenstand weiter gesprochen wurde, meldete der alte Koß, daß ein Bereiter mit einem Pferde angekommen sei und unten warte.

Cornelia empfand eine gewisse flüchtige Freude über das Geschenk, das ihrer harrte, als sie sich am Arm ihres Vaters in den Hof hinunterbegab. Diese Freude steigerte sich, als sie das edle Thier, vom Bereiter vorgeführt, in Augenschein genommen. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für schöne Pferde, wie wenig sonst diese Liebhaberei mit ihren übrigen Neigungen zusammen stimmte. Diese Vorliebe war die einzige aristokratische Passion, die sie von ihren Vorfahren geerbt.

„Reiten Sie einmal das Pferd vor," rief der Graf dem Bereiter zu, der sich bei dieser Aufforderung behend in den Sattel schwang. „Zeigen Sie uns, was Ihr Schüler auf der Hochschule gelernt hat!"

Der Bereiter fing im Hofe, der eigentlich eine große von Bäumen umhegte Sommerreitschule war, die ganze Schule abzureiten an.

Nachdem man das Pferd sattsam bewundert, bemerkte der Graf über den Mann, der ein lebhafter, flott aussehender Fünfziger war und unwillkürlich für sich einnahm, zu seiner Tochter:

„Der Mensch reitet meisterhaft!"

„Hören Sie," rief er dem Bereiter, der eben eine Volte im kurzen Galopp zu reiten begonnen, zu: „Was sind Sie für ein Landsmann?"

„Ein Ungar, Excellenz," antwortete der Reiter und ritt die Volte zu Ende. Als er wieder in Schritt einlenkte, sagte der Graf:

„Ja, die Ungarn verstehen zu reiten!"

„Nicht allein das, Excellenz," erwiderte der Bereiter mit vielsagendem Ton und Blick.

„Wo waren Sie im Jahre Achtundvierzig?" fragte Thieboldsegg nicht ohne Absicht.

Der Bereiter besann sich einen Moment, worauf er mit Humor rasch antwortete:

„Zwischen Pesth und Kapolna!"

Der Graf bewegte den Kopf hin und her, wie Einer, der etwas vernommen, was er lieber nicht gehört hätte.

Dies bemerkend sagte der Bereiter, sich auf den Mund schlagend:

„Hast Du Dich schon wieder vergaloppirt! Excellenz, ich traute mir zu, den Teufel selber zum frömmsten Gaul zuzureiten, aber meiner Zunge lege ich umsonst Zaum und Zügel an. Ja, das ist das ungarische Blut! Darin ist lauter Feuer und Schwefel. Meine Zunge wirft mich überall aus dem Sattel! Das ist mein Malheur! Und das wird in diesem Leben nicht anders."

„Waren Sie bei dem Aufstande betheiligt?“ fragte der Graf.

„Ich kann sagen ja und nein,“ war die Antwort, „kurz vor der März-Revolution war ich Bereiter an der kaiserlichen Reitschule. Diese Stelle habe ich plötzlich verloren, weil ich mich gegen das zweite Gebot gar oft versündigt, welches heißt: Du sollst den Namen Metternich nicht eitel nennen! Was blieb mir übrig, als nach Hause zu gehen? Ich wurde Soldat in der ungarischen Armee und kämpfte gegen die Raitzen. Als Fürst Windischgrätz gegen Pesth zog, ging ich mit nach Debreczin. Unterwegs, ehe ich die Theiß überschritt, wurde ich todkrank am Fieber und blieb auf der Pusta in einem Bauerhause drei Monate liegen. Nach der Schlacht von Kapolna war ich nothdürftig genesen. Sieh', da kamen die Oesterreicher auf der Flucht, oder auf dem Rückzuge oder, wollen wir sagen, auf dem Rückmarsche und nahmen mich, weil ich abermals meinen Mund zur unrechten Zeit aufgethan, als Gefangenen mit —“

„Und wie sind Sie losgekommen?“ fragte der Graf mit Interesse.

„Durch einen Ritt zur rechten Zeit,“ gab der Bereiter mit Humor zur Antwort. „Ich habe mich beim Transport auf ein alleinstehendes Ordonnanzpferd geschwungen und davon war ich —“

Cornelia's gehobene Laune war durch die Erwähnung des ungarischen Aufstandes verscheucht und ihr Geist in den Kreis ihrer finstersten Gedanken gezogen. Mit halbem Ohr hörte sie zu und wenn sie einen Blick von Zeit zu Zeit auf den Erzählenden warf, hätte sie am liebsten fragen mögen, ob er Bruno Haldenried gekannt habe.

„Leben Sie seitdem in Wien?“ fragte der Graf.

„Nein, nein,“ war die rasche Antwort. „Ich habe hier um dieselbe Zeit meine gegenwärtige Stellung angetreten, als Sie, Excellenz, uns dieses Pferd übergeben haben. Ich war vorher Conducteur in Böhmen — aber nicht gar lange — wie Sie schon wissen — meine Zunge geht immer mit mir durch. Ich habe einem Grenz-Commissar die Wahrheit gesagt und ihn in dienstlicher Function beleidigt, weil mich seine paschamäßige Behandlung eines meiner Passagiere, den ich im Nu liebgewonnen, ganz wild gemacht hatte. Aber ich sehe, daß meine Zunge mit mir abermals durchgeht, indem ich Ihnen das Alles so cordial erzähle. So gelingt es mir nicht, mir Protectionen zu schaffen. In dieser Zeit kommt Derjenige am weitesten, der das spricht, was man hören will, obwohl ich einem ganz Stummen noch den Vorzug gebe, weil der seine Zunge ausschließlich zum Speichellecken verwenden kann!“

Er machte eine rasche Schwenkung mit seinem Pferde und jagte im Galopp in den Hintergrund des Hofes, als ginge es einer feuerspeienden Batterie entgegen.

Hätte Cornelia geahnt, daß dieser Mensch der letzte Augenzeuge der Schicksale ihres Bruno war, als dieser auf der böhmischen Grenzstation festgehalten wurde!

Der Bereiter und jener muthige Conducteur waren dieselbe Person, Stephan Neboi.

## Viertes Capitel.

### Führt uns die Metamorphose eines alten Bekannten vor.

Wir treten auf das Redactionsbüreau des Donaureiches — eines der meistverbreiteten, einflußreichsten Blätter mit einem gemäßigt liberalen, ja oppositionellen Aushängeschilde, in Wahrheit aber der Regierung ganz ergeben und von dieser geschützt und geschätzt, weil diese trugvolle Maske eines abhängigen Journals auf die Stimmung und Leitung des Publicums sicherer influencirt, als der laut klingende Posaunenton aller Herolde, welche sich mit der Inspiration der geheimsten Regierungsgedanken brüsten.

Unter den Hunderten von Zeitungen, welche damals in allen Theilen der Monarchie erschienen, gab es nur einen unendlich kleinen Bruchtheil solcher, welche den Namen der Unabhängigen verdienten. Natürlich hatten diese ein schweres Leben, ein hartes Loos und vermochten sich nur durch die raffinirtesten Lavirungskünste im Strome der allgemeinen Reaction über dem Wasser zu erhalten, denn die Behörden lauerten ringsum mit der Gier der Haifische, um bei der geringsten Unvorsichtigkeit, deren sie sich schuldig gemacht, nach ihnen zu schnappen. Bei dem gegen sie herrschenden Mißtrauen durften sie kaum die Acte der Regierung zu commentiren, geschweige zu kritisiren wagen, und mußten sich gewöhnlich auf die dürrste Wiedergabe des Thatsächlichen mit lakonischer Kürze oder nichtssagender Umschreibung beschränken. Bei dieser ihnen auferlegten unnatürlichen Haltung mußten die unglücklichen Organe an Interesse einbüßen und die Trockenheit und Dürftigkeit ihres Inhalts in der Gunst des großen Publicums büßen.

Durch dieses System, die ganze Presse unbedingt zu beherrschen und zu discipliniren, hatte die Regierung eine unglaubliche Gewalt in ihrer Hand, nach Innen sowohl, als nach Außen. Jeder populäre Namen, der ihr mißliebig, wurde todtgeschwiegen und der Erinnerung des Volkes geraubt und entzogen. Jeder Mensch, der bedeutungsloseste Büreaukrat hingegen, welcher zu einer hohen Stellung berufen war, welche Ansehen forderte, war auf einen Wink der Regierung durch die tausend dienstfertigen Federn ein großer, bedeutender, geistvoller, sogar ein genialer Mann. Dieses System drohte sich bis in's Maßlose und nahezu Komische zu gipfeln, als der Presse die Weisung ertheilt wurde, sich sogar der Angriffe auf das Personal des Hofburgtheaters zu enthalten, weil seinen Mitgliedern durch den Contract die Stellung von Staatsdienern zukomme.

Noch nie seit Guttenberg's Zeiten oder seitdem auf Englands an allen hohen Erfindungen ergiebigem Boden sich die Presse auf die Höhe ihrer Macht entfaltet, war den Machthabern durch die Servilität der Journale eine so hohe Idee von sich selbst und eine so schimpfliche von der Menge beigebracht worden und nie zuvor war noch von der furchtbarsten Waffe, welche der Freiheitsgeist gegen den Absolutismus gefunden,

mit einem so anhaltenden Erfolge ein den Völkern und deren Bestrebungen so feindlicher Gebrauch gemacht worden.

Vergeblich fragt man nach einem anständigen Grund, wie Schriftsteller dazu kamen, in dieser Zeit bis zum Ekel die Begeisterung für Oesterreich an den Tag zu legen, da doch die Regierung die schriftstellerische Thätigkeit, überhaupt den Geist und das Wort als ihren Feind ansah und die Schriftsteller selbst als eine gefährliche Menschenclasse betrachtete. Kein Antheil, geschweige eine Auszeichnung hatte je schriftstellerisches Wirken belohnt, nur für literarische Schranzendienste gemeinster Art hatten die oben Stehenden ein gnädiges Lächeln übrig. Die Censur war nun freilich aufgehoben, dafür aber standen die Blätter unter dem Damoklesschwert der Verwarnungen und Suspension und Cautionsentziehungen; wegen der geringfügigsten Dinge, welche nicht so dargestellt worden waren, wie es der Regierung genehm, wurden die Redacteure vor die Polizeibehörden citirt, welche durch Einschüchterungen aller Art auf die künftige Haltung der Journale Einfluß nahmen.

Eine wie immer geartete Kritik der Regierungsmaßregeln war unmöglich gemacht und der Lobpsalm allein an der Tagesordnung. Die Federn, die die Kunst nicht verstanden, sich mit dem Winde zu drehen, wurden zertreten, denn die Regierung war entschlossen, nichts anzuhören, als ihr eigenes Lob. Es war eine Zeit, ungefähr wie jene in Rom, als Pompejus geschlagen war und das Schwert Cäsars unbeschränkt herrschte. Auch da blieb den unabhängigen Schriftstellern und Rhetoren nichts übrig, als die Tugend der Besiegten, die Resignation, zu üben. Cicero mußte die Rednerbühne verlassen, zog sich auf sein Landgut zurück und las seinem Freunde Hirtius nach einem einfachen Mahle Abhandlungen über „die Freundschaft" oder über „das Alter" vor: es war das Einzige, was sich noch schreiben ließ, wenn man nicht das Lob Cäsars schreiben wollte.

Es war die Zeit der Amaranthpoesie, der Schriften über die Wiedererweckung des christlichen Bewußtseins, dabei auch die Zeit der Señora Pepita. Ansichten, wie wir sie zu Anfang dieses Buches aus dem Munde des Pater Michael vernommen, waren nicht mehr Curiositäten, sporadische Erscheinungen, sie waren einem großen Kreise eigen und waren eigentlich die höchsten Orts maßgebenden Ideen. Der Minister des Unterrichts lebte in ihnen und für sie und war entschlossen, ihnen durch die Schulen eine großartige Pflanzstätte zu eröffnen . . . .

Unter so bewandten Verhältnissen erklärt sich die Wirkung, welche das „Donaureich" auf die weitesten Leserkreise hervorgebracht, auf einfache Weise. Das Flämmchen seiner Opposition mußte an dem großen wolkenbedeckten Nachthimmel wie ein Stern erster Größe erglänzen. Es kam aber auch nicht selten, es kam sogar häufig vor, daß sich seine Kritik einzelner Regierungsacte bis zu einer großen Feuerscheibe erweiterte, theils um schließlich die gehorsamste Zustimmung aus praktischer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeitsgründen zu erklären, theils um den Glauben an den Liberalismus der Redaction mit kluger Arglist *auf's Neue zu befestigen.*

Wer sollte nun glauben, daß der Leiter dieses perfidesten aller Organe derselbe Doctor Schmey war, dessen Gesinnungstüchtigkeit und principielle Consequenz bei seiner nächsten Umgebung sowohl, als in den fernsten Theilen der Monarchie feststand wie die Sonne?

Man hat nicht nöthig, zu weit hinter uns liegenden Geschichtsperioden zurückzugreifen und etwa an die Wiederherstellung der Ordnung durch Sulla und an den Regierungsantritt des ersten römischen Imperators zu erinnern, um an Beispielen zu veranschaulichen, wie nach allen Wechseln von Staatsformen, wenn sich ein Einzelwille an die Stelle der Allgemeinheit gesetzt hat, die politische Atmosphäre Dünste und Gifte entwickle, welche die Charaktere zersetzen, die Rechtsbegriffe zernagen und Axiome der Privat- und Staatsmoral, die vordem unumstößlich schienen, mit der Schärfe corrosiver Stoffe zerfressen. Eine solche Zeit steht uns ja noch nahe, sie liegt dicht hinter uns, Jeder von uns ist Zeuge gewesen, wie viel Fälle von Corruption, Depravation und Apostasie unter Menschen vorgekommen, welche wir selbst gekannt und an welchen wir vordem nie gezweifelt hatten.

Diese traurigen Thatsachen, welche oft den feurigsten Philanthropen in einen Misanthropen verwandeln möchten, pflegen alle Revolutionen zu begleiten und bilden gleichsam die moralischen Naturerscheinungen während und nach dem Erdbeben der Staaten.

Doctor Schmey's Umschlag war allerdings groß, aber durch die Zahl der gleichnamigen Fälle hatte er eine Entschuldigung für sich, vornehmlich dadurch, daß der Stärkere den Schwächeren verführte. Man erinnert sich wohl noch, daß er selber seine Laufbahn für unterbrochen gehalten hatte und daß er sich erst auf die Bahn der Sieger begab, als ihm die Sirenenstimme der Macht im wohlgewählten Momente, in einer Stunde der Verzweiflung, von einem neuen glanzvollen Leben das Lied gesungen.

Mit dem ersten Conflicte und mit dem ersten Schritte, welchen er in's andere Lager gethan, hat der Zwang aufgehört. Die innere Scham ist erloschen und an ihre Stelle tritt der Wetteifer mit den übrigen Ueberläufern und der Ehrgeiz, sie alle zu überflügeln.

Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß der ehemals radical gesinnte Oppositionsgeist sich in einem so kurzen Zeitraum mit der Sache, der er seitdem gedient, bereits assimilirt habe. Der Fortschritt nach dieser Richtung hin war freilich erstaunlich groß, aber in einer Epoche, welche alle Ideale belächelt, die Idealität bestraft und sich nur an den rein materiellen Theil der menschlichen Natur wendet, muß das persönliche Wohlbefinden Trost und Ersatz bringen, und während oben die Staatsgewalt alle Mittel anwendet, um den rücksichtslos egoistischen Alleinbesitz zu erhalten und zu vermehren, schachert unten der individuelle Egoismus, um in's Trockene zu bringen, was zu erhaschen ist.

Die neue Stellung und die aus ihr fließenden bedeutenden Einkünfte hatten natürlich auch bereits auf den ganzen Habitus des ehemaligen Demokraten

eingewirkt. Er hatte sich äußerlich und innerlich nobilisirt. Sein feiner Anzug hatte etwas vom Geckenhaften und sein Betragen verrieth den vornehmen Stolz dessen, welcher beständig fühlt, wie tief das Volk unter ihm steht. Er hatte mit allen alten Bekanntschaften gebrochen, alle Dutzbrüder von ehedem verleugnet, wenn ihm diese jetzt nicht irgendwie nützlich sein konnten und irgendwie zur äußeren Ehre gereichten. Speculanten, von welchen Tantièmen zu erwarten waren, Eisenbahnmillionäre, welche ihn mit Actien beschenken konnten, Diplomaten, welche zu Mittheilungen geneigt waren, und ihn in einen Nimbus vor Seinesgleichen hüllten, bildeten jetzt seinen Umgang, ohne daß er darüber die Antichambre der Großen vergaß.

Wie bekannt, war er nie als Schriftsteller bedeutend, im Gegentheil; aber ein Staatsgeschäfts- und Redactionstalent hätte ihm selbst von seinem ärgsten Verleumder nicht abgesprochen werden können. Jetzt hatte er es bequemer gefunden, selbst selten zu schreiben und sich Kräfte zu miethen, die er schreiben ließ. Eine Ausrede dazu gaben ihm die mannigfachen Geschäfte, die Sitzungen und Verhandlungen. Er wirft nur seinem Personal, dessen Wahl für seine Zwecke trefflich berechnet ist, die leitenden Ideen in wenigen Zeilen hin und überläßt die Ausführung, Anordnung, Stylisirung den Unterredacteuren, denen er je nach der Natur und Bedeutung des Artikels sogar aufträgt, ob sie die Arbeit in körniger Fracturschrift oder orakelhaftem Dunkel, mit prickelndem Witz oder energischer Leidenschaftlichkeit abzufassen haben.

Daraus erhellt, daß „seine Leute" nicht bei ihm die Achtung der Ritter vom Geiste genießen, sondern mehr oder weniger, je nach ihrerg rößern oder geringeren Wehrlosigkeit als literarische Handwerker und Handlanger behandelt werden. Es ist der Herr und die Seele des Journals, oder, um in einem zeitgemäßen Bilde zu sprechen, der commandirende General.

Sehen wir uns Doctor Schmey einmal auf seinem Redactionsbureau an. Dieses befindet sich in einem der bestgelegenen Häuser der innern Stadt, im Hofe, von wo aus eine bedeckte Gallerie seine prachtvolle Wohnung nach der Straße hin verbindet.

Das Büreau besteht aus vier Pièces. Die letzte ist der Salon, wo nur Größen empfangen oder heimliche Geschäfte abgemacht werden. Daran stößt Schmey's Arbeitszimmer. Nebenan, in einem großen Zimmer, sitzen seine Leute an verschiedenen Secretären. Für alle Sterblichen zugänglich ist nur ein Vorzimmer, welches zugleich das Insertenbüreau ist.

Wir finden heute den staatsmännischen Redacteur in einem seidenen, schwarzen, feindurchsteppten Rock, eigentlich einem Schlafrock in Form eines Jagdfracks, einem Meisterwerke Gunkel's. Er sitzt im damastüberzogenen Fauteuil vor einem Wust von Zeitungen und überfliegt die gestrige Nummer seines Blattes.

Plötzlich mit einem wilden Ruck klingelt er.

Der Redactionsdiener tritt ein.

„Herr Kleinzug soll sofort zu mir kommen."

Kleinzug erscheint, ein Jüngling zwischen sechsundzwanzig und dreißig Jahren, dessen Oberhaupt eine große Neigung kahl zu werden und dessen Unterkiefer eine große Neigung einen Urwald von Bart hervorzutreiben verräth. Er ist blaß und hager, mit einer langen, sehr spitzen Nase ausgestattet, hat aber sehr schöne braune, melancholische Augen. Er hat etwas Müdes und Abgespanntes in seinem ganzen Wesen, ein Charakterzug an ihm ist eine fortwährende Unzufriedenheit. Als Journalist ist er ein Mann von mäßigem Talent, aber maßloser Geduld, der den Prügeljungen für alle üblen Launen seines Chefs abgeben muß.

„Hören Sie, Kleinzug," sagte Schmey, den Nasenklemmer aufsetzend, „ich finde hier in der gestrigen Nummer, in den vermischten Nachrichten, folgende Notiz: „„Dem Vernehmen nach hat Fürst Hugo von Kronenburg seine Rittmeisterstelle in der k. k. Armee niedergelegt und soll der Gesandtschaft von St. Petersburg attachirt werden.""

„Wäre die Nachricht ungegründet?" fragte Kleinzug, der die Ungnade seines Chefs merkte und deren Ursachen zu erfahren wünschte.

„Hm! hm! Schön! Hinterher noch in Zweifel, ob die Notiz richtig!" rief der Chef höhnisch. „Darum handelt es sich nicht. Die Thatsache ist allerdings richtig, aber wie ist die Einkleidung! Soll doch Einer probiren, die Sache dürrer hinzustellen! Sie müssen gerade in Eile gewesen sein, in's Café zu laufen, denn sonst kann ich mir diese lederne Kürze nicht erklären."

„Ich begreife nicht —" stotterte Kleinzug.

„Sie begreifen nicht?" fragte Schmey. „Sie haben nicht einen Funken Phantasie! Und Sie ambitioniren große Artikel zu schreiben, da Sie nicht einmal einer so kleinen Aufgabe gewachsen sind?"

„Ich muß doch bitten, mir meinen Fehler klar zu machen," meinte Kleinzug bescheiden.

„Wissen Sie," fragte der Doctor, sich gravitätisch erhebend, „daß der alte Fürst Kronenburg der Repräsentant einer der größten und mächtigsten Familien unseres Kaiserstaats ist?"

„Allerdings?"

„Gut. Wissen Sie, daß ich mich des Wohlwollens Seiner Durchlaucht erfreue und schon die Ehre hatte, seinem kleinen Cirkel beigezogen zu werden?"

„Auch das ist mir bekannt."

„Dann frage ich Sie," fuhr der Doctor, sich wieder niederlassend fort, „ob es nicht die Pflicht meines Journals sei, eine solche Nachricht, sowohl im Interesse der erlauchten Familie, als auch des Publicums, mit größerer Sorgfalt auszustatten, ihre Tragweite zu beleuchten, ihre Bedeutung zu signalisiren?"

„Aber was soll man über den jungen Fürsten sagen?" fragte Kleinzug ganz desperat. „Er gilt für ganz unbedeutend —"

„Kennen Sie ihn?" fragte der Redacteur scharf, Kleinzug mißfällig fixirend und sich wieder gravitätisch erhebend. „Haben Sie je mit ihm conversirt? Waren Diejenigen, die Sie über ihn reden gehört haben, competent ein Urtheil über ihn zu fällen?

Doch was ereifere ich mich! Er hat den Posten! Wissen Sie, daß der Gesandtschaftsposten in St. Petersburg gegenwärtig, da die orientalische Frage wieder zu spuken anfängt, ein hochwichtiger ist?"

„Unstreitig," erwiderte Kleinzug mit willigster Zustimmung, „dagegen kann kein ernstlicher Zweifel aufkommen."

„Nun also," sprach der Doctor, sich wieder setzend. „Ist der Gesandtschaftsplatz so überaus wichtig, setzt man den ersten besten Menschen, der ohne jede Vermittelung von der Cavallerie zur Diplomatie übergeht, hin?"

„Das wohl nicht, hoffentlich nicht," meinte der Journalist. „Doch dem habe ich ja nicht vorgegriffen, das wird Jedermann annehmen müssen."

„Ein Journal ist dazu da, Bester," antwortete der schulmeisternde Doctor, „um die Gedanken prägis und concret an den Mann zu bringen, nicht aber um dem lesenden Publicum die Arbeit zu überlassen. Wenn Sie künftighin eine Notiz über eine Persönlichkeit bringen wollen, deren Familie ich die höchsten Rücksichten schulde, so haben Sie sich vorher bei mir zu informiren, da ich beinahe daran verzweifle, Ihrem Tact und Blick das Gelingen des Artikels zu überlassen."

In diesem Momente trat ein livrirter Bediente ein und meldete Herrn Arnold Stropp, den Bruder des uns von Kraßnitz her bekannten Philipp. Mit einem Winke, daß Kleinzug entlassen sei, begab sich der Redacteur mit seinem Besucher in den Salon.

Die Beiden warfen sich nach einem cordialen Händedruck in die Fauteuils.

Arnold Stropp, Großhändler, überhaupt ein Geschäftsmann, dessen Wirkungskreis insofern ohne Grenzen war, als er sich in jede Unternehmung, welche Gewinn versprach, stürzte, war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, untersetzt, von der corpulenten Statur eines sich wohlnährenden Phlegmatikers. Sein Kopf war groß und kahl, sein Gesicht von Gesundheit strotzend, derb, roh, trivial, nur die Augen und Mienen verriethen Gier und Pfiffigkeit, als die einzigen geistigen Spuren in diesem Fleischklumpen.

Dieser Emporkömmling, der es aus der gedrücktesten Lage so hoch hinaufgebracht hatte und rastlos weiter strebte, als wenn er jeden einzelnen Groschen dringend brauchte, und bei seiner unermüdlichen Thätigkeit, von dem bisherigen Glücke begleitet, die glänzendsten Aussichten noch höher zu steigen hatte, war aller Bildung bar, unfähig auch nur einen ordentlichen Geschäftsbrief zu schreiben, und von der Natur gleichsam verurtheilt, auch nicht im Umgang mit feinen, gebildeten Leuten, welcher ihm ja jetzt nicht mehr fehlte, irgend etwas zu lernen. Er selbst hatte diesen Mangel nie empfunden, denn Geld war ihm Alles. Wer dieses hatte, besaß für ihn auch alles Uebrige.

Und doch hätte man diesen Mann gewaltig unterschätzt, wenn man ihn nur von dieser Seite aus beurtheilt hätte. Er besaß einen unleugbaren Instinct, die Weltverhältnisse richtig aufzufassen und seine Speculationswuth erfolgreich zu befriedigen. Das *unscheinbarste* Object, das eine heimliche Goldader in sich trug, fiel ihm sofort in's Auge, während er den Montblanc übersehen hätte, wenn diesem im Innern Kohlen und Metalle fehlten.

Merkwürdiger Weise hatte dieser ausgebildete Geldmensch auch die trefflichsten Begriffe von der Bedeutung und der Gebrauchsfähigkeit der Presse in unsern Tagen. Er konnte für Preßfreiheit schwärmen, weil sie seine Unternehmungen zu unterstützen geeignet war.

Dieser Hochachtung vor der Gewalt der Presse hatte Doctor Schmey die Annäherung dies Geschäftsgenies, wie ihn in neuester Zeit das Donaureich nannte, zu verdanken. Inzwischen hatte sich die Bekanntschaft bis zu einer intimen Freundschaft gesteigert, welche begreiflicher Weise beiderseits nur auf der Allianz der Interessen basirt war.

Arnold Stropp war nicht der einzige von dieser Sorte von Leuten, welche sich von Zeit zu Zeit in der Redaction einzufinden pflegten. Bei dem Losungsworte der damaligen Zeit, den Völkern für den Irrwahn der Freiheit die höchste materielle Entwickelung zu bieten, stand es auch in Schmey's Programm, die Industrie zu schützen und den commerciellen Capacitäten unter die Arme zu greifen. Es war nur billig, für solche löblichen Anstrengungen Prämien, ja Geschäftsantheile als Gegenleistung zu empfangen.

Diese großen lucrativen Resultate erzielte der Redacteur, welcher selbst keine positiven Kenntnisse in Sachen des Handels und der Industrie hatte, durch die Anstellung eines Mitarbeiters. Unter allen Arbeitern an seinem sonst kärglich zahlenden Blatte wurde dieser am besten honorirt. Sein Name war Gauthinger, ein Kaufmann von praktischer und theoretischer Sachkunde, welcher nach zwei Fallissements seinen Stand aufgegeben und die Feder ergriffen hatte. Er schrieb vortrefflich über sein Fach, war ein Meister der Reclame und besaß die größte Geschicklichkeit mit allen Praktiken auf die Kauflust des Publicums einzuwirken.

„Sie kommen sicherlich der Kraßnitzer Mühle wegen?" mit diesen Worten empfing Doctor Schmey seinen Besuch.

„Haben Sie den Dubsky gesprochen?" fragte der Angeredete mit großer Spannung.

„Ich habe weit und breit über die Angelegenheit mit ihm gesprochen," gab Schmey zur Antwort. „Nach den Vorfällen aber, welche seit zwei Jahren stattgefunden, müßte er geradezu blind sein, um sich von Ihrem tollen und gewissenlosen Bruder noch länger hinhalten zu lassen. Er will von den Vorschlägen Nichts wissen. Er sagt, man wolle nur Zeit gewinnen!"

„Das ist freilich wahr," gab Arnold Stropp mit dem ihm eigenen unbewußten Cynismus zur Antwort, „für dumm halte ich den Müller nicht, habe ihn nie dafür gehalten. Ich habe nur geglaubt, daß er sich noch länger an der Nase herumführen lassen werde. Die Art und Weise, wie er meinem Bruder die Mühle verkauft, war unter allen Umständen eines Narren würdig, aber hat die Entschuldigung, daß er es mehr aus Vertrauen gethan. Und doch kann

es mir Niemand verüblen, daß ich Jemand für verstandlos halte und ihm eine wahrhafte Eselsgeduld zumuthe, welcher heut zu Tage in Geldsachen auf guten Glauben hin handelt und ein Anwesen cedirt, ehe er einen Groschen auf dem Tische gesehen hat."

„Dubsky hat unter ganz besonderen Umständen so gehandelt," versetzte der Redacteur, „und es läßt sich nicht leugnen, daß dem Philipp die Firma seines Bruders zu seinem Credit verholfen hat. Alle Kniffe und Betrugsmittel, die dieser raffinirte junge Mann angewendet, hätten ihm nichts genützt, wenn sich der Müller nicht eingebildet hätte, daß Sie hinter dem Rücken des Käufers stehen. Sie sehen ein ähnliches Beispiel an Scheppkes, meinem Schwiegervater, dem Sie in der That Geschäftsroutine und Kenntniß des Sprüchworts: Trau, schau, wem, nicht absprechen werden. Auch er ist in die Falle gegangen!"

„Es ist ein Teufelskerl, dieser Philipp," rief Stropp halb mit tiefem Aerger, halb mit einer lachenden Anerkennung. „Gescheit ist er, er könnte ein ganzes Handelsgremium zum besten haben und hinter's Licht führen. Kniffe und kecke Creditoperationen sind im Geschäftsleben häufig und sogar unerläßlich, aber man muß solche Behelfe nicht als wahre Hülfsmittel ansehen, sondern eben als Behelfe. Da sind sie vortrefflich. Mein Gott, was ist Alles geschehen, wenn ich zurückblicke!" Er faltete die Hände, schmunzelte mit der Genugthuung des Ueberwinders und fuhr gleich wieder fort: „Deßhalb mache ich eben meinem Bruder keine Vorwürfe, wohl aber darüber, daß er das erschwindelte Geld in den tollsten Vergnügungen verschwendet, statt es als eine solide Basis zu betrachten, um mit der Zeit auf eigenen Füßen stehen zu können. Das ist sein Hauptfehler! Er ist leichtsinnig und nie wird aus ihm ein ordentlicher Kerl werden. Der hat darin keine Aehnlichkeit mit mir!"

„Bei ihm" meint der Redacteur, „kann man sich kaum noch Besserung versprechen. Sein Kraßnitzer Streich ist der Streich eines Schwindlers, welcher ihn in's Zuchthaus bringen kann, wenn Sie ihn nicht unter Ihre Fittige nehmen."

„Ich weiß das, ich weiß das," meinte Arnold, „aber wenn ich ihn heute mit Opfern rette, begeht er morgen eine neue Betrügerei. Es wäre mir schrecklich, einen Familienskandal zu erleben, aber soll ich Geld hinauswerfen und dem Malheur morgen oder übermorgen doch nicht ausweichen?"

„Den Kameraden sollten Sie à tout prix nach Amerika schicken!" meinte Schmey.

„Lieber noch wüßte ich ihn in Australien oder Cochinchina," rief Arnold, „aber versuche man's nur, ihn hinzuschicken! Er geht nicht hin, er machte eine Lustreise und verlumpt das Ueberfahrtsgeld in Homburg und sonstwo. Es ist hart, daß ich es sagen muß: Ich wünschte aufrichtig, daß er schon in einem Zuchthause säße, wenn es ohne Aufsehen geschehen könnte. In dem Fall brächt' ich ihn selbst hinein!"

„Ein solches Subject in seiner Familie zu haben, ist ein großes Unglück," seufzte Schmey.

„Ein Unglück, das namentlich Geld, viel Geld kostet. Ich kann die Verluste, die er mir schon durch seine Schuldenmachereien und heimlichen Unterschlagungen verursacht hat, schon auf dreißig Tausend anschlagen; die jetzige Schwindelgeschichte nicht mithineingerechnet."

„Was gedenken Sie also zu thun?"

„Ich habe im Augenblick und noch auf Monate hinaus kein disponibles Geld, kaum mehr höheren Credit: den letzteren habe ich bei den letzten kolossalen Unternehmungen, welche Sie kennen, auf's äußerste hinaufgeschraubt. Ich wäre entschlossen, den mißrathenen Burschen seinen Verlegenheiten zu überlassen und ihm keine so kostspielige und unnütze Galgenfreiheit zu erkaufen, aber — es sind da noch einige Dinge im Spiele," setzte er mit sorgenvoller Miene hinzu.

„Welche Dinge wären das?" fragte der Redacteur, eine bisher verheimlichte Theilnahme kundgebend.

„Sie kennen nicht alle Umstände," fuhr der Geschäftsmann aufseufzend fort. „Es sind eigentlich Bagatellen, aber ich würde doch durch dieselben im übelsten Lichte erscheinen, ja, ich könnte fast den Verdacht einer Mitschuld nicht abschütteln —"

„Alle Teufel!" rief Schmey auf's unangenehmste erstaunt.

„Verstehen Sie mich nur recht," ergänzte Stropp im Tone der Berichtigung, „ich habe keinen Theil an dem Schurkenstreich meines Bruders, weder als Theilnehmer noch als Mitwisser. Und dennoch habe ich ein paar unverzeihliche Unvorsichtigkeiten begangen! Sie wurden im besten Glauben begangen, urtheilen Sie selbst! Als mir mein Bruder, kurz nach seinem ersten Auftreten in Kraßnitz schrieb, daß er Gelegenheit habe, bei einer kleinen Geldunterstützung von meiner Seite eine reiche Heirath zu machen, hielt ich es für Lüge, die es auf meinen Geldbeutel abgesehen habe. Gleich darauf zog ich bei Ihnen Erkundigungen ein, da Sie ja gleichzeitig mit ihm in Kraßnitz gewesen. Sie äußerten die höchste Verwunderung und standen nicht an, die ganze Sache als Windbeutelei zu bezeichnen. Darauf hin schrieb ich dem Philipp einen der gröbsten Briefe, die ich zu schreiben im Stande — und ich leiste in diesem Punkte etwas — aber siehe da, nicht viel später, als eine Antwort von ihm erfolgen konnte, erhielt ich die Urkunden zugesandt, durch welche Philipp als Besitzer der Mühle und aller dazu gehörigen Gründe legitimirt war! Er hatte das Besitzthum um sechzigtausend Gulden erstanden, um einen Pappenstiel, um einen Preis, wie ihn nur ein Mensch einem nahen Anverwandten oder einem etwaigen Schwiegersohn stellt. Die Anzahlungssumme betrug die Kleinigkeit von sechstausend Gulden und die Termine zur Erlegung des Uebrigen waren, wie gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen, freundschaftlich und cordial einer gelegentlichen Verständigung überlassen. Ich war nach Ueberblick der Urkunden wie auf den Mund geschlagen, wiewohl Philipp den unfeinen Ton meines letzten Briefes unberührt ließ und im Gegentheil zugab, daß er durch seine frühere Handlungsweise allerdings mein Mißtrauen rege gemacht haben müsse. Er wolle aber von nun an ein braver und thätiger Geschäftsmann werden, an dem ich noch meine Freude haben solle. Er hat

mich nun, ihm unter bewandten Umständen, da er ja vor mir glänzend gerechtfertigt dastehe, die Anzahlungssumme von sechstausend Gulden schnell zu übersenden. Bei dieser unverhofften Wendung hätte ich ihm vor Freude das Doppelte geschickt. Ich hatte ihn für einen verlorenen Sohn gehalten und mußte mir nun sagen, daß er doch ein ganzer Kerl sei, der aus Nichts Etwas herauszuhexen verstehe. Umgehend sandte ich ihm den Wechsel auf den geforderten Betrag. Was aber thut der unverbesserliche Spitzbube? Er geht zu Ihrem Schwiegervater Scheppkes und bedient sich des Wechsels, blos um zu zeigen, daß er mein Compagnon sei und im Einverständniß mir mir handle. Durch diese Vorspiegelung gelingt es ihm, von Scheppkes ein Anlehen auf andere sechstausend zu erpressen und seinen Baarfond auf das Doppelte zu bringen. Hierauf sprengt er das Gerücht aus, daß er eine Dampfmühle, ein wahres Monstre-Etablissement errichten werde und läßt, um den Glauben daran zu befestigen, Ingenieure und Baumeister von Nah und Fern herbeikommen. Indessen führt er das Mühlengeschäft fast gar nicht mehr fort, sondern verkauft alle Frucht- und Heuvorräthe, schlägt im Walde alles schlagbare Holz und läßt es zu Markt führen — kurz, er benimmt sich wie ein Kosack im feindlichen Dorfe, oder wie Einer, der, was irgend möglich ist, zu Gelde machen und dann durchbrennen will. Ich habe von all' diesen Vorgängen keine Ahnung. . . . Während dessen schreibt er dem Müller Dubsky, der damals in Mähren lebte, einen süßen Brief nach dem andern, sendet ihm gelegentlich einen Grundriß des Baues, welcher auf das künstlerischeste ausgeführt ist, ein, und fordert ihn, da er ein Freund der Ordnung sei, mit kecker Stirn auf, die weiteren Zahlungstermine gerichtlich feststellen zu lassen. Obwohl er dem Müller freie Hand zu lassen scheint, dreht er den Lauf der Dinge ganz nach seinem Plane. Dubsky, der so viel guten Willen sieht und immer hört, daß ich Theilhaber sei, läßt sich's gefallen, daß ihm Philipp eine fünfprocentige Schuldverschreibung zusendet und halbjährige Ratenzahlungen zu sechstausend Gulden festsetzt. Um dieser Urkunde die gutmüthigste Annahme zu verschaffen, legt er recht cavaliermäßig den Betrag eines Termins bei — nämlich die Sechstausend, die er Scheppkes abgeschwindelt. Als Herr einer, den Büchern nach schuldenfreien Besitzung macht er nun Schulden auf Schulden, hütet sich aber sorgfältig, Hypotheken aufzunehmen, um seinen Credit nicht zu erschüttern." . .

„Ich weiß aber nicht," bemerkte der Redacteur, „welcher Schatten dabei auf Sie fallen kann. Philipp's Behauptungen am Ende —"

„Hören Sie weiter!" rief der Speculant mit wilder Geberde. „Philipp hat mir für alle Fälle eine Schlinge gelegt und ich möchte mir über meine Leichtgläubigkeit, wie ich in sie ging, die Stirn einschlagen! Ich habe ihm nämlich in jener Zeit manche Rathschläge gegeben. Wie schon gesagt, habe ich im besten Glauben gehandelt. Manches, was Geschäftsusus ist, hab' ich empfohlen, Manches, was freilich heimlich bleiben muß und nicht an's Ohr der Oeffentlichkeit *gelangen* darf. Kurz, ich habe ihm brieflich Rathschläge gegeben und damit läßt sich allerdings zum mindesten ein starker Verdacht meiner Mitwissenschaft oder Theilnahme beweisen . . . doch davon später. Hören Sie weiter!"

„So was ist freilich fatal!" rief der Doctor mit peinlicher Ueberraschung. „Wie konnte das aber ein solcher Schlaukopf thun, wie Sie sind? Unbegreiflich, unbegreiflich!"

„Die größte Schlauheit" gab Stropp zur Antwort, „ist oft die größte Dummheit, wenn man es mit einem Menschen zu thun hat, der gewissenloser ist, als man denkt. Der Erzlump — worunter ich meinen Bruder verstehe — hat also dem Müller zwölftausend Gulden gezahlt, die eine Hälfte war aus meiner, die andere aus Scheppkes' Tasche genommen. Der Erlös der genannten Gegenstände auf seiner Besitzung und jeder darauf folgende Schuldposten waren für ihn ein Reingewinn, mit welchem er sich lustige Tage machte. Unter dem Vorwande einer Reise nach England, um dort Dampfkessel und Maschinen zu bestellen und einige Leute zu engagiren, entfernte er sich gegen Ende des Jahres, trieb sich aber in Wahrheit bald in Wien, bald im Ausland in der liederlichsten Gesellschaft wie ein tollgewordener Lord herum. Erst gegen Frühjahr ließ er sich in Kraßnitz wieder blicken. Man muß gestehen, daß dazu Muth gehörte. Aber da entfaltete der Kerl auch ein wahrhaftes Gaunergenie! Wie sich von selbst versteht, handelte es sich nur noch um die Hinausschiebung eines unausweichlichen Fallissements. Gott, wenn ich denke, daß dieser Mensch sein unleugbar vorhandenes Talent zu einem soliden Zweck hätte anwenden können! Nun, er hat so geschickt lavirt und so unglaubliche Finanzoperationen, wahre financielle Zauberkünste losgelassen, daß er sich noch immer über dem Wasser zu halten vermocht hätte, wenn ihm nicht die tollste Vergnügungslust jeden Kreuzer, den er baar in die Hand bekam, wieder herausgewunden hätte. Endlich geschieht also, was nicht ausbleiben konnte. Eine Wechselklage folgt der anderen, er wird von Gläubigern belagert. Da sprengt er das Gerücht aus, ich habe mich in zu viel Geschäfte verwickelt, könne die Fabrik nicht ausführen, ziehe mich zurück, verleugne ihn, lasse ihn im Stiche. Zugleich schreibt er mir Drohbrief auf Drohbrief, fordert mich peremptorisch auf, ihm zu helfen, indem er auf die nichtswürdigste Weise die Schuld des Mißerfolgs auf meine unbrüderliche Knauserei schiebt! O, der Beutelschneider!"

„So steht es?" rief Schmey. „Da rathe ich Ihnen, zuzusehen, daß Sie sich herauswickeln, denn schon das Aufsehen, das ein Proceß herbeiführen würde, müßte Ihrem Namen, Ihrem Credit unermeßlichen Schaden zufügen."

„Das Alles ist nur zu wahr!" rief Arnold Stropp höchst aufgebracht. „Wie aber, wenn Philipp mit den Briefen, welche er von mir in Händen hat, seine Teufelslügen documentirte? Uebrigens — ein Geschäftsmann wie ich, der so viel durchgemacht, hat keine reine Vergangenheit, kann sie nicht haben. Es könnten Dinge zur Sprache kommen, Feinde herausgefordert werden — ich wäre schlimm daran, wenn

nicht vernichtet! Und daß das keine leeren Befürchtungen sind, können Sie daraus entnehmen, daß mir Philipp mit allerhand Enthüllungen, wie er es nennt, gedroht hat. Und Wort hält er — natürlich nur in Schlechtigkeiten!"

„Da sehen Sie zu, Bester," versetzte Schmey, „daß die Geschichte erstickt wird, welche Opfer es auch kosten mag. Ich habe den Müller Dubsky zu mir bestellt und erwarte ihn heute oder morgen. Sagen Sie mir, welche Vorschläge ich ihm zu machen habe, denn ich will die ganze Geschichte in meine Hand nehmen. Sind Sie's zufrieden?"

„Dank, Dank, edler Freund!" erwiderte der Geschäftsmann. „Es ist ein wahres Glück für mich, daß Ihre Frau Gemahlin die Jugendfreundin der Müllerstochter ist und daß Dubsky seine Gemüthlichkeit auch auf Sie mitüberträgt, sonst wäre die Sache längst vor den Gerichten."

„Was meinen Sie also?" fragte der Redacteur. „Eile thut in doppelter Hinsicht Noth, erstlich, weil dem Müller die Geduld reißt und zweitens, weil ich einen Gang in's russische Gesandtschaftshotel zu machen habe."

„Ich bin," erwiderte der Speculant, „auch auf diesen äußersten Fall gefaßt, zu Ihnen gekommen und habe mir ein Plänchen so ziemlich klar gemacht —"

„Nun?" murmelte Schmey, während er nicht ohne große Neugier aus dem dicken, phlegmatischen Gesichte des Speculanten den Genius der Pfiffigkeit strahlend emporsteigen sah.

„Ich habe schon gesagt," hob der Letztere an, „daß ich eben jetzt nicht bei Gelde bin und momentan auf gewöhnlichem Wege keins schaffen kann. Wo sechzigtausend Gulden schnell pumpen? Was zu pumpen gewesen, ist gepumpt worden. Ich muß nun Quellen graben, ein Malheur gutmachen und zugleich für die Sorgen, die es mir verursacht, mir ein kleines Schmerzensgeld herauszuschlagen suchen. Also — ich kaufe die Mühle. Dicht angrenzend besitzt Ihr Schwiegervater ein Grundstück, auf welchem er vor Jahren nach Kohlen gegraben hat, ohne das Project über die Anfänge hinaus durchgeführt zu haben —"

„Aus gutem Grunde," rief Schmey lebhaft. „Die Ader war zu wenig ergiebig und die gefundenen Kohlen fast werthlos, zu aschenhaltig."

„Er war voreilig," erwiderte der Speculant mit unerschütterlicher Ruhe. „Ihr Schwiegervater hat es nur nebenbei betrieben und wenig darauf verwandt. Die ganze Umgegend ist durch Kohlenreichthum berühmt, warum sollte dieses Fleckchen, das ich eben ankaufen will, von der Natur so stiefmütterlich behandelt worden sein? Kurz, ich kaufe das Grundstück und noch dazu um einen noblen Preis — sodann kaufe ich —"

„Wenn Sie aber kein Geld haben?" fiel ihm Schmey in's Wort.

„Verstehen Sie mich wohl!" versetzte der Andere, „für die Mühle allein hätte ich freilich keinen Kreuzer, finde auch keinen, aber für die Ausbeutung von Kohlenwerken scharre ich schon Summen zusammen. Kohlen sind ein Modeartikel."

„Aha!" rief Schmey lachend, „für die Ausbeutung der Kohlenwerke und der Actionaire! Der Plan wäre ganz nett, wenn nur das zu Grunde liegende Object werthvoller und bedeutender wäre! Das wird nicht gehen!"

„Es wird gehen," versetzte Arnold Stropp im Ton der Zuversicht. „Ich bin kein Träumer, das wissen Sie. Mit meinen Verbindungen und den mir blind ergebenen Scribenten in allen Ecken der Monarchie wird mein Plan schon Zugkraft bekommen. Wenn auch Sie zugleich die Güte haben, ihn in Ihrem einflußreichen Blatte zu protegiren, dann ist Alles mit Erfolg gekrönt!"

„Wie könnte ich das wagen?" fragte Schmey, mit einiger Scheu vor diesem verwegenen Unternehmungsgeiste.

„Wenn es uns gelingt," fuhr der Speculant mit lebhaftem Mienenspiel fort, „einen großen, am besten einen adeligen Namen an die Spitze zu bringen, dann ist Alles gewonnen. Und dann verzweifle ich nicht!"

„Wer sollte sich dazu hergeben?"

„Auch daran hab' ich gedacht. Sie stehen in enger Verbindung mit einem Cavalier und Staatsmann, der ebenso intelligent ist, als praktisch — ich meine, daß er sich gern durch Beschützung der vaterländischen Industrie ein schönes Stück Geld verdient — wenn dieser —"

„Sie meinen den Grafen von Thieboldsegg?"

„Allerdings! Das wäre der rechte Mann."

„Sie kennen ihn schlecht," versetzte Schmey, „wenn Sie glauben, daß er sich in leichtsinnige Projectenmacherei hineinstürzt."

„Da kenne ich ihn besser," antwortete der Speculant unentmuthigt. „Was riskirt er? Er nimmt Actien — durch Uebernahme von Actien beweis't er sein Vertrauen zur Sache — wie jeder Privatmann, der Actien kauft. Diese Actien kosten ihm aber nichts, denn ich kaufe ihm ein Grundstück ab und zahle es ihm so theuer wie einen Bauplatz, der auf dem Kohlmarkt in Wien gelegen wäre. Zweifeln Sie noch immer?"

Schmey verfiel in Nachdenken; seine Phantasie fing an sich dem Plane zu nähern.

„Lieber Stropp," sagte er plötzlich, „der russische Gesandte erwartet mich. Arbeiten Sie den Plan aus und legen Sie mir ihn vor. Ich will die Sache gründlich prüfen und dann —"

„Tausend Dank!" rief der Speculant, die Hand des Redacteurs schüttelnd. „Ich werde Sie darauf nicht lange warten lassen. Dem Dubsky aber erklären Sie, daß ich die Mühle übernehme und als Bruder handeln will."

Als sich Stropp entfernt hatte und Schmey, um Toilette zu machen in sein Zimmer getreten war, erschien Kleinzug mit einem Blatte Papier. Es war die Tageschronik für die nächste Nummer, deren Druck in wenigen Stunden beginnen mußte.

„Was wollen Sie?" herrschte der Chef den bescheidenen Mann an.

„Ich bitte, die Notizen durchzufliegen," gab Kleinzug mit einem Gesichte, auf dem sich stille Erwartung malte, zur Antwort.

Der Chef hatte das Blatt kaum zu lesen angefangen, als er schon freundlich zu schmunzeln begann.

Kleinzug hatte den Fehler, der ihm kurz vorher von seinem Chef gerügt worden war, wieder gut gemacht; er hatte die dürre Notiz über den jungen Fürsten Kronenburg überarbeitet. Sie lautete jetzt also:

„Es bestätigt sich vollkommen, daß der Fürst Hugo von Kronenburg zur Diplomatie übergetreten ist. Es scheint, daß der längere Aufenthalt, den er in Paris genommen, bereits im Zusammenhang mit seiner Absicht, zur staatsmännischen Carrière überzugehen, gestanden und deren Vorschule gebildet hat. Höchst bedeutungsvoll ist es, daß Seine Durchlaucht sein diplomatisches Debüt in St. Petersburg, also auf einem gegenwärtig so hochwichtigen Posten, halten soll, was bereits einen Schluß auf die bedeutenden Talente und die glänzende Qualificirung des jugendlichen Fürsten erlaubte, wenn wir nicht auch von wohlunterrichteter Seite her hörten, daß die in Rede stehende Persönlichkeit in allen Kreisen durch Geist und Liebenswürdigkeit bekannt sei."

„Brav, brav," sagte Schmey, das Blatt zurückstellend. „So etwas merkt sich der Leser, das bringt einen Eindruck hervor. Kleinzug, Kleinzug, Sie sind nicht ohne Talent, hüten Sie sich nur vor Flüchtigkeit!"

Gnädig entlassen, entfernte sich der Mitarbeiter, während Schmey weiter schmunzelte und sich freute, daß er Kleinzug auf echt sokratische Manier belehrt und ihm diese schmeichelhafte Formulirung der Notiz abgerungen habe.

---

## Fünftes Capitel.

**Bringt zwei Bekannte Bruno's unverhofft zusammen.**

Schmey's Ehe, deren Genesis wir zu Anfang unserer Geschichte erzählt, war keine glückliche geworden; die Segensworte des alten Scheppkes, rasch hin in einem Momente der Exaltation gesprochen, hatten nicht den Weg zu jener Macht gefunden, die die Schicksale der Menschen lenkt. Nur zu bald klang die erst verborgene Dissonanz hervor, daß der Redacteur lediglich aus Interesse den Bund geschlossen, in welchen sich Sarah mit glühendem Herzen gestürzt. Kein halbes Jahr war vergangen, als Sarah schon von einer großen Enttäuschung erfaßt wurde. Sie hatte den Geliebten für einen feurigen Demokraten gehalten und ihn als solchen verehrt; als ihr klar ward, daß sein Liberalismus Maske und er von der Reaction gewonnen sei, ging eine ganze Saat von Verachtung in ihr auf. Nun kam sie auch dahinter, daß nur der Eigennutz den Doctor ihr entgegen getrieben und damit war der Nimbus des Mannes, der für sie, bei Schmey's äußerlich wenig anziehender Persönlichkeit nur geistiger Art war, mit einem Male entschwunden.

In Sarah lebte eigentlich eine feurige und enthusiastische, ja eine heroische Jüdinnenseele. Sie war *eine entschiedene* Demokratin. Sie hatte gemeint, daß ihr Gemahl sich nach Bürgerkronen sehne, und war gräßlich enttäuscht, als sie sah, daß das Ziel seiner Wünsche eine Auszeichnung von oben, ein Orden, vielleicht sogar einst die Erhebung in den Adelstand war. Sie hatte es ihm zugetraut, nach dem Ruhm eines Börne zu geizen und er geizte danach, für einen officiösen Publicisten zu gelten, der höchster Einflüsterungen gewürdigt werde. Sie rühmte sich als Jüdin eines freieren, einfacheren Glaubens und sah plötzlich ihren Gemahl der klerikalen Partei eine Concession um die andere machen, sah ihn stets bemüht, seinen jüdischen Ursprung vergessen zu lassen. Sie hatte die verwegene Hoffnung gehegt, dereinst wie eine zweite Rahel Levin in einem Kreise geistreicher Männer und Frauen zu glänzen und sah sich nun nach wie vor an die Welt der Geldsäcke gewiesen, die sie von jeher tief verachtet.

Sarah hatte selbst zur Zeit, als ihr in Kraßnitz noch mit größter Wahrscheinlichkeit bevorstand einst irgend einen Schnittwaaren- oder Eisenhändler zu heirathen, das regste Interesse für Literatur im Gemüth gehegt. Seit ihrer Ehe hatte sich dieses Interesse zum höchsten Ehrgeiz gesteigert, um der Stellung, welche sie jetzt einnehmen sollte, Ehre zu machen. Bei solchem Antheil an der Literatur lag der Wunsch nahe, alle geistigen Größen, die Wien beherbergte, oder aus der Fremde ankamen und dort Aufenthalt nahmen, bei sich zu sehen. Auch das ging nie recht in Erfüllung. Sie merkte bald, daß alle Berühmtheiten, welche im Geruche des Liberalismus und der Unabhängigkeit standen, aus dem Salon ihres Gemahls geächtet waren und an deren Stelle höchst gewöhnliche Leute traten. Die Bekanntschaft Derjenigen, deren Werke sie mit Liebe und Bewunderung gelesen, durfte sie nicht machen; dabei konnte sie sich aber auch für Leute nicht erwärmen, welche damals von der Tageskritik täglich auf den Schild gehoben und gepriesen wurden.

Das ehemalige Fräulein Scheppkes war mit einem Worte keine glückliche Frau und sie dachte nicht selten an die Tage von Kraßnitz mit Sehnsucht oder Trauer zurück.

Es war daher einer ihrer freudigsten Tage, als sie nach Jahren ihre Jugendgespielin Hedwig Dubsky bei sich erscheinen sah.

Diese hatte seit der Katastrophe unter der Johannisbrücke in Kraßnitz ihren heimathlichen Boden nicht wieder gesehen. Sie hatte die ganze Zeit über mit ihrem Vater bei entfernten Verwandten in einem Städtchen in Mähren gelebt. Erst seit acht Tagen war sie in Wien anwesend, seitdem der Müller dahingekommen, um sein bedrohtes Vermögen ganz oder doch theilweise zu retten.

Seit dem ersten kurzen Besuch, den sie Frau Schmey abgestattet, hatte sie sich nicht bis zu dem Tage blicken lassen, als ihr Vater auf dem Redactionsbüreau wieder erschienen war, um die Vorschläge Arnold Stropp's entgegenzunehmen.

Während Dubsky drüben mit Doctor Schmey verhandelte, ging Hedwig zur Frau des Letzteren. Diese war hocherfreut, sie wiederzusehen.

Obwohl Hedwig ein paar Jahre älter und von

vielem Kummer heimgesucht worden war, hatte sie an ihrem lieblichen Aeußern nichts verloren. Sie war noch immer die frischeste und zarteste Blondine geblieben und ihre schöne Gestalt mit dem feinem Köpfchen erschien in dem zwar einfachen, aber schönen Anzuge eines Stadtfräuleins auf das vortheilhafteste gehoben.

Dennoch war eine große Verwandlung in Hedwigs Gemüthe vor sich gegangen. Freilich nur Demjenigen nachweisbar, welcher sie ehemals in erster Jugendblüthe genauer gekannt hatte. Das tragische Ende ihres Geliebten hatte sie endlich erfahren müssen, und damit war ihrem Fühlen und Denken eine ganz andere Richtung gegeben.

Sarah hatte ihre Freundin endlos umarmt und sogar Thränen vergossen. Es waren eben so Thränen der Freude, wie der wehmüthigen Rückerinnerung.

„Wie glücklich Du bist!" rief Hedwig, als sich Beide zum Gespräch nebeneinander niedergelassen hatten, von der Pracht und Eleganz der Wohnung bestochen und als letztes Bild Sarah's Glück noch immer vor den Augen, als diese zum letzten Male am Arme ihres jetzigen Mannes in die Mühle gekommen war.

„Glaubst Du?" warf Sarah, die Augen niederschlagend, mit einem leisen Seufzer hin.

„O, Du bist glücklich," fuhr Hedwig fort, „dagegen auf uns, auf mich sind inzwischen alle Schläge, die der Himmel hat, herabgefallen!"

„Was Eure Mühle betrifft," fuhr Sarah wie Jemand, der freudig überraschen will, plötzlich dazwischen, „so hat mir mein Mann gestern gesagt, daß Arnold Stropp Alles ausgleichen und die Mühle selbst übernehmen will. Er ist sehr reich —"

„Das wäre ein Glück für uns!" rief Hedwig, die Hände faltend. „Der Verlust hätte meinem armen Vater die Gesundheit oder gar das Leben gekostet. Es ist ja keine Kleinigkeit, wenn sich ein Mann in seinen Jahren, nachdem es ihm immer gut gegangen, plötzlich dem Bettelstabe nahe sieht! Gottlob, wenn es sich noch zum Guten wendet! Welche Vorwürfe habe ich mir heimlich gemacht! Denn Niemand wird leugnen, daß ich eigentlich die Ursache an allem Leid bin, das dem bravsten der Väter widerfährt."

„Wie meinst Du das?" fragte Sarah.

„Du fragst?" sagte Hedwig, die schönen braunen Augen mit einer trüben Scheu auf die Freundin heftend. „Ist nicht meine unglückselige Liebe der Ausgangspunkt aller unserer Unglücksfälle geworden?"

„Das seh' ich nicht ein. Weit leichter könnte sich Dein Vater den Vorwurf machen, daß er Julius Werner so schroff aus dem Hause gewiesen! Mein Gott, wer sieht denn Alles kommen, wie es hinterher kommt!"

„Es giebt oft in einer Familie ein Mitglied," sprach Hedwig, „welches das Beste will, aber wider Willen dem Hause zu größerem Verderben gereicht, als alle Gegner. Ein solches Unglückswesen siehst Du vor Dir, Sarah. Ja, ja, sieh mich nicht so seltsam an! Ich habe mir, dem armen Werner und meinem Vater nur Unglück gebracht. Denke doch recht über Alles nach und Du wirst mir glauben, wenn ich Dir sage, daß ich mich vor der Zukunft fürchte und oft wünsche, die Augen für immer zu schließen, um nur kein Unglück mehr zu verschulden."

„Die verflossene Zeit," sprach Sarah mit ängstlicher Theilnahme, „ist zu kurz, um Deine schwermüthigen Erlebnisse abzudämpfen, aber einem solchen abergläubischen Wahne solltest Du Dich doch nicht hingeben! Kann man denn nicht eben so gut sagen, daß sich der störrische Eigensinn Deines Vaters schwer, wiewohl allzu strenge gestraft hat, als er Dich einem Manne verweigerte, welcher Dir die Jugendliebe so treu bewahrte? Dann entsteht wieder eine andere Frage: Wie kommt es, daß Werner, welcher zum Tode verurtheilt, Monate lang den Kugeln der Feinde ausgesetzt, sein Leben behielt, und vielleicht nur durch den Gedanken an Dich aufrecht erhalten war, wie kommt es, frage ich, daß ihn nach solchen Proben von Ausdauer so plötzlich aller Muth verläßt, als er einen alten Mann, dessen Heftigkeit er kennt, ein bißchen poltern hört?"

„Das frage ich mich auch," erwiderte Hedwig, „aber man entwindet sich doch nicht der schrecklichen Thatsache. Nimmermehr hätte ich geglaubt, als ich ihn zum letzten Male spät Abends an der Gartenhecke sprach, daß er ein so rasches und trauriges Ende nehmen würde! Wir standen am untersten Ende des Gartens unter den Linden nahe am Wasser, denn Werner war noch spät Abends erschienen, um mir nochmals heimlich Lebewohl zu sagen —"

„Nun," fiel Sarah mit Neugier dazwischen, „hast Du ihm eine ungewöhnliche Aufregung angemerkt?"

„Er war wohl aufgeregt," gab Hedwig zur Antwort, „doch hielt ich es für natürliche und leicht erklärliche Gemüthsbewegung, da er im Unfrieden von meinem Vater geschieden war. Er sprach übrigens sehr ruhig und gelassen, ich wüßte nichts, was in ihm auf ein so schreckliches Vorhaben hingedeutet hätte."

„Sonderbar!" rief Sarah, die mit Aufmerksamkeit der Erzählung folgte.

„Er versprach, mir zu schreiben," fuhr Hedwig fort, „und berührte noch flüchtig allerlei Kleinigkeiten, an welche man sicherlich nicht denkt, wenn man sich eine Stunde darauf in den Fluß stürzen will. Gott! hätte er mich täuschen, hätte er seinen entsetzlichen Entschluß heimlich ausführen wollen? In allen seinen Worten lag nichts, was mich hinterher auf seine schreckliche Absicht einen Schluß hätte ziehen lassen. Aber wahr ist es, daß er in einer tiefen, inneren Bewegung gewesen sein muß. Er reichte mir zu wiederholten Malen die Hand über die Gartenhecke, durch die wir getrennt dastanden und da merkte ich, daß seine Finger leise und wie im Fieber zitterten und so seltsam brannten. . . Ich erinnere mich noch aller Einzelnheiten dieser letzten Unterredung mit aller Genauigkeit."

„Und hat er denn gar kein Wort davon gesagt," fragte Sarah, „daß er quittiren wolle oder müsse?"

„Denke, kein Wort," rief Hedwig mit eigenthümlichem Erstaunen, „kein Wort."

„Das ist auffallend, höchst auffallend, Dir, die er so geliebt, nichts davon zu sagen! Man weiß doch, daß er um dieselbe Zeit, eine Stunde früher oder später im sogenannten Officiercasino seine bevorstehende Quittirung angesagt und von der ihm widerfahrenen Unbill tödtlich gekränkt, sogar Thränen vergossen hat."

„Ich hör' es, ich hör' es," bestätigte Hedwig, während ihre eigenen Augen feucht zu werden anfingen.

„Du darfst glauben," meinte Sarah, „daß das Verschweigen eines so wichtigen Umstandes Dir gegenüber sehr bedenklich aussieht. Sein vernichteter Ehrgeiz, sein Zerwürfniß mit dem Vater, welches ihm seine Braut kosten konnte, hinzugenommen, erklärt viel und macht die unglückliche That möglich —"

„O, er hat mich über Alles geliebt!" rief Hedwig mit schmerzlicher Exaltation.

„Hat er denn" fragte Sarah, „nicht von Deinem Vater gesprochen, den Streit nicht erwähnt, irgend eine Gereiztheit gezeigt?"

„Gar nicht, so viel ich mich entsinne. Er hat nur einige Worte, mehr in einer Anwandlung bitteren Schmerzes, als im Ernste darüber fallen lassen, gewissermaßen als eine Anspielung. Er hat blos zu mir gesagt: Was wird aus uns werden? Um Dich mein zu nennen, wollte ich das niedrigste Geschäft treiben und einen Karren schieben. Das war Alles!"

„Sonderbar," sagte Sarah, voll Antheil, sehr verwundert, „dennoch vereinigt sich zuweilen Ruhe und Selbstbeherrschung mit der wildesten Verzweiflung und im menschlichen Herzen haben die unverträglichsten Gegensätze Platz."

„Wir mögen," fuhr Hedwig in ihrem tragischen Rückblicke fort, „eine gute Viertelstunde so dagestanden haben, als wir aus nicht allzugroßer Entfernung Schritte vernahmen. Es waren feste, entschiedene Schritte, so daß ich im ersten Augenblicke Werner Recht gab, als er sagte: Das ist Dein Vater! Meine Abwesenheit konnte ihm besonders an diesem bösen Tage aufgefallen sein. Wir sagten uns ein rasches Lebewohl, ein allzurasches Lebewohl!"

Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen verhüllt.

„Wenn der Mensch alles voraus wüßte!" rief Sarah nach einer Pause, doch Hedwig hob mit neuer, vom eigenen Schmerze angefachter Lebendigkeit wieder an:

„Ich sprang rasch in die Mühle zurück und hatte nur noch mit einem flüchtigen Blicke bemerkt, daß Werner nicht den geraden Rückweg eingeschlagen, sondern über den Mühlsteg am jenseitigen Ufer der Kraßnitz fortgegangen sei. Obwohl er des Ortes sehr kundig war, wäre es doch möglich, daß er in der aufgeregten Hast, in der Zerstreutheit, zumal bei der immer zunehmenden Dunkelheit auf dem schmalen, gewundenen Pfade, der immer dicht am Flusse hinführt, an einer zu weit ausgeschweiften Stelle ausgeglitten und in's Wasser gefallen sei. Ich denke viel, ich denke hin und her, aber wirklich wissen kann es nur Gott allein —"

„Dennoch glaube ich..." wollte Sarah beginnen, als ihr Hedwig das Wort abschnitt.

„Sein letztes Wort war: Du wirst bald von mir hören! Gewiß ein kurzes, natürliches, einfaches, harmloses Wort und dennoch so vieldeutig —" fügte sie hinzu, indeß sie ihre Freundin mit großen Augen bedeutungsvoll anblickte. „Ich hielt es im Augenblick, als er es sprach, für so natürlich, und doch scheint mir jetzt, ist die entsetzlichste Anspielung darin gelegen. „Du wirst bald von mir hören!" Mir scheint, er hat es in einem seltsamen Tone und mit einem besonderen Ausdrucke gesagt.... Ich glaube, ich glaube es, wiewohl ich oft wieder annehme, daß ich diesen Worten erst nach dem geschehenen Unglück diesen schrecklichen Sinn unterlege. Und doch glaub' ich es wieder nicht!"

„Es thut mir leid," sagte Sarah, „daß ich Dir mit dieser Erzählung ein so großes Opfer abgefordert habe. Mich muß mein tiefster Antheil an Dir und die Bekanntschaft mit Werner entschuldigen."

„Sei ohne Sorge, liebste Sarah," versetzte Hedwig mit einer wehmuthsvollen Gutherzigkeit. „Das Liebste auf der Welt ist mir, von Werner zu sprechen, ich möchte nur immer von ihm erzählen! Ich könnte ganze Nächte hindurch von ihm und nur von ihm reden."

„Ich begreife das," sagte Sarah, „Werner war ja Dein Lebensgedanke, seit Du den Kinderjahren entwachsen. Wie viel millionenmal hast Du auch schon während seines Verschollenseins's an ihn gedacht!"

„Endlos, endlos," erwiderte Hedwig aus tiefster Brust aufseufzend. „In unserer Mühle sind in gleicher Zeit nicht so viel Körner Getreide gemahlen worden."

„Sicherlich, sicherlich," stimmte Sarah, mit dem Kopfe nickend bei, während ihre Augen lange und wehmüthig auf Hedwig weilten. Ihre Freundin erschien ihr wie eine jener Märtyrerinnen der Liebe, welche das Schicksal zuweilen herausgreift und mit einem glühenden Stempel zeichnet, um gleichsam der großen Masse der Leichtsinnigen und Vergnügungssüchtigen ein Beispiel von Treue und wahrer Leidenschaft entgegenzuhalten.

Als es Sarah gelungen war, das für Hedwig so düster und schmerzlich anziehende Gespräch auf ferner liegende, muntere Gegenstände durch allmälige Wendungen abzuleiten, ließ sich draußen die Stimme ihres Gatten laut vernehmen, was mit dem begleitenden Geräusch von vielen Tritten einen Besuch zu verkünden schien.

Die Thür that sich auf.

Doctor Schmey erschien mit dem alten Dubsky und seinem ehemaligen Collegen Grauwak.

„Liebe Frau," begann der Redacteur, Grauwak vorstellend mit dem Humor eines großen Herrn, dem es wohl geht, „hier stelle ich Dir Herrn Grauwak vor — einen treulosen, abgefallenen Freund, der mich vielleicht, trotz seines Wiederauftauchens in Wien, gar nicht besucht hätte, wenn ihn nicht heute ein Geschäftsgang auf die Redaction geführt und in meine Hände geliefert hätte. Es sei nun Deine Sache, ihn künftig in unserem Hause heimischer zu machen!"

„Ich wollte mir freilich, diesen Zweck zu erreichen,

die größte Mühe geben," antwortete die Frau Doctorin, „wenn mir mein Unvermögen nicht zu genau bekannt wäre, einen so geistvollen Mann zu fesseln. Herr Grauwak, Sie haben schon seit langer Zeit eine große Verehrerin an mir. Schon daheim, in Böhmen, wo uns unser guter Nachbar Dubsky tagtäglich das „Donaureich" zuzusenden gewohnt war, lernte ich Ihre Feder kennen."

„Sie sind auch aus Kraßnitz gebürtig?" fragte Grauwak, wie wenn erst dieser Umstand ein lebhaftes Interesse in ihm geweckt hätte. Sein bisher ziemlich apathisches Gesicht belebte sich plötzlich.

„Das will ich meinen," ergriff der Müller für die Betreffende das Wort. „Wir Alle sind, wie wir hier dastehen, Kraßnitzer. Auch meine Tochter Hedwig, die ich Ihnen hier vorstelle, ist eine echte Kraßnitzerin."

Grauwak war plötzlich ganz munter geworden, aber Niemand in diesem Kreise errieth, warum sein Herz höher zu schlagen begonnen hatte. Nicht die Liebenswürdigkeit seines ehemaligen Mitredacteurs, den er jetzt zu durchblicken angefangen, sondern die zufällige Anwesenheit des Müllers Dubsky hatte ihn bestimmt, sich von dem Redactionsbüreau in Schmey's Wohnzimmer zu begeben.

Vor ihm stand ein Mann, von dem er bereits viel gehört und der nicht ahnte, wie oft in Gesprächen man fern, in Paris, seiner gedacht! Hatte doch Bruno, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Grauwak Alles vertraut werden konnte, diesem seine Kraßnitzer Erlebnisse bis in die größten Einzelnheiten herab mitgetheilt. Nur seine Liebe zur Grafentochter hatte Bruno verschwiegen, gewiß ohne darum eines nicht weit genug gehenden Vertrauens zu seinem Freunde beschuldigt werden zu können. Jetzt, da Grauwak's ganzes Sinnen und Trachten danach gerichtet war, den Aufenthalt oder das räthselhafte Schicksal, das seinen Freund getroffen, zu erfahren, war ihm das zufällige, seltsame Zusammentreffen mit dem ersten Retter des Flüchlings eines der freudigsten Ereignisse, welche ihm begegnen konnten.

Von dem Augenblick an, als er den Namen des Müller's vernommen, betrachtete er diesen als einen der Seinigen und es war ihm willkommen, in einer Zeit, da dem Verläßlichsten nicht recht zu trauen war, einen Mann entdeckt zu haben, welcher seine Charakter- und Gesinnungstreue ohne Bedenken, welche Folgen es für ihn habe, so felsenfest behauptet hatte.

„Ich bin gern in Kraßnitz gewesen," sagte der Müller, „den größten Theil meines Lebens habe ich dort auf das glücklichste verbracht. In meinen Jahren gewöhnt man sich sehr schwer an eine neue Heimath und doch gestehe ich, daß mir Kraßnitz ganz zuwider geworden ist. Als ich jüngst drei Tage dort zubringen mußte, machte ich, was möglich war, um wieder herauszukommen."

„Sie müssen einen von Geschäften belagerten Mann, wie ich es bin, entschuldigen," sagte der Redacteur, sich in die Brust werfend, „wenn er sich auf kurze Zeit entfernt und seine Gäste verläßt. Ich verspreche Ihnen, nur die wichtigsten Audienzen zu bewilligen und gleich wieder zu erscheinen."

Er verließ das Zimmer.

Nachdem sich die beiden Männer auf Aufforderung der Frau Schmey gesetzt hatten, sagte diese zu Grauwak:

„Sie ahnen nicht, daß auch Herr Dubsky ein großer Verehrer Ihrer Feder ist..."

„Er weiß es," rief der Müller, in seiner ein wenig heftigen, aber herzlichen Weise. „Ich habe ihm gleich meine Hochachtung bezeugt, als ich seinen Namen hörte! Freilich, was kann ihm an der Anerkennung eines gewöhnlichen Müllers liegen? Doch wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über! Wissen Sie, was Sie sind? Ein Kernmann, der nicht nach Rechts oder Links schaukelt, sondern mitten durch fährt, wie der Sturm! Solche Leute sind meine Leute. Was man mir auch sagen mag, daß kluge Berücksichtigung der Zeitumstände eine zeitweilige Mäßigung der Sprache und der Ansprüche nöthig macht, — ich behaupte, daß bei der Art von Klugheit in der Regel ein Stück Feigheit ist."

„Wenn ich diese und Ihre früheren Worte," versetzte Grauwak, „richtig gedeutet habe, so muß ich fast annehmen, daß auch Ihnen durch Ihre politische Unnachgiebigkeit Kraßnitz verleidet worden ist?"

„Sie haben's errathen," erwiderte der Müller rasch. „Eine Bagatelle war im Stande, mich von Haus und Hof fortzutreiben. Ich habe da einmal — im Jahre 1850 einen Flüchtling beherbergt und der Teufel weiß wie — es ist zu den Ohren der Polizei gekommen. Ich bin vorgeladen worden und habe nicht geleugnet. Ja, das war eigentlich recht albern und bewies nur, daß kein Advocat an mir verloren gegangen ist — aber — sollte es mir wieder geschehen, so sag' ich es wieder, so gestehe ich es auch!"

„Dennoch müssen noch andere Umstände, die ich nicht errathen kann, mitgewirkt haben," meinte Grauwak. „Diese Schuld ist selbst in den Augen unserer strengen Behörden nicht so groß, um Sie aus der Heimath zu treiben."

„Werden Sie's glauben," sprach der Müller auflachend, „daß die Geschichte noch immer nicht ruht, daß sie weiter fort spukt wie ein Gespenst und sich nun schon über zwei Jahre hinzieht?"

„Fast drei Jahre," bemerkte die Frau vom Hause. „Ich hatte mich an dem Tage, da sie begann, mit meinem Manne verlobt. Wir waren eben mit der Nachricht davon zu Dubsky's gekommen, als die Gensd'armen erschienen. Den schrecklichen Augenblick von damals habe ich noch immer nicht vergessen. Oft habe ich mir gedacht, ob er nicht eine böse Vorbedeutung für meine Ehe war —"

„Ihr Vater," rief der Müller, „bebte an allen Gliedern. Er zupfte mich am Rocke, daß ich mich mäßige! Herr Grauwak, gute Nachbarn sind mehr werth als Silber und Gold! Das habe ich früher und an jenem Tage erfahren. Auf die Familie Schepkes laß' ich nichts kommen, das sind die besten Leute, die haben das Herz am rechten Fleck! Es sind Juden, welche allen Christen zum Vorbilde dienen könnten!"

„Und wie konnte sich der Proceß so lange hin-

ausschleppen?" fragte Grauwak, um die beginnende Abschweifung vom Gespräche von vorhin zu beseitigen.

„Ich weiß es auch nicht!" versetzte der Müller. „Glauben Sie denn, daß ich jetzt, da ich vor Ihnen sitze, schon endlich Ruhe habe? Nein!"

„Sonderbar, sonderbar," murmelte Grauwak, den seine Neugier verzehrte.

„Sechs bis acht Wochen ist's her," sagte der Müller, „da erhalte ich wieder eine amtliche Vorladung, beim Bezirksgericht in Kraßnitz zu erscheinen. Dabei muß ich bemerken, daß mein Proceß schon seit langen Zeiten suspendirt und wie ich annehme, ad acta gelegt worden ist. Da vernehme ich denn zu meinem höchsten Erstaunen, daß ich wegen des Flüchtlings, welchen ich schon längst in Amerika denke, inquirirt werden soll. Nachdem ich ein langes Verhör vor dem Bezirkshauptmann, Herrn von Rack bestanden, wird mir eröffnet, daß ich durch jenen Vorfall, ohne es zu wissen, Zeuge geworden sei, um durch meine Aussagen die Enthüllung eines großen Verbrechens zu ermöglichen. Jener Flüchtling, jener Mensch, dem ich so viel Theilnahme und dem ich Unterstützung gewährt, sei vor kurzem beim Betreten der Grenze festgenommen worden, weil auf ihm ein schwerer, sehr schwerer Verdacht ruhe."

„Und hat man Ihnen das gemuthmaßte Verbrechen nicht angedeutet?" fragte Grauwak, von einer plötzlichen Unruhe, welche er kaum zu bemeistern vermochte, ergriffen.

„Halb und halb," war die Antwort, „halb und halb errathe ich es. Vorerst kann ich doch nichts darüber sagen."

Er warf einen Seitenblick auf seine Tochter, denn die gegen den erwähnten Flüchtling gerichtete Anklage schien ihm im Zusammenhange mit dem gewaltsamen Ende Julius Werner's zu stehen.

„Haben Sie seitdem keine weitere Vorladung erhalten?" fragte Grauwak, während alle seine Nerven zuckten und spielten und er kaum ruhig auf dem Stuhle saß.

„Nein," gab der Müller zur Antwort, „doch bin ich alle Tage darauf gefaßt, daß eine solche kommt."

„Und was halten Sie von der Anklage?" begann Grauwak, von einem fieberischen Interesse verzehrt, wieder zu fragen. „Scheint Sie ihnen begründet, möglich — Sie müssen über den Flüchtling doch ein Urtheil haben, da Sie ihn kennen —"

„Was kann ich sagen!" sprach der Müller. „Ich für meine Person glaube es nicht, aber die Gleichzeitigkeit der That und die beigesellten Nebenumstände sind freilich solcher Art, daß das Gericht verpflichtet ist, zu prüfen — ich wundere mich nicht darüber, daß es dies thut! Ich verarge es auch dem Gerichte nicht."

„Sie wundern sich nicht?" warf Grauwak mechanisch hin; er war wie vor Schrecken gelähmt, ihm versagte die Stimme.

„Jeden Tag halte ich mich marschfertig," wiederholte Dubsky. „Zum Glücke werde ich nicht wieder *die weite Reise* im Postwagen bis Kraßnitz machen müssen. Wie mir ein junger Actuar in Kraßnitz — ein gewisser Auwald angedeutet, sitzt der Angeklagte jetzt in Olmütz. Mit der Eisenbahn bin ich gleich dort."

„In Olmütz!" rief Grauwak mit plötzlich erleichterter und wieder tief beschwerter Brust.

Ein schreckliches Licht war es, das so unvermutheter Weise auf seinen Freund gefallen — aber es war doch endlich ein Licht.

---

## Sechstes Capitel.

**Handelt von Olmütz und zwei jungen Virtuosinnen.**

Station Wagram! rief der Schaffner und Grauwak, der von Müdigkeit überwältigt, einen Augenblick in der Ecke des Coupé's eingenickt war, richtete sich auf, blickte in die Nacht hinaus und war mit einem Mal wieder der ganzen unheimlichen Realität der Lage wiedergegeben.

Er befand sich in Folge der so unerwarteten Nachrichten auf dem Wege nach Olmütz. Dort sollte ja Bruno als Gefangener sitzen, dorthin beschwor ihn dessen alter Pflegevater zu reisen und sein eigenes Herz trieb ihn nicht minder hin.

Ihm war zu Muthe, als blickte er auf ein weites Feld des Kummers, wo geheimnißvolle Schreckniſse ihr Wesen trieben und jeder Schritt unsicher war. War es denn möglich? Auf Bruno, dessen Gemüth so edel und klar, lastete der Verdacht eines Verbrechens und zwar ein solcher Verdacht, daß selbst ein so hellsehender und gescheiter Mann wie Dubsky achselzuckend sagen konnte: ich wundere mich nicht über das Gericht und verarge es ihm nicht! Welcher tückische Dämon, der nur eine kurze Weile gerastet, lauerte denn hinter dem unglücklichen Freund, als habe er es darauf abgesehen, ihn zu verderben? Die Nachricht war entsetzlich, sie war niederschmetternd und doch hatte sie gleichsam als ein Lebenszeichen von einem Todtgeglaubten in Grauwaks wie in des alten Haldenried's Brust eine neue Hoffnung angefacht. So spielen Irrlichter. Das menschliche Herz täuscht sich so gern.

Die Locomotive schnaufte, Viertelstunde um Viertelstunde zog hin, eine Station um die andere ward angerufen, Grauwak schlief nicht mehr ein: durch seinen Kopf schwirrte ein wirres Durcheinander von Bildern und Gedanken. Es waren Bilder von eisenbeschlagenen Kerkerthüren und von Leuten bei Wasser und Brod, Bilder von Wachtposten, die Tag und Nacht mit gemessenem Schritt auf- und abgehen, Bilder von Verhören, Urtheilen, Verurtheilungen zu Schanzarbeiten in Eisen, — ein abscheuliches, halbwaches Träumen. Und andere Bilder tauchten auf von Menschen, welche durch ein fürchterliches Zusammenspiel von Scheinumständen schuldlos einem Verdacht zum Opfer fallen, Opfer der Kurzsichtigkeit menschlicher Justiz. Grauwak hatte sie in unserer Zeit für so selten gehalten und sollte nun seinen

liebsten Freund als einen dieser Unglücklichen beklagen. . . .

Der Morgen graute eben über der weiten Marchebene, als unser Reisender die Thürme von Olmütz vor sich sah. Der Dom stieg empor, bald kamen die neuen Vorwerke und Brückenköpfe, bald die mächtigen alten Festungswerke zum Vorschein. Feine weiße Nebel stiegen aus dem mit Wasser gefüllten Ringgraben im Lichte der aufgehenden Sonne empor. Noch ein paar Stöße der Locomotive und Grauwak befand sich innerhalb der Mauern, die seinen Freund beherbergen sollten. . . . Seine Brust hob sich besorgt und schwer.

Da stand er denn in der alten fürsterzbischöflichen Stadt. Sie war ihm bekannt. Er hatte schon einmal eine Zeit lang als Berichterstatter des Donaureichs hier gelebt, zu Ende 1848 und Anfang 1849, als der neue Kaiserhof in Olmütz residirte. Olmütz, Olmütz! Hier waren in den Tagen der großen Noth die Loyalitätsdeputationen aus den treugebliebenen Theilen des Reiches erschienen, aus Prag, Triest, Tyrol; hier jene Deputationen des damals schon um seine Bedeutung gebrachten Frankfurter Parlaments, die bald wieder tiefbeschämt, unverrichteter Dinge abzogen. Aus dieser „kaiserlichen Hauptstadt," dem großen Waffendepôt des Reichs, dem abseits gelegenen Bollwerk, war im März jene octroyirte Verfassung ausgegangen, die in Wien mit Glockengeläute und Kanonendonner verkündet wurde, aber nie in's Leben treten sollte. Worte! Worte! Und abermals, gegen Ende 1850 hatte der Congreß hier getagt. Noch brannten die Wunden des ungarischen Bürgerkrieges, das Geld war bis auf die Kupfermünze selbst verschwunden, sauve qui peut die allgemeine Losung. Oesterreich schien am Rande des Abgrunds zu stehen. Aber zum Glück sträubte sich „Manteuffel's deutsches Herz gegen den Gedanken eines deutschen Krieges" und der Starke wich ruhig zurück. Da begann eine neue Aera. Leider war es eine solche, die sich wie ein dunkles Gewölk auf das sonst so sonnig heitere, lebensfrohe Oesterreich herabließ und jetzt einen tödtenden Hauch zu entwickeln schien.

Grauwak war noch immer ohne festen Plan. Er beabsichtigte vorerst nur, sich möglichst unbemerkt zu halten, wollte keine offenen Erkundigungen einziehen, womöglich aber auf unverfängliche Weise die Bekanntschaft dieses oder jenes Auditors machen, der ihn auf eine Fährte bringen könne. Da er annahm, daß er selbst überwacht werde, hatte er beschlossen, Beschäftigung mit geschichtlichen Quellen vorzuspiegeln und wollte um den Zutritt in die erzbischöfliche Bibliothek petitioniren.

Sein erster Gang war daher der zu einem einflußreichen Domherrn, der ihm auch ohne weiteres sein Gesuch bewilligte.

Wie schwer fiel ihm die vorgespielte Beschäftigung mit einigen alten Folianten, wie langsam gingen die Vormittagsstunden dahin! Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Er machte sich schon zu einem Gang durch und um die Stadt auf, um sich in Bezug auf die Arrestantenquartiere zu orientiren.

Er ging am Dom vorbei, über den Platz und wanderte lange kreuz und quer durch die Gassen. Keine Festung hatte je einen solchen Eindruck auf ihn ausgeübt; freilich war er auch nie dermaßen in der Lage gewesen, ihren Ernst zu fühlen. Die ungeheuren Casernen mit den langen Fensterreihen, die zahlreichen Wachtposten, die Gruppen von Soldaten, meist Polen und Grenzer mit tiefgebräunten Gesichtern, die vorüberfahrenden Munitionswagen mit ihrer schweren Bespannung und ihren rasselnden Eisenketten, das Trommelgewirbel in den Höfen und auf den Plätzen — das Alles wirkte heute ganz eigen auf ihn ein. Aber noch schwerer ward ihm um's Herz, als er aus der Stadt herauskam und seinen Blick über die Casematten schweifen ließ. . . .

Die Ringmauer, welche Olmütz wie mit einem Gürtel umschließt, enthält fünf Thore. Drei davon, und zwar das Katharinenthor, das Niederthor und das Theresienthor sind an der westlichen Seite gelegen; zwischen diesen Thoren liegen jene großartigen Arrestlocale, von denen die eine Hälfte der in Olmütz liegenden Strafcompagnie, die andere den wegen schwerer Verbrechen zu Festungsarbeit verurtheilten Sträflingen angehört.

Die vom Theresienthor bis zum Niederthor laufende Casematte, das Arrestlocal der Straf- oder Disciplinarcompagnie ist an achthundert Schritte lang und mag wohl zehn bis zwölf große Stuben enthalten, von denen jede an dreißig bis vierzig Sträflinge faßt. Nicht weniger ausgedehnt sind die Gefängnisse der anderen, nicht militärischen Sträflinge. Die Fenster, mit starken Eisenstäben vergittert, gehen auf die innere Festungsmauer. Da sämmtliche Arrestlocale sehr tief liegen, die Fensteröffnungen aber sehr klein sind, ist dem Tageslicht von außen nur ein ganz spärlicher Zugang gestattet.

Finster und mißtrauisch hatte ihn schon die und jene Schildwache angesehen, wenn er sich an dieser oder jener Stelle länger aufgehalten hatte; er ging weiter, zur Stadt hinaus, die Chaussée entlang und setzte sich auf einen Erdhügel nieder, auf dem einige Büsche, mit den ersten Blüthen des Frühlings geschmückt, standen. Es war Abend, die Sonne im Sinken. Da erscholl von weitem ein Geklingel, ja eine Art Geläute, wenn auch nicht so idyllisch, wie man es in einem Gebirgsdorf, des Abends, bei der Heimkehr der Heerden vernimmt, ein Lärm, der immer mißtöniger ward, je näher er kam. Bald auch wurden große Trupps heranziehender Menschen sichtbar; Sträflinge, welche an einem Erddamme gearbeitet, kamen zurück. Jeder derselben trug den Spaten oder die Haue auf der Schulter, jeden einzelnen Trupp begleitete ein Corporal und ein Gefreiter mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bayonnett . . Sie gingen im militärischen Schritt; es mochten Leute der Strafcompagnie sein.

Grauwak ließ die Leute in ihren leinenen Kitteln an sich vorüberschreiten, indeß er ruhigen Blicks scharf und gierig jeden Einzelnen musterte. Welche Gesichter sahen ihn an, welche Augen! Leute aller Länder, vom Geschick zusammengewürfelt, zogen an ihm vorbei, diese vielleicht Söhne der Karpathen und jene Söhne

der Pußta, diese Deutsche, jene Cumanier, Lombarden-Rumainen. Viele trugen den Stempel der Verderbtheit, der Verwahrlosung, den Stempel eines liederlichen und unverbesserlichen Lebens in ihren Zügen, Andere nur den des Unglücks. Wie konnte es anders sein? Neben dem wilden Croaten, der das Haus beim Plündern angesteckt und das Kind in die Flamme geworfen, neben dem Zigeuner, dem unverbesserlichen Diebe, der so und so oft Gassen gelaufen und auf seinem Rücken die Narben von sechstausend Ruthenstreichen trug, schritt vielleicht der Student von ehemals daher, der, zum Militair assentirt, als ihn irgend ein roher Corporal beim Exerciren mißhandelte, sich im Gefühl seines Menschenwerths an diesem vergriffen oder auch nur sich eines Wortes bedient, das dem Militairreglement zu Folge als Subordinationsverbrechen angesehen wird. Der gleiche Kittel bedeckt, und dasselbe entehrende Loos drückt sie ohne Unterschied.

Es ward dunkel, Grauwak ging in die Stadt zurück und setzte sich in der Gaststube nieder. Streng von allen Uebrigen abgesondert saß an einem benachbarten Tisch ein Kreis von Officieren, welche in den vergangenen Jahren theils in Ungarn, theils in Italien gefochten, und Grauwak hörte Sätze wie die: „wenn die nicht ruhig geblieben wären, beim ersten Schuß, der aus einem Fenster gefallen wär', hätt' ich meine Croaten acht Tage plündern lassen." Ein anderer meinte: „Jetzt möchten's die Militairgericht' aufgehoben haben, daß der Teufel wieder losgehen könnt'." Grauwak dachte: welch' unverständiger Haß! Ahnt denn der Soldat nicht, was er alles dem Bürger und jenem Jahr der Bewegung verdankt? Sollte denn nicht auch der Soldat frei werden? Wollte nicht der Reichstag, daß das Protections-, Einschubs- und Conventionswesen aufhöre, petitionirte nicht der Bürger, daß die entehrenden Strafen wegfallen und auch im Soldatenstande dem Verdienst und Talent Bahn gebrochen werde? Wer hat dem Kamaschenthum in der Armee ein Ende gemacht, wenn nicht dies verlästerte Jahr? — Ohne eines Blickes der Aufmerksamkeit gewürdigt worden zu sein, ohne eine Bekanntschaft gemacht zu haben, verließ er das Local, um nach zwei schlaflosen Nächten wieder einmal Ruhe zu finden.

Anderthalb Tage befaßte sich Grauwak fast ausschließlich damit, durch die Straßen, besonders in der Nähe der Arrestlocale, herumzuschleudern. Er blieb häufig vor den weiten öden Fronten dieser Gebäude stehen und unterhielt sich mit verschiedlichen Weibern, die in der Nähe Semmeln und Aepfel, Branntwein oder Cigarren verkauften. Wenn er einen Zug von Sträflingen des Weges kommen sah, jetzt um auf der Chaussée Steine zu klopfen, jetzt um vor dem Hause hoher Officiere Holz zu spalten — da schlug sein Herz, als müsse er jetzt den Freund daherkommen sehen und musterte jedes Gesicht in sorgenvoller Unruhe. Doch wo dachte er hin? Bruno war wohl noch in Untersuchungshaft und mochte irgendwo in schrecklicher Einsamkeit hinter Schloß und Riegel liegen, offenbar von allen Lebendigen abgeschnitten, da ihm ja auch verwehrt war, durch einen Brief ein Zeichen von seiner Existenz zu geben. Grauwak fühlte sich von tiefster Muthlosigkeit erfaßt. Alle Versuche, mit Officieren in Berührung zu kommen, mißriethen, es schien ihm gewiß, daß seine Reise nutzlos und daß er vom Aufenthalt und vom Loose seines Freundes nichts erfahren werde. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, wieder nach Wien zurückzukehren.

Nur aus einem gemüthlichen Bedürfniß besuchte er am Abend des zweiten Tages seinen ehemaligen Hausherrn, einen harmlosen, braven Mann von weniger als mittelmäßigem Geiste, mit dem er dessenungeachtet faute de mieux dereinst manchen Winterabend geschwatzt. Er hieß Stökler und war seines Metiers ein Friseur.

Stökler war sehr erfreut, seinen ehemaligen Zimmerherrn bei sich zu sehen. Er erkundigte sich nach dem Zwecke von Grauwak's gegenwärtigem Aufenthalt, dieser erwähnte die Arbeiten auf der erzbischöflichen Bibliothek und Stökler fand diesen Grund höchst plausibel.

„Natürlich" sagte Stökler, „werden Sie wieder bei mir einziehen! Die Gasthäuser sind theuer hier. Die Reisenden sind selten; man betrachtet sie als gute Beute und schnürt sie ganz con amore. Seit den Tagen von dazumal steht Ihr Zimmer leer."

Grauwak schien der Vorschlag ganz praktisch. Er besah sich das Gemach und versprach morgen einzuziehen.

„Ich habe inzwischen meine Frau verloren!" sagte Stökler. „Aber meine beiden Mädchen, die Kinder waren, als Sie noch bei mir wohnten, wachsen heran. Ich habe eine eigene Idee mit ihnen. Ich lasse sie für die Musik erziehen. Das ist mein Plan, seit einem Abend, an dem ich hier die Milanollo's spielen gehört habe und die Kleinen passioniren sich auch dafür. Originell, nicht wahr?"

Grauwak nickte.

„Billigen Sie es?"

„Mein Gott," erwiderte Grauwak, „darüber läßt sich schwer was sagen! Was man auch anfange, das Beste zu unserem Fortkommen thut doch der Zufall, das unberechenbare Ungefähr des Lebens."

„Das denke ich mir auch! Der Eine nennt es Zufall, der Andere Gottes Fügung, es ist aber eines und dasselbe damit gemeint. Glück braucht man, Glück! Ich meinestheils kann mich an Perrücken und Touren alt und blind arbeiten, auf dem Weg komme ich nicht vorwärts. Da hab' ich nun den Plan mit den Kindern. Wenn es Virtuosinnen sind, ziehe ich mit ihnen durch die Welt, besuche die Recensenten, mache den Cassier; so komme ich endlich zum Reisen, was immer meine größte Passion gewesen wäre."

„Sie denken auf weit hinaus," sagte Grauwak zerstreut.

„Warum weit? Die Mädchen sind zwölf und zehn Jahre. In vier Jahren kann die Kunstfahrt losgehen. Ich sage Ihnen, die Kinder spielen bereits die schönsten Duetten und wie sonst diese Musikstücke heißen. Wollen Sie was hören?" Er wollte die Kleinen rufen.

„Lassen wir's, bis ich Ihr Miethsmann bin," erwiderte Grauwak. „Ich fühle mich heut' noch von

der Reise angegriffen und bin nicht in der Stimmung, Musik zu hören." Er ging heim.

Am Abend des nächsten Tages saß der kleine Friseur im Hintergrunde seiner Werkstatt mit einer Perrücke beschäftigt und rechnete eben nach, wieviel ihm der unerwartet eingetroffene Miethsmann einbringen werde. Da hörte er die Klingel an der Ladenthür gehen, und ein Fremder trat ein. Es war Grauwak.

„Sie kommen schon, um einzuziehen?" fragte der Friseur. „Es ist noch nicht Alles in Ordnung..."

„Im Gegentheil, Bester," erwiderte Grauwak, „ich komme Ihnen zu sagen, daß ich morgen wieder abreise."

„Aber mein Gott, Sie wollten ja..."

„Ich bin ausgewiesen!" entgegnete Grauwak. „Ich habe die Ordre erhalten, auf's schnellste die Stadt zu verlassen."

„O, Du gütiger Heiland! Was haben Sie denn angestellt?" rief der Kleine. „Unsere Herren von der Polizei sind ja die Liberalität selbst!"

„Davon habe ich in der Unterredung, die ich mit dem Polizeichef soeben gehabt, leider nichts merken können," erwiderte Grauwak mit einem finstern Ausdruck. „Ich finde vor einer Stunde, als ich von einem Spaziergange in's Hôtel zurückkomme, eine polizeiliche Vorladung vor. Ich gehe, um baldige Aufklärung zu haben, rasch auf die Stadthauptmannschaft und werde ohne weiteres vor den Polizeidirector geführt. Dieser fährt mich barsch an, fragt nach dem Zweck meiner Reise, will die Zwecke, die ich ihm angebe, nicht gelten lassen und verweigert mir die Aufenthaltskarte. Als ich ihn frage, wie ich mir diesen Eingriff in meine persönliche Freiheit erklären soll, erwidert er kurzweg: er sei nicht da, mir Aufklärungen zu geben, jedenfalls aber möge ich morgen mit dem ersten Zuge meine Rückreise nach Wien antreten. Was kann ich thun? Wo reclamiren? Es bleibt mir nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren, wenn ich nicht wie ein ausweisloser Handwerksbursch „abgeschafft" werden will."

„Aber mein Gott," sagte Stökler, „eine Ahnung. zum mindesten sollten Sie haben, warum man Sie von hier ausweist!"

„Ich habe keine Ahnung," erwiderte Grauwak. „Höchstens ließe sich sagen, daß ich der Existenz der politischen Sträflinge hier zu große Aufmerksamkeit geschenkt habe."

„Das war aber auch gefehlt," rief Stökler, „die soll man gar nicht ansehen; man soll thun, als ob sie gar nicht auf der Welt wären."

„So scheint es fast," sagte Grauwak ironisch.

„Man bedauert die Leute," fuhr Stökler fort, „denn Jeder weiß, daß die meisten es nach ihrem Verstande gut gemeint haben, aber man meidet es, sich nur nach ihnen umzusehen oder gar ihnen eine Theilnahme zu bezeugen. Zwei hiesige Haustöchter haben große Fatalitäten gehabt, weil sie sich mit Sträflingen eingelassen haben! Zwar die Eine — die macht sich nichts daraus, ihr Geliebter ist ein italienischer Fürst und sie läßt sich's nicht nehmen, daß er sie heirathet, wenn er frei wird. Die Andere aber hat schmählich die Stadt verlassen müssen... Ach die Mädchen, wenn sie Jemand zu bedauern anfangen, ist die Liebe nie mehr weit! Gott, Gott, es scheint wirklich unverdorbenen Gemüthern angeboren, daß sie solche Leute bedauern! Selbst ich — ich hätte mit meinen beiden Kleinen den größten Verdruß haben können; nun ihr Alter war ihre Entschuldigung —"

„Wie so? Was war das für eine Geschichte?" fragte Grauwak.

„Sie wissen," erwiderte Stökler, „daß ich die Kinder für die Musik ausbilden lasse. Die Eine ist zehn, die Andere zwölf Jahr alt. Die Eine spielt die Flöte, die Andere die Violine. Der alte Grell, der Organist bei St. Andreas, ist ihr Lehrer, ein grundgeschickter Musicus, und ich denke, daß Beide Künstlerinnen werden, wenn sie nur einmal ihr kindisches Wesen ablegen. Denken Sie aber, lieber Herr von Grauwak, welche dummen Streiche sie machen, Streiche, von denen man nicht weiß, ob man über sie lachen oder sich ärgern soll! Die Beiden gingen immer, wenn sie aus der Musikstunde kamen am großen Stockhause vorüber. Da ist den Kindern ein Gefangener aufgefallen, der täglich um dieselbe Stunde an dem vergitterten Fenster stand und zu ihnen herabsah. Er muß ein feines, interessantes Gesicht gehabt haben, daß er den Kleinen so auffiel. Was thun sie? Um dem Menschen, der ihnen ein großes Mitleid einflößt, eine Freude zu machen, schlägt die Jüngere vor, ihm ein Ständchen zu bringen. Die Aeltere, die doch schon einen reiferen Verstand haben sollte, findet das ganz in der Ordnung, ist gleich mit dabei und so stellen sich die beiden Kinder in der Straße auf und fangen an, dem Menschen oben ihre besten Stückchen aufzuspielen. Ein, zwei Tage haben sie das gethan, und was thut der Gefangene? Er wirft den Kindern wie zum Dank ein kleines Ringlein zu. Wir haben es noch. Es war am dritten Tage. Da hat der Wachtposten etwas gemerkt und es hat einen völligen Skandal gegeben. Man hat zum Glück auf die große Jugend der Kinder Rücksicht genommen, sonst hätte es böse ablaufen können. Eine Dummheit, wie die ganze Geschichte ist, hätte mich unglücklich gemacht."

Grauwak blieb sinnend und Stökler rief in's andere Zimmer: „Rosa komm, zeig' den Ring des Gefangenen!"

Ein schönes, schlankes Mädchen mit langen Locken kam herbeigesprungen. Es hielt in der Hand das Ringlein empor.

Grauwak besah den Ring sorgfältig. An Bruno hatte er ihn nie gesehen und doch konnte er nach seinem Dafürhalten von ihm herrühren. Grauwak bedauerte, daß ihm in diesem Punkte eine so geringe Beobachtungsgabe eigen. Er vermochte nicht einmal zu sagen, ob er jemals in Paris einen Ring an Bruno's Finger gesehen.

„Der Ring ist nicht werthlos," bemerkte Stökler mit schmunzelnder Befriedigung. „Das Geschenk ist als erstes Honorar, das meine Rosa erhalten, nicht schlecht, aber von solcher Art wünsche ich kein Zweites."

Ein Absolutist aus Ueberzeugung, ein katholik, trägt er in alle Fragen einen eidigen Ernst herein. Seinen Muth hat bezweifeln dürfen, seine Treue ist uner- in seiner Jugend war er ein Don Ritterlichkeit. Nun ist er von einem nen Ernst; Niemand hat ihn lachen ge- leichtes oder scherzhaftes Wort in seiner gesprochen, würde er als eine Verletzung en Achtung betrachten. Intolerant, un- stolz und eiskalt, so kann man ihn cha- Er ist wie eine Personification der Würde. ale Gestalt, starr aufrecht, der mächtige en ruhig blickenden, geisterartigen Augen, Bilde entsprechen, das man von einem nquisitor unter Philipp II. hat.

tto Kronenburg hat nur einen persön- ner: es ist der um seinen Sohn. Dieser für ihn das Jahrhundert, dem er macht- ersteht und nicht zu sich heranziehen kann. zwei entgegengesetztere Naturen. Der antastisch, von allerlei Aberglauben be- wegs von Ideen beherrscht, der Andere tification des Materialismus und der ußsucht. Der Eine sieht Geister überall, nur Körper ohne Geist. Der Eine lebt Reichthum wie ein Ascet, der Andere ver- nlos, ohne je dadurch zu einer Freude zu Es liegt zwischen Beiden der Gegensatz von ehedem und des Jockeyclubs-Mit- adligen Reitknechts von heute.

steht der Fürst aber auch der ganzen oche, selbst seinen Standesgenossen gegen- n die Zeit ist glaubenslos, die Menschheit einer Seelenkrankheit ergriffen, die zum de führen muß. Vor ihm steht im Geiste der Gottesleugner, die den katholischen ür ihn die Grundfeste alles Bestehenden, nd alles Eigenthum der Kirche an sich zu lossen sind. Gelingt dieser Partei der innt ein neues Heidenthum, Wahrheit und t und Wissenschaft gehen in einem allge- nde zu Grunde, eine Nacht neuer Bar- über die Völker Europa's herein.

es denn, Dämme bauen, so lange das Europa's noch nicht voll geworden. nisation aller Schulen, um den kleinen orbenen Kern der Menschheit zu retten, ne und Brüderschaften, um das noch übrig leine Häuflein der treuen Bekenner wie zmauern zu wahren. Keine Pfarrgemeinde r, die nicht der Mittelpunkt eines Netzes reine wäre! Darum endlich bei der Bil- uen politischen Gemeinden orthodox-katho- ndevorstände! So dürfte die ganz ins ersunkene Welt, die jetzt nur zu existiren zu essen, zu trinken, zu arbeiten und sich nen zu freuen, wieder zu den glücklichen kkehren, die das Mittelalter gesehen.

ht, daß Kronenburg's Ueberzeugungen die he dazumal von allen bischöflichen Sitzen esen herausgeschickt wurden, theilweise im Brandbriefstyl zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auffordernd. Aber bei ihm war es keine bloße Rhetorik, die sich an festlichen Tagen und bei Verkündigung neuer Abläße hervorwagt, sondern starre, durch Erziehung und wunderliche Lectüre herangereifte Ueberzeugung. Der französische Jesuit, der sein Erzieher gewesen, hatte es wahrlich verstanden, die rechten Saatkörner in die Brust seines Zöglings niederzulegen. Weder das Leben in der großen Welt, noch der mannigfachste Umgang hatten je den düstern und eigentlich menschenfeindlichen Aberglauben erschüttern und stürzen können, der wie ein mächtiges Götzenbild im Kreise seiner Vorstellungen aufrecht stand und seinen Schatten weit hinauswarf bis in die der Religion scheinbar fernsten Kreise des Lebens und Handelns.

Wir haben gesagt, daß der Fürst nur einen Kummer habe — den um seinen entarteten Sohn. Vor Jahren hatte er noch einen andern Kummer, den um seine Tochter, aber diese Wunde ist vernarbt, die Geschichte fast vergessen. Carola von Kronenburg hatte sich in einen jungen Officier verliebt, der, was Rang anbelangte, tief unter ihr stand — ja, er war von bürgerlicher Herkunft. Da nichts fruchtete, da alle Mittel versagten, das Mädchen vom Gegenstand ihrer Liebe loszureißen, ergriff der Fürst das gewaltsamste Mittel: er begrub sie lebendig im Kloster der Carmeliterinnen in Prag. Nichts gleicht der Strenge der Ordensregel, unter welcher diese Nonnen leben: sie dürfen ihre Eltern nie wiedersehen, dürfen das Haus nie verlassen, keine Fleischspeise kommt über ihre Lippen, selbst untereinander müssen sie stets verschleiert gehen. Carola ertrug das schreckliche Loos über ein Jahr: da fanden die Nonnen eines Morgens ihre Zelle leer, eine Leiter auf dem Boden deutete an, welchen Weg sie auf ihrer Flucht genommen. Die Nachforschungen der Polizei kamen zu spät, sie wiesen nur nach, daß der junge Mensch seiner Geliebten nach Prag gefolgt war und durch Wunder der Beharrlichkeit, wie sie nur die größte Leidenschaft möglich macht, den Weg bis zu ihr gefunden. Später wollten die Gerüchte behaupten, das Paar sei in Amerika angelangt — es blieb unerwiesen. Für den Fürsten ist die Tochter todt, und wenn sie zu ihm zurückkehrte, er würde sie nicht als die seinige anerkennen. So viele Bilder seine Säle auch schmücken, Carola's Bild ist darunter nicht zu finden . . . .

Kronenburg gehörte nicht zu Denen, die sich über die Ausbreitung der revolutionären Ideen einer Illusion hingaben. Er dachte nicht klein von der Revolutionspartei, aber er war sich der Aufgabe bewußt, ihr ebenso radical zu begegnen. Es war seiner Ansicht nach ein Krieg auf Tod und Leben und er setzte seinen edelsten Ehrgeiz, gewissermaßen das Ziel seines Strebens darein, einen großen feudalen Bund zusammenzubringen, der die Regeneration des katholischen Lebens zum letzten Zweck haben würde. Alle klerikalen Gedanken, Wünsche uud Bestrebungen haben in ihm ihren Mittelpunkt; während er andererseits, ein Vertrauter und Liebling des römischen Hofes, weitausblickende Pläne in Bezug

„Warum?“ fragte Grauwak, um einen Anhaltepunkt mehr zu gewinnen.

„Es wahr ein sehr schwer gravirter Mensch,“ gab der Friseur mit verschlagener Miene zur Antwort, „ein noch ganz junger Mann, wie meine Kinder sagen und ich auch sonst vernehme, ein schöner Mann und aus besserer Classe —“

„Haben Sie ihn nicht selbst gesehen?“

„Nein. Ich weiß nur, daß er noch nicht abgeurtheilt war, sondern noch in Untersuchung schwebte.“

Diese Andeutungen paßten so merkwürdig auf Bruno, daß Grauwak schon als eine ausgemachte Sache annahm, eine weitere Spur seines unglücklichen Freundes entdeckt zu haben.

„Sagen Sie mir auch,“ fragte er, „wie Ihre früheren Worte zu verstehen waren! Sie sagten, daß das Ständchen Ihrer Mädchen bös hätte ablaufen können —“

„Ja, wissen Sie,“ sagte der Friseur mit geschwätziger Zunge, „der Ring war in ein beschriebenes Stück Papier gewickelt —“

Er hatte die Worte kaum über die Lippen gebracht, als man ihm schon die Verlegenheit anmerkte, so voreilig geplaudert zu haben.

„Beschrieben war das Papier?“ fragte Grauwak scheinbar unbefangen. „Wo nähme ein Gefangener auf solchem Orte Schreibmaterial her?“

„Alles ist möglich,“ sagte Stökler achselzuckend. „Es war auch nur mit Bleistift geschrieben, und das Blättchen Papier ein ausgemachter Wisch, den verschafft man sich schon.“

„Sie scheinen das Blatt gesehen und gelesen zu haben — es würde mich interessiren —“

„Nein, nein!“ protestirte der Kleine. „Die Mädchen haben den Ring herausgenommen und die Emballage weggeworfen.“

„Nein, Papa!“ ließ sich Rosa vernehmen, „es ist noch da.“

„Wenn der Vater redet,“ fuhr sie Stökler barsch an, „hast Du den Schnabel zu halten!“

Erschrocken, und über und über roth stürzte das Mädchen hinaus.

„Ich merke,“ versetzte Grauwak, „daß Sie mir selbst in dieser Bagatelle kein Vertrauen schenken, sondern mir ein Stück Wahrheit, uud wahrscheinlich das beste Stück, verheimlichen. Mich sollten Sie doch kennen, Stökler!“

„Seien Sie nicht böse,“ entschuldigte sich der kleine Mann mit großem Eifer. „Heutzutage kann man sich nicht genug in Acht nehmen. Es ist freilich Unrecht von mir, Ihnen etwas zu verschweigen. Gewohnheit! Gewohnheit! Ja, die Mädchen haben das Papier mitgebracht —“, er zögerte, bis er nach einem schweren Kampf hinzufügte: „ich habe es sogar . . . .“

„Zeigen Sie's, zeigen Sie's!“ rief Grauwak mit nicht länger zu bändigendem Ungestüm. „Vertrauen schafft Vertrauen. Ich erzähle dann, was ich Ihnen gleich beim ersten Besuch sollte erzählt haben.“

Er gestand den geheimen Zweck seiner Reise.

Grauwak hatte seine Mittheilung kaum beendigt, als der Friseur, im Grunde die gutmüthigste Natur, schon mit großer Hast in einer Commode zu kramen begann und ein Papier hervorholte. Mit halb verwischten, schwer leserlichen Buchstaben stand Folgendes darauf:

„Dank, liebe Kinder, für Euer Spiel. Wenn Ihr mir, einem unschuldig Gefangenen, noch eine Freude machen wollt, so kommt morgen wieder. Ich werfe Euch einen Brief herunter. Eine von Euch ist groß und verständig genug, um ihn mit einem Couvert und einer Adresse zu versehen und heimlich in einen Postkasten zu werfen. Ihr thut ein gutes Werk!“

„Die Handschrift ist sehr entstellt,“ rief Grauwak in großer Aufregung, „doch möchte ich schwören, daß es die Züge des Freundes sind, den ich vermisse und suche. Unglücklicherweise habe ich keine Zeile von ihm hier, um durch Vergleichung Gewißheit zu erlangen. Geben Sie, schenken Sie mir das Blatt!“

„Nehmen Sie es,“ sagte Stökler, „aber ich muß Sie bitten —“.

„Seien Sie unbesorgt. Eher muß ich sehen, wie ich Sie dafür belohne, als daß ich Ihnen durch Unvorsichtigkeit eine Unannehmlichkeit zuziehen sollte. — Aber wie war es weiter?“

„Richtig sind die Mädchen — natürlich ohne mein Wissen — am andern Tage hingegangen. Sie standen lange und erwarteten das Brieflein. Aber der Gefangene erschien nie wieder am Fenster!“

„Nie wieder!“ wiederholte Grauwak als düsteres Echo.

Mit dem grauenden Morgen trat er den Rückzug nach Wien an.

---

## Siebentes Capitel.

**Führt uns in das Cabinet des Fürsten Kronenburg.**

Der alte Fürst Kronenburg saß in seinem Cabinet. Es war ausgeschmückt mit einer Sammlung von Bildnissen, welche Männer und Frauen aus seiner Familie darstellten. Welche charakteristischen Köpfe dieser Feldherren aus dem dreißigjährigen Kriege, welche Augen, welche Stirnen! Aber mehr und mehr, wie sie unserer Zeit näher kommen, verschwindet der Ausdruck der Charakterkraft und des geistigen Lebens aus diesen Gesichtern, und derselbe Kopf, den wir im Cardinal Fürst Kronenburg wie von den Flammen einer unheimlichen aber großartigen Leidenschaft beleuchtet sehen, starrt uns im Sohne des Fürsten, dem uns wohlbekannten Hugo in Carricatur entgegen.

Dennoch scheint die Persönlichkeit des alten Fürsten in eine ferne Vergangenheit zurückzugreifen. Er ist eine jener Cavaliergestalten, die der Tod vergessen zu haben scheint, um uns wissen zu lassen, wie einst die Menschen waren. Er ist erst zweiundsechzig Jahre alt, aber an Körper wie an Geist scheint er dem sechzehnten Jahrhundert anzugehören. Er denkt, spricht und handelt wie ein Staatsmann unter Fer-

dinand II. Ein Absolutist aus Ueberzeugung, ein fanatischer Katholik, trägt er in alle Fragen einen bittern, schneidigen Ernst herein. Seinen Muth hat Niemand je bezweifeln dürfen, seine Treue ist unerschütterlich; in seiner Jugend war er ein Don Quixote der Ritterlichkeit. Nun ist er von einem steifen, ehernen Ernst; Niemand hat ihn lachen gesehen, ein leichtes oder scherzhaftes Wort in seiner Gegenwart gesprochen, würde er als eine Verletzung der schuldigen Achtung betrachten. Intolerant, ungemüthlich, stolz und eiskalt, so kann man ihn charakterisiren. Er ist wie eine Personification der Würde. Seine kolossale Gestalt, starr aufrecht, der mächtige Kopf mit den ruhig blickenden, geisterartigen Augen, würde dem Bilde entsprechen, das man von einem spanischen Inquisitor unter Philipp II. hat.

Fürst Otto Kronenburg hat nur einen persönlichen Kummer: es ist der um seinen Sohn. Dieser repräsentirt für ihn das Jahrhundert, dem er machtlos gegenübersteht und nicht zu sich heranziehen kann. Nie gab es zwei entgegengesetztere Naturen. Der Eine ist phantastisch, von allerlei Aberglauben besessen, durchwegs von Ideen beherrscht, der Andere eine Personification des Materialismus und der flachen Genußsucht. Der Eine sieht Geister überall, der Andere nur Körper ohne Geist. Der Eine lebt mitten im Reichthum wie ein Ascet, der Andere verschwendet sinnlos, ohne je dadurch zu einer Freude zu kommen. Es liegt zwischen Beiden der Gegensatz des Ritters von ehedem und des Jockeyclubs-Mitgliedes, des adligen Reitknechts von heute.

Grollend steht der Fürst aber auch der ganzen Zeit, der Epoche, selbst seinen Standesgenossen gegenüber. Denn die Zeit ist glaubenslos, die Menschheit für ihn von einer Seelenkrankheit ergriffen, die zum sittlichen Tode führen muß. Vor ihm steht im Geiste das Lager der Gottesleugner, die den katholischen Glauben, für ihn die Grundfeste alles Bestehenden, zu stürzen und alles Eigenthum der Kirche an sich zu reißen entschlossen sind. Gelingt dieser Partei der Sieg, so beginnt ein neues Heidenthum, Wahrheit und Recht, Kunst und Wissenschaft gehen in einem allgemeinen Brande zu Grunde, eine Nacht neuer Barbarei bricht über die Völker Europa's herein.

Da gilt es denn, Dämme bauen, so lange das Sündenmaß Europa's noch nicht voll geworden. Also Reorganisation aller Schulen, um den kleinen noch unverdorbenen Kern der Menschheit zu retten, darum Vereine und Brüderschaften, um das noch übrig gebliebene kleine Häuflein der treuen Bekenner wie hinter Schanzmauern zu wahren. Keine Pfarrgemeinde gebe es mehr, die nicht der Mittelpunkt eines Netzes frommer Vereine wäre! Darum endlich bei der Bildung der neuen politischen Gemeinden orthodox-katholische Gemeindevorstände! So dürfte die ganz ins Materielle versunkene Welt, die jetzt nur zu existiren scheint, um zu essen, zu trinken, zu arbeiten und sich des Erworbenen zu freuen, wieder zu den glücklichen Tagen zurückkehren, die das Mittelalter gesehen.

Man sieht, daß Kronenburg's Ueberzeugungen die waren, welche dazumal von allen bischöflichen Sitzen in Hirtenbriefen herausgeschickt wurden, theilweise im Brandbriefstyl zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auffordernd. Aber bei ihm war es keine bloße Rhetorik, die sich an festlichen Tagen und bei Verkündigung neuer Ablässe hervorwagt, sondern starre, durch Erziehung und wunderliche Lectüre herangereifte Ueberzeugung. Der französische Jesuit, der sein Erzieher gewesen, hatte es wahrlich verstanden, die rechten Saatkörner in die Brust seines Zöglings niederzulegen. Weder das Leben in der großen Welt, noch der mannigfachste Umgang hatten je den düstern und eigentlich menschenfeindlichen Aberglauben erschüttern und stürzen können, der wie ein mächtiges Götzenbild im Kreise seiner Vorstellungen aufrecht stand und seinen Schatten weit hinauswarf bis in die der Religion scheinbar fernsten Kreise des Lebens und Handelns.

Wir haben gesagt, daß der Fürst nur einen Kummer habe — den um seinen entarteten Sohn. Vor Jahren hatte er noch einen andern Kummer, den um seine Tochter, aber diese Wunde ist vernarbt, die Geschichte fast vergessen. Carola von Kronenburg hatte sich in einen jungen Officier verliebt, der, was Rang anbelangte, tief unter ihr stand — ja, er war von bürgerlicher Herkunft. Da nichts fruchtete, da alle Mittel versagten, das Mädchen vom Gegenstand ihrer Liebe loszureißen, ergriff der Fürst das gewaltsamste Mittel: er begrub sie lebendig im Kloster der Carmeliterinnen in Prag. Nichts gleicht der Strenge der Ordensregel, unter welcher diese Nonnen leben: sie dürfen ihre Eltern nie wiedersehen, dürfen das Haus nie verlassen, keine Fleischspeise kommt über ihre Lippen, selbst untereinander müssen sie stets verschleiert gehen. Carola ertrug das schreckliche Loos über ein Jahr: da fanden die Nonnen eines Morgens ihre Zelle leer, eine Leiter auf dem Boden deutete an, welchen Weg sie auf ihrer Flucht genommen. Die Nachforschungen der Polizei kamen zu spät, sie wiesen nur nach, daß der junge Mensch seiner Geliebten nach Prag gefolgt war und durch Wunder der Beharrlichkeit, wie sie nur die größte Leidenschaft möglich macht, den Weg bis zu ihr gefunden. Später wollten die Gerüchte behaupten, das Paar sei in Amerika angelangt — es blieb unerwiesen. Für den Fürsten ist die Tochter todt, und wenn sie zu ihm zurückkehrte, er würde sie nicht als die seinige anerkennen. So viele Bilder seine Säle auch schmücken, Carola's Bild ist darunter nicht zu finden . . . .

Kronenburg gehörte nicht zu Denen, die sich über die Ausbreitung der revolutionären Ideen einer Illusion hingaben. Er dachte nicht klein von der Revolutionspartei, aber er war sich der Aufgabe bewußt, ihr ebenso radical zu begegnen. Es war seiner Ansicht nach ein Krieg auf Tod und Leben und er setzte seinen edelsten Ehrgeiz, gewissermaßen das Ziel seines Strebens darein, einen großen feudalen Bund zusammenzubringen, der die Regeneration des katholischen Lebens zum letzten Zweck haben würde. Alle klerikalen Gedanken, Wünsche uud Bestrebungen haben in ihm ihren Mittelpunkt; während er andererseits, ein Vertrauter und Liebling des römischen Hofes, weitausblickende Pläne in Bezug

auf ein Concordat in den maßgebenden Kreisen colportirt und dessen Verwirklichung anbahnt.

Nach Kronenburg's Ueberzeugung war der Klerus in Oesterreich unter Metternich stiefmütterlich bedacht gewesen. So nur hatte ihm das Revolutionsjahr von 1848 so tiefe Niederlagen beibringen können. Jetzt endlich war der Zeitpunkt gekommen, den wahren katholischen Staat einzurichten und mit der militärischen Partei den Pact zur Theilung des Einflusses zu schließen. Die Kirche war das große Mittel, die wiederstrebenden Theile des Ganzen zu verbinden, Oesterreich mußte wieder die neueroberte Citadelle der katholischen Kirche werden.

Es waren keine geringen Pläne, die dieser Kopf ausbrütete, keine geringen Unternehmungen, die er mit zäher Beharrlichkeit verfolgte. Alle Seiten des Lebens sollten eine katholische Färbung erhalten und gleichsam mit einem neuen Geiste getränkt werden. Zahlreiche Frauenorden sollten von den Mädchenschulen, von Spitälern, Findel- und Arbeitshäusern Besitz ergreifen, Missionen auf dem Flachlande den religiösen Geist erwecken, katholische Vereine den Handwerker wie den Gesellen gewinnen und einen Druck auf das freidenkerische Bürgerthum ausüben. Vor Allem aber sollten die Gymnasien und Universitäten Pflanzstätten eines neuen Geistes werden. Es waren in diesem Sinne die wunderlichsten Acquisitionen im Auslande gemacht worden; Bayern und das katholische Rheinland hatten die Güte gehabt, Oesterreich eine Portion exquisiter Ultramontanen zu billigen Preisen abzulassen.

Mit diesen agitatorischen Bestrebungen geht bei dem Fürsten die Betheiligung an einer Menge philantropischer Vereine Hand in Hand. Er ist ihr Protector, ein großer officieller Menschheitswohlthäter, der hier für entlassene Sträflinge, dort für bedrängte Familienväter sorgt. Und doch ist sein Innerstes kalt und lieblos und nur Der weckt Mitleid in ihm, der auf der großen Liste der Frömmlinge steht, oder als Freiwilliger bei diesen Polizisten des Gewissens einzutreten verspricht.

Heute Abends giebt der Portier im carmoisinrothen Rocke kein Zeichen mit der Glocke, wenn auch Gast um Gast in das Palais eintritt. Die Herren, die da kommen im schwarzen Frack und weißer Halsbinde haben nämlich alle eigentlich nur per nefas Zutritt und werden, wie eine verbotene oder eigentlich schmutzige Waare über eine Hinterstiege in ein rückwärtiges Gemach des Fürsten eingeschmuggelt. Es sind nämlich blos „Gelehrte," neuherbeigeschaffte Persönlichkeiten, die auf der Lehrkanzel im katholischen Geiste wirken werden. Damit sie sich nicht zu einsam fühlen, sind ein paar Geistliche, einige Büreaukraten mit literarischer Färbung und ein paar journalistische Persönlichkeiten miteingeladen. Unter diesen letzteren befindet sich Doctor Schmey, jetzt schon, wie sein Knopfloch zeigt, Ritter zweier Orden, unter den Ersten einer unserer älteren Bekannten, Pater Michael.

Pater Michael, der ehemalige Caplan von Kraßnitz, hat nämlich in der Zwischenzeit Carrière gemacht; die Huld der Gräfin Sophie hat ihn aus der Verborgenheit hervorgezogen und ihm eine der einträglichsten Pfründen auf einem Gute des Grafen Thieboldsegg verschafft, das die Gräfin seit mehr als einem Jahr zu ihrem bleibenden Wohnsitz erkoren. Der hagere Fanatiker von ehemals hat seitdem durch gräfliche Kost etwas mehr Rundung erhalten, aber die hektischen Wangen flammen, die Augen glühen noch immer wie ehedem, der alte Ehrgeiz, mit der Maske des Fanatismus angethan, wühlt und drängt vorwärts. Einst sagte man von solchen Erscheinungen, daß sie das „Feuer des Herrn verzehre."

Doctor Schmey ist nicht der einzige Jude im Kreise, der sich allmälig in einem der unscheinbarsten Gemächer des Palais Kronenburg versammelt hat; auch Professor St. Vincent ist trotz seines Namens jüdischen Ursprungs. Er ist Convertit und hat sich den schönen Namen selbst beigelegt. Seine Specialität ist die Nationalökonomie, die er aber dem Geiste der Zeit gemäß, eigenthümlich behandelt.

Als der gelehrte Kreis ziemlich vollzählig zusammen ist, geht der Kammerdiener mit der Meldung in's Cabinet des Fürsten hinüber. Dieser erscheint nun bald im einfachen Rock und empfängt seine Gäste mit jener kalten, verletzenden Höflichkeit, die ihm Bürgerlichen gegenüber eigen. Hier beleidigt sie Keinen, der Fürst kennt seine Leute. Er bittet die Gäste, auf den verschiedenen Fauteuils und Chaiselongues, die im Gemach umherstehen, ungenirt Platz zu nehmen, und Alles lauscht, von den Lippen des Eingeweihten die neuen Schlagworte zu vernehmen, nach denen sich die Ansichten und Ueberzeugungen fortan zu richten haben. Sie lassen nicht lange, da die Versammlung keinen andern Zweck hat, auf sich warten.

„Es ist" sagt der Fürst, während die Lakaien den Thee serviren und er sich zuerst bedient, „zur Reform der Schulen bereits Manches geschehen. Die Anordnung der Schulen selbst ist eine bessere. In der Revolutionszeit von 1848 haben sich, wie Sie wissen, unter allen Studenten die sogenannten Hörer der Philosophie bemerkbar gemacht. Man hat diese allzu zahlreichen Classen aufgelöst und an die verschiedenen Gymnasien vertheilt, wo die jungen Leute leichter zu überwachen sind. Auch das Professorenpersonal ist ein anderes geworden. Die vielen verhegelten Köpfe, die sich in unsere Lehrkörper eingedrängt, sind ausgemerzt, von den Lehrkanzeln entfernt und durch ungefährliche Köpfe, Anhänger von Krause und Günther, ersetzt. Das ist schon etwas, so findet sich leichter ein Uebergang, das Schwierigste bleibt noch zu thun übrig: die ganze Richtung der studirenden Jugend muß eine andere werden."

„Man wird den Kirchenbesuch und die Beobachtung der religiösen Pflichten schärfer überwachen müssen," meint Pater Michael.

„Auch das, aber es genügt nicht. Die Wissenschaft, hat ein geistreicher Kopf in Berlin gesagt, muß umkehren; ich gehe weiter: Es darf keine Wissenschaft mehr geben, welche ihren Ursprung allein aus dem menschlichen Geiste herleitet. Diese Wissenschaft, ein Product heidnischen Hochmuths, muß ausgerottet werden."

„Eine Riesenarbeit, Durchlaucht," erwiderte Pater Michael. „Der Protestantismus, wie ihn der deutsche Geist von Schiller und Goethe bis auf Kant und Hegel entwickelt, ist in allen Köpfen. Die Jugend ist nur dem Namen nach katholisch. Ich fürchte, die jetzige Generation muß für verloren gegeben werden; was noch in Aegypten geboren war, durfte Kanaan nicht schauen."

„Ich glaube, daß Sie in diesem Punkte die Dinge zu schwarz sehen," erwiderte der Fürst. „Die Jugend ist lenksam, sie ist erschrocken durch die Zahl der Opfer, die in ihren Reihen gefallen. Sie denkt an Jene, die noch in feuchten Kerkern schmachten, die Glieder in Fesseln geschlagen, den Schlaf vergebens auf dem harten Brette suchen, das ihnen als Lagerstätte dient. Sie denkt an die Thränen so vieler Eltern — sie hat eingesehen, wohin solche Irrthümer führen. Diese Stimmung ist zu benutzen. Man muß aber auch einen praktischen Sinn in ihr wecken. Man muß den jungen Leuten den Marquis Posa aus dem Kopf schlagen. Man muß ihnen andere Ideale geben: rasches Fortkommen, Wohlstand, Auszeichnungen im monarchischen Staate müssen als Lockungen aufgestellt werden."

„Unsere Gymnasialerziehung war schon eine heidnische," rief Pater Michael. „Man muß die Kirchenväter, deren Bücher ja die höchste Poesie athmen, an die Stelle jener sogenannten Classiker setzen, die die frivolen Abenteuer der Griechengötter feiern, den heiligen Augustin und den heiligen Bernhard statt des geilen Sueton und des herzlosen Tacitus."

„Damit kommen Sie auf mein Gebiet, da ich Philologie und classische Literatur zu tradiren berufen bin," fiel Professor Borchert, ein kleiner kraushaariger Mann ein, „und erklären mir den Krieg, ohne es zu wissen. Ich verkenne die Gefahren und Uebelstände nicht, welche die Beschäftigung mit der classischen Literatur der Griechen für die heranwachsende Jugend hat, und würde mich vermuthlich, wenn man zwischen Sueton und Tacitus, St. Augustin und St. Bernhard wählen müßte, vielleicht geradezu für diesen größten Kirchenvater, für diesen größten nachapostolischen Theologen entscheiden. Doch schließt die eine Lectüre die andere nicht aus. Auch dürfen wir Deutsche alle Einwände gegen die alte Philologie, wie sie besonders vom Abbé Gaume formulirt sind, auf's entschiedenste zurückweisen. Die Mythologie der Griechen, ihre ganze Welt erscheint seit den Arbeiten von Creutzer, insbesondere aber von Schelling, in ganz anderem Lichte und erstere ist sogar berufen, in der Brust der Jugend die tiefsten Ueberzeugungen im christlichen Sinne wachzurufen."

„Wie wäre denn das?" fragte Michael.

„Die Wissenschaft," begann Borchert, „hat es nunmehr klar nachgewiesen, daß durch die ganze Welt von Anfang her eine Ahnung des wahren Lichts gegangen, eine Ahnung, welche, in dem Maße als die Menschheit sich der Epoche von Bethlehem nahte, immer klarer wurde. Alle Religionen stammen aus einem Urquell und so muß der Philosophie der Offenbarung eine Philosophie der Mythologie vorausgehen, die Mysterienlehre ein Corollarium der christlichen Gotteslehre werden. Die Hinweisungen auf den Messias Christus, die das gesammte alte Judenthum durchdringen, die Phrophezeiungen, die immer klarer hervortreten, sie wurden von jeher als eine der mächtigsten Stützen des Glaubens anerkannt. Wie aber, wenn wir in allen Religionen dieselben Hinweisungen fänden? Wie, wenn die Sehnsucht nach einer andern Welt, die Sehnsucht nach einer Wiederanknüpfung der göttlichen Bande, welche durch den Sündenfall zerrissen wurden, die Grundlage aller, ich sage aller Religionen ohne Ausnahme bildete? Wie, wenn die Mythologien aller Völker eine prototypische, eine vorbildliche Bedeutung hätten und die Hinweisung auf Christus in der einen klarer, in der anderen verhüllter erschiene, nirgendwo aber gänzlich fehlte? So ist es in der That, überall und von jeher, in den verschiedensten Cultusformen ist die Erlösung der Menschen aus der Macht des Bösen und die Wiederherstellung des Reiches Gottes als Zweck einer göttlichen Incarnation hingestellt. Bei den Persern ist Sosiosch dieser Erlöser, ein Mensch, von einer unbefleckten Jungfrau geboren, bei den Indern ist es ein menschgewordener Gott selbst, der das Werk der Erlösung unternimmt. Um Engel und Menschen zu beglücken, verläßt Buddha den obersten Göttersitz und steigt nach Magada in's Mittelreich Indien herab, um in den keuschen Schooß einer königlichen Jungfrau, der Maha Maja, in Gestalt eines fünfstrahligen Lichtscheins einzugehen, worauf diese Mutter wird, ohne darum aufzuhören, Jungfrau zu sein. Die hellenische Welt hat den leidenden und verherrlichten Dionysos, den Spender des Weins und des Brodes, der zur Befreiung der Thyone in das Todtenreich hinabsteigt und die erlösten Geister im Triumph aus ihrem Gefängnisse in den Himmel führt. Sie hat Apoll, den Schlangenzertreter, den guten Hirten des Admet, der auch in die Unterwelt hinabsteigt, und in den Himmel zurückkehrt, wo er, wie Callimachus von Cyrene singt, zur Rechten des Vaters sitzet. Auch Herakles steigt in's Reich der Todten hinab. Was sind alle diese Mythen, meine Herren? Hinweisungen, Vorahnungen! Sie hätten insgesammt keinen Sinn, wenn sie sich nicht klar genug auf Christum, seine Erscheinung, seine Mission, seine Dulden, seine Höllenfahrt und seinen Triumph bezögen! Ich mache Sie ferner auf die Gestalt des phönicischen Melcart aufmerksam. Dieser ist der der Menschheit stets wohlwollende, mit Mühe beladene Dämon, der „leidende Knecht," der ebenfalls in den Hades hinabsteigt, um die Seelen zu retten, auch eine Vision Christi, die sich später abermals in der Gestalt des Prometheus zeigen wird. Ebenso ist das Princip des dreieinigen Gottes in den ältesten Mythen nachweisbar. Die indische Theologie basirt auf der Trimurti, der Dreieinigkeit, nicht minder die griechische, vorhomerische, auf der Trias. Das Brod der Persephone, der Wein des Dionysos bilden den Mittelpunkt der ältesten Mysterien. Die ganze Religion des Alterthums durchzieht eine spes meliorum temporum und auch die griechischen Mysterien sind demnach eine Offenbarung, aus der heraus wir die tiefste und letzte Bestätigung holen müssen für jene Lehre, die später in Galiläa gepredigt wurde."

Der Ausdruck tiefſter Zufriedenheit und höchſter Anerkennung malte ſich auf dem kalten Geſicht des Fürſten, als er dieſe Tirade des Gelehrten zu Ende gehört und dieſe Anerkennung ging ſoweit, daß er einem mit kühlenden Getränken vorbeieilenden Diener eigenhändig zuwinkte, damit ſich der Profeſſor nach ſo langer oratoriſcher Anſtrengung erlabe. Dieſer ſtürzte, geſchmeichelt, ein Glas Mandelmilch hinab und fuhr fort:

„So durchzieht eine tiefe, innige Heilesahnung die ganze antike Welt und verläßt ſie nicht, ſelbſt in ihrer Periode furchtbarſter moraliſcher Erniedrigung und Zerrüttung. Und ſo wird uns denn am Abſchluß der alten Zeit ein wunderbares Geſicht zu Theil: Virgil, der heidniſche Sänger, wird zum Propheten des Chriſtenthums. Dreiunddreißig Jahre vor der Geburt des Gottesſohnes ſchildert er uns ſchon mit dem Geiſte eines Iſaias und mit allem Pomp orientaliſcher Farben die Wiederkehr der Jungfrau, den Sturz der Schlange, die herannahende Geburt eines göttlichen Kindes, des Sohnes des großen Jupiter, der die Schuld der menſchlichen Geſellſchaft ſühnen und das fortan friedliche Weltall in der Kraft ſeines Vaters regieren wird, das Erſcheinen eines himmliſchen Geſchlechts und die allmälige Wiederherſtellung eines Reiches der Unſchuld, der Seligkeit und eines goldenen Zeitalters. Sie kennen doch Alle, meine Herren, jene berühmte myſtiſche und meſſianiſche vierte Ekloge? Nicht genug. Ebenſo wie die Geburt des Weltheilands in den Tagen des Auguſtus der Heidenwelt durch den Mund eines Sehers und Sängers verkündet worden war, ebenſo wird ihr ſein Tod in den Tagen des Tiber angeſagt, und die Stimme aus den Lüften ruft den Steuermann Thamus an, er ſolle verkünden, der große Pan ſei todt. Wer, der alles dieſes erwägt, kann noch die Fülle der Beziehungen der antiken Welt, ihrer Göttergeſtalten, Feſte, Ceremonien und Prophetien zur hervorbrechenden chriſtlichen Welt verkennen?“

Auf das phantaſtiſche Gemüth des Fürſten ſchienen dieſe Worte einen tiefen Eindruck zu machen, er bemächtigte ſich des Profeſſors, damit dieſer ihm gegenüber ſeine Andeutungen weiter ausführe. Indeſſen traten wieder Diener ein, die auf ſilbernen Platten Eis und Confect brachten. Alles löſte ſich in kleine Gruppen auf.

Schmey hatte dem kecken Charlatan verwundert zugehört, ſein nüchtern praktiſcher Geiſt konnte ſich einer frivolen Bemerkung über das Vernommene kaum enthalten; doch ſah er ein, daß Schweigen hier am gerathenſten ſei. Da trat Pater Michael an ihn heran und bat um Erlaubniß, ihm Profeſſor St. Vincent, der ſich für die Finanzartikel des Donaureichs lebhaft intereſſire, vorzuſtellen.

Schmey erwiderte mit zuvorkommendem Lächeln, daß ihm St. Vincent aus ſeinen nationalökonomiſchen Arbeiten bereits theilweiſe bekannt ſei.

„Mein Fach,“ ſagte der Profeſſor, „iſt die Nationalökonomie, aber wenn ich es näher bezeichnen darf, die katholiſche Nationalökonomie.“

„Beſteht,“ fragte Schmey, „wirklich ein Zuſammenhang zwiſchen der nüchternen verſtändigen Wiſſenſchaft der Nationalökonomie und dem Katholicismus? Iſt dieſer Zuſammenhang überhaupt denkbar?“

„Sie ſetzen mich durch dieſe Frage in Erſtaunen,“ erwiderte St. Vincent, „ſie zeigt mir, wie auch die gebildetſten Geiſter in unſerer Zeit von gewiſſen Vorurtheilen beherrſcht ſind. Die Nationalökonomie iſt die Lehre vom leiblichen Bedarf, von der Conſumtion, vom Materiellen, von den Bedürfniſſen des Leibes; der Katholicismus die große Angelegenheit von den Bedürfniſſen des Geiſtes. Nun iſt aber der Menſch Leib und Seele in Einem. Beide Hälften des Menſchen mit einander in Harmonie zu ſetzen, iſt die große Aufgabe; nur die Nationalökonomie vom katholiſchen Standpunkte kann ſie löſen.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief Schmey, „die Nationalökonomie iſt die Wiſſenſchaft vom materiellen Reichthum, und wer weiß nicht, daß dieſer vom Evangelium geradezu zurückgeſtoßen wird? Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen.“ — „Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.“ — „Fraget nicht, was werden wir eſſen?“ — ſind das nicht alles Sätze, welche mit aller Nationalökonomie im Widerſpruche ſtehen?“

„Der Reiche, der nicht in's Himmelreich eingehen kann, iſt einfach der böſe Reiche, der ſeine Schätze auf ſchlechte Weiſe erworben,“ erwiderte St. Vincent, „eine geſunde Nationalökonomie aber verurtheilt nicht minder wie die Kirche einen übelerworbenen Reichthum. Es iſt nicht wahr, daß die Religion klein denkt von irdiſchen Schätzen. Sie faßt vielmehr die Arbeit als ein göttliches Gebot auf. Wozu hat der Herr eine ganze untergegangene Pflanzenwelt, wozu Lager von Erzen in den Tiefen der Erde gebettet? Wozu anders, als daß wir ſie herausſchaffen? Warum hat das Holz die Gabe erhalten, auf dem Waſſer zu ſchwimmen? Warum hat die Magnetnadel die Gabe, nach Norden zu zeigen? Weil der Herr, der die Meere lenkt, ein Schifffahrervolk wünſchte! Nichts führt ſo weit ab von Gott, als Müßiggang, nichts ſo ſehr zu ihm, als Arbeit und ein mäßiger Wohlſtand; der Einklang der Arbeit und des Gebets iſt evident. Die Kirche iſt auch der Induſtrie nicht feindlich; ſie ſegnet jede Locomotive ein, und doch iſt erſt aus der feierlichen Allianz der Nationalökonomie mit der Religion die neue Aera der Menſchheit zu erwarten. Ich brauche nicht erſt zu erwähnen, daß ich unter Religion nur die katholiſche verſtehe.“

„Und doch ſind die katholiſchen Staaten am weiteſten in der Induſtrie zurück. England, Sachſen, Holland —“

„Dafür ſind Rheinpreußen, Belgien, der Norden Frankreichs katholiſch. Italien, Spanien beherrſchten dereinſt die Welt. Es iſt unmöglich, nicht einzuſehen, daß die katholiſchen Staaten auch im Punkte der Arbeit allen übrigen vorangehen, — wenn Sie aber England erwähnen, ſo iſt das wohl das abſchreckendſte Beiſpiel, wohin der Induſtrialismus führen kann.“

„Sie halten England für ſo unglücklich?“

„England,“ rief St. Vincent, „iſt ein ungeheures Sklavenſchiff. Es iſt das Land, wo mehr Selbſt-

morde vorkommen und die Statistik mehr Wahnsinnige nachweist, wie in allen Ländern der Erde. Das Proletariat —"

„Wird, indem es sich wie eine Sündfluth über die reichen Classen stürzt, den Untergang dieses Landes herbeiführen, das gleichsam eine Verkörperung des Eigennutzes, der Gewissenlosigkeit und Treulosigkeit ist!" fiel Pater Michael, der bisher schweigend zugehört hatte, in die Rede.

„England," entgegnete St. Vincent langsam, mit vorsichtiger Betonung jedes Wortes, „dürfte sicherlich in diesem Kreise wenig Vertheidiger finden. Die Politik seiner Staatsmänner hat es bei dem gesammten Europa genugsam verhaßt gemacht, insbesondere müssen alle katholischen Regierungen es als seinen hartnäckigsten und gefährlichsten Feind erkennen. Das darf uns jedoch nicht blind machen gegen den großen Umschwung, der in den niedern Classen dort vor sich geht. Die Hochkirche, von dem scheußlichsten Tyrannen gestiftet, ist allgemein verhaßt und geht ihrem Ende entgegen. Der Katholicismus gewinnt dort täglich mehr und mehr Boden, Cardinal Wisemann kämpft wie ein Apostel der ersten Zeiten und mit jedem Tage wächst die Schaar seiner Anhänger. Ich sehe die Zeit vorher, in welcher England, durch das Proletariat selbst der furchtbarsten Krise entgegengeführt, wieder in den Schooß des Katholicismus zurückkehrt."

„Dies Letztere," meinte Doctor Schmey, „ist eine Sache des Glaubens; man glaubt, was man wünscht. Um aber auf eine Principienfrage zurückzukommen, die mich interessirt: Sie halten also den jetzt herrschenden Industrialismus und die Religion nicht für unvereinbare Gegensätze?"

„Keineswegs!" rief der Professor. „Wir müssen den Industrialismus, das Princip unsrer Zeit, weiter entwickeln, um den Sieg der Religion, die religiöse Durchdringung des Volkes zu erleben."

„Und doch bringen uns die Principien von heutzutage immer weiter ab von jener Zeit, die Dome baute und Klöster stiftete —"

„Man schreit gegen die Klöster," fiel St. Vincent rasch in's Wort, „die Klöster waren es, welche in den Jahrhunderten, die der Völkerwanderung und dem Einbruch der Barbaren folgten, nicht nur den Glauben und die Religion, sondern auch die Arbeit und den Reichthum retteten. Mönche waren die ersten Ackersleute Europa's. Von Karl dem Großen bis in's Mittelalter herein geht die wohlthätige Wirkung der großen Klosterbesitzungen. Sie waren nicht nur die Pflegestätten der Literatur und Wissenschaften, sondern auch aller agricolen Kunde und Erfahrung. Die einzige Abtei Fulda hatte rund um sich herum fünftausend Meiereien. Woher das Sprüchwort: Unter dem Krummstabe ist gut leben? Die Welt hat diesen Spruch noch nicht vergessen."

„Aber, Verehrtester, diese Zeiten können wir doch nicht wieder zurückwünschen —"

„Es fällt mir nicht ein, diese Zeiten zurückzuwünschen," erwiderte Saint Vincent, „vornehmlich schon aus dem Grunde, weil der Wunsch ein ganz vergeblicher wäre. Wenn ich aber von den Lobrednern der Gegenwart das Mittelalter als eine finstere und barbarische Zeit, als eine Zeit physischen und geistigen Drucks bezeichnen höre, kann ich mich denn doch eines ironischen Lächelns nicht enthalten. Die Knechtschaft im Mittelalter soll aus dem Lehnsystem hervorgegangen sein. Es ist wahr, die Zahl der wirklichen Grundbesitzer war klein; hingegen groß die Zahl der Zinspflichtigen und Hörigen. Aber war das Loos dieser Vasallen und Leibeigenen ein so unglückliches, als für das man es ausgiebt? Das Wesen der Freiheit besteht nicht in der Ungebundenheit und Herrenlosigkeit, sondern in der freudigen Unterwerfung unter ein Gesetz. Die lebendigen Mächte christlichen Glaubens setzten damals jedem Uebergriff der Mächtigen ein Ziel, Lehnsherr und Lehnsmann waren durch persönliche Liebe und Treue verbunden. Wohl hatten die Hörigen kein Eigenthum, aber sie standen dafür unter dem Schutz einer Vormundschaft, die sie nicht kalt und herzlos zu Grunde gehen ließ. Schlägt man die Urkunden jener Zeit auf, welcher Geist der Demuth, frommer Unterwürfigkeit vor Gott weht uns da an! In festen Schranken der Zünfte und Ordnungen bewegte sich jeder einzelne Stand; das Princip der Neuzeit, der Krieg Aller gegen Alle, war noch nicht an der Tagesordnung, denn der Geist der Liebe, des Glaubens —"

Ein ironischer Zug spielte um Schmey's Lippen, als er diesen salbungsvollen Lobpreis der Vergangenheit aus dem Munde seines ehemaligen Glaubensgenossen hörte. Wäre er in anderer Umgebung gewesen, er hätte ihn vielleicht daran erinnert, daß er sich in jener Zeit der Liebe furchtsam im Ghetto verkrochen und einen gelben Lappen als Symbol jener festen Schranken, in denen sich die Stände bewegten, am schmutzigen Talar getragen hätte. Doch Saint Vincent fuhr unerschüttert fort:

„In unserer Zeit," sagte er, „haben wir in unserm staatlichen Organismus furchtbare Krankheiten sich entwickeln sehen, Krankheiten, von denen sich das Mittelalter wahrlich nichts träumen ließ. Der einzige wirkliche Fortschritt, den wir aufzuweisen haben, der in der Technik und Industrie, ist mit Rückschritten in der physischen, moralischen, intellectuellen und religiösen Bildung der unteren arbeitenden Classen erkauft. In England, Belgien und Frankreich haben diese Uebel bereits einen drohenden Charakter angenommen. So lange der Arbeiter die intelligeute Kraft darstellte, blieb sein Familienleben ungestört, Weib und Kinder theilten die Freuden seines Herdes. Jetzt ist es anders geworden, in der Fabrik ist der Dampf die Kraft, der Arbeiter nur die Intelligenz, die sie lenkt. Es gilt viel produciren mit den geringsten Kosten. Der Arbeiter hat der väterlichen Gewalt über seine Kinder entsagt, kaum daß seine Kinder ihn mehr kennen: der Fabriklohn macht sie alle gleich. Das ganze Fabrikleben trägt dazu bei, das Familienleben zu lockern und zu zerrütten. Der weibliche Theil der Fabriksbevölkerung fällt der Prostitution anheim. Furchtbarer Zustand! Hier giebt es nur ein Heilmittel: die Rückkehr zum christlichen Leben, die Ausbildung christlicher Ascetik! Gesetz und Wissenschaft bieten nur ärmliche Palliative, wahrhafte

Abhülfe kann nur der neuerwachende Glaube schaffen!"

„Und woher soll der kommen?" fragte Schmey mit scheinbarer Neugier.

„Die Fabrik muß der Kirche und dem Kloster, die Arbeiterin der barmherzigen Schwester näher gebracht werden," erwiderte Saint Vincent.

„Ich gestehe, daß ich nicht recht begreife, wie Sie das bewerkstelligen wollen," sagte Schmey.

„Sie begreifen das nicht? Die Religion muß wieder die Arbeit durchdringen, wenn das scheußliche Gespenst des Proletariats aus der Welt verschwinden soll. Das große Fabriksatelier, wie wir katholischen Nationalökonomen es uns denken, wie es eine Forderung der Zeit ist, ist keine bloße Utopie — wir haben hoffentlich schon bald Gelegenheit es zu sehen. Trennung der Geschlechter vor Allem — dann die Arbeiter und Arbeiterinnen isoliren von der Welt der Schädlichkeiten, die sie in unsern Fabrikstädten umgeben. — Ich verlange nicht, daß sie Gelübde ablegen, dennoch dürfen sie nicht aus- und einfliegen! Schwestern führen das Regiment, überwachen die Arbeit in den Frauenanstalten, geistliche Corporationen thun deßgleichen in den Fabriken, wo Männer beschäftigt sind. Dabei Sparbanken, Aushülfscassen, Kranken- und Pfründlerhäuser, Asyle, Kinderbewahranstalten — Alles was den Arbeitern zum Wohle dienen kann! So gelangen wir zu einer Regeneration der Arbeit."

„Also nicht nur die Spitäler und die Arbeitshäuser, die Schulen und das Armenwesen sollen unter die Domaine des Klerus fallen, auch der Industrie wünschen Sie diese Zukunft?"

„Von allen Kreisen aus zugleich wird die große Frage der Wiederverchristlichung der Gesellschaft in's Leben gesetzt werden müssen."

Schmey wirbelte der Kopf. Er sah, wie groß die Pläne der Partei, der er sich verkauft. Er, der Jude, war ihr beigetreten; wie eine mächtige Maschine hob sie ihn und trug ihn willenlos weiter. Jetzt der Partei Lebewohl zu sagen, wäre so thöricht gewesen, wie aus einem Train, der mitten im Laufe, herausspringen, weil er uns nicht in die Richtung führt, die wir ursprünglich beabsichtigten.

Die Soirée war zu Ende. Auf einen Wink Borcherts, der hier der am meisten Orientirte war, trat ein Glied der Gesellschaft nach dem andern vor den Fürsten hin, um seinen Dank zu murmeln, worauf Jeder mit ein paar unverständlich hingemurmelten Worten, die von keiner, wenn auch noch so kleinen Bewegung des Kopfes begleitet waren, entlassen wurde.

Pater Michael verließ der Letzte das Haus. Er sah noch, wie die Professoren Borchert und Saint Vincent sich aus Schmey's Cigarrentasche versorgten und mit diesem die Straße hinabgingen; er blieb zurück.

„Ein solcher Besuch in der Stadt," sagte Pater Michael zu sich, „ist doch nicht ohne Nutzen. Wir auf dem Lande bleiben zurück, das ist nicht zu leugnen. Ich kann auch nicht in Abrede stellen, *daß dieser Abend mir* merkwürdige Aufschlüsse gegeben hat. Meine Standpunkte, ich sehe es ein, sind veraltete. Man darf nicht mehr wie die Pfaffen von ehemals Bildung und Industrie, Classiker und Maschinen so in Bausch und Bogen verdammen und als Teufelswerk erklären. Gegen den Strom der Zeit geradezu zu schwimmen, ist durchaus unmöglich .... Diese Leute, die ich da beisammen gesehen, sind klug; man hat Recht gethan, sie aus dem Auslande herbeizuholen, bei uns war dergleichen nicht zu finden! Ich weiß nicht, wen ich mehr bewundern soll, jenen Philologen, der in den alten Göttergeschichten praeformirtes Christenthum findet, oder diesen St. Vincent, der die Fabriken als Klöster organisirt wissen will! Saint Vincent — ein curioser Heiliger — der Jude von ehemals blickt noch aus jeder Miene, verräth sich noch bei jedem Wort .... So muß man die Form wechseln, mit neuen Sophismen kämpfen, neue Schlagworte erfinden, um die Menschen, die dummen Menschen zu leiten .... Ob wohl Einer von ihnen das glaubt, was er sagt? Gewiß nicht, dazu sind sie alle zu klug. Aber der Jugend dürften sie den Kopf ordentlich verdrehen — welch einen Nachwuchs wird das geben!"

Pater Michael begab sich in sein Hôtel. Auf seinem Zimmer angekommen, fand er auf dem Schreibtisch einen inzwischen angekommenen Brief der Gräfin Sophie vor. Da ihm sein Inhalt, wie er meinte, bekannt war, beeilte er sich nicht, das große gräfliche Siegel zu erbrechen. Er streckte sich auf sein bequemes Sopha, nahm eine Cigarre aus dem Etui, steckte sie an und wiegte sich, den Brief in der Hand, in dem Vollgenuß des Augenblicks.

„Welcher Wechsel zwischen Sonst und Jetzt," sagte er zu sich. „Ich habe den richtigen Weg eingeschlagen. Wie arm war ich! Ich wußte mir oft nicht den Rock, den Hut, die Stiefel zu verschaffen. Ich mußte hastig nach jedem Zwanziger greifen, den mir bei einer Kindtaufe der Handwerker wie ein Almosen in die Hand drückte. Wie habe ich die Vaterunser-Groschen gezählt und wie habe ich auf die Begräbnißtaxe gewartet! Nun bin ich bei Fürsten zu Gast, habe keinen Mangel, ja die Börse der Gräfin steht mir jede Stunde offen. Sie hat über mich den edlen Holubina ganz vergessen, die brave Alte!"

Er öffnete den Brief und überflog ihn mit einem raschen Blick. Es war die alte Sentimentalität der Betschwester darin, die ihm so widerwärtig war. Dafür interessirte ihn um so mehr das Postscript, das also lautete:

„Sie werden sich von Kraßnitz her eines Vorfalls erinnern, der uns Alle seiner Zeit erschütterte. An jenem selben Morgen, an welchem man die St. Nepomuk-Statue so abscheulich entweiht antraf, wurde aus dem Flusse die Leiche eines jungen Menschen gezogen, der sich später als ein Oberlieutenant Namens Werner erwies. Es war im ersten Augenblicke ungewiß, ob er verunglückt, oder um's Leben gebracht worden sei. Die ärztliche Untersuchung der Leiche wies keine Spuren von Gewalt nach, aber fernere amtliche Erhebungen sollen dennoch dem Verdachte, daß da ein Verbrechen vorliegen müsse, Raum ge-

geben haben. Damals schon weissagten Sie, daß der Heilige, unter dessen Augen so zu sagen die geheimnißvolle Geschichte gespielt, das Verborgene an den Tag bringen werde. So ist es beinahe. Ein Mensch, der des Mordes am Oberlieutenant Werner dringend verdächtig, ist wunderbarer Weise in die Hände des Gerichts gekommen und sitzt jetzt im Neugebäude zu Pest gefangen. Leider stellt es sich heraus, daß dieser Mensch, ein gewisser Haldenried, ehemaliger Honvedofficier, einige Tage lang, natürlich ohne Vorwissen meines Bruders, im Kraßnitzer Schlosse gewohnt hat, wo ihm die überspannte Cornelia durch den schwachen Koß ein Asyl gegeben. Meinem Bruder dürften durch diese Sache große Unannehmlichkeit erwachsen. So viel entre nous! Es ist mir zur Gewohnheit geworden, meinem Freunde und geistlichen Rathgeber Alles, auch das Geringfügigste, mitzutheilen .... Gott schütze und geleite Sie, Geliebtester! Er umlagere Sie mit seiner Gnade, Freund meiner Seele!"

---

## Achtes Capitel.

### Greift in die Vergangenheit zurück und deckt Mancherlei auf.

Drittehalb Jahre waren seit jener merkwürdigen Nacht verflossen, in welcher den abergläubischen Augen des Kraßnitzer Landvolks durch einen räthselhaften Feuerschein am Firmament außerordentliche Ereignisse angekündigt worden waren. Diese phantastische Erwartung wurde nicht getäuscht, nicht einmal lange hingehalten, sondern schon am nächsten Morgen in aller Frühe erfüllt, als man die Verunheilignng der Statue auf der Johannisbrücke und die Leiche des unglücklichen Officiers unten im Flusse endeckte.

Drittehalb Jahre sind seit jenem Tage vergangen und die Erinnerung daran ist ganz verblaßt. Sogar Jene, die damals in die höchste Aufregung versetzt wurden, fühlen sich kaum zu einer flüchtigen, oberflächlichlichen Rückschau veranlaßt, wenn sie etwa in den Kraßnitzer Kirchhof treten, auf welchem in einer Seitenecke die letzten Reste von Julius Werner unter einem einfachen und anspruchlosen Denksteine ruhen. Für die Welt war alles wieder in's Geleise gebracht, als die Statue restaurirt und wieder geweiht und der Ertrunkene zur Erde bestattet worden war.

Werner's Eltern sind dem Sohne schon lange in's Grab gefolgt. Nur zwei Menschen giebt es, welche den Todten nicht vergessen haben. Ihre Erinnerung wird freilich von einem entgegengesetzten Interesse und aus den verschiedenartigsten Beweggründen geweckt und am Leben erhalten, Beide aber haben es mit einander gemein, daß sie sich noch zur Stunde mit dem unglücklichen jungen Mann im Geiste beschäftigen. Eine der Person ist Hedwig Dubsky und die andere, die viel schwerer zu errathen wäre, der Freiherr von Rack.

Während das Mädchen mit einer über das Grab hinausreichenden Treue an der Urne lehnt, in welcher die Asche ihrer Jugendliebe ruht, giebt Herr von Rack die Hoffnung noch immer nicht auf, daß es ihm gelingen werde, das Dunkel, in welchem ihm jene Ereignisse gehüllt scheinen, zu zertheilen und den unermüdlichen ausgestreckten Arm der Gerechtigkeit auf das schuldige Haupt zu lenken.

Es ist bekannt, daß an der Leiche Julius Werner's nicht die geringste Spur einer an ihm verübten Gewaltthat entdeckt werden konnte! ebenso notorisch und von dem Zeugnisse seiner eigenen Kameraden erhärtet ist es, daß er das Casino im „blauen Karpfen" in einem Zustande der Verzweiflung verlassen, welcher gar wohl zu dem Entschlusse und der Ausführung eines Selbstmordes geführt haben dürfte. Da auch die andern nächsten Schritte der Behörde kein Resultat ergeben hatten und kein Zeichen da war, eine fremde Thäterschaft anzunehmen, stand nichts im Wege, den Todten beerdigen zu lassen. Nur nahm man seinen Anzug in gerichtliche Obhut.

Aber schon wenige Tage darauf ließ ein Insasse von Kraßnitz einige Aeußerungen fallen, in Folge deren er vor Gericht geladen wurde und dort Aussagen machte, welche allerdings geeignet waren, über das freigewählte Ende des jungen Offfciers mindestens die stärksten Zweifel aufkommen zu lassen.

Dieser Mensch war ein Fuhrmann, Namens Slama, der sich auch als Lohnkutscher zu verdingen pflegte. In die Wohnung dieses Mannes war am Abend vor der Katastrophe in der Dämmerungszeit ein Officier gekommen und hatte einen Zweispänner nach einem unweit der baierischen Grenze gelegenen Orte, den wir Uhlitz nennen wollen, für den nächsten Morgen gemiethet. Sein Aussehen und sein Name war dem Fuhrmann nicht recht erinnerlich; er wußte nicht einmal, ob sich der Kunde genannt habe. Das war ja Alles Nebensache. Der Fuhrmann wußte aber ganz genau, daß der Fahrlohn auf zehn Gulden festgesetzt worden war und er den Officier um vier Uhr Morgens im Wirthshause „zur Kugel" abzuholen habe.

In der „Kugel" wohnte kein Officier außer Werner. Er war also gewiß der Besteller des Wagens und sonach waren die kleinen Lücken in der Erinnerung Slama's ohne alles Gewicht.

Als der Fuhrmann Morgens um vier Uhr am Wirthshause vorgefahren kam, war dort noch Alles todtenstill. Er ließ die Pferde vor dem Hause stehen und begab sich in den Stall, um den Hausknecht zu wecken, ein Fall, der ihm schon oft vorgekommeu war, weil das kleine Wirthshaus keinen solchen Fremdenverkehr hatte, welcher eine größere Aufmerksamkeit von Seiten der Dienstleute in Anspruch zu nehmen gewohnt war.

Der Hausknecht hatte sich ohne Säumen erhoben und eilte die Stiege hinauf, um den Officier zu wecken — den Officier, welcher allen Annahmen nach um diese Stunde ganz gewiß schon im Flußwasser unter den Weiden ertrunken liegen mußte.

Aber der Hausknecht entledigte sich seines Auftrags und in den Hof zurückgekommen, fing er mit Slama über allerhand unbedeutende Dinge vor der Stallthür zu plaudern an. Erst nach einer Weile warf er die

Bemerkung hin, verdrießlich, indem er auf ein Mittelfenster des oberen Stockwerks deutete, daß der Officier wieder eingeschlafen sein müsse, weil er noch immer kein Licht angezündet habe. Darauf entgegnete Slama, daß Jener den Weckruf möglicher Weise nicht gehört haben könne. Diese Annahme ließ der Hausknecht nicht gelten. Er war zwar nicht in's Zimmer getreten, hatte sich aber hinter der Thür vernehmlich und deutlich mit dem Officier unterredet und demselben mehrere Anfragen über den Lohnkutscher, die Fahrt und andere einschlägige Einzelnheiten beantwortet.

Nach dieser Besprechung, eben als der Hausknecht noch einmal hinaufzugehen beabsichtigte, um an die Thür zu klopfen, wurde das schon bezeichnete Fenster im oberen Stockwerk hell. Man sah hinter dem herabgelassenen Vorhang den Schatten eines Mannes durch die Mitte des Zimmers hin- und herstreichen. Ohne Zweifel kleidete er sich eben an.

Slama begab sich wieder zu seinen Pferden, um sich bereit zu halten und nicht seinerseits einen neuen Verzug der Abfahrt zu veranlassen, während der Hausknecht kurze Zeit später hinaufging, um das Gepäck des Reisenden in Empfang zu nehmen. Mitten auf der Stiege traf er den Officier. Er kam ihm in seinem langen grauen Feldüberrock unter dem Gerassel seines Säbels eilig entgegen und sagte, indem er auf eine kleine Reisetasche, die er in der Hand hielt, zeigte: daß er seinen Koffer zurücklasse, weil er in wenigen Tagen wieder zurückgekehrt sein werde, wobei er dem Hausknecht ein Trinkgeld in die Hand drückte. Im Nu darauf war er in den Wagen gesprungen und davon gefahren.

Ueber die Fahrt nach Uhlitz legte Slama folgende Aussagen nieder:

Der Officier war äußerst wortkarg, beinahe stumm dagesessen. Nur ein einziges Mal, als man Kraßnitz den Rücken gekehrt, hatte er ein Gespräch angeknüpft und gefragt, wohin eine Seitenstraße, die zur Rechten lag, führe, wobei er sich alle darauf liegenden Ortschaften und den Ausgangspunkt genau beschreiben ließ. Ihm, dem Fuhrmann, habe damals die Haltung des Officiers den Eindruck gemacht, wie wenn er die Reiseroute zu ändern beabsichtigt hätte, ohne daß eben diese Absicht klar und deutlich hervorgetreten wäre. Hierauf sei zwischen Beiden wieder kein Wort gewechselt worden, bis sie in Uhlitz angekommen, was um zwei Uhr Nachmittags geschehen. Unweit von Uhlitz, im sogenannten Uhlitzer Walde, seien ihnen zwei berittene Gens'darmen entgegengekommen, wobei sich ein damals nicht seltener Fall strengster Handhabung straßenpolizeilicher Aufsichtsrechte ereignet. Die Gensd'armen hatten den Wagen halten lassen und den Fuhrmann wie den Passagier nach ihren Legitimationen gefragt.

Auf die Aufforderung der Gensd'armen hin habe der Officier seinen Urlaubschein vorgezeigt, worauf diese, vollkommen zufriedengestellt, sich höflich entschuldigten und auf die Vorlegung der Ausweispapiere des Fuhrmanns verzichteten.

In Uhlitz hatte sich der Officier eine weitere *Fahrgelegenheit* von Slama, der dort bekannt war, empfehlen lassen, schien aber, den genauesten Nachforschungen zufolge, weder von dieser, noch einer andern Gebrauch gemacht zu haben. Und somit war jede Spur verwischt, seinen Weg weiter zu verfolgen.

Es wurde Slama die Frage vorgelegt, ob es ihm denn nicht aufgefallen sei, daß jener Officier, den er in seinem Wagen nach Uhlitz gebracht, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht derselbe Mensch gewesen, der um die Dämmerungszeit, also gegen sieben Uhr. am Abend zuvor den Wagen bestellt? Eine ähnliche Frage stellte das Gericht an den Hausknecht. Slama erwiderte, daß er sich den Officier, der Abends zu ihm gekommen, gar nicht recht angesehen habe, es sehe auch für ihn ein Officier in der Uniform wie der andere aus. Sie seien während des Handels in der Stube geblieben, wo es schon ziemlich dunkel war. — Der Hausknecht hatte eben so wenig sich den Mann angesehen, der mit der Handtasche die Treppe herabgekommen und rasch in den Wagen gesprungen war. Er hatte, meinte er, dieselbe Größe wie der Oberlieutenant Werner, den er allerdings öfter, wiewohl immer unangekleidet, auf seinem Zimmer gesehen, weil er ihm die Kleider zu bürsten pflegte. Es wäre ihm, sagte der Hausknecht, nicht im Traume eingefallen, daß es ein Anderer sein könnte. Es war übrigens früh am Morgen und noch kaum recht hell.

Auch die zwei berittenen Gensd'armen, welche den Wagen angehalten, wurden ermittelt. Es waren die Gensd'armen Wenzel Krasa und Karl Richter. Sie wußten sich Beide des Tages, des Orts, aller Umstände und Nebenumstände genau zu erinnern. Wenzel Krasa hatte, als er den Wagen kommen sah, zu seinem Kameraden gesagt: „den frage ich nach seinen Ausweispapieren.“ Karl Richter meinte: „Bei einem kaiserlichen Officier könntest Du die Geschichte bleiben lassen.“ Krasa erwiderte, daß bis der bewußte Flüchtling eingebracht sei, sich Jeder bei ihm ausweisen müsse. Darauf hin sei er an den Officier herangekommen, der ruhig und ohne eine Spur von Verlegenheit zu zeigen in die Brusttasche gegriffen und ihm den Urlaubschein vorgewiesen habe. Krasa wollte sich deutlich erinnern, daß der Name auf dem Urlaubschein Werner gewesen. Er habe, zufriedengestellt, sich noch wegen seiner Anfrage entschuldigt; als der Wagen weiter fuhr, habe noch Karl Richter zu ihm gesagt: „das hättest Du bleiben lassen können.“ Krasa habe erwidert: „es sei der Ordnung wegen.“

Wer war nun dieser räthselhafte Passagier? Man wußte es nicht, gewiß aber war, daß er dringende Ursachen hatte, seine Person geheim zu halten und sich für Einen auszugeben, der er nicht war. Höchst auffallend, ja geradezu verdächtig mußte es erscheinen, daß er in derselben Nacht, in welcher Werner seinen Tod gefunden, in dessen Zimmer im Wirthshause zur „Kugel“ ruhig bis zum Morgen verweilt, dessen Militairkleidung mit solcher Sicherheit angelegt und dessen Fuhrwerk so unbedenklich benutzt habe. Er mußte auf Werner's Abwesenheit und Nichtwiederkommen auf das bestimmteste gezählt und in diesem Falle das Schicksal des Mannes, dessen Rolle er gespielt, geahnt oder gewußt — vielleicht gar veranlaßt haben.

In Folge der Aussage des Fuhrmanns Slama würde gewiß auch ein Mann von weniger Eifer und Combinationstalent, als dem Freiherrn von Rack eigen war, die Meinung von einem Selbstmorde, den Werner an sich verübt, aufgegeben und den Gegenstand zur strafgerichtlichen Verfolgung für geeignet gehalten haben.

Herr von Rack hatte zwar gleich von Anfang an, seiner ganzen Natur und Praxis nach, die Selbstmordhypothese nicht gutmüthiger Weise acceptirt, sondern sie erst dann gelten lassen müssen, als sich für alle denkbaren Erklärungsarten des tragischen Factums kein fester Anhaltspunkt gefunden hatte. Allein nach Slama's Bericht über den mysteriösen Passagier mußte ihm nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit eines versteckten Verbrechens in die Augen springen.

Die wilde Aufregung, die dieser Zwischenfall im Gemüth des Herrn von Rack hervorbrachte, ließ einen so fanatischen Verfolger aller schlechten Thaten nicht ruhen und rasten. Sein erster Verdacht fiel auf den Menschen, welchen er von seinen Gensd'armen in Dubsky's Mühle hatte suchen lassen, und dem er selbst im Schlosse des Grafen von Thiebolsdegg vergeblich nachgespürt. Es war zwar richtig, daß sich der Freiherr von Rack jederzeit einen politischen Flüchtling mit den schwärzesten Farben ausmalte und demselben mit einer gewissen Vorliebe aller Unthaten fähig hielt, doch in diesem vorliegenden Falle mußte man ihn von jeder parteiisch gefärbten Anschauungsweise und jeder Voreingenommenheit freisprechen und einräumen, daß er unter diesen Umständen auch gegen jeden als loyal anerkannten Bürger hätte einschreiten müssen.

Ehe der Freiherr auf seiner gerichtlichen Bahn weitergehen konnte, handelte es sich jetzt darum, das in dringendem Verdachte stehende Individuum einzubringen. Dazu war nicht nur die genaue Personalbeschreibung, sondern auch der Name, endlich ein Steckbrief nöthig. Einzig auf diese Weise war es möglich, den Aufenthaltsort des Flüchtlings auszuspüren, seine Person zu bezeichnen und dessen Auslieferung von einer benachbarten Regierung zu erwirken.

Diese Punkte boten die größten Schwierigkeiten dar. Das Gericht kannte die äußere Erscheinung des Flüchtlings nur nach der vagen Beschreibung des Müllers Dubsky, der überdies erklärt hatte, den Namen seines Schützlings weder gekannt zu haben, noch nach der Kenntniß desselben lüstern gewesen zu sein. In ein noch tieferes Dunkel gerieth man, wenn man den Spuren des Flüchtlings in's Schloß folgte. Zuerst entstand die Frage, die alle früher gemachten Combinationen umwarf: war der Mann, der sich in Officierskleidung entfernt hatte, die nämliche Person, die man aus der Mühle verjagt hatte? Möglich, sogar wahrscheinlich, was aber mehr? Und dann die nächste Frage: wer hatte ihn im Schlosse beherbergt? Herr von Rack hatte zwar alle Maschinen in Bewegung gesetzt, um dies herauszubringen, aber vergebens, denn Niemand von Allen, an die er sich wandte, war etwas vom Aufenthalt eines Menschen im alten Schlosse bekannt. Jene drei Personen aber, die das Geheimniß unter sich theilten, die junge Gräfin, Frau Hassenfeld und Koß, standen einer jeden Zumuthung zu fern und hatten auch zu schnell nach dem Vorfalle Kraßnitz verlassen, um Rack Gelegenheit zu bieten, an ihnen Ausforschungsproben anzustellen.

Darüber, daß sich ein seltsamer Gast im Schlosse aufgehalten, war der Freiherr in keinem Zweifel, konnte in keinem Zweifel sein. Man wird sich erinnern, wie sein polizeilicher Feinsinn von den Fußstapfen hinter dem Kaiserbilde geweckt worden und wie weit er später auf der einmal aufgefundenen Fährte fortgeschritten war. Die nächste weiterführende Entdeckung war jener Brief, der durch die malitiöse Intrigue der Gräfin Sophie in gerichtliche Hände gekommen war und welchen der Rittmeister Arthur Haldenried als einen Brief seines Bruders Bruno erklärt hatte. Der Fang dieses Briefes hatte zur unmittelbaren Folge die Haussuchung im alten Schlosse, welche Herr von Rack mit einigen verkleideten Gensd'armen am Morgen jenes selben Tages vorgenommen, an welchem sich die Kunde von den Ereignissen an der Johannisbrücke verbreitet hatte. Rack hatte zwar den Flüchtling nicht gefunden, wohl aber ein Gemach endeckt, welches allem Anschein nach vor Kurzem bewohnt gewesen. Nach dem zu einer Schlafstätte hergerichteten Divan und dem noch vollen Waschbecken zu schließen, war das Zimmer vielleicht erst in letzter Nacht geräumt worden. Sonst hatte sich nichts, gar nichts gefunden, was zu irgend einem weiteren Schluß berechtigt hätte.

War Bruno Haldenried der heimliche Bewohner dieses Zimmers gewesen? Nicht unmöglich, daß er in der Nähe seines Brudes, des Rittmeisters, in dem Orte, wo dieser lebte, Schutz gesucht und von diesem auf seiner Flucht unterstützt worden war. Doch — wenn es so, fragt man umsonst, warum der Rittmeister gerade in Gegenwart des Bezirkshauptmanns aus freien Stücken von seinem Bruder gesprochen, dessen Schuld und Compromittirung erwähnt haben sollte, lange bevor irgend ein Verdacht aufgetaucht war, der etwa dieses nur scheinbar offene Bekenntniß nöthig machte, um eine irreleitende Kriegslist auszuführen ....

Angenommen aber, Herr von Rack hätte noch stärkere, ja ganz ausreichende Beweise besessen, daß Bruno der heimliche Bewohner des alten Schlosses gewesen, was und wieviel war damit gewonnen? Wie es unbestimmt blieb, ob er früher bei Dubsky beherbergt worden sei, ebenso ungewiß mußte es bleiben, ob er diesebe Person war, welche ihr Versteck verlassen und im Wirthshaus „zur Kugel" die höchst sonderbare Rolle gespielt habe Warum hätte er sich dort unleugbar großen Gefahren ausgesetzt, und wäre nicht lieber zu seinem Bruder gegangen, von welchem er sicherer und ohne die gefährliche Last eines neuen Verbrechens hätte weiter befördert werden können?

So tappte der Verdacht in dem finsterſten Dunkel herum, denn wahrlich, auf die rein ideelle Basis der angeführten Momente und scharfsinnigen Vermuthungen war eine so schwere Anklage wie ein Mord nicht zu begründen, so daß nicht einerseits ein Unschuldiger leide und andererseits ein fremder Staat Bedenken

trage, einen Flüchtling auf Grund vager Muthmaßungen auszuliefern.

Dennoch ließ sich die räthselhafte Gestalt, welche in Kraßnitz auf so verhängnißvolle Art und zu wiederholten Malen aufgetaucht war, vom Gericht nicht so leicht ignoriren; im Gegentheil mußte sie, seit Slama's Aussagen auf's schärfste in's Auge gefaßt und geprüft werden. Hatte dem falschen Officier im Wirthshause „zur Kugel" nicht die fremde Uniform als Maske, der fremde Urlaubsschein zur Legitimation und das von einem Andern bestellte Fuhrwerk als Fluchtmittel gedient? Konnte er sich nicht die Uniform vorher auf gewaltsame Weise angeeignet haben und vor Nichts zurückgeschreckt sein, weil er ja Alles zu fürchten hatte? Diese Annahme lag allerdings nahe.

Konnte aber nicht auch ein ganz anderer Mensch Werner aus unbekannten Motiven umgebracht und sich dann in den Kleidern des Ermordeten fortgemacht haben? Das war ebenso möglich, aber die menschliche Vermuthung muß bei dem Bekannten stehen bleiben und daraus das Unbekannte zu entwickeln suchen.

Freiherr von Rack hatte also von diesem Standpunkte aus ganz Recht, die Voruntersuchung, beide Augen auf den Flüchtling gerichtet, zu leiten. Er mußte sich sogar auf diesem Wege den günstigsten Erfolg versprechen.

Da ereignete sich etwas höchst Eigenthümliches, welches dem Gange der Untersuchung einen Stoß gab, daß dieselbe auf längere Zeit in's Stocken gerathen mußte.

Es traf auf der Kraßnitzer Posterpedition ein Poststück mit folgender Adresse ein: „An Herrn Oberlieutenant Julius Werner, zur Zeit in Kraßnitz im Wirthshause „zur Kugel". Das Poststück war in einem kleinen Orte im Elsaß aufgegeben worden.

Auf erhaltene Anzeige hin übernahm das Gericht die Sendung. Das Packet wurde geöffnet; es enthielt Werner's Uniform; der Feldüberrock, der Urlaubsschein und der Säbel waren dabei.

Wer konnte das Frachtstück abgesendet haben, als jener falsche Officier? Warum aber hatte er es gethan? Warum eine Gewissenhaftigkeit, die ihm selbst gefährlich werden konnte? Aus welchen Gründen kann man sich bewogen fühlen, Demjenigen die Kleider zurückzusenden, dem man das Leben genommen? Sollte eine List dahinter stecken, um den Verdacht der Thäterschaft zu mindern?

Diese schwierigen Fragen ließen bei dem Mangel weiterer Thatsachen das ganze Unvermögen menschlicher Schlüsse klar zu Tage treten.

Das Landesgericht erklärte nach Prüfung der Acten, welche demselben vom Bezirkshauptmann übersendet worden waren, den nöthigen Anhaltspunkt derzeit noch nicht gefunden zu haben, um eine bestimmte Person auf Grund einer so schweren Anklage steckbrieflich verfolgen zu lassen, bemerkte aber, daß es die Meinung der Bezirkshauptmannschaft von der Bedenken erregenden Erscheinung des Flüchtlings theile. Vor Aufnahme des Processes sei eine *festere Unterlage nöthig und es sei* zuvörderst geboten, die Person des Flüchtlings genau festzustellen, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu ermitteln und ihn durch geheime polizeiliche Organe beobachten zu lassen....

Freiherr von Rack bedachte sich nicht lange, jenen Flüchtling als Bruno Haldenried zu bezeichnen und die vom Landesgericht nöthig erachteten Schritte in Ausführung zu bringen.

Unter den vielen Spionen, welche die österreichische Regierung im Auslande besoldete, war unser alter Bekannte Burda der erste, welcher die Existenz Bruno Haldenried's in Paris herausgewittert hatte und den Behörden in Oesterreich signalisirte. Es war inzwischen fast ein volles Jahr vergangen. Trotz des Vorurtheils und der vorgefaßten Meinung, mit welcher der Agent seine Aufträge in Angriff genommen hatte, wollte die Schuld nirgendwo zum Vorschein kommen. Bruno's materiell glänzende Lage, sowie seine edle Persönlichkeit voll freier und heiterer Unbefangenheit verbannten allen gemeinen Verdacht aus seiner Nähe, so daß endlich sogar Burda bekehrt wurde und über Bruno Berichte einsandte, in welchen er, Bruno gegenüber, eher als Entlastungszeuge, denn als Ankläger auftrat.

Da Bruno, zu vielseitiger Discretion verpflichtet, nie von Kraßnitz sprach, sondern sein Entkommen aus Oesterreich immer auf eine ganz einfache und wenig romantische Weise mit stereotypischer Gleichmäßigkeit erzählte, büßte der Glaube an seinen dortigen Aufenthalt selbst bei Denjenigen an Kraft und Stärke ein, welche, wie Herr von Rack, eine auf so scharfsinnige Gründe basirte Ueberzeugung darüber erlangt zu haben meinten.

Auf solche Art, da die Angelegenheit eher zurückschritt als vorrückte, schläferten sich die Behörden ein und wären vielleicht für immer abgelenkt worden, wenn ihr nicht Bruno selbst zu Hülfe gekommen wäre.

Man wird sich erinnern, daß Bruno in der ersten Zeit, als er eben die Bekanntschaft der Frau von Greifenstein gemacht hatte, dieser in einer mittheilungslustigen Stunde einige, wiewohl ganz vage Geständnisse über seinen heimlichen Aufenthalt in Kraßnitz abgelegt hatte. Es war das erste Mal und das einzige Wort, welches ihm je darüber entschlüpft war und dennoch hatte es hingereicht, eine ganze Folge von Verlegenheiten und Unglücksfällen über ihn zu verhängen.

Dieses Wort hatte Leonie seine Liebe zu Cornelia verrathen helfen und ihm die Denunciation der eifersüchtigen Frau beim Grafen Thieboldsegg zugezogen, von welchem fortan der verwegene Liebhaber seiner Tochter als Feind angesehen und verfolgt werden sollte. Der ihm zugeschworene Schlag sollte schrecklich und rasch auf Bruno's Haupt herabfallen; er hatte ihn, als er, wohl nicht allein von der Sehnsucht nach der Heimath, sondern von heimlicher Liebe beschwingt, nach Hause zurückeilte, an der Grenze Böhmens empfangen.

Sein Onkel hatte ihm die straffreie Rückkehr erwirkt, allein die Amnestirung war ausdrücklich durch den Zusatz beschränkt, daß sich die Begnadigung auf

kein außerhalb der politischen Sphäre liegendes Vergehen erstrecke und sich nur auf die Betheiligung am Aufstand beziehe.

Es war nur eine herkömmliche Redensart, welche die Regierung durch diesen Zusatz ausdrückte, sie hatte keinen Hintergedanken dabei; die, welche dem alten Haldenried diesen tröstlichen Bescheid gaben, wußten selbst nicht, welch schwerer Verdacht in den Acten von Kraßnitz vorräthig lagere und auf Bruno lauere, sobald er sich nahen sollte.

Leonie's Denunciation war noch warm, als Graf Thieboldsegg an Herrn von Rack um Informationen über den Flüchtling schrieb. Der Graf selbst ahnte nicht, daß er durch seine Angaben über Bruno der Kraßnitzer Bezirkshauptmannschaft die werthvollsten Materialien zum Proceß liefere.

Während der Briefwechsel zwischen dem Grafen und Herrn von Rack noch fortdauerte, hatte Bruno, wie sich der Leser wohl erinnern wird, den Einfall, vor seiner Abreise nach Oesterreich noch mit seinem Bruder den Grafen zum Abschied zu besuchen, um vielleicht für alle Fälle einen Gönner und Protector an ihm zu gewinnen. Die Täuschung, die er sich machte, konnte nicht größer sein.

Nicht Bruno's alter Onkel, weder die Geliebte, noch seine Freunde und Freundinnen wußten bis zur Stunde etwas Gewisses über das Schicksal, das ihn betroffen, und hatten keine Ahnung von dem, was weiter seiner harre. Sie wußten nur, daß Bruno fehle, nicht warum. Seine Feinde waren besser unterrichtet, sogar Jene, welche ihn theilnahmlos zu Grunde gehen lassen konnten.

Die Gräfin Sophie hatte keine leere Erfindung nachgesprochen, als sie neulich ihrem Beichtvater, Pater Michael, meldete, daß man einen des Mordes an Julius Werner dringend verdächtigen Menschen in Untersuchung gezogen habe.

Ebensowenig war der obschwebende Prozeß dem Grafen Thieboldsegg unbekannt; er folgte ihm seit langer Zeit mit leicht begreiflicher Spannung und, wie sich später ergeben wird, sogar mit persönlicher Unruhe.

Der Tag war gekommen, an welchem er seine Tochter nach Schloß Enzdorf begleiten und während seiner bereits angekündigten diplomatischen Reise der Familie Kronenburg zur Obhut übergeben wollte.

Die Abfahrtsstunde rückte bereits heran, alle Augenblicke erwartete der Graf, mit den letzten Anordnungen beschäftigt, die Meldung, daß die Extrapostpferde, die er bestellt, an seinem Palais vorgefahren seien, als ihm ein Besuch angekündigt wurde, den er nimmermehr erwartet hätte. Der Lakai meldete die Frau Baronin von Greifenstein.

Leonie folgte der Anmeldung auf dem Fuße.

Der Graf war höchst überrascht. Er vermuthete sie in Paris, wo sie ja für immer zu bleiben entschlossen war, weil sie durch die Rückkehr unter das unerträgliche Joch ihres alten Gemahls zurückzufallen fürchtete.

„Was hat das zu bedeuten?“ rief ihr der Graf im Tone der Verwunderung schon von weitem entgegen.

„Ich komme ganz eigens von Paris, um Sie mit Vorwürfen zu überschütten!“ rief Leonie.

Sie warf sich wie eine Erschöpfte auf einen Stuhl. Ihre Züge trugen den Stempel lange andauernder Aufregung, ihre Augen waren tief umrändert und warfen unruhige, stechende Blicke. Zu diesem verstörten Aussehen paßte ihr Anzug, das zerknitterte, noch mit Staub bedeckte Reisekleid, das offenbar die ganze Fahrt mitgemacht hatte und im größten Gegensatz zu ihrer Toilette von ehedem stand.

„Sie sehen wahrhaftig recht böse aus!“ rief der Graf, nachdem er sie vom Kopf bis zum Fuß gemustert. „Ich müßte mich vor Ihnen fürchten, wenn ich je an etwas Anderes gedacht hätte, als Ihnen zu dienen und zu nützen. Sprechen Sie! Was giebt es, lieblichste der Furien?“

„Keine Scherze!“ rief Leonie ernst und heftig. „Sie haben meine Ergebenheit schrecklich gemißbraucht! Sie haben meine freundschaftlichen Mittheilungen — Warnungen, wenn Sie wollen, — in gemeine Angebereien verwandelt! Das hat die schlimmsten Folgen gehabt, Folgen, die auf mein Gewissen wie Felsstücke fallen! Sie haben den unglücklichen jungen Mann —“

Der Graf wollte eine ruhige Entgegnung erheben, aber Leonie's Worte fuhren darüber wie ein losgelassener Wildstrom fort.

„O! hätte ich das gewußt!“ fuhr sie exaltirt und mit einem Aufschrei der wahrsten Reue fort, „hätte ich Sie ganz gekannt, Diplomat! Warum habe ich nicht geschwiegen, ich thörichtes Weib! Ich habe Ihnen Bruno Haldenried nicht auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, ich habe Ihnen Bedingungen gestellt! Sie haben dieselben nicht blos gebrochen, sondern mich zugleich zur unfreiwilligen Bundesgenossin Ihres grausamen, ja barbarischen Egoismus gemacht! War denn das von nöthen, um sich einen mißliebigen Freier Ihrer Tochter vom Halse zu schaffen? Ja, das Sicherste und Bequemste war es freilich, was Sie da angezettelt haben, aber auch das Roheste und — eines Teufels würdig!“

„Meiner Betheuerungen,“ fuhr der Graf dazwischen, „sollte es nicht erst bedürfen, um mich besser kennen zu lernen. Ich bin unschuldig —“

„Unschuldig!“ rief Leonie mit wildem Hohne nach. „Ja, Sie sind nicht der Mörder, aber das Messer!“

„Baronin, Sie faseln!“ rief der Graf, indem er sich hoch aufrichtete und sich ein zorniger Ernst in seinen sonst gelassenen, ja apathischen Zügen kundgab. „Wenn Sie so fortfahren —“

„Wie wollen Sie sich rechtfertigen?“ fragte Leonie im wilden Tone wie früher, doch über die ungewohnte agressive Miene des Grafen innerlich stutzig geworden.

„Ich habe in dieser Sache nichts gethan,“ gab der Graf zur Antwort, „gar nichts, was solche Anklage von Ihrer Seite verdiente. Was geschehen ist und was zu erwarten steht, ist längst vorgelegen und hat sich aus sich selbst entwickelt. Der Anklageact gegen Bruno Haldenried datirt aus einer Zeit, wo wir ihn Beide nicht gekannt haben ....“

„Ein leerer, böswilliger Verdacht!“ rief Leonie mit lebhaftester Parteinahme.

„Ich weiß es nicht,“ gab der Graf zur Antwort. „Möglich, daß sich ein trügerischer Schein von Umständen gegen ihn verschworen. Alles das wird das Gericht aufhellen. Ich habe mündlich und schriftlich das Entgegengesetzte gehört. Der Schein kann eine nicht begangene Schuld eben so gut vortäuschen, wie er eine wirkliche Schuld in ein zweifelhaftes Dämmerlicht stellen kann. Das Resultat muß abgewartet werden.“

Er zuckte mit den Achseln.

„Wie Sie das darstellen, ist es ja beinahe entsetzlicher, als ich es mir bisher gedacht!“ rief Leonie.

„Ich kann nicht helfen,“ sagte der Graf. „Glauben Sie, daß mir selbst die Sache sehr unangenehm ist. Sie wissen wohl, daß bei den Verhandlungen mein Name eine wenig beneidenswerthe Rolle zu spielen berufen ist? Wenn ich sage, mein Name, so verstehe ich den meiner Tochter darunter.“

„Sie haben eine schlechte Meinung von diesem Unglücklichen!“ sagte Leonie mit Wehmuth. „Er verräth Ihre Tochter nicht!“

„Glauben Sie denn wirklich,“ erwiderte der Graf, „daß ich es Jemand, dessen Hals auf dem Spiele steht, übel nehme, wenn er sich an hochstehende Namen klammert und deren Träger zu Gönnern pressen will? Das ist Nothwehr.“

„Er thut es nicht!“ versetzte Leonie fest.

„Darauf kann ich es nicht ankommen lassen,“ gab der Graf ungläubig zur Antwort. „Sie sehen mich auf dem Sprunge, nach Pesth zu reisen, wo der Proceß zur Verhandlung kommt.“

„Sie können sich diese Reise ersparen,“ rief Leonie. „Ich bürge für Bruno Haldenried's Ehrenhaftigkeit. Er ist von mir als Feind geschieden, doch wie ein ehrenhafter Feind. Er wird Ihre Tochter nicht verrathen. Ich glaube an seine Unschuld.“

„Es freut mich, es tröstet mich, das zu hören,“ sprach der Graf. „Doch, sagen Sie, wer hat Sie in Paris allarmirt und von diesen Vorgängen unterrichtet?“

„Der Rittmeister, sein Bruder,“ sagte Leonie mit gesenktem Kopfe, ganz traurig. „Er ist mit mir gefahren und begiebt sich ebenfalls nach Pesth. Der Mensch ist in wahrer Verzweiflung.“

„Kein Wunder,“ sagte der Graf.

In diesem Augenblicke trat Koß ein und meldete die Ankunft der Extrapost.

„Wir sehen uns in wenigen Tagen wieder,“ fuhr der Graf fort. „Wollen Sie auf einen Augenblick mit mir zu Cornelia hinübergehen?“

„Sie ahnt wohl nichts?“ fragte Leonie.

„Nichts, nichts! Ich begleite sie nach Enzdorf. Es mir lieb, daß sie hingeht; dort ist sie abgeschnitten von allen Gerüchten. Auf Wiedersehen!“

---

## Neuntes Capitel.

### In welchem Grauwak eine ernste Verwarnung erhält.

Der schwere Proceß, in welchen sich Bruno Haldenried so unerwartet verwickelt sah, war der kriegsgerichtlichen Commission in Pesth zur Entscheidung überwiesen worden.

Der Angeklagte befand sich seit kurzer Zeit in der ungarischen Hauptstadt und saß in dem dortigen „Neugebäude“ in strengster Haft.

Als die officielle Kunde seiner Festnehmung an der böhmischen Grenze an alle dabei interessirten Amtsstellen gelangt war, hatten ihn drei verschiedene Gerichte reclamirt: das Kriegsgericht in Pesth, das Landesgericht, in dessen Bereich Kraßnitz gelegen, und endlich die Bezirkshauptmannschaft, welcher Herr von Rack als Chef vorstand.

Während dieser Competenzstreit dauerte, konnte ein so kostbarer Fang dem eigentlich nur improvisirten Haftlocale an der böhmischen Grenzstation für längere Zeit nicht anvertraut werden. Ein notorischer Hochverräther, auf welchem noch zum Uebermaße der Verdacht einer Blutschuld lastete, konnte füglich nicht in denselben Räumlichkeiten beherbergt und aufbewahrt werden, in welchen in der Regel nur Handwerksburschen mit abgelaufenen Pässen und gemüthliche Vagabunden einquartiert zu werden pflegten.

Bruno wurde auf höheren Befehl unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, doch ohne alles Aufsehen, nach Olmütz gebracht, wo er so lange blieb, bis die Regierung, die es inzwischen auf Berufung übernommen hatte, den Streit über die Zuständigkeit des Gefangenen zu lösen, die Entscheidung getroffen haben würde. Sonach war kein Zweifel, daß jener junge Mensch hinter dem Kerkergitter, welchem die kleinen Töchterchen des Friseurs Stökler mehrmals Ständchen gebracht, Bruno war, der gerade an dem Tage, an welchem die Mädchen gekommen waren, um sein Briefchen in Empfang zu nehmen, seine unfreiwillige Reise nach Pesth angetreten hatte.

Die Regierung hatte sich nämlich entschieden, die Untersuchung der Militairbehörde in Pesth zu überweisen. Die betreffende Ordre verwahrte sich ausdrücklich vor der Deutung, daß man höheren Ortes die Absicht habe, nach der politischen Schuldepoche des Angeklagten zurückzugreifen und dadurch die bei Ertheilung der Erlaubniß zur Rückkehr zugesagte Amnestie zurückzunehmen, sondern sie basirte ihren Beschluß mit klaren Worten auf ihre Auffassung der in Frage stehenden, rein strafrechtlichen Angelegenheit. Die Regierung nahm nämlich an, daß Bruno, falls er der Tödtung, deren er beschuldigt, überwiesen werden sollte, allem Anscheine nach nur die Ermöglichung seiner Flucht auf ein straffreies Gebiet im Auslande zum Motiv gehabt haben könne, und daß sich in diesem Falle die gewaltsame That an die Kette seiner rein politischen Gesetzübertretungen auf's engste anschlösse.

Die Verhandlungen der den Kriegsgerichten zugewiesenen Fälle gingen, wie man sich lebhaft erinnern

wird, der ganzen Natur dieser Gerichtsbarkeit nach, in größter Verschwiegenheit und Geräuschlosigkeit vor sich. Wahre Monstreprocesse wurden geführt und entschieden, ohne daß eine Civilistenseele in der Stadt eine Ahnung davon hatte. Immer nur von Zeit zu Zeit, an irgend einem Morgen sollte die Bevölkerung über die rastlose und umfangreiche Thätigkeit der Militairgerichte aufgeklärt und in der Regel in die peinlichste Sensation versetzt werden, wenn das zur Hand genommene Amtsblatt zehn bis fünfzehn Namen von Angeklagten, ihr Vergehen und ihre Strafe nannte und Urtheilssprüche von spartanischer Strenge mit wortesparendem Lakonismus kundthat.

Es hatte demnach gar nichts Ungewöhnliches und Exceptionelles an sich, daß Bruno's Proceß im Gange war und die Instruction desselben zur Aburtelung heranzureifen begann, ehe noch Einer seiner Angehörigen oder ihm Nahestehenden eine Nachricht darüber hatte. Dagegen war aber die Citirung von Personen, welche geeignet waren, ein Licht auf die Urheberschaft der schweren That zu verbreiten, von keiner Seite verabsäumt worden.

Auf diese Weise war es erklärlich, daß Bruno's Onkel noch um diese Stunde über das Schicksal seines Neffen im Ungewissen war und seinen treuen und ergebenen Raben Grauwak — freilich immer vergeblich — ausgesandt hatte, Land zu suchen.

Das einzige Ergebniß der Reisen des Letzteren war das Zettelchen, welches er von Olmütz mitgebracht hatte. Alles sprach dafür, daß es von Bruno's Hand herrühre, aber es war eigentlich inhaltslos und konnte nur als Fingerzeig dienen, die Nachforschung auf einen engeren Kreis zu fixiren. Auch in dieser Hinsicht hatte Grauwak manchen Weg und manche Frage gethan, aber kein Resultat erzielt. In jene Regionen, wo am sichersten und bequemsten Auskunft zu erhalten war, konnte er nicht vordringen. Er war ein Compromittirter, ein im Lande Befindlicher und dennoch Geächteter, mit einem Worte eine **persona ingrata**. Der alte Rentier, dem es sonst an den einflußreichsten Bekanntschaften nicht gefehlt hatte, war nun in einer ganz ähnlichen Lage. Sein Radicalismus, den er noch immer nicht verleugnete, ja zur Schau trug, ohne die Gefahren der Zeit zu scheuen, wirkte auf die hohen Herren wie ein Aussatz und verwandelte die Gewogenheit und Herablassung in Abscheu und Geringschätzung. Es gab freilich auch damals billigdenkende und wohlwollende Persönlichkeiten in den höchsten Stellungen, aber wo sie suchen, an welchem Zeichen sie erkennen? Sie waren unter dem Terrorismus von Oben und der überall Verdächtige witternden Aufpasserei der sogenannten Wohlgesinnten von Unten meist gezwungen, ihren Collegen äußerlich zu gleichen oder gar mit den Wölfen zu heulen.

Der alte Haldenried, hochbejahrt, seit lange von einem schweren Leiden geplagt, konnte endlich seinem lange genährten Kummer nicht länger widerstehen und war erkrankt.

Der große Umschlag in der politischen Welt hatte ihm einen schweren Stoß versetzt und hätte allein hingereicht, einen heftigen, starr in seinen Ideen wurzelnden Greis niederzubeugen. Dieser eigentlich abstracte, rein geistige Schmerz war aber wahrhaft intensiv und eine wahre Herzenssache geworden, seitdem sein Liebling, gleichsam sein liebster und einziger Sohn, unter den Dornen seiner politischen Märtyrerkrone blutete. Bruno's Mißgeschicke waren ja Schläge, welche die tiefbeklagte Zeitperiode ihm persönlich austheilte.

Seit Jahren war die Erinnerung des alten Mannes an seinen Neffen nur Sorge, Angst und Qual. Er hatte ihn schon einmal als einen Todten betrachtet und dann unverhofft wiedergefunden, doch nur um ihn jetzt noch einmal zu begraben. Das warf ihn nieder.

Seit mehreren Tagen schon mußte er das Bett hüten und sein Zustand schien eher einer Verschlimmerung als einer Besserung entgegenzusehen.

Grauwak saß stundenlang, Tag und Nacht, bei seinem Bette. Sie sprachen von Bruno. Grauwak mußte alle möglichen Geschichten aus dem Aufenthalt seines Neffen in Paris erzählen. Das kleinlichste Detail, die ausführlichste Ausmalung der geringfügigsten Vorgänge war wichtig genug, um die Aufmerksamkeit des alten Herrn zu erregen und sein Ohr mit Lust zu füllen. Aus diesen Erzählungen war ihm Burda wie Negroni bekannt. Für den Italiener interessirte er sich auf eine beinahe schwärmerische Weise. Grauwak hätte gern noch mehr Stoff besitzen mögen, um über den Chevalier Mittheilungen zu machen, weil es den Kranken aufmunterte und seine Phantasie von dem wunden Punkte seines Lebens weglenkte. Der alte Herr mußte zerstreut werden, sollte vergessen, denn für Trost und Hoffnung war sein Herz unzugänglich. Außerdem gab es nur noch ein Aufmunterungsmittel, welches seine Wirkung nie verfehlte. Es bestand darin, daß Grauwak ein Zeitungsblatt, das er eigens zu diesem Zwecke zu sich gesteckt, aus der Tasche zog und irgend einen Artikel vorlas, der über die reactionairen Machthaber die Geißel schwang und der volksfeindlichen Politik ein trauriges Ende prophezeite. Diese Artikel waren freilich nur in englischen Blättern zu finden; diesseit des Canals wagte man kaum sie nachzudrucken, geschweige denn, daß man die muthige Inspiration gefunden hätte, sie zu schreiben.

Grauwak war, wie man weiß, auf besonderen Wunsch des alten Herrn und nur in Bruno's Interesse aus seinem freigewählten Exil zurückgekehrt. Nur diese noch fortdauernden Motive vermochten ihn auf einem Terrain festzuhalten, welches für ihn ganz unfruchtbar war und wo er beinahe auf Schritt und Tritt Anfeindungen zu erdulden hatte. Es waren nicht allein Chicanen von Seiten der Behörden, sondern auch Einzelnheiten in Privatkreisen vorgekommen, welche selbst den alten Haldenried veranlaßten, Grauwak, trotzdem er ihm unentbehrlich geworden war, zu sagen, daß er kein Opfer mehr von ihm verlange und es ihm freistelle, zu bleiben oder zu gehen. Er fürchtete, daß auch ihm aus der Rückkehr Gefahren erwüchsen, gleichwie seinem Neffen das Betreten des heimathlichen Bodens verhängnißvoll geworden war.

Eine ähnliche Befürchtung wurde neuerdings rege, als ein Billet an Grauwak's Adresse eintraf, da er eben am Bette des Kranken eine mit Burda erlebte

Scene mit lachendem Munde erzählte und carrikirte. Das Billet war vom Hofrath von Eggersdorf, jenem jovialen Herrn, der an der Spitze des Bureaus für Preßangelegenheiten sämmtliche Federn des In- und Auslandes maßregelte und controlirte, und welchem der hartnäckige Ruf einer liberalen Gesinnung und der freiesten politischen Anschauung unbeirrt zur Seite stand.

Dieser hohe Beamte hatte sich herbeigelassen, Grauwak zu bitten, ihn sobald als möglich auf seinem Bureau zu besuchen.

„Das ist offenbar eine Vorladung," hatte Grauwak zu Haldenried gesagt. „Des Hofraths berühmter Freisinn besteht wohl darin, daß er zu diesem Behufe nicht einen gemeinen Vorladungsschein, sondern die liebreizende Form eines zärtlichen Briefleins wählt, um mir irgend eine unangenehme Eröffnung zu machen."

Nicht allein von dem alten Herrn angeeifert, sondern von seiner eigenen Neugier in Spannung erhalten, säumte Grauwak nicht lange, sich zu dem „wahrhaft modernen" Beamten zu begeben.

Waren etwa dem Hofrath die Aeußerungen zu Ohren gekommen, welche Grauwak mit allzu großer Schärfe und Offenheit über ihn hatte fallen lassen, als Jener vor ein paar Wochen im Kaffeehause erschienen, am nämlichen Abend, an welchem die von Grauwak vorgezeigten Actenstücke auf so räthselhafte Weise abhanden gekommen waren?

Das war die einzige klare Vermuthung, welche Grauwak auf dem Wege in den Sinn gekommen war.

Sein Herz schlug ein bißchen höher, als er von dem livrirten Bureaudiener gemeldet und vorgelassen wurde. Eine gewisse Besorgniß hatte ihn erfaßt und wich noch keineswegs, als er in das salonähnliche Arbeitszimmer des Hofraths trat und ihm dieser mit einer jovialen, studentenhaften Nonchalance, eine Cigarre im Munde, entgegenkam.

Jedenfalls lag ein auffallender, beinahe drolliger Contrast in dieser Erscheinung, wenn man bedachte, daß dieser Mann den Tag damit zubrachte, die freie Presse zu knebeln, zu mißhandeln, zu ersticken. Aller Vorstellung gemäß hätte man sich ihn als einen finsteren Inquisitor oder wilden Banditen denken müssen. Aber es war bereits damals an der Seine das Wort gesprochen worden: Ce qu'il faut à notre époque, c'est une main de fer dans un gant blanc.

Der Hofrath bot seinem Besucher auf's liebenswürdigste einen Platz im Fauteuil an.

„Ich beeile mich," sagte Grauwak, „vor Ihnen zu erscheinen, wiewohl ich gestehe, nicht begreifen zu können, in welcher Beziehung ein Zeitungsschreiber, der die Feder längst freiwillig weggeworfen, noch zur obersten Censurbehörde stehen kann. Es scheint aber, daß man das Prädicat eines Schriftstellers nie verliert, wenn man einmal ein solcher in besseren Zeiten gewesen, gerade so, wie man immer ein Katholik bleibt, auch wenn man keine Kirche besucht und keine Predigt mehr gern hört."

„Sie sind und bleiben ein Schalk, Herr Grauwak," erwiderte der Hofrath, fein lächelnd. „Sie sagen das Alles mit solcher Sicherheit und solchem Ernst, und *werden* dabei von Ihrem Mienenspiel so trefflich unterstützt! Ich aber kenne aus Ihren Aufsätzen von ehedem den ironischen Schelm hinlänglich, den Schelm, welcher trotz alles politischen Eifers und alles Tribunenzorns in Ihnen steckt! Ja, ja! Ich habe die Literatur gründlich studirt und kann die Federn und ihre Leistungen eben so gut unterscheiden, wie Cigarren oder Rheinweinsorten. Ich finde sie heraus, trotz mangelnder oder falscher Etiquetten! O, ich kenne mich aus."

„Ich begreife nicht, Herr Hofrath, —" sagte Grauwak, den Genannten frappirt ansehend.

„Ich werde Ihnen bald verständlicher sein," gab der Hofrath mit demselben schlauen Lächeln, wie früher, zur Antwort. „Sie meinten vorhin, ein Katholik bleibt Katholik, auch wenn er sich gar nicht um die Kirche kümmere. Allerdings, füge ich hinzu, aber ein lauer, ein schlechter. Doch es giebt auch sogenannte Kryptokatholiken. Gerade so, lieber Herr Grauwak, kann ein Schriftsteller, der der Oeffentlichkeit seine Feder entzogen, doch Schriftsteller bleiben und seine Artikel ganz geheim schreiben! Was meinen Sie dazu?"

„Ich will nicht annehmen," rief Grauwak lebhaft überrascht, „daß ich in diesem Verdacht stehe . . ."

„Ueber den Verdacht bin ich längst hinaus," erwiderte der Hofrath jovial lachend. „Sie correspondiren recht fleißig in Blättern des Auslandes!"

„Herr Hofrath —" wollte Grauwak im Ton des Protestes dazwischenfahren, allein Herr von Eggersdorf schnitt ihm das Wort gleich wieder ab.

„Sie stehen hier," fuhr er fort, „nicht vor einem Inquisitions-Tribunal. Ich habe Sie zu einer vertraulichen, beinahe freundschaftlichen Unterredung eingeladen. Ich darf dieselbe Offenheit und dasselbe Vertrauen beanspruchen, welches ich Ihnen entgegentrage. Ich betone es, daß ich Sie freundschaftlich zu sprechen wünschte. Das ersehen Sie schon daraus, daß Sie nicht hier, auf meinem Büreau, sondern ganz anderswo, sich wegen der Anklage geheimer Zeitungscorrespondenz zu verantworten haben würden. Dort könnten Sie es leugnen, wie Ihnen beliebt, bis Ihnen der Beweis den Mund sperrt, hier ist es nicht am Platze, hier verräth es ein Mißtrauen, das mich verletzen, das meine wohlwollenden Absichten erkälten müßte."

„Herr Hofrath," versetzte Grauwak, der, wie man weiß, bei seinem leicht entzündlichen Geiste und seiner nicht grundlosen Verbitterung nicht selten sehr ungeberdig wurde, „Sie verlangen viel für die Ehre, daß Sie mich so charmant empfangen und mir einen Stuhl angeboten haben. Ich soll mich anklagen, ich soll Geständnisse machen, mein geheimstes Thun Ihnen offen enthüllen! So weit könnte ich höchstens gehen, wenn ich schon die Beweise und nicht allein die Versicherungen Ihres Wohlwollens vor Augen hätte, denn aufrichtig gesagt, ich kann nicht d'ran glauben, daß ein abgethaner Schriftsteller, wie ich es bin, in Ihnen ein persönliches Interesse erwecken könne . . ."

„Sie sind ein schrecklicher Pessimist!" rief der Hofrath, das Erstaunen über das Vernommene niederkämpfend. „Sie glauben an mein Wohlwollen

nicht, bezweifeln es frank und frei. Sie sollen bekehrt werden!"

Herr von Eggersdorf holte zwei mäßig große Papierbündel, in welchen einige Nummern eines großen Zeitungsblattes zusammengefaltet und zusammengebunden lagen.

„Hier," sagte er, auf eins der Bündel deutend, „ist eine englische und hier —" er hob das andere empor, „eine rheinische Zeitung. In jedem dieser Blätter sind seit zwei Monaten allwöchentlich Artikel über österreichische Zustände zu finden. Schreiben Sie nicht für diese Zeitungen?"

„Ich könnte Nein sagen," erwiderte Grauwak nach einigem Bedenken, „ich könnte kluger Weise leugnen. Warum? Ich lasse es darauf ankommen, daß man mir beweise, daß eine der Zeilen, welche ich in diese Blätter geschrieben, unrichtig, entstellt, unwahr sei. Es ist traurig genug, daß es so weit mit uns gekommen, daß wir im eigenen Lande keinen Nothruf mehr ausstoßen, sondern nur in der Fremde noch unsere Klagetöne ausschreien können. Ja, diese beiden Blätter enthalten in der That Correspondenzen von mir; ich übernehme die Verantwortung. Ich habe nur Thatsachen angeführt, nur notorische Facta und öffentlich verkündigte Regierungsmaßregeln interpretirt. Doch ich habe es nicht nöthig, den Inhalt und die Tendenz dieser Artikel zu rechtfertigen, sie sind nicht hier, sondern am Rhein und an der Themse erschienen, auf einem Gebiete, welches der Jurisdiction Oesterreichs nicht unterliegt. Sie haben vielleicht das Recht, dem incriminirten Blatte den Postdebit zu entziehen, aber auch nicht den Schein eines Rechts, einen der Correspondenten oder Mitarbeiter offen oder heimlich vor Ihr Forum zu ziehen. Das hieße die englische Presse unter Censur stellen. Ich höre von mancher Seite, Herr Hofrath, daß Sie ein liberal denkender Beamter sind. Wie ist es möglich, daß Sie das Organ des offenbaren Rechtsübergriffs und einer nur sich selbst beachtenden Willkür werden? Ich glaube, Sie brauchen nur gerecht zu sein, um zu fühlen, daß Sie damit ein wenig beneidenswerthes Amt erfüllen."

Herr von Eggersdorf hatte diese Invective mit einer erhaben schmunzelnden Ruhe angehört und gab, ohne daß ihn sein bisheriger Humor verlassen hätte, zur Antwort:

„Mein lieber Herr Grauwak! der schwere Ernst der Angelegenheit liegt nur in Ihrer eigenen Auffassung. Was ich davon halte, eine Correspondenz, die in einem ausländischen Blatte erschienen, zu verfolgen — blos weil sie von einem Oesterreicher herrührt, — darüber haben Sie meine Ansicht noch nicht gehört. Ich bin Beamter — ich darf auch mit Stolz sagen, daß ich ein treuer Diener meines Monarchen bin — aber ich habe bis zur Stunde meine Pflicht noch nicht zum Ungesetzmäßigen und gar bis zum Absurden erstreckt. Ich habe freilich Vorschriften, über welche ein Urtheil zu fällen ich mich enthalte, aber seien Sie gewiß, daß von denselben meine Wirksamkeit nicht so beengt ist, um aus dem Geleise zeitgemäßer Weltanschauungen oder gar der Gerechtigkeit hinausfahren zu müssen. Ich muß oft kampfvolle Auswege suchen, das ist wahr; aber der Beharrliche und Standhafte findet sie jederzeit. Wenn Sie da und dort im Publicum eine freundliche Aeußerung über meine Amtsführung vernahmen, so wünschte ich, Sie überzeugt zu haben, daß ich mich nicht einer ganz blinden Gunst erfreue. Gerade darum ist es aber auch kein bloßer Zufall, daß Sie mich auf diesem Posten finden. Es beweist, daß die Männer in den obersten Kreisen der Regierung, die mich berufen, keineswegs von den schwarzen Tendenzen geleitet werden, welche bei Ihrer Partei selbst so einsichtsvolle Männer wie Sie vorauszusetzen scheinen."

„Sie überschätzen meine Einsicht, Herr Hofrath," erwiderte Grauwak, das glatte, liberal flunkernde Plaidoyer abschneidend. „Sie kann nicht groß sein, denn ich sehe das Meiste von dem, was Sie mir eben bewiesen, nicht ein."

„Kommen wir zur Sache," sagte der Hofrath mit jener eigenthümlichen Jovialität, die sich immer gleich blieb und unverstimmbar schien. „Mit Worten ist leicht oder schwer zu streiten, wie man's eben nimmt. Hören Sie also, warum ich Sie in Ketten und Banden vor mein fürchterliches Inquisitionstribunal habe schleppen lassen. . . ."

Er setzte sich und fuhr, indem er den Stuhl, wie ein guter Kamerad recht nahe an Grauwak heranrückte, fort:

„Schon vor längerer Zeit bin ich von einer Amtsstelle, die im Rufe steht Alles auszuschnüffeln, auf die in Rede stehenden Correspondenzen, wie auch auf den Autor derselben aufmerksam gemacht worden. Ich gestehe, die Artikel nicht ohne Interesse gelesen zu haben, wiewohl ich mir nicht verhehlen kann, daß sie mit besonderer Vorliebe die Schattenseiten unseres Régimes behandeln und mit einem nicht minder hartnäckigen Vorurtheil die wichtigsten Reformen ignoriren. Darauf habe ich beschlossen, die Augen zuzudrücken, aber schon die nächsten Nummern, die mir zukamen, haben das nicht weiter zugelassen. Ihre Tinte ist nicht nur immer schwärzer geworden, sie hat sich in Galle und Gift verwandelt. Ich hätte noch immer nichts gethan. Da kommt die letzte Nummer. Ich selbst würde einer Collision nicht entgehen, wenn ich nicht daraufhin etwas thäte! Ich habe Sie zu mir gebeten, nicht um Ihnen das Correspondiren überhaupt zu verbieten, sondern um Ihren Billigkeitssinn und Ihre Mäßigung wachzurufen. Schreiben Sie fernerhin oder geben Sie es auf, wie Sie wollen! Darauf aber muß ich bestehen, daß Sie die Thatsachen, auf deren Bericht Sie sich beschränkt zu haben glauben, zuvor genau prüfen und sich fragen, ob es nicht Fabeln sind."

„Fabeln!" unterbrach ihn Grauwak mit Ungeduld. „Ich fordere Sie heraus, mir nur eine Unrichtigkeit nachzuweisen."

„Wir wollen sehen," antwortete der Hofrath mit großer Zuversicht, indem er eine Nummer des englischen Blattes aus dem Bündel hervorzog und überflog. „Ja, hier ist der Artikel! Sie schicken eine wenig schmeichelhafte Parallelisirung Oesterreichs mit Rußland voraus und behaupten, daß es insofern verjüngt werde, als man jene russischen Einrichtungen,

welche uns noch fehlen, mit Eifer nachconstruire. Das ist boshaft, paradox, läßt sich aber mit Aufwand von Witz und Sophistik bis zu einem schillernden Schein von Glaubwürdigkeit durchführen. Nun aber gehen Sie bis zum Aeußersten, bis zum Excessiven. Sie machen Oesterreich zu einem Staat, wo Menschen förmlich von der Straße und aus ihren Wohnzimmern verschwinden, zu einem Piratenstaat, zu Fez und Marokko."

„Das habe ich nicht auf diese Weise gesagt," versetzte Grauwak mit Eifer. „Auf die Fassung kommt doch etwas an! Ich habe allerdings von mysteriösen Aufhebungen und räthselhaften Verhaftungen gesprochen, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dabei Thatsachen und nicht Fabeln im Auge gehabt habe."

„Das meinen Sie!" sagte der Hofrath, „Sie sind aber sehr in Irrthum. Ich wenigstens halte es für Irrthum, wiewohl die Sache ihrer Wirkung auf das Publicum des Auslandes nach, als die gehässigste Verleumdung und eine gegen das moralische Ansehen der Regierung gerichtete Lüge erscheint."

„Ich protestire gegen diesen Ausdruck!" rief Grauwak entschieden, indeß sich seine Brauen zusammenzogen und seine Wangen plötzlich rötheten. „Ich habe die volle Wahrheit geschrieben und dieselbe mit einem Beispiel aus meiner nächsten Nähe belegt."

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Hofrath. „Sie erzählen einen Fall mit allen Details und solchen Angaben, daß jeder Leser, der nur diese Darstellung kennt, von keinem Zweifel beschlichen werden kann, daß sich das Attentat wirklich zugetragen habe."

„Ich halte den Fall aufrecht vor aller Welt," rief Grauwak, unendlich sicher.

„Aber nicht lange mehr!" erwiderte der Hofrath mit Ruhe. „In Ihrer Darstellung geht die feindliche Tendenz mit blindfreundschaftlicher Parteinahme Hand in Hand und trübt Ihre Anschauung auf allen Punkten. Der Abhandengekommene ist ohne Zweifel ihr Freund — Herr Haldenried, bei dessen Onkel —"

„Ist er nicht verschwunden?" fragte Grauwak.

„Nein," gab der Hofrath zu Grauwak's größtem Erstaunen zur Antwort. „Er ist ganz einfach verhaftet worden."

„War er nicht amnestirt?" fragte Grauwak auf's neue.

„Und ist es geblieben," erwiderte der Hofrath. „Er ist nicht wegen seiner politischen Vergangenheit in Untersuchung gezogen worden —"

„Dennoch muß ich es glauben!" rief Grauwak in einer Art von Verzweiflung.

„Nein, nein!" war die Antwort. „Ich bin wohl informirt. Es liegt ein Verdacht rein strafrechtlicher Natur gegen ihn vor — ein schwerer, dringender Verdacht —"

Grauwak war eine Weile wie sprachlos. Es war die erste directe, officielle Kunde, welche er über seinen unglücklichen Freund vernahm, aber die Befriedigung, daß dieser noch am Leben sei, war durch die Bestürzung, die der Grund seiner Haft einflößte, *vernichtet* und verdrängt.

„Hätten denn die nächsten Angehörigen nicht das Recht," fragte er, „zu verlangen, daß ihnen das Ausbleiben eines der Ihrigen, das sie vor Sorge schlaflos macht, angezeigt, erklärt, gerechtfertigt werde?"

„Es handelt sich nicht um einen Minderjährigen," lautete die Antwort. „Als Bruno Haldenried bei den Aufständischen stand und focht, werden die Verwandten auch keine Nachrichten über sein Befinden besessen haben. Das ist überhaupt kein Alltagsfall. Wahrscheinlich hat das Gericht Gründe gehabt, um dem Gange des Processes nicht zu schaden, über diese Verhaftung Schweigen zu beobachten. Bruno Haldenried sitzt im Neugebäude zu Pesth, und wie ich höre, soll die Untersuchung vor dem dortigen Militärgerichte begonnen haben."

„Mein Gott, weßhalb denn?" fragte Grauwak, auf's tiefste bekümmert und erschüttert.

„Die Untersuchung soll in nächster Beziehung zu dem vermeintlichen Selbstmorde eines k. k. Oberlieutenants stehen."

„Zu Julius Werner!" rief Grauwak von Verwunderung und Schrecken wie versteinert aus.

„Ich glaube," versetzte der Hofrath.

„Herr Hofrath," rief Grauwak, dessen finsterer, unbekehrbarer Pessimismus nur eine politische Rache hinter alle dem witterte, „als mein armer Freund verschollen war, stand bei dem Gedanken daran mein Verstand nicht selten still. Ueber diese Aufklärung bin ich fast verrückt geworden!"

Die Hand auf die Stirn festdrückend lief er im Zimmer auf und ab.

„Ich hoffe," sprach der Hofrath, „daß Sie auf diese Winke hin sich bewogen fühlen dürften, falls Sie wieder einmal eine heimliche Correspondenz abfassen, die Ansichten Ihres Leserkreises über diesen Fall entsprechend zu berichtigen. Deßhalb habe ich Sie gebeten, zu mir zu kommen."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," sagte Grauwak, „daß ich vor Abwickelung dieses Processes in klein Blatt schreiben werde. Dann aber wollte ich im Stande sein, für das Geschriebene herzliche Abbitte zu leisten, denn Bruno Haldenrird ist mein intimster Freund. Bis dahin will ich einen Gedanken, der sich mir aufdrängt, mit aller Macht zurückhalten und die Befürchtung nicht nähren, daß ich meine Feder, um meine nächste Correspondenz aufzusetzen, in Blut tauchen muß!"

Er verbeugte sich und taumelte wie unter einer unermeßlichen Last nach Hause, von Zweifeln zerrissen, wie er dem alten Herrn, der ihn gewiß mit pochendem Herzen erwartete, mit dieser Schreckensnachricht nahen solle ....

## Zehntes Capitel.

### In welchem sich zwei liebende Gatten nach langer Trennung wiederfinden.

Der alte General von Greifenstein war nicht wenig erstaunt, als er seine Frau Gemahlin so unvermuthet und unangemeldet in Wien ankommen sah. Er hatte sich endlich an die Trennung gewöhnt und in sein factisches Wittwerthum hineingelebt. Dabei war in der gutmüthigsten der Seelen kein Groll über seine Frau, welche doch durch eine so lange, freigewählte Abwesenheit die höchste Gleichgültigkeit gegen ihn an den Tag gelegt hatte, aufgekommen. Er wäre immer bereit gewesen, die Zurückkehrende mit offenen Armen zu empfangen, denn in seinen Jahren mußte er sich ohne Weib und Kind sehr einsam und verlassen fühlen und seine mißlungene Wahl mit einer ganz ähnlichen Trostlosigkeit und Reue betrachten, wie die ist, von der jene ergrauten Junggesellen heimgesucht werden, die zur rechten Zeit zu heirathen verabsäumt haben.

Sehr nüchtern und keiner Illusion fähig, hatte er ganz richtig angenommen, daß Leonie nicht wieder zurückkehren werde, außer wenn er sie selbst an der Spitze einer Executionsarmee abholte. Man sollte meinen, daß solche unzweideutigen Zeichen von Abneigung ihn erbittert und das Vertrauen an die Treue seiner Frau untergraben haben sollten. Es war nicht der Fall.

Schlicht, einfach, bieder, ohne Arg und Falsch war es seiner Natur zuwider Böses und Unrechtes bei Anderen vorauszusetzen, ehe ihm Beweise davon gegeben waren oder seine eigenen Augen gesehen, seine eigenen Ohren gehört hatten. Uebrigens hatte das Alter sein Herz so ausgedörrt und so leidenschaftslos gemacht, daß er das Bedürfniß der Leidenschaft bei Anderen nicht mehr voraussetzte und kaum mehr verstand.

Wenn er oft nach Tische, seine Pfeife schmauchend, im bequemen Lehnsessel lag, fiel ihm oft ein, die Frage an sich zu stellen, was seine Frau in diesem Augenblicke treiben, womit sie sich beschäftigen möge und welchen Umgang sie habe. Der Gedanke, eine schöne, junge Frau im lustigen Babylon von Paris alleinstehend zu wissen, würde in der That auch einem Ehemann, der zu einem weit höheren Vertrauen berechtigt gewesen wäre, sorgenvolle Momente verursacht haben. Bei dem alten Baron Greifenstein kam aber eine solche Gespensterseherei der Eifersucht nicht auf. Er beantwortete sich alle diese Fragen auf die einfachste und loyalste Art.

Er nahm an, daß seine Frau jetzt ihrer Leidenschaft der Bücherlectüre auf das ungemessenste fröhne, Tag und Nacht ihre Lesewuth befriedige, wie sie ja zu Hause, in ihre Bücher vertieft, oft den ganzen Tag kein Wort sprach und nicht selten erst zu Bett ging, wenn er schon dem Aufstehen nahe war. Mit dieser Annahme war ein Mittel gegen alle auftauchenden Bedenken gefunden, und im übrigen glaubte der Gute, daß sich Leonie auf die Gesellschaft der alten Vicomtesse beschränke um so gewisser, als ihm von früher her ihre Abneigung vor allem weiblichen Umgang eine bekannte Thatsache war.

„Sie lebt doch nur halb," pflegte er zu befreundeten Personen darüber auf zufällige Anfragen zu erwidern. „Sie will's aber nicht anders und ich kann sie nicht umkneten. Die Bücher sind an Allem schuld, und — da schreien d' Leut' noch über Censur!"

Wenn diese Anschauungen eine große Kindlichkeit verriethen, so muß auch bemerkt werden, daß eine solche Resignation nur dem Phlegma eines Greises möglich war.

„Noch wär' ich glücklich, hätt' ich nichts gewußt!" schrie Shakespeare's Othello, als er die Nachrichten über die Untreue Desdemona's vernommen hatte.

So glücklich war noch der alte General, denn er hatte noch nichts erfahren.

Mit einer wahrhaft kindischen Freude hatte er seine Frau bei ihrer Zurückkunft bewillkommnet. Er nahm als ausgemacht an, daß sie in Folge einer Nachricht von seiner letzten Erkrankung, die inzwischen gehoben war, aus besorgnißvoller Theilnahme herbeigeeilt sei. Seine Freude steigerte sich noch höher, als er hörte, daß sie die Absicht nicht habe, wieder von seiner Seite zu weichen. Seine Selbsttäuschung war ihm jedenfalls heilsamer und zuträglicher, als wenn er die geheimen Motive ihres Kommens und Bleibens gekannt hätte.

Das Herz seiner Gattin hatte ihm ja nie gehört und niemals für ihn geschlagen, selbst als es noch frei und noch nicht in den Besitz eines Andern übergegangen war.

Leonie hatte zwar schon bald nach ihrer Verheirathung verführerischen Zuflüsterungen gern gelauscht und mit dem Gedanken der Untreue getändelt, aber kein Gerücht über ihr Verhalten war weiter als bis zu der Behauptung gegangen, daß sie abwechselnd Auszeichnungen bald von diesem, bald von jenem Manne willig geduldet oder durch ihre Koketterie aufgemuntert habe.

Die Tragweite solcher Liebesspiele zu schätzen und zu bemessen, sind Gerüchte freilich wenig competent, denn eben so oft halten sie weit vor der Grenze des Geschehenen still, als sie ein andermal über dieselbe mit voreiliger Böswilligkeit hinausschießen.

Leonie hatte zwar, ihrem beweglichen, von der Phantasie beherrschten Wesen nach nur einen schwachen Schutz an ihren Grundsätzen, aber es giebt Naturen, welche an dem Maße ihrer eigenen Leidenschaft einen gewissen ästhetischen Halt besitzen, welcher in manchen Fällen das sittliche Princip vertritt. Leonie gehörte darunter.

Ungewöhnlich schön und dieser Schönheit sich bewußt, voll Geist, aber auch voll Ansprüche bei Anderen, von Liebesdurst verzehrt, aber stolz und hochmüthig, hätte sie es für Profanation gehalten, sich an einen Mann, den verliebte Laune oder ein eroberungssüchtiger Moment ihr entgegentrieb, hinwegzuwerfen und die wohlfeile Beute eines flüchtigen Gelüstes zu werden.

Sie wehrte den Gedanken ehelicher Untreue nicht ab, aber sie stellte den höchsten Preis darauf. Sie

forderte geistige Ebenbürtigkeit und eine Leidenschaft, die an die phantastische Höhe der ihrigen hinanreichte. Nur mit einem so vollendeten Herzensglücke glaubte sie den Bruch mit ihrer Pflicht auf sich nehmen zu können.

Der Erste, der einen so mächtigen Eindruck auf sie hervorgebracht, war Bruno gewesen. An ihm glaubte sie den Mann gefunden zu haben, den sie im Strudel der Gesellschaft so lange vergeblich gesucht. Ihre Täuschung währte länger, als bei ihrem scharfblickenden Geiste eigentlich vorausgesetzt werden sollte. Der heiße Wunsch und endlich die auflodernde Eifersucht, welche begründet war und ihren weiblichen Stolz durchbohrte, fälschten lange ihr Urtheil über die getroffene Wahl, bis sie einsehen lernte, daß sie sich ihre eigene Leidenschaft nur vormale und auf der anderen Seite als Spielzeug und Zeitvertreib angesehen werde.

Eben zur Zeit, als sie mit Bruno gebrochen, war dessen Bruder Arthur, der Rittmeister, in Paris erschienen, derselbe Mann, der vor Jahren in Kraßnitz von ihrer Schönheit so tief bezaubert worden war.

Die Flamme, die sie damals durch ihre Koketterie genährt und gefächelt, ohne sich jedoch davon entzünden zu lassen, loderte noch immer in Arthur's Brust. Diese Gemüthstreue, die eine so lange und hoffnungslose Zeit bewährt zu haben schien, brachte eigentlich die erste Wirkung auf Leonie's Herz hervor, und doch war Arthur, den sie anfangs beinahe verschmäht und dem sie so lange widerstanden hatte, bestimmt, ihr Alles, ihr zweites Ich, ihr Abgott zu werden. Während sie noch glaubte, auf eine ihr entgegengetragene Liebe nur die nöthigste Rücksicht zu nehmen, hatte sich schon das Zaubernetz über sie zusammengezogen, aus welchem kein Entrinnen mehr möglich war. Die Leidenschaft, nach welcher sie seit ihren Mädchentagen so sehr geschmachtet, war erwacht, von einer gleich mächtigen erwidert.

Volle, naturwüchsige Liebe hat eine reinigende Kraft, sogar dann, wenn der Weg zu ihr über die Brücke einer schweren Pflichtverletzung geführt hat, wie bei Leonie. Sie fühlte ihr besseres Selbst wieder geweckt und war zu dem Bewußtsein gelangt, aus dem Staube der Verirrungen emporgehoben zu sein, in welchem alleinstehende Frauenherzen so leicht untergehen. Sie gestand sich aber auch mit einer unerbittlichen Selbstkenntniß, daß mit dem Aufhören dieser Liebe eine Zeit anbrechen könne, welche alle Gefahren ihrer Vergangenheit zurückrufen und ihrem Sturze keinen Halt mehr bieten würde.

In der letzten Zeit ihres Pariser Aufenthalts hatte sie die ersten glücklichen Tage ihres Lebens gehabt. Ihr Glück war so vollkommen und der Horizont ringsum so rein und klar! Arthur hatte zu einer militairisch-wissenschaftlichen Reise einen längeren Urlaub erhalten. Seinem Verweilen auf einem Orte, wo die freieste Bewegung gestattet war, stand nichts entgegen und überdies war beschlossen, daß am Tage seiner Abreise auch Leonie mit ihm zurückgehen werde.

Diese Zeit kam rascher, als vorauszusehen war. Arthur erhielt eines Tages die erste Nachricht über seinen Bruder, den er wohlbehalten bei seinem Onkel angekommen wähnte, aus Pesth. Der Brief, welcher sie ihm brachte, war von einem befreundeten Auditor und wahrlich geeignet, das stille arkadische Thal der Liebenden plötzlich unter Wasser zu setzen.

Arthur war wie betäubt und konnte aus seiner Betäubung gar nicht herausgebracht werden. Er glaubte zwar an die That, deren Bruno angeschuldigt war, keinen Augenblick, er wies vielmehr einen solchen Gedanken trotz des äußerlich furchtbar berückenden Scheins der Umstände, welche ihm gemeldet wurden, mit aller Entrüstung zurück. Die Thatsache war bestürzend genug, daß gegen seinen Bruder solch ein monströser Proceß anhängig sei. Er, Arthur, hatte ja die Ereignisse, welche die Grundlage von Bruno's Anklage bildeten, in Kraßnitz selbst mitangesehen und eigentlich miterlebt. Er, als Zeuge der wahrhaften Verzweiflung, in welche Julius Werner aus zwei gleichzeitig aufs tiefste ins Herz einschneidenden Ursachen gerathen war, hatte den Tod seines intimsten Freundes durch eigene Hand nie bezweifelt, ja kaum anders zu erklären vermocht. Welcher Streit könnte sich zwischen einem Unglücklichen, der von dem härtesten Schicksal getroffen dastand, und einem anderen, der einem ähnlichen Schicksal ausweichen will, entspinnen, um zu diesem Ausgange zu führen? Beide sind eher Verbündete als Feinde, sie werden einander helfen, nicht schaden.

In diesen Schlüssen Arthur's lag gewiß eine unwiderstehliche Logik, aber leider war damit der Proceß nicht niederzuschlagen.

Wenn er sich des rührenden Abschieds Werner's im Officiercasino erinnerte, so fiel ihm auch ein, wie damals die seinem Freunde widerfahrene Behandlung sein bis dahin aufrichtiges Vertrauen zu dem sich verjüngenden Oesterreich zum erstenmal erschüttert hatte. Hier, in diesem Falle, wo er die Unschuld seines Bruders keinen Augenblick bezweifeln konnte, stieg der Gedanke zum zweitenmal in ihm empor, daß verblendeter Parteihaß sein Spiel treibe, oder gar Verfolgungssucht nach Vorwänden zum Einschreiten hasche.

Noch tiefer entmuthigt war er, da Leonie eine eben so große Bestürzung empfand und eine Trostlosigkeit an den Tag legte, welche eher wuchs, als sich verminderte. Es schien ihm zu beweisen, daß selbst sie, die ferner Stehende, dem Vorfalle ein trauriges Prognostikon stelle und sogar die Verwendung bei den ihr zu Gebote stehenden hohen Personen für zweifelhaft oder unnütz halte.

Leonie jedoch war noch tiefer niedergeschlagen, als sie es zeigte und es zum äußern Vorschein kam. Sie fühlte sich von Bruno's Anklage mitgetroffen und mitzerschmettert. Sie hatte ja durch ihre Intrigue mit dem Grafen von Thieboldsegg das Unglück heraufbeschworen, Bruno einen weit über ihre Absichten hinausreichenden Schaden zugefügt und das Bruderherz des Mannes, den sie in diesem Augenblicke mehr als sich selbst liebte, gespalten.

Sie konnte nur die freilich unrichtige Ansicht haben, daß einzig der Graf Bruno's böser Dämon sei und verzweifelte daher keineswegs, daß es ihr gelingen könne, dem Verfolger in den Arm zu fallen und

dessen Opfer zu befreien. Aber selbst mit Bruno's Freiheit war ihre innere Ruhe nicht wieder herzustellen und den Schlägen ihres beladenen Gewissens ein Ende zu machen. Die Folgen ihrer Intriguen waren dann noch immer nicht zu Ende und sie hatte zu fürchten, daß sich ihre Miturheberschaft herausstellen und sie nach dieser Entdeckung einem ganzen Kreise von Anklägern überliefert, schmachvoll und vernichtet dastehen werde.

Leonie hatte begreiflicher Weise dem Rittmeister nie gesagt, daß sie um Bruno's Aufenthalt in Kraßnitz oder um seine Liebe zur Tochter des Grafen gewußt. Arthur selbst nahm es nicht an und glaubte, daß Frau Hassenfeld vielleicht im Bunde mit einer zweiten untergeordneten Person das gute Werk an seinem Bruder gethan. Leonie hatte ihn bei dieser Meinung gelassen, wie sehr auch ihr Inneres den Stachel dieser häßlichen Unaufrichtigkeit ihrem Geliebten gegenüber fühlte. Ebenso hatte sie, gewiß mit vielem Recht, über das zwischen ihr und Bruno stattgehabte Liebesgeplänkel gänzliches Stillschweigen beobachtet. Auch aus diesen Heimlichkeiten konnte in naher Zukunft eine Quelle von Verdruß und Vorwürfen für sie entspringen.

Der Rittmeister, der mit ihr angekommen war, hatte sich, ohne sich in Wien aufzuhalten, sofort nach Pesth begeben, wohin er zur Vernehmung geladen war. Leonie hatte ihre ersten Schritte zum Grafen gelenkt.

Die Auskünfte und der Trost, den sie bei diesem erhalten, waren, wie man weiß, nicht der Art, daß sie der Rückkunft ihres Geliebten ruhig hätte entgegensehen können. Ihre Erwartung spannte sich mit krankhafter Nervosität, da Arthur von Tag zu Tag ausblieb und ihr in einigen kurzen, eiligen Briefen mehr Unruhe sandte, als sie schon besaß.

„Du lies't jetzt gar nix mehr!" sagte der alte General zu seiner Frau, als er ihre eigenthümliche Unthätigkeit wahrgenommen hatte. „Du hast Dir gewiß den Kopf schon so überfüttert, daß Dir vor Büchern grauf't. Mir wär's lieb."

Leonie würdigte dieser Bemerkung keiner Antwort und der alte General begann nach einer Weile wieder:

„Apropos! Du mußt doch in Paris unsern Rittmeister, den Haldenried g'sehen haben?"

„Allerdings," erwiderte Leonie kurz und rasch.

„Wo bist ihm denn begegnet?" fragte der Alte.

„Er kam mehrmals zu meiner Tante," begann Leonie. Sie war in einiger Verlegenheit, wie sie fortfahren solle, wurde aber aus diesem Zustand von ihrem Gemahl rasch herausgerissen. Er sagte:

„So? War er bei der Vergnier? Nun, gewiß nur selten. Ich hör' sonderbare Sachen über den Mann. Ich hätt's nimmer geglaubt!"

„Was hast Du gehört?" fragte Leonie mit Unruhe.

„Ich hab' ihn immer für einen g'setzten und vernünftigen Menschen g'halten," war die Antwort. „Jetzt hör' ich, daß er ein ganzer Büchernarr ist. Er soll Tag und Nacht lesen, schreiben, studiren. Wozu? Zum Lachen! Er will für unsere Armee neue Einrichtungen aussinnen, kurz, was man so nennt, reformiren! Mein Lebtag hätt' ich ihn nicht für so närrisch gehalten. Aber sein Oberst selbst sagt: der Haldenried rappelt! Du kennst ihn doch, den Baron Wanthofen?"

„Ja, ein alter Pedant," warf Leonie trocken hin.

„Was? Der Wanthofen ein alter Pedant? Da kann man fuchsteufelswild werden!" schrie der General, wie von einem fürchterlichen Paradoxon vor die Stirn gestoßen, empört auf. „Der Wanthofen ist ja einer unserer allerältesten Officiere und hat eine fünfundfünfzigjährige Dienstzeit hinter sich! Sein Regiment war immer ein Muster von einem Regiment. Da geht Alles wie am Schnürel! Man kann sein Wunder sehen! Noch jetzt, da er kränklich ist und oft das Gliederzittern hat, sieht man ihn den ganzen Tag auf dem Exercirplatz oder in der Casern'! Das ist noch Einer von den Alten! Der ist so zu sagen, in der Uniform auf die Welt 'kommen und war schon ein Soldat im Mutterleib. Wenn der vor die Front tritt, in der hintersten Reih' sieht er, wo ein Knopf nicht zu'knöpft ist oder ein Stiefel nicht blank gewichst. Das, meine Liebe, Gute, das heißt Scharfblick! Von den Strapazzen, die der ausg'standen hat, hast Du keinen blassen Begriff. Wenn Du jetzt noch nimmst, daß er an die zwanzig Jahr' im Kriegsministerium g'arbeit' hat wie ein Esel, so wirst auch glauben, daß er mit der Feder 'rumzufegen versteht, daß sich die jungen Officier' alle bei der Nasen nehmen können. Und bei allen seinen Kenntnissen hat er rein nix von einem G'lehrten, ich mein', keine Einbildung, keine gezierte Sprachweis'. Er ist so bescheiden, so einfach — mit eim' Wort so, wie wenn er gar nix g'lernt hätt'!"

Leonie, welche an die Art und Weise ihres Gemahls gewöhnt war, war am allerwenigsten heute in der Stimmung, über das feurige und langathmige Plaidoyer zu Gunsten des Obersten Wanthofen zu lächeln. Das sich bildende Vorurtheil ihres Gemahls gegen den Rittmeister war ihr höchst unangenehm, weil es dessen häufige Besuche zu erschweren oder gar unmöglich zu machen drohte. Das war die Ursache, warum sie einlenkte.

„Ich habe dem Obersten keineswegs seine Verdienste absprechen wollen," sagte sie. „Mir fehlt ja auch alle Sachkunde, sie zu beurtheilen. Wenn ich ihn einen Pedanten nannte, so hab' ich nur seine Manieren im Auge gehabt."

„Ah so," rief der General vollständig besänftigt, „da hast Du nicht Unrecht! Seine Manieren sind nicht weit her. Er ist zu frei und ungenirt. Er kneipt die Köchin, wenn sie sauber ist, in den Allerwerthesten und fragt nicht, ob die Frau vom Haus dabei steht. Seine Manieren sind nicht weit her."

„Und so begreife ich nicht," nahm Leonie das Wort, „warum es gerade ein Mann wie er so übel nimmt, daß sich der Rittmeister die Einrichtungen fremder Staaten ansieht, praktische Vergleiche anstellt und die Resultate seiner Beobachtungen dem Vaterlande schriftlich vorzulegen strebt. Das ist doch löblich und ich dächte, besser und weiser und nützlicher, als wenn er seine freie Zeit mit Trinkgelagen, Karten und Pflastertreterei todtschlüge."

„Das scheint oft nur so," meinte der General mit

Ueberlegenheit. „Die jungen Leut' werden gar zu leicht überspannt, gewöhnen sich's Raisonniren und Kritisiren an —"

„Da muß ich den Rittmeister in Schutz nehmen," fiel ihm Leonie in's Wort. „Arthur — ich will sagen, Haldenried — er heißt ja Arthur, ist eine ganz vernünftige Natur, ein Mann, der zur rechten Zeit reden und schweigen kann. Der Tante hat er sehr gefallen und Du wirst einräumen, daß sie eine welterfahrene Dame ist. Er hat für seine Jugend einen männlich-ernsten Sinn, er ist voll Wissen und, was dabei selten ist, voll Bescheidenheit."

„Ich hab' ja nix gegen ihn," rief der Alte gutmüthig aufbrausend, „ich kenn' ihn von den besten Seiten, aber wenn der Wanthofen was über ihn sagt, so kann ich das auch nicht so in den Wind schlagen. Nun, wenn ich ihn einmal wiedersehen soll, will ich ihm schon auf den Zahn fühlen."

„Er wird uns jedenfalls besuchen," warf Leonie mit äußerlicher Ruhe hin.

„Mir recht. Wie ich ihn von Kraßnitz her kenne, hab' ich ihn gut leiden können. Auch in der Brief-g'schicht', die die alte Betschwester an'zettelt hat, hat er sich hübsch benommen. Ich hab' ihm Unrecht gethan, aber ich glaub' nicht, daß er mir's nachträgt."

„Wo denkst Du hin?" rief Leonie. „Lachend hat er mich selbst an alle Vorgänge jener Zeit erinnert."

„Die alte Betschwester!" rief der General, sich über die Blöße, die er sich damals gegeben, noch nachträglich ärgerlich sich hinter dem Ohr kratzend. „So lange ich leb', verzeih' ich ihr die Bosheit mit dem Briefe nicht! Der möcht' ich eigentlich, wenn mich die Mühe nicht verdrießet', auch einmal einen anonymen Brief in's Haus schicken. Haarklein wollt' ich ihr sagen, wie sie sich aufg'führt hat', ehe sie noch so dürr und mager war, wie eine Wachskerze."

Leonie fühlte den Tag, an welchem dieses Gespräch geführt worden, sich sehr langsam zu Ende neigen. Denn wenn der Rittmeister von Pesth zurückgekehrt sein sollte, war zu erwarten, daß er Abends bei ihr erscheinen werde. Es war ihm die Stunde angegeben worden, zu welcher der General, strenger Gewohnheit gemäß, sich zu einer Whistpartie unter die Stammgäste eines benachbarten Gasthofes zu begeben pflegte. Nach dem Stocken aller Nachrichten seit ein paar Tagen zu schließen, durfte sie ihn schon gestern oder vorgestern erwarten. Ihre Ungeduld hatte den höchsten Grad krampfhafter Unruhe erreicht.

Auch heute hatte sie bereits die Hoffnung seines Erscheinens aufgeben zu müssen geglaubt, als Arthur in ihr Zimmer trat. Seine ungewohnte Haltung und der trübe Ernst seiner Züge weissagten nichts Gutes.

„Du bist's!" rief Leonie aufspringend und ihn in die Arme schließend.

„Leider," sagte Arthur, sich zum erstenmale gleichsam gleichgültig und überdrüssig aus den schönen Armen seiner Geliebten lösend und sich ermattet auf's Sopha niederlassend, „bringe ich nichts, was ein Herz erleichtern, aber Manches was es schwerer machen *kann*."

„Sprich, sprich!" rief Leonie, dem Kommenden ängstlich entgegenlauschend, „Du hast doch Bruno gesprochen?"

„Nein," gab Arthur zur Antwort. „Trotz wiederholten Ansuchens und aller möglichen Verwendung ist es mir nicht gestattet worden."

„Hat Thieboldsegg nichts dafür gethan?" fragte Leonie unruhig. „Du mußt doch mit ihm zusammengetroffen sein?"

„Rede mir nie mehr von dem Manne!" sagte Arthur. „Wer sich auf diesen Freund verließe, wäre verlassen — noch wahrscheinlicher verrathen!"

„Mein Gott!" rief Leonie, wie mit einer Waffe gestochen, als sie dies Urtheil über ihren ehemaligen Mitverschworenen vernahm, der, um ihren Abfall unbekümmert, das gemeinsam eingefädelte Werk in alle Consequenzen verfolgen zu wollen schien und damit das Gewicht ihrer Mitschuld auch ohne ihre weitere Theilnahme noch höher und höher zu häufen drohte.

„Beurtheile ihn selbst," sagte Arthur. „So viel will ich Dir nur sagen, daß Bruno's Proceß vielleicht schon niedergeschlagen wäre, wenn der Graf sich nicht aus freien Stücken bei dem Gerichte gemeldet und eine Aussage niedergelegt hätte, welche Bruno's bisher glückliches Vertheidigungssystem umgeworfen und allen Verdacht mit verstärkter Kraft auf ihn zurückgelenkt hat. Was sagst Du dazu?"

„Der herzlose, grausame Mann!" rief Leonie, die Hände zusammenschlagend aus.

„Wie ich von einem der Auditoren mit Bestimmtheit weiß," sagte Arthur, „hatte Bruno in allen Verhören seiner Voruntersuchung sein Entkommen aus Oesterreich auf dieselbe Art erzählt, in welcher er seit Jahren alle darauf bezüglichen Fragen abzuspeisen gewohnt war. Diese für die Welt berechnete Darstellung war natürlich und unverfänglich, und wie sich von selbst versteht, so eingerichtet, daß die Vermuthung nicht auftauchen konnte, er habe Kraßnitz auch nur berührt, geschweige denn sich dort, unter Gefahr andere Leute zu compromittiren, aufgehalten. Diese Vertheidigungsweise war vortrefflich. Einerseits war sie ihm von seiner Dankbarkeit gegen seine dortigen Beschützer, die er nicht bloßstellen wollte, eingegeben, andererseits von der Ueberzeugung dictirt, daß ihm durch die Behauptung dieses Feldes erspart werden würde, den gefährlichen Boden der Anklage selbst zu betreten und seine Schuldlosigkeit inmitten des Dunkels geheimnißvoller Vorgänge und vieldeutiger Zufälligkeiten den irrigen Combinationen seiner Richter auf's Gerathewohl preiszugeben. Wie gesagt, es hatte sich diese Taktik schon bewährt, das Gericht war unvermögend, ihm den Beweis, daß er überhaupt in Kraßnitz gewesen, rechtskräftig zu liefern und Bruno muß bereits, als er diesen Weg einschlug, sich bewußt gewesen sein, daß sein Geheimniß ohne Mitwisser geblieben sei. Nun, so war's doch auch! Sieh', nicht einmal Du hast es erfahren, Niemand, Niemand —"

„Nein, nein," hauchte Leonie erblassend.

„Du siehst also," fuhr Arthur ohne allen Argwohn fort, „wie viel dem Gerichte an der Ermittelung dieser Thatsache gelegen sein muß und was, im

Falle der Constatirung, Bruno zu gewärtigen hat. Es ist nun eine ganz müßige Sache, nachzugrübeln, wer der Erste den Verrath begangen hat — wir haben es jetzt mit einem Bestimmten zu thun, mit diesem erbärmlichen Thieboldsegg, der mir dafür verantwortlich bleibt! Freiwillig ist er vor das Gericht getreten und hat dort die verhängnißvollsten Angaben gemacht. Die Zeit der Abrechnung soll kommen!"

Er machte eine so drohende Bewegung, daß das Tischchen, an welchem Beide saßen, erzitterte und fast umgefallen wäre.

Leonie drückte die Hände an die Brust, Arthur mit scheuen Blicken messend, wie wenn auch ihr schon die ausgestoßene Drohung mitgegolten hätte.

„Gott möge jetzt Bruno weiter helfen," sagte Arthur nach einer Pause, als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte. „Ich habe nur den Trost, daß seine Richter wirklich brave, aufgeklärte Männer sind. Ich kenne Keinen derselben, aber von verläßlicher Seite wird es mir behauptet. Ich erwarte ein unparteiisches Gericht — aber Menschen sind Menschen, sie irren, die Besten und Gescheitesten irren sich —," fügte er mit einem Accent der Trostlosigkeit hinzu.

„Arthur," hob Leonie schüchtern an, „glaubst Du, daß Thieboldsegg den Willen haben kann, Bruno zu verderben? Warum, sage mir, warum thäte er es?"

„Was weiß ich!" rief Arthur lebhaft, „oder was frage ich danach? Ich muß ihn nach seinem Thun, nicht nach seinen Absichten messen. Haben wir bei Beurtheilung Anderer schon einen sicheren Maßstab gefunden? Nehmen wir an, es habe ihn nur die Besorgniß nach Pesth getrieben, daß der Aufenthalt des Angeschuldigten in seinem Schlosse in Kraßnitz zur Sprache gebracht und irgend welche Personen seiner Umgebung dadurch compromittirt werden würden! Glaubst Du, seine Handlungsweise sieht, von dieser Seite betrachtet, schöner aus? Was riskiren seine Leute im schlimmsten Fall? Und war die Gefahr für sie so dringend? Das Gericht hat nichts Bestimmtes gewußt. Was aber riskirt Bruno in Folge davon? Hätte der Graf soviel Einsicht nicht gehabt? Und so tritt er gegen Einen auf, den er in Paris durch mich hatte einladen lassen, ihn zu besuchen, gegen Einen, den ich ihm vorgestellt habe und für welchen er ein persönliches Interesse heuchelte!"

„Arthur, ich bin außer mir!" rief Leonie emporspringend, von der Fluth ihrer eigenen Vorwürfe hin- und hergeworfen. „Ich bin von Deiner Erzählung so angegriffen, halb krank! Komm' recht bald wieder, komm' morgen, wann Du willst, komm' recht bald, aber heute lasse mich allein! Alle meine Nerven zucken, ich muß mich niederlegen."

Sie lehnte sich an die nebenanstehende Console, ihr Kopf, von der Hand gestützt, hing matt hernieder, die Blässe ihres Gesichts, die geschlossenen Augen, der leise geöffnete, stoßweise athmende Mund bekundeten eine Angegriffenheit, welche fast schon eine Krankheit war.

„Armer Engel!" rief Arthur, sie in die Arme schließend und einen sanften Kuß auf ihre Stirn drückend. „Du leidest wirklich und was geht es Dich an? Ich sehe, wie sehr Du mich liebst, da Du meine Schmerzen Dir so zu eigen machst; aber um Deiner Leiden willen wollte ich eine so schmerzliche Offenbarung Deiner Liebe nicht gesehen haben! Nie werde ich Dir diesen Antheil vergessen!"

„O, wie unwohl bin ich," stöhnte Leonie mit gedämpfter Stimme, indem sie eilig dem Sopha zuwankte.

„Gute Nacht, Engel," sagte Arthur, ihre Hand fassend und zu seinen Lippen führend. „Lege Dich zu Bett und sende mir morgen so bald als möglich eine Zeile, die mir Dein Befinden meldet, denn ich nehme eine neue Unruhe und Besorgniß, fast eben so groß, wie die, die ich mitgebracht, fort."

„Es wird vorübergehen," lispelte Leonie, ohne aufzublicken. „Mache Dir keinen Kummer..."

Sie schellte dem Kammermädchen.

„Schlafe wohl," sagte Arthur zum Abschied, „werde und bleibe gesund, denn es könnte eine Zeit kommen, wo ich auch an Deinem Herzen einen Ersatz für einen Bruder suchen müßte, den ich verloren —"

Seine Stimme klang so weich und seine Augen glänzten so feucht. Er wandte sich rasch ab und eilte fort.

---

## Elftes Capitel.

### Führt den Leser nach Schloß Enzdorf.

Die Vorfahren der fürstlichen Familie Kronenburg hatten schon seit Rudolf von Habsburgs Zeiten her immer die höchsten Staats- und Ehrenämter bekleidet. Ihr Ansehen und ihr Einfluß war unter den seltsamsten Wandlungen und in den verschiedenartigsten Geschichtsperioden gewachsen und mit der Ausdehnung ihrer Reichthümer und ihres Grundeigenthums auf's innigste Hand in Hand gegangen. Während so viele edle Geschlechter, von politischen Mißgeschicken getroffen, von ihrer stolzen Höhe herabsanken oder ganz und gar zu Grunde gingen, hatten die Kronenburgs es verstanden, sich auf den Wellen der Zeit tragen zu lassen und mit allen Winden sicher zu fahren gewußt.

Man sollte annehmen, daß solche Erfolge nur durch eine besondere diplomatische und staatsmännische Befähigung, welche gewissermaßen ein Erbtheil dieses Geschlechts, zu erzielen gewesen wären und das genannte Haus, wenn auch nicht in unmittelbarer Nacheinanderfolge, so doch in kurzen Zeitzwischenräumen eine bedeutende Anzahl großer Männer besessen haben müsse. Und doch wäre diese Annahme sehr irrig gewesen. Unter den Kronenburgs hatte es einen eigentlich großen und ausgezeichneten Mann nie gegeben, es ließ sich von den Meisten vielmehr sagen, daß sie ganz gewöhnliche Erdenbewohner waren, deren Unbedeutenheit und Alltäglichkeit aber unter dem bestechenden Gepränge ihrer Eigenschaft als hohe Herren verhüllt und versteckt waren. Keiner der Feldmarschälle,

Gesandten oder Kirchenfürsten, welche das Haus in reichem Maße geboren, hatte sich durch irgend eine von der Geschichte verzeichnete und aufgezählte That hervorgethan. Wenn man bei ihnen einen hervorstechenden Charakterzug suchen wollte, so mußte dafür eisenfeste Anhänglichkeit an den Souverain und bis an Bigotterie streifende Frömmigkeit gelten, die sich bei Allen, bis auf den jetzt regierenden Fürsten herab, in ungeschwächter Kraft kundthat.

Es ist merkwürdig und in hohem Grade auffallend, daß man in einer so langen, so reichen und so von Katastrophen angefüllten Geschichte, wie die Oesterreichs ist, überhaupt so selten auf Persönlichkeiten stößt, welche zu einem Einfluß oder einer Macht gelangt sind, daß man sie als Repräsentanten oder Namensträger ihrer Zeitepoche anführen könnte. Wenn ab und zu Einer zu dieser Wichtigkeit und Bedeutung herangereift ist und erscheint, sieht man ihn bald nach dem Antritt seiner Gewalt wieder verschwinden oder wie Wallenstein unter geheimnißvollen Umständen die Bühne mit einer unheimlichen Eile wieder verlassen. Aller Ruhm und aller Thatenglanz krystallisirt sich dort am Throne und an der Person des Monarchen, welcher gewissermaßen ein von ihm bezeichnetes Individuum autorisirt, seine kaiserliche Macht entweder an einem fremden Hofe zur diplomatischen Geltung zu bringen oder ihn und seine Armee auf dem Schlachtfelde zu verherrlichen. Ein Richelieu oder auch nur ein Mazarin sind der österreichischen Geschichte unbekannt.

Diese Erscheinung geht nicht aus dem Mangel an Capacitäten hervor, wir begegnen im Gegentheil den kraftvollsten Gestalten in Menge, deren Entwickelung aber immer auf einer gewissen Stufe gleichsam von Oben gewaltsam abgeschnitten wird, damit sie nicht zu ihrer vollen Größe gelange. Nur dort, wo sie vom Staatswillen nicht erreicht werden, entfalten sie sich in ihrer geistigen Bedeutung unter den buntesten Formen; also zu Zeiten des Aufruhrs in den verschiedensten Insurgentenlagern.

Oesterreichs Regierung erscheint im Laufe der Geschichte somit wie eine eigenthümliche Riesenmaschine, welche zwar zu ihrem Fortgange menschlicher Hände bedarf, aber alle Genialität des Einzelnen überflüssig macht und verschmähen kann. Sie braucht daher Arbeitseifer und Dienstaufopferung zu ihrer Bewegung und hat die mitunter gefährliche Beihülfe höherer Kräfte nicht nöthig, insofern der Segen des Himmels nicht darunter verstanden wird.

Diese Andeutungen passen hierher und finden auch hier ihre Bestätigung. Die Kronenburgs haben ihre Macht bewahrt und vermehrt, nicht weil sie große, sondern weil sie die rechten Männer waren. Eiserne Anhänglichkeit und freudige Unterwerfung unter dem Willen ihrer geistlichen und weltlichen Oberherren bildeten die unveränderlichen Grundzüge ihrer Charaktere und Naturanlagen.

Ein einziger Kronenburg hatte eine Ausnahme gemacht. Er war aber darum keineswegs so aus der Art geschlagen, daß er der geringsten Illoyalität fähig gewesen wäre. Er war nur halb und halb *ein Freigeist, ein sogenannter* Aufgeklärter gewesen, der zwar in die Kirche ging, aber über mancherlei Ceremonien sich einen Scherz erlaubte, ein angehender Schwärmer für Literatur und die schönen Künste. Aber selbst diese eigentlich harmlose Erscheinung war doch in dieser Familie etwas Neues und Unerhörtes und fand eigentlich nur durch das Zeitalter, in welchem sie zum Vorschein kam, eine gewisse Entschuldigung. Der aufgeklärte Kronenburg war nämlich in der Josephinischen Zeit aufgetreten, in einer Zeit, in welcher der Zug englischer und französischer Ideen seine Invasionsversuche bis in den fernsten Osten machte.

Dieser freisinnige Kronenburg war auch der Erbauer von Schloß Enzdorf gewesen. Es war das geschmackvollste und architektonisch interessanteste von allen Sommer- und Winterresidenzen, welche das Eigenthum der fürstlichen Familie bildeten und welche sonst größtentheils das Aussehen massiver Zwingburgen und romantischer, aber finsterer Citadellen hatten.

Das umfangreiche Bauwerk hatte ein höchst gefälliges, phantastisches Aeußeres. Es war aus einem eklektischen Baustyl hervorgegangen, in welchem sich Gothik und Renaissance zu einem bizarren Ganzen verbunden zu haben schien. Schlanke, malerische Thürmchen, Spitzbogenfenster und Pforten waren mit den pomphaften Freitreppen und den nach außen laufenden säulentragenden Corridoren des Südens in eine Form gegossen.

Der schöne, herrliche Park, von welchem das Schloß umgeben war, gehörte der Versailler Schule an, doch mit der Einschränkung, daß die Natur in Enzdorf für Quellen, Seeen und Felsen selbst gesorgt hatte. Die Grotten, tempelartigen Pavillons und der Reichthum ringsumher stehender, theils mythologischer, theils rein allegorischer Statuen war als unerläßliche Forderung des damaligen Zeitgeschmacks in luxuriöser Fülle vorhanden. Ein Theater und ein Concertsaal fehlten nicht, aber an eine Capelle war nicht gedacht worden.

Mehr, als ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Erbauers war dieses Schloß unbewohnt und vernachlässigt dagestanden, bis der jetzt lebende Fürst den Widerwillen seiner beiden Vorgänger gegen diesen frivolen und heidnischen Aufenthaltsort überwunden und sich entschlossen hatte, die schöne Jahreszeit in Enzdorf zuzubringen.

Die Umsiedelung war freilich ohne die gründlichsten Restaurationsarbeiten nicht möglich gewesen, wobei es nicht allein galt, die Schäden der Zeit gut zu machen, sondern auch die anstößige Herrschaft des französisch-griechischen Geschmacks bis auf die letzte Spur zu verwischen.

Dieses Unternehmen kostete vielen heidnischen Göttern das Leben. Ihre Statuen wurden aus den Vorhöfen und Gärten entfernt. Alle Nymphen und Grazien, deren Bekleidung nicht hinlänglich anständig war, wurden gleich schlechten Weibsbildern eingezogen, in das Arrestlocal einer Rumpelkammer geworfen und durften sich nie mehr öffentlich zeigen. Ein ähnliches Schicksal hatten alle Wandgemälde im Innern des Schlosses, Bilder, welche nicht ohne Werth waren und sämmtlich piquante, nicht selten lascive Scenen der grie-

chischen Mythologie vorstellten. Sie wurden sämmtlich von einer nachbessernden Malerhand im Sinne des frommen Auftraggebers ganz oder theilweise übermalt. Ein Bild, welches in einem Waldsee badende, von Satyren belauschte Nymphen vorstellte, hatte sich nach Uebertünchung der lebenden Wesen in eine stumme Landschaft verwandelt; ein anderes, auf welchem ursprünglich die von Juno's Eifersucht verfolgte Latona mit ihren zwei Kindlein in einer Waldeinsamkeit Lydiens zu sehen gewesen war, stellte jetzt nach vorgenommener Correctur die Madonna mit ihrem Kinde und dem kleinen Johannes, dem Täufer, vor. Scenen, welchen schlechterdings kein Legendensinn zu unterlegen war, mußten abgekratzt werden und christlichen Bekennern weichen.

Auf ähnliche Weise, wie da und dort durch sinnreiche Abänderungen einzelne Bilder gerettet worden waren, hatten auch einige wenige alte Götter und Philosophen das Glück, auf ihren Piedestalen ausharren zu dürfen. Sie hatten ihr Leben offenbar nur ihren ernsten Gesichtern und großen, dicken Bärten zu danken, welche es dem restaurirenden Bildhauer möglich machten, mit Nachhülfe passender Attribute diesen in einen Petrus und jenen in einen Paulus oder Johannes zu verwandeln.

Das Theater, in welchem zuletzt französische Komödianten gespielt, war zwar nicht dem Boden gleichgemacht worden, existirte aber doch nicht mehr. Es war zu einer Kirche oder vielmehr zu einer Hauscapelle eingerichtet worden. Da, wo einst der pathetische Heldenspieler die Verse von Racine und Pierre Corneille declamirt oder eine graciöse Schauspielerin in einem frivolen Lustspiele ihren Vater oder ihren Gatten mit der munterſten Miene getäuscht, donnerte jetzt der fürstliche Hofcaplan, oder auch gelegentlich Pater Michael, von der Kanzel herab und mahnte seine Zeitgenossen zur Buße und Ausrottung der Ketzer.

Die aufgezählten Aeußerlichkeiten sind allerdings geeignet, den schneidenden Contrast zweier nicht einmal ferne von einander gerückten Zeitepochen wirksam zu Tage treten zu lassen. In diesen Hallen, in welchen einst Lust und Frohsinn geherrscht, hat sich das Leben gar sehr verändert. In einer Hinsicht ist es eigentlich gewachsen, aber es ist ein eigenthümliches Leben. Wo einst lustige Zecher und flotte Lebemänner aus- und eingingen, schleichen jetzt seltsame Gesellen auf und nieder, Frömmler, welche ein Anliegen am Herzen haben, habsüchtige Speculanten, welche Kirchenpatrone spielen, ehrgeizige Priester, welche nach besseren Pfründen und höheren Machtbefugnissen dürsten, nur selten gute Christen.

Der glaubenseifrige Fürst giebt sich keiner gewöhnlichen Villegiatur hin, und verlegt gewissermaßen nur die Ausübung seines frommen Berufs aus der Stadt auf das Land. Seine Clienten folgen ihm überall hin und würden ihn, da sie meist ihr persönliches Wohl im Auge haben, auch in weitester Ferne aufsuchen.

Bei den großartigen Plänen, mit welchen der Fürst sich trägt, fehlt es nie an Audienzen, eher an Zeit, diese noch zu gewähren. Nicht selten muß ein gutes Theil der Nacht zu Hülfe genommen werden, um die Rescripte an die vielen Vereine, welchen er präsidirt oder als Stütze dient, zu erledigen, Entwürfe zur Gründung neuer katholischer Genossenschaften zu zeichnen und die Verbindungen mit allen Kirchenhäuptern zu unterhalten.

Und doch sind die Resultate dieser ungeheuren Thätigkeit nur der Beginn und die Grundsteinlegung eines Werkes, welches die Ideale des Fürsten zur Verwirklichung bringen und den Staat zu einer der Kirche untergeordneten Anstalt umbilden soll.

Der Fürst ist nämlich einer der leidenschaftlichsten Förderer des Concordats, zu dessen Abschluß er schon mehrjährige Studien gemacht und das massenhafteste Material aufgehäuft hat; eines Instituts, welches in nicht allzuferner Zeit in's Leben treten, Oesterreich betrüben und ganz Europa in Staunen setzen soll.

Für diesen Zweck arbeitet bereits die gute, ergebene Presse, ohne noch am Ende der schauerlichen Perspective, welche sie eröffnet, das Gespenst blicken zu lassen und wie darin auf das große gebildete Publicum eingewirkt wird, so beginnt man auch den Kleinbürger und Bauer auf das große römische Geschenk vorzubereiten, indem die Hausbuchdruckerei des Fürsten, welche auf's Land mitgezogen ist, eine Masse kleiner Schriftchen, fliegender Volksblätter und frommer Tractätlein fabricirt. Diese Erzeugnisse werden von tausend gewandten Händen durch's ganze Land colportirt und unentgeltlich verabreicht an die Gläubigen und Ungläubigen.

Es waren melancholische Räume, in welchen Cornelia seit ihrem Besuche in Enzdorf versetzt worden war. Sie sah sich auf das freundlichste und gastlichste aufgenommen, aber es war eine im Grunde kalte und abstoßende Gastlichkeit und hatte einem dem Leben noch nicht ganz abgekehrten Sinne Nichts zu bieten. Der strenge, finstere Ernst des Fürsten und die unduldsame Bigotterie seiner alten Gemahlin waren wenig danach angethan, den Aufenthalt in ihrer Nähe angenehm zu machen. Jener frostige Ernst, welcher Denjenigen zu eigen, welche sich weniger für Menschen, als für den Himmel interessiren, wehte aus ihrem ganzen Wesen entgegen. Der Fürst, von seinen Geschäften absorbirt, war wenig zu sehen, höchstens bei und nach der Tafel, welche gegen sechs Uhr stattfand und rasch abgethan wurde. Seine echtspanische Grandezza war geselliger Erheiterung unzugänglich, ja sogar feind.

Die alte Fürstin war des Fürsten wahrhaft homogene Hälfte, es verhielt sich mit ihr auf ganz gleiche Weise. Auch sie war gewohnt, die Kirche mehrmals des Tages zu besuchen und hatte, ein weiblicher Kirchendiplomat, einen eigenen geschäftlichen Wirkungskreis. Sie hörte an jedem Morgen zwei Messen, die erste in der Pfarr-, die zweite in der Schloßkirche. In die erste schien sie sich nur zu begeben, um das Publicum durch das Beispiel ihrer Frömmigkeit nachzuziehen; die zweite erst war Gemüthssache. Nebstbei hielt sie auch auf ihrem Zimmer stille Bet-Uebungen.

Wenn die Fürstin ein oder das andere Mal in ihre Equipage stieg und einen weiteren Ausflug machte, so war gewiß in einer Ortschaft der Umgegend der

Namenstag eines Kirchenpatrons, dem zu Ehren die Fahrt unternommen wurde. Täglich gegen Abend wurde mit größter Regelmäßigkeit, ohne Rücksicht auf das Wetter eine Fußpromenade gemacht. Die alte Dame stieg, ihre Abendandacht zu verrichten, eine steile Anhöhe hinan, wo das sogenannte Capucinerkreuz, mit allen Leidensinsignien des Heilandes behangen, über die Gegend hinaussah. Dort, auf dem einfachen, roth angestrichenen Schemel blieb sie täglich mindestens eine halbe Stunde knieend im Gebete. Schon der Weg allein war, in Hinblick auf seine Beschwerlichkeit und den zarten Körperbau der hochbejahrten Dame, eine Wallfahrt zu nennen.

Cornelia war nicht eben genöthigt, an der Fülle dieser geistlichen Exercitien Theil zu nehmen, jedoch zum Capucinerkreuz hatte sie auf besonderen Wunsch der Fürstin immer mitgehen müssen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auf einem solchen Leben der Druck einer öden Einförmigkeit und einer düsteren Langeweile lasten mußte; man brauchte nicht, um sie zu empfinden, vorher alle Religion abgeschworen und sich dem Rationalismus in die Arme geworfen zu haben.

Kein Wunder, daß Cornelie'n diese finstere Gesellschaft schlecht behagte und daß sie sich von ganzem Herzen wegsehnte. Sie hatte gar keine besonderen Ansprüche auf Unterhaltung gemacht, denn ihrem still verborgenen Kummer war einsames Nachdenken und Selbstvertiefung Bedürfniß und Wohlthat. Aber wenn sich je Lust nach Mittheilung in ihr regte, wollte sie nicht lediglich klagen über die Verderbniß der Welt anhören und sich über die Thätigkeit der Pius-, Severinus- und Rosenkranzvereine unterrichten.

Aber auch in einer anderen Beziehung sah sich Cornelia getäuscht. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß Hugo, der junge Fürst, sich schon vor ihrer Ankunft in Enzdorf auf seinen Posten nach St. Petersburg werde begeben haben. Das war nicht der Fall und Cornelia war sehr unangenehm überrascht, als sie vernahm, daß sich seine Abreise hinausgeschoben habe und daß er schon in den nächsten Tagen von Wien eintreffen werde. Es war nicht eben Furcht vor den erneuten Werbungen eines unliebsamen Freiers, was sie mißstimmte, denn Hugo hatte sie ja in der langen Zwischenzeit nie mit Zudringlichkeit gequält — es war vielmehr eine mitleidsvolle Verlegenheit, wie sie ihm begegnen solle, seitdem sie den Versicherungen ihres Vaters zu glauben angefangen, daß Hugo aus verschmähter Liebe seinen Stand gewechselt habe und seine unglückliche Leidenschaft durch Entfernung heilen wolle.

Die Versicherungen des Grafen von einer Aenderung im Gemüthe und in der Lebensweise des jungen Fürsten war keine rein aus der Luft gegriffene Erfindung. Hugo war allerdings sehr verändert von Paris heimgekehrt. Seine fortgesetzten Niederlagen in der Liebe, die Einsicht in die Unmöglichkeit, bei Mangel an Geist und Bildung trotz der verschwenderischesten Ausgaben eine glänzende Rolle zu spielen, *hatten* seinen prätensiösen Hochmuth merklich herab*gestimmt. Dazu kam das* drückende Gefühl von Schulden, die größer waren, als er seinem Vater vorerst gestehen mochte, Mißhelligkeiten mit seinem Obersten, Fatalitäten aller Art. Kurz, der junge Mann hatte zwar nicht Unglück, doch allerhand was ihn drückte und dies alles zusammengenommen schien ihn gebessert zu haben. Thatsache war es, daß er sich vorgenommen, zugleich mit seinem Standeswechsel eine Aenderung in seiner Lebensweise eintreten zu lassen. Er war seinen wilden Kameraden von ehemals untreu geworden und nahm nicht mehr an ihren Belustigungen Theil. Einer kleinen Ballettänzerin vom Kärnthnerthor, die auf seine Treue und Ausdauer gerechnet, wurden plötzlich das fürstliche Herz und die fürstlichen Subsidiengelder entzogen. Freilich, wie lange diese sittlichen Fortschritte dauern würden, war eine andere Frage. Nur die wohlmeinendste Gutmüthigkeit hätte sie unbedingt günstig beantworten können.

In dieser Gemüthsverfassung, welche mit Reue einigermaßen verwandt war, hätte sich der junge Fürst selig gepriesen, wenn Cornelia sich seiner erbarmt und ihm die schöne weiße Hand zum ewigen Bunde gereicht hätte. Er ging so weit, kaum mehr zu begreifen, wie er so viel äußerlich bestechenden und innerlich wurmstichigen Schönheiten blind hatte nachlaufen und das schönste und würdigste Herzensziel darüber vernachlässigen können.

Cornelia's Haltung in Enzdorf trug nicht wenig dazu bei, Illusionen bei ihm aufkommen zu lassen und diese mächtig zu begünstigen. Schon ihre Anwesenheit bei seinen Eltern schien ihm vielsagend. Sie begegnete ihm hier freundlich, ja oft liebenswürdig, während sie früher nicht selten ein schroffes und abwehrendes Benehmen gegen ihn an den Tag zu legen pflegte. Diese Freundlichkeit war ihm neu, überraschend. Er bedachte aber nicht, wenn er über diese Veränderung nachdachte, daß ja auch früher sein eigenes Auftreten zu anmaßend und siegesgewiß war, wogegen sich seine gegenwärtigen Annäherungen eher durch kleinmüthige Bescheidenheit und sanftmüthige Geduld kennzeichneten.

Mit einem Male sprang der junge Fürst aus tiefster Muthlosigkeit zu den maaßlosesten Hoffnungen und den freundlichsten Selbstvorspiegelungen hinüber. Er war plötzlich gewiß, daß Cornelia sich ihm genähert habe, sich für ihn interessire und entschlossen sei, ihn, wenn er das entscheidende Wort spreche, zum Gatten zu nehmen. Jedes ihrer Worte, jeden ihrer Gänge deutete er sich zu seinen Gunsten, der zurückgedämmte Dünkel kam wieder mit aller Macht hervor, die Eitelkeit von ehedem war wieder da, als habe sie nie so bittere Demüthigungen erfahren. Er gefiel sich in dem neuen Wahne und handelte wie mancher, welcher um aus dem Unbehagen nach dem Rausche herauszukommen, sich einen neuen Rausch trinkt. Er schrieb rasch entschlossen dem Grafen von Thieboldsegg, daß dieser möglichst bald nach Enzdorf kommen möge, um durch seine Anwesenheit der sich so unverhofft vorwärts bewegenden Familienangelegenheit zu einem von beiden Seiten erwünschten Abschlusse zu verhelfen.

Der Brief traf den Grafen in Pesth. Er hatte

in die Dinge tiefer hineingeblickt und war weit entfernt, die sanguinischen Hoffnungen Hugo's über die Wendung in Cornelia's Gemüthe zu theilen, aber er hielt es doch der Mühe werth, sich von der angeblich so günstig veränderten Sachlage selbst zu überzeugen.

Er verließ nach seiner Rückkehr von Pesth ohne viel Zeitverlust Wien, und begab sich nach Enzdorf, da auch sonst noch wichtige Interessen eine Besprechung mit dem alten Fürsten wünschenswerth machten.

Cornelia's Freude, den Vater wiederzusehen, war herzlich und stürmisch. Sie hatte auf ein so baldiges Wiedersehen nicht gerechnet. Der Graf, der, wie man weiß, seine Tochter unendlich liebte, war von dem Empfange ungewöhnlich erwärmt. Er war geneigt, den ihm entgegenbrausenden Freudenaufruhr für das Anzeichen einer freieren, erheiterten Gemüthsstimmung zu halten. Das Alles konnte nur von der besten Vorbedeutung sein.

An Cornelia's Herzen hatte indeß die über Bruno's Schicksal schwebende Ungewißheit nicht zu nagen aufgehört. Was ihr an jenem Abend Frau Hassenfeld mitgetheilt, war das Letzte gewesen, das sie von ihm gehört; die Nachrichten, welche seit einiger Zeit über Bruno im Umlauf waren, hatte sie weder vernommen, noch vernehmen können. Ihre Stimmung schien nur deßhalb freier und gehobener, weil sich mit der Zeit auch die schärfsten Gefühle abschleifen. Ihre leidenschaftliche Unruhe hatte gleichsam einen Waffenstillstand mit dem Herzen geschlossen; es hing aber nur von dem ersten Anstoße ab, wann die Sorgen wieder die Waffen gegen sie ergreifen würden . . .

Dem Grafen mußte eigen zu Muthe sein, als er seine Tochter in einer langen Umarmung an seinem Herzen ruhen fühlte. Da lag sie, die Arme sanft und innig um ihn geschmiegt, als sei seine Brust der letzte Zufluchtsort für sie in ihren Leiden, als wäre das Vaterherz der sicherste Anker, an welchem sie noch schließlich in der äußersten Noth ihre Hoffnungen würde festknüpfen können! Sein Vaterglück konnte nicht rein sein! War er denn nicht in Pesth gewesen? Hatte er nicht gegen Den ausgesagt, den sein Kind so tief und schmerzlich liebte? War er nicht entschlossen, weiterhin das Gift der Lüge zu gebrauchen, um die erste, schöne, jungfräulich ernste Liebe im Herzen seiner Tochter zu tödten? Fuhr er nicht fort, sie in verblendetem Ehrgeiz zu einem Bunde zu drängen, gegen den sie sich innerlichst sträubte?

Der Graf war von dem fürstlichen Paare mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen worden. Dennoch kam es ihm vor, als ob da und dort ein frostiger Ernst hervorgeglänzt hätte und ein trübes Wölklein an ihm vorübergefahren wäre. Es war nur so wie ein vorbeistreifender Schatten. Er leugnete ihn bei näherer Prüfung wieder weg und glaubte den Entstehungsgrund seiner Zweifel nur in seiner eigenen Unzufriedenheit und Ungeduld aufsuchen zu müssen, weil sich die Heirathsfrage gar so lange hinzog und ein gleiches Gefühl auch schon auf der anderen Seite aufgetaucht sein konnte.

Er beschloß sonach, alle Energie zusammenzuraffen, sich über die Proteste seiner Tochter hinwegzusetzen und, es koste was es wolle, diesmal die Verlobung mit einem Handstreich zum fait accompli zu machen.

Zu dieser Entschiedenheit hatte auch Hugo selbst mächtig beigetragen. Der junge Mann war durch den Widerstand, den er gefunden, in dieselbe verzweifelte Hitzköpfigkeit gerathen, welche sich schon in Paris bei weniger würdigen Anlässen bekundet hatte. Jedesmal war es ihm, wenn seine Phantasie Feuer gefangen, nur wie ein Kinderspiel vorgekommen, die Wand mit dem Kopfe durchzurennnen.

Alle diese günstig zusammenwirkenden Umstände bestimmten den Grafen zu dem raschesten Vorgehen, denn in dem kleinsten Verzug lag auch eine Gefahr. Es konnten Gerüchte aus Pesth sich bis zu den Ohren seiner Tochter verirren und deren Gemüth, Gott weiß auf wie lange hinaus, allen Bewerbungen der Welt unzugänglich machen.

Der Graf beschloß, diesen Gerüchten einen Schritt vorbeugend entgegen zu gehen. Freilich galt es dabei, der ihnen zu Grunde liegenden Situation gerade in's Gesicht zu lügen. Warum nicht? Wohl konnte irgend ein Zeitungsblatt schon in den nächsten Wochen Alles an den Tag bringen, die Lügen als Lügen demaskiren — aber er brauchte die Lügen ja nur eine kurze Zeit. Nach der Thatsache der Verlobung mochte kommen, was kommen wollte, der Schritt war bindend, war nicht mehr rückgängig zu machen. Die Möglichkeit seiner Aussagen mußten dann falsche Nachrichten, Mißverständnisse erklären, Ausflüchte, wie sie ein Diplomat stets bei der Hand gehabt. . . .

Es war am Abend des nämlichen Tages, an welchem der Graf in Enzdorf eingetroffen war. Er hatte den Salon des Fürsten kurz vor Mitternacht verlassen und war auf sein Zimmer zurückgekehrt. Aus dem Gemach nebenan, dessen Thür nur angelehnt war, blickte ein Lichtschimmer, Cornelia saß noch lesend bei ihrer Lampe. Der Graf rief sie zu sich. Eine Weile stand er sinnend am Fenster und blickte in den Park hinab, dessen Bäume still im Mondschein dastanden, dann ließ er die Rouleaux herab und forderte Cornelia auf, sich zu ihm zu setzen. Angeblich, um eine Weile noch gemüthlich fortzuplaudern, in Wahrheit aber, um seine Pläne einzufädeln und die ersten Schritte auf's Ziel hin zu machen.

Das Gespräch hatte unbefangen, heiter und ziellos angefangen. Es behandelte den Klatsch über die Vorfälle des Tages und kam allmälig auf einzelne im Schlosse anwesende Personen. Cornelia meinte, der Fürst habe doch etwas unheimlich Finsteres. Vor seinen Augen müsse man sich fürchten. Ja, man sei zuweilen versucht, in seiner Nähe an alle die Geschichten zu glauben, die über ihr coursirten.

„Du meinst die Geschichte mit Carola?" sagte der Graf, und hatte damit auf die ungezwungenste Art das Gespräch auf die verstoßene Tochter des Fürsten hinübergelenkt, welche, wie man sich erinnern wird, wegen ihrer hartnäckigen Liebe zu einem bürgerlichen Officier in's Kloster gesteckt worden, von dort mit dessen Hülfe entkommen und nach England oder Amerika spurlos verschwunden war. „Allerdings, in diesem Fall hat der Fürst sehr streng, sehr hart,

man möchte sagen, unväterlich gehandelt. Aber wissen wir, wie sich Alles in dieser Geschichte verhält? Das Gerücht hat so viel hinzugethan, so viel tolle, unsinnige Märchen . . .“

„Man ging sogar so weit zu behaupten, daß der Hausarzt . . .“

„Hast Du auch das gehört? Das Mädchen vergiften mußte? Nicht wahr? Nun, ich kann, so wahr ich Dich liebe, versichern: daß Carola zur selben Zeit und noch lange nachher, nachdem man sie in einem Pavillon des Schlosses an Gift hatte sterben lassen, im Carmeliterinnenkloster lebte. Doch so ist es mit den Gerüchten, man weiß nicht, was man zu den Menschen sagen soll! Ist es Albernheit, Böswilligkeit, oder der natürliche Wirrwar der Zungen? Thatsache ist es, daß die einfachste Geschichte, je länger sie coursirt, immer dunkler und verwirrter, nie aber klarer wird. Welches dumme, ungereimte Zeug muß man nicht immer wieder über diese Carola selbst von Leuten, bei welchen es kaum angenommen werden sollte, anhören! So geht es aber in allen diesen Fällen. Der Schadenfrohe malt einen noch schwärzeren Farbenton hinzu, der Effecthascher will durch eine neue Erfindung frappiren; wer Carola's Partei nimmt, macht den Vater zu einem Tyrannen, einem wahrhaften Wauwau aus dem Kindermärchen; wer Carola verdammt, legt ihr die ordinärsten Züge bei, und die losesten Grundsätze zur Last.“

„Du analysirst es ganz richtig,“ bemerkte Cornelia, während ein sinnender Zug auf ihrem Antlitz zum Vorschein kam. „Ich selbst habe die seltsamsten Uebertreibungen berichtigen müssen.“

„Nicht wahr,“ rief der Diplomat, „da heißt es: die arme Carola, die unglückliche, die verschollene Tochter! Und vielleicht ist das Mädchen gar nicht unglücklich, befindet sich so gut, als es unter ihren Umständen möglich. Doch ich staune — von wem in aller Welt, Kind, hast Du die Geschichte vom Hausarzte gehört?“

„Von Frau Hassenfeld,“ antwortete Cornelia. „Sie schien die Sache — ich freilich glaube nicht daran — sogar für keine Fabel zu halten.“

„Da siehst Du die Leute!“ rief der Graf im Tone verachtungsvoller Ueberlegenheit. „Sogar eine sonst so kluge Frau glaubt an solche Märchen! Und warum glaubt sie daran? Weil ihr solche Erfindungen mehr als die Wahrheit gefallen, muß die Antwort lauten. Da coursirt jetzt in Wien ein Gerücht — in gewissen Kreisen hat es sogar einigen Lärm gemacht — mit dem es sich gerade so verhält. Zum Glück schläft es allmälig ein, weil die Leute die Abgeschmacktheit der Fabel erkennen. Ich erwähne es, weil es einen jungen Mann zum Helden hat, welchen ich kenne, wenigstens habe ich ihn einmal gesehen und gesprochen — den Bruder unseres Rittmeisters Haldenried.“

Der Name traf Cornelia's Ohr mit einer blitzartigen Ueberraschung. Sie war zusammengezuckt, es war ihr unendlich lieb, daß ihr Vater eben, wie sie glaubte von Ungefähr, bei Seite geblickt hatte. Ein Wort konnte sie im Moment nicht hervorbringen.

„Auch eine eigene Geschichte,“ fuhr der Graf scheinbar unbefangen wieder fort, „eine Geschichte, welche von der Wahrheitsliebe und Combinationskunst der Gerüchte schaffenden Menge ein trauriges oder glänzendes Zeugniß ablegt.“

„Nun?“ hauchte Cornelia, sich einen Laut abzwingend, hin.

„Richtig,“ rief der Graf fortfahrend, lebhaft. „Du warst vor zwei Jahren in Kraßnitz selbst dabei, als der Rittmeister in unserer Gegenwart — ich glaube, auch Rack und Leonie waren da — doch gleichviel — von seinem verschollenen oder todten Bruder sprach, sein Schicksal mit wahrhafter Rührung erzählte.“

„Ich erinnere mich,“ bemerkte Cornelia zaghaft aber sehr gespannt.

„Nun,“ fuhr der Graf mit der glücklichen Verstellungskunst eines gutgelaunten Erzählers fort, „wie der Rittmeister, so glaubte auch alle Welt — worunter ich sämmtliche Demokraten verstehe — daß der junge Mann während seiner Theilnahme am ungarischen Aufstande von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen worden sei. Die Einen wollten wissen, er sei ohne weiteres in einem Laufgraben todtgeschossen, die Anderen, er sei in einem unterirdischen Kerker langsam durch Hunger zu Tode gequält worden. Was aber war die Wahrheit? Eben zur selben Zeit, als diese Mordgeschichte überall abgesungen wurde, flanirte der Held derselben auf den Pariser Boulevards herum, machte in einigen Salons, wo er Zutritt gefunden, aller Welt den Hof, amüsirte sich mit einem Worte auf's prächtigste.

„Nun, und was sagt man jetzt von ihm?“ fragte Cornelia, sich emporraffend.

„Was?“ gab der Graf lachend zur Antwort. „Jetzt wärmt man dieselbe Geschichte mit einigen zeitgemäßen Abänderungen versehen wieder auf. Die Erfindung ist wohlfeil, daß es aber Köpfe giebt, die d'ran glauben, ist stupid.“

„Warum sollte er nicht wirklich verschollen sein?“ wendete Cornelia mit naiver, aber festbegründeter Ueberzeugung ein.

„Weil kein Vernünftiger an so etwas glauben kann!“ rief der Graf.

„Desto besser für ihn,“ sagte Cornelia mit wachsendem Muthe, „daß er zum Vorschein gekommen. Er lebt also? Vielleicht gar in Wien?“

„Freilich lebt er,“ war die Antwort, „aber nicht da, wo man ihn hinversetzt, ich meine, nicht in irgend einem Kerker, in welchen ihn Frau Fama abermals heimlich und auf ewige Zeiten hineingeworfen hat.“

„Er lebt!“ rief Cornelia von einer Last befreit. „Hast Du's vom Rittmeister gehört? Hast Du den Rittmeister gesprochen?“

„Den Rittmeister habe ich nicht gesehen,“ gab der Graf zur Antwort. „Auch glaube ich nicht, daß der sich über die Gerüchte beunruhigt fühlen mag, weil er wahrscheinlich den wahren Sachverhalt genau kennt und seinem Bruder selbst Stillschweigen gelobt haben mag.“ —

„Wie soll man das verstehen?“ fragte Cornelia in höchster Verwunderung.

„Kind, was geht das Zeug uns Beide an!“ rief der Graf. „Ich wollte Dir nur ein Beispiel geben, was man von Gerüchten zu halten hat.“

„Es kommt mir vor,“ sagte Cornelia, „wie wenn Du meine Aufmerksamkeit durch Dein plötzliches Abbrechen foppen wolltest. Du scheinst noch mehr zu wissen.“

„Das stelle ich nicht in Abrede,“ entgegnete der Graf mit geheimnißvollen Mienen. „Ich bin aber meiner Quelle Discretion schuldig und weiß bei diesem eigenthümlichen Falle die Grenzen kaum anzugeben, wo sie beginnt und wo sie aufhört.“

„Ich verlange nur eine Andeutung!“ drang Cornelia in ihn. „Nur eine flüchtige Andeutung!“

„Neugier, dein Name ist Weib!“ sagte der Graf im Tone des Scherzes. „Um mir Deine Fragen vom Halse zu schaffen, sage ich nur so viel, daß es sich um eine Weibergeschichte handelt — um ein Duell — eine Flucht und noch etliche romantische Ingredientien.“

„Das ist ja sehr interessant,“ bemerkte Cornelia, doch das erblassende Gesicht und die unsichere Stimme verriethen die ängstliche Spannung. „Ist er — im Duell gefallen?“

„O nein!“ antwortete der Graf gleichgültig, wie wenn er über eine ihm und seiner Tochter ganz fernliegende Sache spräche. „Er hat die Abwesenheit eines jungen Ehemannes sich zu nutze gemacht und mit dessen Frau ein Liebesverhältniß angezettelt. Vom Schwager der Pflichtvergessenen zur Rede gestellt, ist es zu einer Herausfordernng gekommen und da hat der Verführer noch die Güte gehabt, den leiblichen Bruder des gekränkten Gatten todtzuschießen. Das ist die Geschichte. Daher die Flucht, dies Verschollensein, auf welche noch dadurch ein frappantes Licht fällt, daß auch die junge Frau spurlos von Paris verschwunden ist. Romantisch, sehr romantisch, aber gewöhnlicher, als Du Dir vorstellen magst!“

„Nein! Nein! Das ist nicht so gegangen!“ rief Cornelia. „Du wunderst Dich über die Leichtgläubigkeit der Leute — Du willst Gerüchte verwerfen und erzählst das platteste aller Gerüchte nach?“

„Denke das ja nicht!“ rief der Graf mit lächelnder Sicherheit. „Ich weiß recht gut, worauf ich mich stütze. Warum ließ sich der Mensch nicht in seiner Heimath blicken, da ihm ja von der Regierung die straffreie Rückkehr bewilligt worden ist?“

„Man hat ihm nicht Wort gehalten!“ warf Cornelia kurz und entschieden hin.

„Lächerlich!“ rief der Graf. „Nein, abgeschmackt! Ein Wortbruch der Regierung! Das kommt bei uns nicht vor! Ich habe jetzt, gerade jetzt vor meiner Abreise von Wien Gelegenheit gehabt, den Chef der hohen Polizei zu sprechen und eine Anfrage zu thun. Seine Amnestie ist und war nicht angetastet worden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort!“

„Seltsam! Seltsam!“ murmelte das Mädchen frappirt.

„Nimm Deinen Verstand zusammen,“ fuhr der Graf fort, „und sage mir doch, wie sich die Einziehung eines Menschen heute zu Tage Monate und Monate lang verheimlichen ließe? Mein Gott — in der Zeit der Eisenbahnen, der Telegraphen, der freien Presse — es ist daran gar nicht zu denken!“

„Freilich, freilich, Du magst Recht haben,“ murmelte Cornelia, wie zu einer halben Zustimmung gezwungen, vor sich hin.

„Ich habe den Polizeichef selbst gesprochen,“ wiederholte der Graf fest und bestimmt. „Ich berufe mich für mein Wort auf sein Wort und garantire dafür.“

Cornelia war verstummt und konnte keine Einwendung mehr finden, wie auch ihre Phantasie fern und nah nach irgend einer zu haschen strebte. Die Geschichte hatte an und für sich nichts Unwahrscheinliches und schien an Glaubwürdigkeit zu gewinnen, da sie ihr von ihrem Vater erzählt wurde, welchen sie jeder Heimtücke für unfähig und in dieser Sache für vollkommen unparteiisch hielt.

„Jetzt aber ist's Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben!“ sagte der Graf, indem er sich aus dem Fauteuil erhob und einen Blick auf die Uhr warf. „Es ist beinahe Ein Uhr und auf dem Lande gilt es früh aufstehen. Gute Nacht, Cornelia!“

Er küßte sie auf die Stirn.

---

## Zwölftes Capitel.

### Wie der alte Fürst Kronenburg den Plänen des Grafen entgegenkommt.

„Jetzt ist's Zeit, uns zur Ruhe zu begeben,“ hatte der Graf gesagt und damit das Signal gegeben, daß sich in der Brust seiner Tochter alle Zweifel entfesseln und die grausamsten Enttäuschungen einstellen sollten.

Der Eindruck, welchen die unerwarteten Nachrichten über Bruno auf Cornelia hervorgebracht, steigerten und vertieften sich erst recht, als sie in ihr Schlafzimmer gekommen war.

Soviel unerklärliche Thatsachen, eine solche Verschwörung von allen Seiten zusammenströmender Umstände, so viel Trug und berechnete Arglist mußten endlich den felsenfesten Boden des Glaubens, welchen Cornelia zu Bruno's Treue hatte, zu erschüttern beginnen.

Es giebt Zweifel, welche eine riesige Hebekraft besitzen und einmal angesetzt, von derselben Hand immer wieder rastlos gebraucht werden, welche sich anfangs entsetzt hatte, die fürchterliche Maschine nur mit dem Finger zu berühren.

Je länger Cornelia über alles Vernommene nachdachte, desto tiefer gerieth sie in das Labyrinth und je länger die schlaflose Nacht dauerte, desto verderblicher und nachhaltiger wurde die Wirkung des Giftes, das ihrer Liebe eingegeben worden war.

Der Morgen blickte schon durch die Vorhänge, als sie halblaut murmelte:

„War er nicht auch auf dem besten Wege, sich von Leonie bestricken zu lassen, wenn ich nicht gekommen wäre? War eigentlich der Verrath nicht

schon halb fertig? Die Männer sind eine elende Race!"

Mit solchen Gedanken versank sie endlich in einen kurzen, abgerissenen und unruhvollen Schlaf.

Als der Graf am folgenden Morgen die Spuren der nächtlichen Seelenkämpfe auf Cornelia's Gesicht wahrnahm, war ihm recht schwer um's Herz, aber er sagte sich, daß doch jetzt ein Einhalten und Gehenlassen aus einem schwächlichen und eigentlich verderblichen Mitleid entspringen würde. Er wankte nicht lange, sondern fühlte sich bald darauf in seiner Absicht bestärkt, auf sein Ziel klug aber rücksichtslos loszugehen, gleichwie ein Operateur, der einen großen Schmerz verursacht, nicht innehält, weil er weiß, daß es dem Kranken später zur Wohlthat wird.

Und so hatte sich der Graf entschlossen, seinen Aufenthalt in Enzdorf noch um ein paar Tage zu verlängern. Im Uebrigen war es keine sonderliche Liebhaberei von ihm, in der Nähe der sittenstrengen und überfrommen Fürstenfamilie zu verweilen.

Die Metternich-Gentz'sche Diplomatenschule, zu welcher Thieboldsegg gehörte, hatte die Eigenthümlichkeit, den Katholicismus als das höchste Staatsprincip hinzustellen, aber für sich selbst religiöse Indifferenz und ästhetischen Sinnengenuß in Anspruch zu nehmen. Das Volk sollte von Priestern gelenkt und von Jesuiten in noch tiefere Geistesnacht zurückgegängelt werden, aber die hohen Herren, welche von oben her den Glauben befahlen, hatten das Vorrecht, für ihre Person nichts glauben zu dürfen und sich untereinander in ihren Cirkeln ihrer religiösen Indifferenz sogar spöttisch rühmen zu können. Der Aberglaube war für die Masse, dagegen die Geistesfreiheit das Monopol des Haus-, Hof- und Staatskanzlers und anderer eximirten Granden und Hofherren.

In diesem Decennium, zwischen 1850 — 1860, war es anders geworden. Da hieß es, der Höchste müsse auch der Frömmste sein. Kirchenbesuch, Messehören, Theilnahme an Wallfahrten und Processionen waren nicht mehr allein für Bauern und alte Weiber vorgeschrieben, sondern officieller Ton und unerläßliche Bedingung, um seine Laufbahn zu machen. Früher hatte es gegolten, Nichts gegen die Religion zu thun, gegenwärtig Alles zu thun, um sie wenigstens zur Schau zu tragen.

Der Graf, der sich durch diese neueste Zeitanforderung äußerst genirt fühlte, entzog sich heimlich den religiösen Ceremonieen, wo er nur konnte. Sonderbar genug, daß ihm die Heuchelei, die ihn übrigens so treu durch's Leben begleitete, auf dieses Gebiet nicht folgen wollte. . . .

„Liebes Kind," begann der Graf zu seiner Tochter, nachdem er mehrere Briefe, die er während des Frühstücks geschrieben, gesiegelt und dem Diener zur Absendung übergeben hatte, „ich freue mich, Dir anzeigen zu können, daß es mir noch möglich sein wird, einige Tage in Enzdorf zu bleiben. Es ist mir dies ungemein lieb. Das Fürstenpaar hat immer eine mächtige Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Namentlich der alte Fürst, eine hochoriginelle, frappante, *in unserer* Alles nivellirenden Zeit eine seltene, typische Gestalt! Aus seinem Munde fällt nie eine süße Redensart, er bleibt streng geschlossen, aber, wenn der ein gutes Wort herausläßt, folgt ihm die gute entsprechende That gewiß! Es ist ein Charakter, vor welchem ich alle Verehrung empfinde. Und was meinst Du über die alte Fürstin?"

„Ich kenne sie zu wenig, um sie beurtheilen zu können," erwiderte Cornelia ganz zerstreut. „Unsere Gespräche waren so einseitig, jederzeit kurz und bewegten sich lediglich um fromme Dinge. Vielleicht ein Zufall. Ich möchte ihr nicht Unrecht thun — aber sie kommt mir wie eine alte Betschwester vor."

„Sie ist wohl sehr religiös," sagte der Graf, „äußerst religiös. Aber da ist Nichts Schein, Alles Kern, tiefinnere Ueberzeugung, nebenbei das beste, wohlwollendste Herz! Wo ein Unglück ausfindig gemacht wird, da springt sie hin, um offen oder geheim zu helfen. Ihr Leben ist den Anderen geweiht, für sich hat sie keine Sorge! Ich achte sie hoch! Eine irdische Madonna allen Leidenden!"

„Vater," sagte Cornelia, welche nur mit halbem Ohre zugehört hatte, „mir hat vor dem Schlafengehen unser gestriges Gespräch noch lange nachgeklungen. Weißt Du vielleicht auch den Namen der Frau, welcher der Bruder des Rittmeisters —"

„Nein, nein," gab der Graf rasch zur Antwort, „wiewohl ich ahnen, errathen kann."

„Mich interessirt es ohnehin weiter nicht," bemerkte Cornelia, ihre Nichtbefriedignng verbergend.

„Das versteht sich," sagte der Vater und fügte im Tone schmeichlerischen Wohlwollens hinzu: „Da wir von Kronenburg sprechen, fällt mir etwas ein. Ich muß eine Frage an Dich richten, mit welcher ich Dich seit langer, langer Zeit nicht mehr belästigt habe —"

Cornelia schlug die Augen lebhaft empor, sie errieth die Frage.

„Antworte mir," fuhr Thieboldsegg fort, „offen, zwanglos und frei, wie es dem Verhältnisse zwischen Vater und Tochter geziemt. Du hast Dich bis zum heutigen Tage nicht zu beklagen, daß ich meine väterliche Autorität mißbrauche und weißt auch, daß Du es nie zu befürchten hast. Sage mir offen, wie Du jetzt zu Hugo stehst?"

Cornelia sah ihren Vater ernst, groß an, dann erwiderte sie ruhig:

„Sehr freundlich! Ich war hier in Enzdorf viel mit ihm beisammen und habe eine weit bessere Meinung von ihm gewonnen."

„Das entzückt mich!" rief der Graf, sie leicht umarmend.

„Ueberschätze nur nicht," sagte Cornelia bedeutsam, „was ich damit gesagt habe. Du wirst wissen, daß er in meinen Augen einst einer der unerträglichsten Menschen war."

„Wie hast Du ihm Unrecht gethan!" rief der Graf laut. „Du mußt ihn nur näher kennen. Der Rest Deiner Vorurtheile muß schmelzen. Und von seiner Leidenschaft hast Du ihm nichts angemerkt?"

„Wohl," flüsterte Cornelia, wie Jemand, der mit Widerwillen etwas bestätigen muß.

„Da sieh," rief der Graf, „ob ein Wort von

dem, was ich darüber vor Deiner Abreise nach Enzdorf gesprochen, übertrieben war! Hugo liebt Dich und Deine Liebe könnte Alles über ihn vermögen!"

„Vater," rief Cornelia, ohne daß der Affect, in welchen sie plötzlich gerathen war, entscheiden ließ, welchen Anklang oder welche Mißbilligung das Gespräch bei ihr fände.

„Ich zwinge Dich zu Nichts," sprach der Graf sanft. „Das sei fern von mir! Ich suche Dein Glück zu begründen, nicht das meinige!"

„Ich weiß es, ich weiß es," rief Cornelia plötzlich in großer Bewegung, an seine Brust sinkend. „O könnte ich — vermöchte ich es — ich weiß ja eigentlich nicht mehr, was ich will! Du bist der beste, der herzlichste der Väter, ich wollte Dir gern, von Herzen gern Deinen Willen thun! Ich weiß kaum selbst mehr, warum ich zaudere, warum ich Bedenken trage! Ich möchte Dir gern jede Regung meiner Seele gestehen und allen Kummer, den ich trage, vor Dir ergießen, aber ich begreife die Macht nicht, die mich daran hindert, so oft ich den Versuch mache. . . . Vater, ich mache mir Vorwürfe, ich erschrecke darüber, wie unaufrichtig ich gegen Dich gewesen bin — aber mir geschieht nur Recht, wenn mir die pflichtwidrige Verheimlichung zu einer Last geworden, welche mich im Stillen erdrückt! Ich möchte reden — aber es ist zu spät — ich habe das Vertrauen, daß Du mir geholfen hättest, daß Du mir beigestanden wärst — so daß ich jetzt nicht so trostlos beladen dastände — aber heute, heute ist es zu spät."

Thränen erstickten den Ausbruch ihrer Klage, sie hing noch lange stumm weinend, wie ein Kind an des Vaters Brust.

Der alte Diplomat fühlte sich von einem geheimen Schauer der Rührung durchrieselt. Er kämpfte mit sich und fragte sich, ob er den Ausbruch des Geständnisses, welches seine Tochter abzulegen auf dem Wege war, begünstigen oder unterdrücken solle. Es siegte die Politik über sein Herz und er hob wieder an:

„Kind, Du rührst mich! Es ist mir schrecklich, Dein Auge feucht zu sehen, aber die Ursache, welche Dir diesmal die Thränen erpreßt, ist es mir nicht —"

„O, Vater!" unterbrach ihn die Tochter mit einem neuen Anlaufe.

„Ich weiß, ich errathe," fuhr der Graf, ohne sie ausreden zu lassen mit Absicht rasch fort. „In Deinem wohl schönen, aber noch phantastischen Alter begreift sich leicht Alles! Ihr, Mädchen, seid von so unbestimmter Sehnsucht voll!" — Cornelia schüttelte verneinend das Köpfchen und wollte sprechen, aber der Graf vereitelte es, indem er noch lebhafter weiter redete: „Ihr seid voll von Idealen, Eure Hoffnungen und Träume gehen in's Unbegrenzte, Ihr streckt mit Vorliebe die Arme nach dem Unmöglichen aus! Das höchste irdische Glück steht freilich einem jeden goldenen Traume weit nach, hat aber den unendlichen Vorzug einer wirklichen Existenz! So nüchtern ist selten ein weibliches Auge, daß es den Freier, welcher vor ihm erscheint, mit unbefangener Prüfung betrachten und nicht mit einem fremden, also ungerechten Maßstabe messen würde. Lange geschaute Phantasiebilder stehen im Wege und müssen erst weichen. Auch Du, mein Kind, wirst und mußt eine Gedankenwelt haben und beim Heraustreten auf den Boden vernünftiger Wirklichkeit erschrecken. Verlange daher nicht von Hugo, daß er so sei, wie er nicht ist, sondern nimm Dir die Mühe, die Züge, welche ihm eigen sind, anzusehen und zu erkennen, dann weiß ich, daß es meines Zuredens nicht bedarf, um seine leidenschaftlichen Werbungen bei Dir durchzusetzen."

„Vater," erwiderte Cornelia mit der Niedergeschlagenheit einer düster aufgeregten Stimmung, meine Phantasiewelt ist so arm, so erbärmlich arm geworden, daß es mir gleichgültig scheint, welchen Mann man wähle! Mir ist alles Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen. Ich stelle mir jetzt im Gegentheil zu früher vor, daß Jemand, welcher wenig verspricht, mehr halte und dem blendenden Helden vorzuziehen sei, welcher uns stürmisch das Vertrauen zu entreißen versteht und dasselbe dann zu Schanden macht! In der Gesellschaft wimmelt's von solchen Beispielen." . . .

„Dahinter steckt eine feine Beobachtung," sagte der Graf, dem diese verzweifelte Gedankenströmung willkommen war, in beifälligem Tone.

„Ich gebe Dir die Versicherung," fuhr Cornelia fort, „daß ich so denke, wie ich spreche, aber da drängt sich mir die Frage auf, warum ich eigentlich bei diesen Ansichten mein künftiges Loos der Unverläßlichkeit eines Mannes anheimgeben soll?"

„Du siehst zu schwarz, wie Andere zu hell," gab der Graf zur Antwort. „Ein Mann, welcher von Dir nicht ermuthigt, eher zurückgewiesen und beleidigt, Dein Bild jahrelang im Herzen trägt, muß eine ehrenvolle Ausnahme bilden. Er hat die Stetigkeit und Ausdauer seiner Neigung in einer langen und harten Probe bewährt. Hugo —"

„Es ist wahr," fiel Cornelia ihm in's Wort. „Ich habe ihn verletzt, ignorirt — sogar verachtet. Woraus schöpft er solche Liebe, solche Geduld? Hätte ich ihn mit aller Selbstaufopferung aus allen möglichen Gefahren geführt, ihm das Leben gerettet und noch das Herz dazu geschenkt — ja, dann könnte ich solche unerschütterliche Anhänglichkeit begreifen — und doch könnte ich nach dem Allem auch seinen Undank und jede Art von Verrath begreifen!"

„Oho!" rief der Graf. „Du sprichst seltsam! Undank ist freilich nur zu oft der Welt Lohn, und doch muß es auch Edle und Dankbare geben, denn wahrlich, die Undankbaren hätten dieses Sprichwort nicht erfunden! Doch lassen wir das! Ich dränge Dir keinen Mann auf. Es ist Deine Sache, Hugo zu verwerfen oder in Gnaden aufzunehmen. Ueberlege aber und prüfe. Diese Hand ist frei —" er hatte Cornelia's Hand ergriffen und streichelte sie freundlich, „ich denke gewiß nicht daran, sie unwürdig zu verschleudern, ich weise nur auf Dein Wohl freimüthig und gewissenhaft hin!"

Nach dieser Unterredung, welche Cornelia so bedeutsam umgestimmt gezeigt hatte, durfte der Graf mit seinem kecken und intriguenvollen Vorgehen ge-

wiß zufrieden sein. Er konnte sich der Hoffnung hingeben, daß der fortgesetzte Druck, bald leiser, bald stärker ausgeübt, in kürzester Zeit den beabsichtigten Erfolg herbeiführen werde.

Gleichzeitig, während diese Scene auf dem Zimmer des Grafen vor sich ging, hatte der alte Fürst seinen Sohn in sein Arbeitszimmer hinaufgerufen, obwohl die Antichambre von einem Audienzen suchenden Haufen ganz belagert war.

Es war ein enges Gemach, in welches Hugo eintrat, das durch die dunkelrothen Tapeten, die immer zugezogenen Gardinen, die schwarzen Ebenholzmöbel den Eindruck finsteren Ernstes machte. Ein dicker wolliger Teppich von dunkler Farbe bedeckte den ganzen Boden und machte jeden Schritt unhörbar. Kostbare Schwerter und einzelne Rüstungsstücke waren rechts und links an der Wand in Gruppen geordnet, ein Schrank mit prachtvollem Schnitzwerk enthielt die, wie es schien meist aus alten Büchern bestehende Handbibliothek, während einzelne Folianten nebst Papieren und Acten auf den Tischen, von reicher Mosaikarbeit, herumlagen.

Nicht viel anders mochte das Wohnzimmer eines alten gelehrten Cardinals im Mittelalter ausgesehen haben.

Der alte Fürst saß vor einem Secretair, über welchem eine alt-byzantinische, von sieben Schwertern durchbohrte Mutter Gottes, in einem breiten, vergoldeten Rahmen eingefaßt, hing, und sah noch strenger und finsterer als gewöhnlich aus.

„In wie viel Tagen," fragte der Vater kurz und gemessen, „hast Du Deine Reise nach St. Petersburg anzutreten?"

„O, dahin ist's noch weit," erwiderte der Sohn, in der ihm eigenen nonchalanten Weise. „Inzwischen kann sich noch mancherlei ändern."

„Es soll sich nichts ändern," sagte der alte Fürst kurz, mit einem bedeutungsvollen Ernst.

„Du ahnst nichts!" rief Hugo, ohne die Worte und Mienen des Vaters auf seine liebesselige Stimmung influenciren zu lassen. „Es ensteht sogar die Frage, ob ich überhaupt nach Petersburg gehe."

Er lachte.

„Du irrst," versetzte der alte Fürst, die Stirn runzelnd. „Ich habe Dich hergerufen, um Dir zu erklären, daß Du noch heute, ehe es Abend geworden, abgereist sein mußt, und solltest Du vorerst kein anderes Ziel haben, als Enzdorf zu verlassen."

„Was ist das?" rief Hugo unermeßlich erstaunt, und konnte kein Wort mehr vorbringen.

„Du hast meine Ordre gehört und dabei bleibt es!" sagte der Fürst.

„Aber — ich begreife nicht," stotterte Hugo während er vergeblich nachdachte, welcher seiner Streiche dem Vater nachträglich zu Ohren gekommen sein könne und ihm die Ungnade desselben zuziehe. „Du jagst mich ja gerade so fort, wie wenn ich etwas angestellt hätte?"

„Wenn ich noch hinzufüge," sagte der alte Fürst in demselben strengen Ernst, der eher wuchs, als abnahm, „daß Du vor Deiner Abreise weder dem Thieboldsegg, noch seiner Tochter Adieu sagst, ja jede Zusammenkunft mit einem von Beiden vermeidest, wird Dir Alles klar geworden sein, daß Du Dir alle weiteren Anfragen ersparen kannst."

„Jetzt verstehe ich erst recht nichts!" rief Hugo mit einem Erstaunen, das die höchste Verblüffung erreichte. „Ich falle aus den Wolken."

„Wenn Du meine Absicht noch immer nicht verstehst," erwiderte der alte Fürst mit Achselzucken, „so gehorche meinem Befehle und reise mit Gott."

„So dumm bin ich am Ende doch nicht," rief Hugo, „daß ich nicht merkte, wo das hinaus soll, aber warum ich so schnell verschwinden und gleichsam durchbrennen soll, darüber zerbreche ich mir den Kopf umsonst!"

„Du weißt jetzt eben genug," erwiderte der alte Fürst trocken. „Die Zeit wird nicht ausbleiben, wo Du die Gründe meiner Ordre erfahren und mir für die bewiesene Vorsorge Deinen Dank abstatten wirst!"

„Mir dreht sich der Kopf!" rief Hugo. „Als ich halb und halb gegen diese Heirath war, hast Du mich dazu gezwungen. Jetzt, da ich soweit gekommen bin, daß Alles so gut wie in's Reine gebracht ist, befiehlst Du mir, Kehrtum zu machen. Das reime zusammen, wer kann!"

„Durch die Worte selbst, die Du jetzt gesprochen," versetzte der alte Fürst, „beweisest Du, wie sehr Du noch immer der väterlichen Leitung und Ueberwachung bedarfst. Wenn ich Dich dahin gehen ließe, wo Du hineintappen willst, würdest Du erst an Umkehr denken, wenn Du in der Falle lägst. Kurz und gut! Aus der Heirath mit Thieboldsegg Tochter kann nun und nie etwas werden!"

„Das aber wirst Du nicht leugnen," entgegnete Hugo, „daß ich dabei, so zu sagen, zum Narren gehalten werde. Ich bin in das Mädchen rasend verliebt —"

„Ich kann Dir nicht helfen," sprach der alte Fürst. „Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt weiß —"

„Aber, mein Gott," unterbrach ihn der Sohn ganz verzweifelt, „wie soll ich Dein Benehmen bezeichnen? Du nimmst den Thieboldsegg auf's freundlichste auf, Du siehst mich Cornelien auf Schritt und Tritt nachlaufen, Du duldest, ja Du begünstigst es scheinbar —"

„Hätte sich Thieboldsegg rühmen sollen," fuhr der Fürst sich stolz emporrichtend auf, „daß er den Erben eines Hauses, wie das unsrige, einen Kronenburg als Schwiegersohn zurückgewiesen, und ist es nicht vielmehr in der Ordnung, daß wir, endlich von seinem vieljährigen Doppelspiel ermüdet, ihn fahren lassen und ihm den Fußtritt geben?"

„Du irrst Dich in ihm," protestirte Hugo mit warmer Theilnahme für den Grafen. „Niemand hat eifriger als er diese Verbindung gesucht und erstrebt. Niemand wäre unglücklicher als er, wenn sie nicht zu Stande käme. Ich bin Zeuge seiner tiefen Zuneigung und Anhänglichkeit an Deine Person und wollte mich mit Jedem, der das Gegentheil davon behauptete, auf der Stelle schlagen!"

„Du kennst ihn schlecht," sagte der alte Fürst mit mitleidigem Lächeln. „Du hast den diplomatischen Cursus in der That nöthig, um Deine Menschenkenntniß zu vermehren! Thieboldsegg mich lieben!

Lächerlich! Er haßt mich vielmehr, verachtet mich eher wegen meiner Bigotterie, wie er es nennt! Doch nicht aus diesem Grunde sind wir von heute an geschiedene Leute. Frage nicht weiter und reise in Gottes Namen!"

„Das wäre recht schön," meinte Hugo, „wenn ich nur beim Einsteigen in den Wagen mit einem Schlage auf meine Brust auch meine Liebe todtschlagen könnte."

„Plappere nicht so thöricht!" rief der Fürst mit finsterer Ungeduld. „Das Mädchen ist Deiner unwürdig, ehrvergessen, aus der Art geschlagen —"

„Das muß Dir," fuhr es aus Hugo heraus, „irgend ein gemeiner Lump eingeblasen haben, den ich—"

„Ruhig!" herrschte ihn der Vater an. „Es ist gleichgültig, ob die Röhrenleitung von Eisen oder Gold, wenn sie nur das Wasser der Wahrheit ungetrübt bringt. Ich habe Beweise, zerschmetternde Beweise! Darauf kommt Alles an! Das Mädchen ist in meinen Augen gerichtet. An dem Tage, an welchem ich es in unsere Familie eintreten lasse, werde ich auch Carola's Schmach vergessen und dieses Geschöpf, dessen Namen ich aus meinem Gedächtniß tilgen möchte, feierlich aus der Fremde abholen und Deiner Mutter in die Arme legen!"

„Cornelia!" rief Hugo ganz bestürzt. „Hoffentlich habe ich ein Recht, zu erfahren, wessen man sie anklagt?"

„Ganz wie Carola," murmelte der Fürst im Cabinet auf- und abgehend, vor sich hin, „ganz wie Carola! Was zu dem Vergleiche noch fehlt, wird noch die nächste Zeit bringen und hinzuthun, verlasse Dich darauf. Wir werden vom alten Thieboldsegg getäuscht, schändlich getäuscht; er weiß um Alles! Er will Dir die Entartete anhängen und seine häusliche Schmach mit dem reinen Glanze unserer Fürstenkrone überkleiden! Das kann mir geschehen! Mir! Bei dem Gedanken muß sich Dein Herz mitempören und die unwürdige Liebe weit von sich, weit in den Staub schleudern!"

„Ich bin außer mir!" rief Hugo, der in seinen Ansichten ganz irre geworden war, denn der Glaube mußte in ihm Eingang finden, daß die ernsten und bestimmten Erklärungen seines Vaters nicht so ganz aus der Luft gegriffen sein konnten. „Kannst Du diese Behauptungen verbürgen?"

„Meine Hand darauf!" sprach der Vater, die Rechte seinem Sohne reichend. „Carola, Carola! Du weißt genug!"

„Das hätte ich nie geglaubt!" sagte Hugo, den Kopf niedergeschlagen hängen lassend. „Bin ich denn noch immer ein solcher Vertrauensgimpel?"

„Du wirst mehr hören, lieber Hugo," sagte der alte Fürst, seinem Sohn freundlich auf die Schulter klopfend. „Jetzt gehe zur Mutter hinüber; sie weiß Alles, billigt, wie sich von selbst versteht, Alles. Wie bemerkt, Du weichst sogar dem Grafen aus, sollte Dir ihn aber der Zufall, den ich nicht herbeiwünsche, in den Wurf bringen, so nimm Dich zusammen, zeige keine Schwäche, kehre ihm den Rücken und entferne Dich mit einer verachtungsvollen Demonstration."

„Ich muß gestehen, daß mir der Kopf wirbelt," sagte Hugo im Abgehen, während sich der gewaltige Umschlag in seinem Innern schon stärker und stärker geltend machte.

„Mein Sohn," sagte der alte Fürst, Hugo nachgehend und ihn an der Thür aufhaltend, „ich bin für das Opfer, daß Du mit so männlichem Muthe Deiner und unserer Ehre zu bringen im Begriffe stehst, nicht blind und taub; ich werde es zu schätzen wissen. Ich stelle Dir frei, wohin Du vorerst gehen willst."

„Am liebsten gleich nach St. Petersburg," gab der Sohn nach einigem Nachdenken zur Antwort. „In dem großartigen Leben einer Stadt, welche noch obendrein für mich den vollen Reiz der Neuheit hat, wird es mir am leichtesten gelingen, mir diese ganze Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen! Es fängt aber auch eine Wuth gegen diesen Thieboldsegg sich in mir zu regen und zu rühren an, daß ich meine Verblendung von vorhin gar nicht begreife..."

Er ging zur Thür hinaus. Der alte Fürst begab sich wieder an seine Tagesgeschäfte.

Graf Thieboldsegg, der Hugo im Laufe des langen Morgens von Augenblick zu Augenblick sehnsuchtsvoll erwartet hatte, fand es wohl auffallend, den jungen Fürsten weder bei sich, noch bei Cornelia erscheinen zu sehen. Er hatte sich sogar schon einige Mal aufgemacht, um ihn aufzusuchen, aber ihn nirgends gefunden.

In dieser beständigen Erwartung, welche zwar eine spannende war, aber nichts im geringsten Beunruhigendes für ihn hatte, war die Zeit zur Mittagstafel zu gehen gekommen.

Die Tochter am Arm war er im Speisesalon erschienen.

Obwohl es draußen noch heller Tag, war hier Alles schon wie für die Nacht hergerichtet. Die Fensterladen waren fest geschlossen, die schweren doppelten Damastvorhänge aus ihren vergoldeten Spangen gelöst. Die Kerzen an den Wandleuchtern waren angesteckt und auf der Tafel funkelte, von mindestens zwanzig Wachskerzen beleuchtet, das schwere alte Silbergeschirr, von welchem sicherlich schon mancher berühmte Potentat gespeist.

Ein unheimlicher Ernst herrschte auch hier und nicht nur auf den Gesichtern der alten grauhaarigen Diener, die mit Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen wie zu einer feierlichen Ceremonie herumstanden.

Der alte Fürst, von einer Gruppe von Gästen umgeben, mit welchen er eifrig conversirte, sah den Grafen von weitem kommen und nickte ihm wie gewöhnlich auf gemessene steife Weise entgegen.

Da der Graf den jungen Fürsten auch sogar hier nicht traf, näherte er sich nach einer Weile dem alten Kronenburg, welcher eben ganz gelegen stand und fragte auf das argloseste:

„Wo steckt denn heute unser Hugo? Ich vermisse ihn —"

„Er ist nach St. Petersburg abgereist," gab der Fürst mit entsetzlicher Ruhe zur Antwort.

„Beinahe sollte man es meinen!" warf der Graf

hin, welcher der erhaltenen Antwort einen nur humoristischen Sinn beilegte.

„Nein, nein, im Ernst," versicherte der alte Fürst und fügte mit einem zwar gelassenen, aber feindseligen Tone hinzu: „Sie hätten mir eine große Verlegenheit erspart, wenn Sie die Frage nicht gestellt hätten — am Ende auch Ihnen selbst! Mein Sohn ist hinter Ihr Gaukelspiel gekommen und denkt mit Entrüstung daran. Ich billige sein Betragen vollkommen!"

Wie von einem Blitzstrahle aus heiterem Himmel betäubt, stand der Graf noch da, als sich der alte Fürst entfernte und im Begriff war, mit seinen Gästen zur Tafel zu gehen. Er hatte aber noch Zeit, seiner Tochter einen Wink zu geben und mit ihr eilig den Saal zu verlassen.

„Wir müssen auf der Stelle abreisen," sagte er draußen auf dem Corridor zu Cornelia. „Mach' Dich zurecht!"

Ohne einer ihrer Fragen Rede zu stehen, eilte er in den innern Hofraum hinab, um seinen Leuten die Ordre zur Abreise zu ertheilen.

Als er auf dem Rückwege rasch um eine Ecke bog, kam ihm ein Mann in den Wurf, welcher offenbar die Absicht hatte, ihm auszuweichen, aber von ihm erkannt und scharf in's Auge gefaßt, stillstehen bleiben mußte.

Es war Burda.

„Was machen Sie hier?" fragte der Graf, dem unheimlichen Gesellen nicht ohne eine böse Ahnung und Vermuthung in die Augen blickend.

„Ich bin so glücklich," gab der Spion zur Antwort, „bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Kronenburg Gnade gefunden zu haben, so daß es mir nicht schwer fallen wird, durch seine Verwendung eine feste Anstellung zu erlangen. Aufrichtig gesagt, ich habe mich schon längst nach einem soliden Geschäfte gesehnt. Die handwerksmäßige Angeberei habe ich wirklich für immer satt, ich habe nicht das Herz dazu, denn, sehen Sie, Excellenz, ich bin, mit einem Worte, zu gemüthlich ..."

„Es würde mich wahrhaft freuen," erwiderte der Graf, „wenn es wahr wäre, daß Sie wirklich kein solcher Spitzbube sind, wie ich meine."

Er ließ ihn stehen und flog treppauf. Ihm schien nun Nichts näher zu liegen, als daß sein ehemaliger Spion die Waffen gegen ihn gekehrt habe.

Eine Stunde später war der Graf mit seiner Tochter auf der Rückreise nach Wien.

---

## Dreizehntes Capitel.

**Läßt Blicke in das Proceßmaterial von Pesth thun.**

Obwohl inzwischen die Untersuchung gegen Bruno Haldenried mit militairischem Eifer fortgeführt worden war, nahm sie dennoch einen verhältnißmäßig langsamen Fortgang. Die bisherige Haltung des Angeklagten, welche nicht einmal den juridisch nöthigen Nachweis möglich machte, daß er überhaupt je in Kraßnitz gewesen, und die große Entfernung des Schauplatzes, auf welchem das in Frage stehende Verbrechen verübt worden war, drohten den Proceß in die Länge zu ziehen und beinahe aussichtslos zu machen, als plötzlich durch das freiwillige Auftreten des Grafen von Thieboldsegg ein Wendepunkt eintrat, welcher den Untersuchungsrichtern höchst erwünscht war, aber dem Angeklagten höchst verhängnißvoll werden konnte.

Letzteres Factum ist bereits aus der Erzählung des Rittmeisters Haldenried nach dessen Rückkehr von Pesth bekannt; eben so klar liegen die Motive, welche den Grafen dabei geleitet, vor.

Es wird jetzt an der Zeit und am Platze sein, den neuen Boden, auf welchen Bruno gedrängt worden war, zu betreten und dem Leser die nächsten Resultate vor die Augen zu führen, indem die Darstellung derselben das Ergebniß der unmittelbar daraufhin vorgenommenen Verhöre zusammenfaßt und ein kurzes, aber wesentlich genaues Gesammtbild aufstellt.

Es war für Bruno keine kleine Ueberraschung, als ihm gleich beim Eintreten in den Gerichtssaal vom Vorsitzenden eröffnet wurde, daß nunmehr endlich sein Aufenthalt im Schlosse zu Kraßnitz eine von unverwerflichen Zeugen sichergestellte Thatsache sei, durch deren fernere Ableugnung der auf ihm ruhende Verdacht nicht hinweggeräumt, sondern im verstärkten Maße gegen ihn erhoben werden müsse. Diese Eröffnung war gleichzeitig von der Anführung von Daten begleitet, welche keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daß die Angaben aus dem Munde einer eingeweihten und ihm nicht unbekannten Person stammten.

Sein erster Gedanke fiel auf den alten Koß. Der Kreis war so eng, in welchem er zu wählen hatte, daß kaum eine andere Annahme möglich schien. Bruno hatte eigentlich nicht Unrecht dabei, denn daß der Graf erst von Leonie aufmerksam gemacht worden war, ehe er an die Ausforschung des alten Kammerdieners gegangen, konnte er nicht voraussetzen. Für eine solche Verrätherei schien ihm Leonie nicht tief genug zu stehen.

Koß war der rechte Mann, dessen Engherzigkeit und Kleinmuth sich irgendwo verplappert oder zu Geständnissen hatte erpressen lassen. Nur von ihm allein konnte auch all das Detail der Angaben, welche der Vorsitzende specialisirt hatte, ausgegangen sein.

„Ja, ich habe mich im Kraßnitzer Schlosse aufgehalten," hob Bruno, seine neue Lage acceptirend, mit ruhigem Muthe an. „Ich habe es nicht geleugnet, weil ich eine Schuld zu verhehlen habe, sondern weil ich fest entschlossen war, jene Hand, welche mich beschützte, für ihre edelmüthige That keiner Verantwortung auszusetzen. Ich habe es, wie ich nun erfahre, nicht verhindert, aber mir fällt dabei wenigstens nicht meine Schwäche und mein Undank zur Last."

„Diese Erhebung hatte," entgegnete der Vorsitzende, „für das Gericht an und für sich keinen Werth. Sie wäre nur nöthig, um Sie auf den

Weg zu bringen, daß Sie alle Vorgänge mit allen Umständen dem Gerichte bekannt machen, welche zwischen Ihrem heimlichen Entweichen aus dem gräflichen Schlosse bis zu Ihrem Uebertritt der österreichischen Grenze liegen."

„Diese Begebenheiten sind schon alt," ergriff Bruno das Wort, „aber ich fürchte nicht, daß ich bei ihrer Erzählung von meinem Gedächtniß im Stich gelassen werde, denn jede Minute jener Nacht hat sich mir mit ihrer qualvollen Unruhe wohl für mein ganzes Leben eingebrannt. Ich beginne. Der Zeuge, welchem das Gericht die neuesten Enthüllungen über mich zu verdanken hat, wird bestätigen, daß ich mein Asyl nur kurze Zeit benutzen wollte und schon am zweiten oder dritten Tage die Weiterreise anzutreten gesonnen war. Dieser Entschluß, dessen dringende Nothwendigkeit nicht weiter erklärt zu werden braucht, wurde nur aus Gründen der Vorsicht hinausgeschoben, ohne daß ich ihn auch nur einen Augenblick lang vergaß. Mein Asyl war ja nicht so ruhig und sicher, daß ich mich der Sorge entschlagen konnte, dort überrascht und entdeckt zu werden. Für einen solchen extremen Fall hatte ich zwei Auswege für meine Flucht aufgefunden, von deren einem ich bei meinem schließlichen Entweichen Gebrauch machte."

„Durch welchen äußeren Anlaß," unterbrach ihn der Vorsitzende, „wurden Sie zur Ausführung Ihrer Flucht gedrängt?"

„Ich war nicht eben, was man so nennt, gezwungen," erwiderte Bruno, „in jener Nacht das Schloß zu verlassen. Ich hielt die Gelegenheit für günstiger als bisher und hatte den plötzlichen Einfall sie zu benützen."

„Sie sind also aus freiem Entschlusse gegangen?" sagte der Vorsitzende. „Da muß es auffallend erscheinen, daß Sie Niemand Ihre Absicht zuvor vertraut haben. Der alte Kammerdiener Koß war kurz vor Ihrem Verschwinden bei Ihnen. Man kann nicht begreifen, warum Sie jede fremde Mithülfe verschmäht haben sollten!"

„Ich hielt zwar Mithülfe für nützlich," erwiderte Bruno, „aber nicht für möglich. Was Koß betrifft, so hätte mir sein Mitwissen eher geschadet als geholfen, denn er ist ein ängstlicher und verzagter alter Mann. Wenn ich mich recht entsinne, stand nicht einmal mein Entschluß zu fliehen, fest, als er sich bei mir befand. Wie ich mich erinnere, kamen meine ersten ernsten Fluchtgedanken zum Ausbruch, als aus dem Marktflecken ein ungewöhnlicher Lärm zu mir heraufdrang, welchen ein Brand in einer benachbarten Ortschaft veranlaßt hatte. Als ich, an's Fenster tretend, den mächtigen Feuerschein am Westhimmel sah, war ich im Nu marschbereit, um den Tumult zu benutzen, welcher in Kraßnitz zu herrschen schien. Das Thürschloß der Wendeltreppe, welche aus dem alten Schlosse in den bewohnten Theil des Gebäudes und von da in's Freie hinausführte, verstand ich auch ohne den Besitz eines Schlüssels zu öffnen. Ich hatte nämlich schon früher, auf einen ähnlichen Fall gefaßt, in einem müßigen Augenblick die Erfahrung gemacht, daß sich das Schloß durch einen energischen Daumendruck von innen zurückschieben und öffnen lasse. Nachdem ich so viel als möglich alle Spuren meiner bisherigen Anwesenheit hinter mir vertilgt hatte, brach ich auf und gelangte auf dem bezeichneten Wege unbemerkt in's Freie. Die Nacht war sternenhell. In der Schloßallee angekommen, war ich unentschlossen, wohin ich meine Schritte lenken solle, da ich vollständig ortsunkundig war. Ich hielt es daher für das Sicherste, vorerst in die Mitte des Marktfleckens hineinzugehen und mich dort, wo meine Erscheinung im Haufen zusammengelaufener Menschen am wenigsten auffallen könne, über die einzuschlagende Richtung zu erkundigen. Ehe ich auf den Marktplatz hinabgelangt war, hatte sich der Feuerschein am Himmel fast verloren und ich sah überall Gruppen von Leuten zusammenstehen, während schon gleichzeitig von der Richtung der Brücke her die Volksmenge zurückzuströmen begann. In der Absicht, einige Nachfragen zu riskiren, war ich vor einem Eckhause stehen geblieben. Es war ein Wirthshaus, wie ich auf den ersten Blick bemerkte, dessen Namen ich aber nicht anzugeben vermag. Da kam ein Gensd'arm an mir vorüber, fixirte mich, als ob er mich schon anreden wollte, ging aber weiter, nicht jedoch ohne sich noch ein paarmal nach mir umgesehen zu haben. Ich zog mich unwillkürlich in den Flur des Wirthshauses zurück, um seinen Augen zu entschwinden, falls er gleich wieder zurückkehren sollte. Dort kam mir eine bejahrte Person, welche ich für die Kellnerin halten mußte, mit einem Licht entgegen und fragte mich kurz, was ich wolle. Ich erwiderte, daß ich hier übernachten möchte. Ich folgte ihr in die Wirthsstube, welche schon von allen Gästen verlassen war und nachdem ich mich auf ihre Aufforderung in's Fremdenbuch eingeschrieben, wurde mir ohne weiteren Anstand die Schlafstube angewiesen."

„Welchen Namen," fragte der Inquirent, „haben Sie in's Fremdenbuch eingetragen?"

„Darauf entsinne ich mich nicht recht," gab Bruno zur Antwort, „doch weiß ich ganz bestimmt, daß ich mich für einen Sparcassenbeamten ausgegeben habe. Ich begab mich hinauf in das obere Stockwerk. Ein ganz junges, etwa vierzehnjähriges Mädchen leuchtete mir voran. Als mir die Stube geöffnet wurde, bemerkte ich auf der nächsten Thür eine elegant aussehende Visitenkarte, welche dort angeheftet war und den Bewohner bezeichnete. Ich trat näher und las:

Julius Werner
k. k. Oberlieutenant.

Mein Erstaunen war unermeßlich, aber ich gab es nicht kund und trat in meine Stube, um ein Gespräch mit dem Mädchen anzuknüpfen."

„Kannten Sie Julius Werner?" fragte der Richter.

„Ich kannte ihn," versetzte Bruno. „Ich habe ihn in Wien vor dem Ausbruche der Octoberrevolution im Jahre Achtundvierzig mehrmals gesprochen. Näher kannte ich ihn eigentlich nur durch die Berichte meiner Freunde und Gesinnungsgenossen, weniger durch meine eigenen Beziehungen. Von dem Mäd-

chen, welches nur sehr nothdürftig deutsch sprach, erfuhr oder errieth ich vielmehr etwa Folgendes: Sie sagte, daß Werner seit einigen Tagen da sei und bald wieder abreisen werde, daß er in der Regel erst nach Mitternacht heimkomme und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Ich ließ mir nun sein Aussehen so genau als möglich beschreiben, denn ich konnte den Sprung nicht vermitteln, daß der ehemalige Barricadenkämpfer ein kaiserlicher Soldat geworden sei. Die Personsbeschreibung stimmte überein, konnte aber doch nur allzu vage sein, um mir die volle Sicherheit zu gewähren. Die Sache war für mich von der größten Wichtigkeit. Ich war überzeugt, daß ich an Werner, wofern dieser wirklich mein Wiener Bekannter sei, einen Freund in der höchsten Noth gefunden, welche Veränderungen auch an seinem äußeren Schicksale vorgegangen sein möchten.

Als ich allein war und im vollen Anzuge auf's Bett geworfen, weiter darüber nachdachte, hörte ich Jemand die Treppe hinaufeilen und bald war kein Zweifel, daß es dem deutlich vernehmlichen Säbelgeraffel nach, Werner sein müsse. Ich sprang rasch empor, um ihn beim Oeffnen der Thüre wie zufällig zu Gesicht zu bekommen. Leider war er in demselben Augenblicke, eben als ich zur Thür hinausgetreten war, mit größter Hast in seiner Stube verschwunden. Es war sehr still im Hause, auch hatte sich das Geräusch draußen fast gänzlich gelegt. Ich konnte genau hören, wie mein Nachbar seine Kleider ablegte, um sich, meiner Meinung nach zu Bette zu verfügen. Ich war in einem großen Kampfe mit mir selbst, ob ich eintreten und den gewagten Schritt thun oder nicht thun solle. Während ich noch von großer Unruhe verzehrt, hin- und herschwankte, polterte es noch immer im Nebenzimmer heftig herum. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und gewaltig wieder zugeschlagen. Ich hörte den Nachbar die Treppe wieder hinabeilen. Da er weder mit dem Schlüssel zugeschlossen hatte, noch den Säbel umgeschnallt zu haben schien, was ich daraus schließen mußte, weil sich sonst das Säbelgeklirr vernehmbar gemacht hätte, nahm ich an, daß er noch unten einen Auftrag, den er vergessen, zu ertheilen habe, in allen Fällen aber früher oder später zurückkommen werde. Von diesem Moment an stand ich, das Licht in der einen, die Thürklinke in der anderen Hand an der Schwelle, um gleich bereit zu sein, zu öffnen, sobald er erscheinen werde. Es waren schreckliche Minuten der Erwartung, aber es sollten ganze Stunden so hingehen! Er kam nicht wieder. Mitternacht war längst vorüber. Zum Hinsinken müde setzte ich mich auf einen Stuhl dicht an die Thür und stellte das Licht zu meinen Füßen auf den Boden. Stunde um Stunde verging — er kam noch immer nicht. Ich erschöpfte mich vergebens in Vermuthungen über sein Ausbleiben und mußte endlich die Frage an mich stellen, was aus mir werden solle, wenn der Erwartete nicht vor Morgen zurückkäme oder nicht der wahre Werner, sondern nur sein Namensvetter wäre. Die ganze Gefahr meiner Situation trat mir wieder vor die Augen. Ich mußte handeln, rasch handeln, wenn ich die kostbare Zeit nicht vertrödeln wollte. Die Sonne konnte bis zum Aufgange nicht mehr sehr weit haben, ein weißgrauer Lichtschimmer fing schon die Sterne zu überfloren an. Da entschloß ich mich zu dem nicht wenig bedenklichen Schritte, in das Zimmer des Nachbars zu treten und nachzusehen, ob sich nicht aus irgend einem daliegenden Briefe, oder sonst einem Schriftstücke die Gewißheit entnehmen lasse, nach welcher ich so dürstete. Mit dem Gefühle eines einbrechenden Diebes betrat ich das fremde Zimmer. Der Säbel und die Uniform waren das Erste, was mir in die Augen fiel: die einzelnen Stücke derselben lagen in wilder Unordnung umher. Das Bett war unberührt. In dem Augenblick vernahm ich eine Menschenstimme. Ich blies das Licht rasch aus und horchte. Die Stimme kam hinten aus dem Hofe. Beruhigt wollte ich wieder anzünden und tappte nach Zündhölzchen herum, als ich wieder von Tritten, schweren, schlürfenden Tritten, welche von der Treppe herüberdrangen, aufgeschreckt wurde. Es war nicht möglich, die fremde Stube zu verlassen, ich verriegelte sie. Da klopfte es langsam, aber sehr stark. Ich wußte nicht, was thun, ich schwieg, hatte ohnehin kaum einen Laut in der Kehle.

Da rief es draußen: „Stehen Sie auf, Herr Oberlieutenant, stehen Sie auf!“ — Ich faßte mich und sagte die Stimme eines Verschlafenen nachahmend: „Ist es denn schon so spät? Was giebt's? — „Der Fuhrknecht ist da,“ lautete von draußen die Antwort, „nach Uhlitz ist es weit.“ — „Gleich, gleich,“ rief ich ihm zu, wiewohl ich kaum noch wußte, was ich thun werde. Sobald ich allein war, erhellten sich meine Gedanken. Ich begriff, daß das Fuhrwerk mit der beabsichtigten Abreise des Officiers, über welche das kleine Mädchen einige Worte hatte fallen lassen, im Zusammenhange stehe und daß es jetzt von meinem Glücke abhange, die sich mir so lockend darbietende Gelegenheit zum Entkommen zu benützen. Alles, was ich thun oder lassen mochte, war ja nicht schlimmer, als die Lage, in welcher ich angstvoll schwebte. Mich konnte ja ohnehin nur ein immenses Wagniß herausreißen! Da zündete ich das Licht wieder an und fing an, die Uniform anzulegen. Sie paßte mir, wie auf den Leib geschnitten. Dieser kleine Umstand ermuthigte mich so sehr, daß ich die Besorgniß vergaß, daß der wahre Besitzer, welcher, wie ich meinte, vielleicht eine lustige Nacht unter seinen Waffengefährten verbracht, in der letzten Stunde erscheinen und mich noch am Wagenschlage ertappen und anhalten könne. In den weiten Paletot eingewickelt, den Kragen heraufgeschlagen, den Säbel umgeschnallt, ging ich mit hochstürmendem Herzen zur Stube heraus. Auf der Treppe traf ich noch den Hausknecht, welcher mir entgegenkam, sich arglos für das gereichte Trinkgeld bedankte und mir eine glückliche Reise wünschte. Mit wenigen Sätzen war ich im Wagen und fuhr davon. Ich sprach noch immer kein Wort, die noch fortwirkende Aufregung ließ mich fürchten, daß der Fuhrmann Verdacht schöpfen und daß mir der Officier oder gar der Gensd'arm nachgejagt kommen werde. Als wir etwa eine Stunde Weges gefahren waren, sah ich eine Kreuzstraße. Ich benutzte die Gelegen-

heit, den Kutscher auszuforschen, ob er mich wirklich auch bei näherer Betrachtung für den rechten Besteller des Wagens halte, damit er nicht vielleicht erst in einem kritischen Moment, in Gegenwart von Leuten auf seinen unterschobenen Passagier aufmerksam werde. . . . . Dieser Sorge war ich bald enthoben. Der Mann sprach unbefangen mit mir und sah mich mit allem Vertrauen an. Ich erkundigte mich aber auch erst, wo Uhlitz liege, denn bis dahin hatte ich noch keine Ahnung, wo ich hingebracht werde. Da erfuhr ich, daß ich durch die lange Fahrt der Landesgrenze nicht eben sonderlich näher dirigirt werde, aber die Hauptsache für mich war, weit von Kraßnitz fortzukommen. Ich hatte ja eine Kleidung, die nicht nur keinen Verdacht erregte, sondern denselben vielmehr entfernte, und überdies hatte ich in der Brusttasche der Uniform ein Papier gefunden, welches mich, wenigstens in den allernächsten Tagen, bis die Anzeige gemacht worden, sogar dann noch deckte, wenn ich von einer Sicherheitsbehörde angehalten werden sollte.

Es war der Urlaubsschein Julius Werner's.

Er bewährte sich auch bald darauf als ein schützender Talisman. Unser Wagen wurde von zwei berittenen Gensd'armen angehalten. Ich wurde zwar mit scharfen, argwöhnischen Augen gemustert, aber nach Vorzeigung der Urkunde unter höflichen Entschuldigungen weiter gelassen.

Darauf kam ich in Uhlitz ohne weitere Zwischenfälle an. Dort ließ ich mir von meinem Fuhrknecht einen Lohnkutscher — zum Schein — empfehlen und gab dabei meine weitere Reiseroute falsch an, um über meine Spuren von da ab irre zu führen. Nachdem ich den Fuhrknecht bezahlt hatte, reichlicher als —"

„Wo haben Sie sich das Geld verschafft?" fragte der Vorsitzende.

„Ich habe nach Kraßnitz über dreihundert Gulden mitgebracht," gab Bruno ruhig zur Antwort.

„Können Sie das irgendwie beweisen?" lautete die Frage.

„Dort habe ich nicht nöthig gehabt, meine Baarschaft Jemand vorzuzeigen," war die Antwort.

„Können Sie also vielleicht angeben," fragte der Richter, „bei wem Sie das Geld erhoben haben?"

„O ja," sprach Bruno. „Auf meiner Flucht aus Ungarn war ich in einer kleinen mährischen Ortschaft, unfern von Brünn, ganz mittellos angekommen. Alle Versuche, Mittel aufzutreiben, waren gescheitert. Da traf ich, auf der Landstraße wandernd, einen Bauer, welcher einen leichten, mit Kohl beladenen Wagen führte, aber trotz der Ladung sehr rasch fuhr. Ich bat ihn, mich aufsitzen zu lassen, was er nach einigem Bedenken gewährte. Wir sprachen miteinander und sein Benehmen flößte mir ein solches Vertrauen ein, daß ich mich ihm als politischen Flüchtling zu erkennen gab und ihm alle Mittheilungen, die er wünschte, machte. Ich war nicht wenig überrascht, als er hierauf meine Hand ergriff, mich plötzlich nicht wie ein Bauer, sondern wie ein gebildeter Mann anredete und sich meinen Waffen- und Leidensbruder nannte. Es war ein ehemaliger Honvedofficier, auch auf der Flucht und verkleidet, ein Edelmann aus der Gegend vom Plattensee, dessen Namen zu nennen ich nicht anstehe, da ich weiß, daß er in Nordamerika lebt. Er heißt Franz Kösy. Noch ehe ich ihm meine Noth geklagt hatte, kam er mir mit der Frage zuvor, ob ich nicht Geldhülfe nöthig habe? Ich gestand ihm meine Lage. Wir fuhren durch ganz Böhmen miteinander und als wir uns unweit von Kraßnitz trennten, wo er eine verheirathete Schwester hat, zog er eine nicht unbedeutende Baarschaft aus der Tasche. Ich mußte die Hälfte davon annehmen, wenn ich nicht wie ein Feind von ihm hätte gehen wollen. Der Betrag, den ich auf solche Weise erhalten, belief sich auf mehr als vierhundert Gulden."

„Sollten Sie nicht gehört haben," fragte der Vorsitzende mit zweifelnder Miene, „daß dieser obengenannte Franz Kösy nach Oesterreich zurückgekehrt ist?"

„Mit keiner Sylbe!" rief Bruno erstaunt, eigentlich mit Bestürzung. „Ich habe ihm gleich nach meiner Ankunft in Paris nach Newyork geschrieben und meine Schuld bei ihm getilgt. Er hat mir geantwortet, ohne eine Absicht zur Rückkehr kundzugeben."

„Sollten Sie," fragte der Richter auf's neue, „ebensowenig wissen, daß Franz Kösy, seitdem neuerdings wieder zur Untersuchung gezogen worden ist und sich während derselben den Hals abgeschnitten hat?"

„Entsetzlich!" rief Bruno mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Bestürzung.

„Ich will annehmen," sagte der Vorsitzende, „daß Sie dies Alles nicht wissen, wiewohl Sie es während Ihres Aufenthalts in Paris recht gut in den Tagesblättern gelesen haben könnten. Dann ist es immerhin traurig, wenigstens Ihrer Sache nicht förderlich, daß sich die meisten Ihrer Aussagen nicht auf irgend eine Zeugenschaft oder auf thatsächliche Haltpunkte stützen, sondern nur auf Ihrer Glaubwürdigkeit beruhen. Ich gestehe, daß die Schilderung Ihrer Flucht aus Kraßnitz, wie wir sie eben gehört haben, zwanglos, natürlich, innerlich zusammenhängend lautet und an und für sich beurtheilt, vollkommen befriedigen könnte. Jede Handlung mit bestimmten, auseinander folgenden Facten kann sich aber auf zehn verschiedene Arten zugetragen haben, deren jede in sich bedingt und innerlich-möglich, also glaublich ist. Dem Gerichte kann das nicht genügen. Es hat die Aufgabe, mit juridischer Evidenz festzustellen, welche von den verschiedenen Möglichkeiten eingetroffen ist, das heißt, wie eine Handlung sich ereignet hat und nicht anders hat ereignen können. Damit sind alle Mängel in ihrer Erzählung bezeichnet. Sie erzählen ohne jeden Sprung, welcher stutzig machen, ohne jede Voraussetzung, welche beanstandet werden kann, aber Sie liefern auch nirgends und mit Nichts einen Beweis, daß alles Das nicht auch anders vorgefallen sein könne. Für Alles und selbst für Ihre Wahrheitsliebe bürgt nichts. Sie haben ja auch schon früher eine glaubhafte Fluchtgeschichte erzählt! Sie erregen nirgends einen Widersprnch, aber Sie lösen

auch keinen, Sie bleiben nur bei einer Angelegenheit, bei Ihrer eigenen stehen und berühren keinen der übrigen Vorgänge, welche gleichzeitig eingetroffen sein und zusammengewirkt haben müssen; ja, Sie scheinen denselben mit einer auffallenden Isolirung aus dem Wege zu gehen. Man hat nicht zu befürchten, einer inquisitorischen Voreingenommenheit beschuldigt zu werden, um es äußerst sonderbar zu finden, daß so viele dunkle und düstere Vorfälle in einer einzigen Nacht stattgefunden haben sollten, ohne daß ein Urheber gedacht werden müsse, welcher bei Vollbringung derselben nicht einen bestimmten Zweck im Auge gehabt hätte. Das Gericht kann nicht annehmen, daß der Zufall so viel Thatsachen blind nebeneinander gestellt haben sollte, um Jemand, welcher, wie Sie, von ungefähr des Weges dahergekommen, in der äußersten Noth einen Gefallen zu erweisen!"

„Diese Gunst ist allerdings seltsam," versetzte Bruno mit bitterer Ironie. „Es ist wenig werth, aus der Scylla in die Charybdis gestoßen zu werden."

„Sie sind der einzige dem Gericht Bekannte," fuhr der Vorsitzende fort, „welchem das Verschwinden des Officiers zu gute kommt. Sie waren in einer extremen Lage, Sie konnten zu extremen Entschlüssen leicht fortgerissen werden, ja selbst die harmlose Handlungsweise, welche aus ihren Geständnissen zum Vorschein kommt, ist nicht normal, sondern extrem. Das Gericht muß nach wie vor fortfahren zu glauben, daß Sie eine Partie jener Nacht absichtlich verhüllt lassen, jedenfalls die wichtigste Partie. Es ist dies die Zeit zwischen zehn Uhr Abends, unmittelbar nach dem blinden Feuerlärm und vor oder nach Mitternacht, als Sie sich auf der Wirthsstube einsam befanden und Werner, wie Sie sagen, gekommen und wieder fortgegangen war."

„Darüber habe ich Alles gesagt, was ich weiß," erwiderte Bruno kurz und ernst.

„Ihr Erscheinen im Wirthshause zur Kugel," sprach der Vorsitzende weiter, „fällt der Zeit nach mit Werner's Abschied im Officierscasino völlig zusammen. Wenn Werner, wie man zuerst allgemein angenommen hat, von dort unmittelbar zum Fluß gestürzt wäre, um sich zu ertränken, so hätte dies alle Psychologie und Wahrscheinlichkeit für sich. Durch Ihre Behauptung ist diese freilich längst bezweifelte Annahme vollständig beseitigt und über den Haufen geworfen. Werner kann im Officierscasino keinen Selbstmord beabsichtigt haben; sein Erscheinen im Wirthshause, wo er wohnte, um seinen Anzug zu wechseln, läßt vielmehr die Annahme zu, daß sich seine Stimmung, wenn nicht gehoben und verbessert, doch seitdem verändert habe. Keinesfalls aber würde er blos nach Haus gekommen sein, um bürgerliche Kleidung anzuziehen, damit er nicht mit der Uniform im Wasser ende. Was aber erklärt auch die entsetzliche Eile, welche Sie schildern, beim Kommen, beim Umziehen und Gehen? Es hat ihn keiner der Freunde im Orte erwartet, Keiner erblickt! Wohin ging er? Können Sie [redacted] wundern, daß wir es frappant finden, er [redacted] Kleider gewechselt haben, um es zu ermöglichen Ihnen die Flucht durch die Uniform und den Urlaubsschein erleichtert werde und dann ganz verschwunden sein, um Ihnen sein Fuhrwerk zur freien Verfügung zu stellen?"

„Ich verharre bei allen meinen Aussagen mit vollkommenster Ruhe," gab Bruno zur Antwort, „und bedaure nur, daß der Schuldlosigkeit nicht immer dieselbe Anzahl von Argumenten zu Gebote steht, wie der Anklage und dem Argwohn!"

„Sie werden Ihre Meinung über das Verfahren gegen Sie ändern," versetzte der Vorsitzende, indem er nach einem Actenstücke griff und fuhr, nachdem er flüchtig, wie zur Unterstützung seines Gedächtnisses hineingeblickt hatte, wieder fort:

„Wie Sie schon wissen, legt das Gericht das größte Gewicht auf die Aufhellung des kurzen Zeitraums, welcher zwischen der zehnten Stunde bis ungefähr der ersten nach Mitternacht liegt, und glaubt, wenn es ihm gelungen, hier Ermittelungen zu machen, den Schlüssel zu allen Geheimnissen jener Nacht in Händen zu haben. Hier angeklagt, kann ich Ihnen eine darauf bezügliche Mittheilung aus den Acten von Kraßnitz machen. Dieselbe beruht auf den Aussagen zweier Zeuginnen, welche sich zur Zeit, als Julius Werner's Selbstmord in Zweifel gezogen zu werden anfing, freiwillig zur gerichtlichen Vernehmung gemeldet. Diese Aussagen sind so wichtig, daß sie die Basis des vorliegenden Processes mitbilden helfen.

Das Kind der Frau Barbara Meinhardt, der Gattin des Apothekers in Kraßnitz, war in jener Nacht sehr unruhig und die Mutter gezwungen, dasselbe stundenlang im Zimmer herumzutragen. Etwa um oder nach Mitternacht entschloß sie sich, die Dienstmagd Josepha Ruch zu wecken und sich von dieser ablösen zu lassen. Als die Dienstmagd gekommen war und schon mit dem Kinde im Arme in der Stube auf- und abging, setzte sich die Frau an's Fenster, um nach der langen Anstrengung ein bißchen auszuruhen.

Von diesem Fenster ging, wegen der vorspringenden Lage des Hauses die Aussicht weit hinaus. Von der einen Seite sah man den Weg über den Markt bis gegen das Wirthshaus „zur Kugel," wo Sie übernachtet haben, und von der andern die Straße, bis gegen die Johannisbrücke hin, unter welcher bekanntlich Julius Werner, und zwar auf der seichteren Uferstelle todt gefunden worden ist. Die Nacht war ziemlich dunkel, im Marktflecken Alles, wie gewöhnlich um diese Zeit, todtenstill. Da bemerkte Frau Barbara Meinhardt, daß Jemand unweit vom Wirthshause „zur Kugel" sehr langsam herabkomme. Derselbe konnte zwar auch an „der Kugel" nur vorübergegangen sein, aber es widerspricht auch Nichts der Möglichkeit, daß er von dort gekommen sein könne. Als er sich ein wenig genähert hatte, war die schwarze Schattengestalt eines Mannes zu erkennen, welcher eine Last auf dem Rücken trug. Die Last schien sehr schwer zu sein, nach dem Umfang zu schließen, da sie ihm von der Achsel bis tief unter die Knie niederhing und seinen Gang sehr erschwerte . . .

Der Frau fiel dabei auf, daß der Mann jenseits der Marktrinne, auf der holprigsten Stelle fortgehe, als ob er die Absicht habe, im Schatten der Häuser

weniger bemerkt zu bleiben. Zu letzterem Schlusse wird man auch durch den Umstand gedrängt, daß er auf jenem Wege unnöthigerweise einen Winkel beschrieb, welchen Niemand macht, welcher auf die Johannisbrücke zugeht, wie es bei ihm der Fall gewesen. Es ließe sich auch zugleich annehmen, daß ihm Ortskenntniß mangelte und er ein Fremder war. Gewiß ist es, daß er öfters stehen blieb, möglich, um sich zu orientiren, — möglich, um beim Tragen einer verdächtigen Last nicht ertappt zu werden. Als er dem Fenster in einer Entfernung von etwa fünfzehn bis zwanzig Schritt am nächsten kam, sagte die Frau zur Dienstmagd: „ich möchte wissen, was der Mensch da unten so spät in der Nacht trägt! Ein Sack scheint es, aber ein so großer, wie man gar keinen sonst hat. Getreide oder dergleichen kann nicht d'rin sein, die Form ist gar so eigens." Die Dienstmagd, Josepha Ruch, welche inzwischen an's Fenster gekommen war, gab zur Antwort: „Eigens sieht es aus. Das Hauptgewicht ist unten und schwankt hin und her. Es ist vielleicht ein Kalb d'rin." Während dieses Gespräches der Beiden war der Mann in der Richtung der Johannisbrücke weitergegangen und dort im Dunkeln den Blicken entschwunden."

Der Vorsitzende macht eine kleine Pause, während welcher er den Eindruck zu studiren fortfuhr, den die Erzählung auf den Angeklagten hervorbringe. Dann sagte er:

„Das Auftreten dieser nächtlichen Erscheinung ist gewiß geeignet, die menschliche Phantasie mit unheimlichen Bildern zu erfüllen. War der räthselhafte Sackträger nicht aus der „Kugel" herausgekommen, so fällt die Vermuthung noch immer nicht weg, daß er sich auf einer anderen Stelle, vielleicht irgendwo im Freien, mit der verdächtigen Waare beladen habe. Kam er aber aus der „Kugel," dann ist es gewiß, daß das Opfer in jenem Sacke in's Wasser hinunter getragen worden ist. Nach Ihrer Darstellung, Angeklagter, ist es unmöglich anzunehmen, daß das zu Grunde liegende Verbrechen in der „Kugel" verübt worden sei, denn Sie haben die Vorgänge im Nachbarzimmer mit der Aufmerksamkeit des ängstlichsten Wächters belauscht. Trotzdem können Sie aber nicht mit Bestimmtheit sagen, daß es Julius Werner gewesen, der in so großer Hast zur Vornahme einer rein unbegreiflichen Umkleidung auf einen Moment in's Zimmer gekommen. Es wäre am Ende nicht undenkbar, daß es ein unbekannter, fremder Mensch gewesen, welcher nur die ausgezogene Uniform hinaufgebracht und gleichzeitig eine rasche Plünderung vorgenommen habe. Werner's Brieftasche ist nämlich nirgends zum Vorschein gekommen. Das kleine Portemonnaie, welches man in den Kleidern der Leiche gefunden und das ungefähr einen Gulden in Münzscheinen enthielt, kann doch nicht die ganze Baarschaft eines Reisenden, welcher am andern Morgen aufbrechen will, enthalten haben? Was meinen Sie zu dieser Supposition?"

„Ich kann durchaus nichts zur Aufklärung dieser Fragen beitragen," erwiderte Bruno, „kann nichts thun, um diese Supposition mit einer neuen Angabe zu unterstützen. Ich habe den Ankömmling für Julius Werner gehalten, weil nur der Inhaber der Stube mit einer so polternden und ungenirten Sicherheit kommen und eintreten kann und weil ich das Gerassel eines umgehängten Säbels deutlich zu vernehmen geglaubt habe. Ich habe die Wahrheit gesprochen und kann das abgelegte Geständniß weder mit Etwas berichtigen noch vermehren. Alles Uebrige muß ich dem Scharfsinne und der Gerechtigkeit meiner Richter überlassen. Ich überblicke nicht den ganzen Umfang des Proceßmaterials, über welches das Gericht verfügt, so weit es sich mir aber bisher gelüftet hat, muß ich bekennen, daß sich in jener unseligen Nacht Begebenheiten zusammengedrängt haben, welche den Arm der Justiz allerdings auffordern müssen, scharf zu untersuchen, ob sie dem Zufall oder einem lebenden Urheber entsprungen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich meine Hand rein fühlen und doch von einem geheimen Entsetzen erfüllt werden könne, indem ich dem Ausgang dieser Untersuchung entgegensehe. Die Ereignisse, in welche mich mein Unstern hineingeführt hat, werfen einen trügerischen bösen Schein von sich aus und dieser Schein wäre auch auf jeden Anderen gefallen, der in ihrer Mitte überrascht worden wäre. Ich kann sie nur mit einem Brande vergleichen, in welchen ich plötzlich hineingerathen bin. Da man den Brandstifter nicht findet, hält man mich für denselben, weil ich der Einzige dort anwesend gefunden worden bin. Es sind gleichsam die Brandwunden, welche ich dabei davongetragen, durch welche ich in menschlichen Augen verdächtig erscheine, und doch habe ich kein Feuer angelegt, sondern bin davon mitbeschädigt worden!"

Auf diesem Punkte angelangt, wurde das Verhör ausgesetzt und Bruno in seine Zelle zurückgebracht.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Der Verdacht geräth auf eine andere Fährte.

Die Resultate der letzten Verhörsscene in Pesth, deren abgekürzter, aber wesentlicher Inhalt in dem im vorstehenden Capitel mitgetheilten Dialoge zwischen dem Richter und dem Angeklagten zusammengefaßt ist, waren dem Rittmeister Arthur Haldenried von einem Auditor, der schon einmal erwähnt wurde, brieflich gemeldet worden.

Der Brief hatte sich, seiner Natur nach, welche die allzugroße Ausführlichkeit beschränkte, nur mit dem allgemeinen Stand der Sache beschäftigt und nicht die thatsächlichen Details gebracht, sondern nur deren Bedeutung für Bruno in's Auge gefaßt. Da lautete die Ansicht keineswegs günstig und diese wog um so mehr, als sie von der Mehrzahl der Militairgerichtsmitglieder getheilt wurde. Wenn auch darauf hin an eine Schuldigsprechung nicht zu denken war, so war es sehr traurig zu hören, daß sich der peinliche Proceß endlos hinausziehen werde.

Der Rittmeister hatte seit seiner Anwesenheit alle aus Pesth eintreffenden Nachrichten Grauwak mitge-

theilt. Beide hatten beinahe täglich Rendezvous auf einem Orten, denn Grauwal war bei Haldenried einquartiert und Arthur durfte sich bei dem excentrischen alten Herrn in seiner Uniform nicht präsentiren. Arthur und Grauwal waren übereingekommen, dem alten Manne, dessen Erkrankung bedenkliche Fortschritte gemacht hatte, die entsetzlichen Nachrichten vorzuenthalten. Er war ja an Bruno's Verschollenheit schon halb und halb gewöhnt, dagegen wäre er von dessen obschwebendem Processe unfehlbar tödtlich getroffen worden.

An einem Nachmittag war Grauwal mit der Besorgung der geschäftlichen Correspondenz des alten Herrn auf seinem Zimmer beschäftigt. Da klopfte es an die Thür und auf das laute „Herein" trat ein unerwarteter Besuch, der Müller Dubsky, ein.

Beide Männer hatten sich seit jenem Morgen, da sie auf dem Redactionsbüreau des Doctor Schmey zum ersten Mal zusammengetroffen, nicht wieder gesehen. Grauwal hatte sich zwar damals vorgenommen, den Müller schon in den allernächsten Tagen zu besuchen, dieser Besuch aber war durch seine Reise nach Olmütz hinausgeschoben worden und hatte dann durch die von Herrn von Eggersdorf erhaltenen Aufklärungen, wie auch später durch die Ankunft des Rittmeisters an Dringlichkeit verloren. Früher war ja Dubsky der Einzige, von welchem er Neuigkeiten über Bruno erfahren zu können hoffte. Jetzt gab es, wie er meinte, bessere und reichere Quellen.

„Sie haben schön Wort gehalten!" rief ihm der Müller mit freundlichem Vorwurfe entgegen. „Ich warte immer, ich warte — ja, wer nicht kommt, ist immer Derjenige, der es auf's lebhafteste versprochen hat! Grüß' Sie Gott!"

Er schüttelte Grauwal mit Wärme die Hand.

„Entschuldigen Sie mich," erwiderte Grauwal, indem er den Müller neben sich auf's Canapé zog, eine Cigarre anbot und selbst eine ansteckte, „entschuldigen und bedauern Sie mich! Ich hatte die ganze Zeit über den Kopf und beide Hände so voll .... Es soll nicht wieder vorkommen, daß ich einen so braven, so trefflichen Mann, wie Sie, so lange nicht wiedersehe! Wie geht es Ihnen? Was macht die schöne Hedwig? Wie steht es mit dem Verkauf der Mühle?"

„Die Mühle ist Gott Lob gerettet!" sagte Dubsky mit aufleuchtenden Augen. „Da bin ich noch mit dem Schrecken davongekommen! Wie man doch auf der Welt in solche Spitzbubenhände fallen kann! Wenn der Bruder des eigentlichen Käufers — man muß sagen, des Betrügers — den Kauf nicht übernommen hätte, wäre ich jetzt mit meiner Hedwig ein Bettelmann! Arnold Stropp, so heißt mein Retter — ein reicher Speculant von hier, aus Wien, man sagt ein Millionair, hat Alles übernommen und mir schon die Hälfte baar ausgezahlt. Es muß ein Ehrenmann sein, was gewisse Leute auch sagen mögen ..."

„Das freut mich," versetzte Grauwal. „Nun, lebten Sie seither immer in Wien?"

„Immerfort," gab Dubsky zur Antwort. „Wie lange ich noch dableibe, weiß ich nicht. Schön ist es hier, aber sehr theuer."

„Sie haben also keine Reise machen müssen, wie Sie befürchteten?"

„Eine Reise?" fragte der Müller, sich besinnend.

„Sie meinten ja letzthin, daß Sie eine Vorladung erwarten —"

„Ach ja, die Vorladung meinen Sie! Nein, die ist nicht gekommen. Ich wundere mich darüber, bin aber eigentlich in der Seele froh!"

„Haben Sie auch nichts weiter über die Sache des Flüchtlings gehört?"

„Kein Wort, kein Wort! Den werden Sie halt jetzt in der Stille examiniren und inquiriren und ihm das Leben so sauer als möglich machen! Gehört hab' ich nichts, aber oft daran gedacht! Sehr oft, Wissen Sie etwas?"

„Leider viel! Viel zu viel!" war Grauwal's Antwort.

„Sie kennen vielleicht gar den Flüchtling, da Sie leider sagen?"

„Es ist einer meiner genauesten Freunde!" sagte Grauwal. „Ein Mensch, den ich so lieb habe, wie wenn er mein leiblicher Bruder wäre!"

„Was Sie sagen!" rief der Müller aufs höchste erstaunt.

„Der Neffe und Erbe des Eigenthümers dieses Hauses, Bruno Haldenried."

„Er hat bei mir verborgen gewohnt," sagte der Müller, „aber ich hab' ihn nicht nach seinem Namen gefragt. Ist er der Neffe des alten Capitalisten, der das Donaureich so lange subventionirt hat?"

„Allerdings!"

„Da begreif ich Alles! Der alte Herr ist ein echter Radicaler. Der Neffe war am ungarischen Aufstand betheiligt. Man will diese liberale Familie ausrotten!"

„Ich muß es fast auch glauben," gab Grauwal düster zur Antwort. „Jetzt wird ihm von dem Militairgericht in Pesth der Proceß gemacht."

„Das überrascht mich nicht," sagte Dubsky. „Ich habe schon bei der Frau Doctorin Schmey in Ihrer Gegenwart den Grund angedeutet, ohne mich näher aussprechen zu können, weil meine Hedwig dabeistand, — er ist wegen des Officiers, Julius Werner, in Untersuchung."

„Was halten Sie von der Sache?" fragte Grauwal gespannt.

„Ich habe zuerst geglaubt, was alle Menschen geglaubt haben," sagte Dubsky, „daß Werner aus Verzweiflung in's Wasser gesprungen sei. Noch neulich — aber seit einiger Zeit habe ich ganz andere Gedanken —"

„Wie?" rief Grauwal aufspringend, „Sie werden doch das abgeschmackte Mährchen nicht glauben, daß Bruno —"

„Gott behüte!" erwiderte Dubsky sehr rasch. „Nicht der arme Bruno Haldenried hat etwas verbrochen! Möglich ist's aber wohl, daß ein Anderer dem Werner den Fuß auf den Nacken gesetzt hat..."

„Sie glauben?" fragte Grauwal erleichtert, aber auch frappirt. „Und was vermuthen Sie?"

„Ich vermuthe —" meinte Dubsky im Nach-

sinnen, „aber es ist Gewissenssache, solche Vermuthungen auszusprechen —“

„Es ist aber auch Pflicht,“ fiel Grauwak rasch ein, „einem Schuldlosen unter die Arme zu greifen!“

„Das weiß ich Alles,“ erwiderte der Müller, halb und halb zum Reden entschlossen, sich die Stirn reibend. „Nun — wir sind unter uns! Aber Sie müssen mir auch Schweigen oder doch die allergrößte Verschwiegenheit versprechen, bis wir mehr Verdachtsgründe beisammen haben.“

„Herr Dubsky,“ rief Grauwak. „Ich bin kein Kind! Ich weiß eine wohlgemeinte Mittheilung zu schätzen.“

„Es sei,“ sprach der Müller. „Nehmen Sie aber, was ich sage, als was es ist: Vermuthung, Combination, Verdacht! Auch bin ich auf die Person, die ich im Auge habe, im Augenblicke, freilich mit Recht, allzu erbittert und weiß nicht, ob ich nicht aus verstecktem Haß alle Schlechtigkeiten auf sie häufen möchte. Sonderbar bleibt es, daß das Gericht nicht selbst auf den Einfall gekommen ist, aber die größten Schurken haben ja das größte Glück in der Welt. Und der, den ich meine, das ist ein Erzschurke — der Kerl, der mich um die Mühle bringen wollte — Philipp Stropp —“

„Der Bruder eines so reichen Mannes!“ rief Grauwak. „Was hätte er für einen Grund gehabt, einen mittellosen Officier umzubringen?“

„Dem Officier,“ sprach Dubsky, „konnte er freilich nicht so viel nehmen, als nöthig war, um damit die Mühle zu bezahlen. Aber dem Kerl war es dabei nicht um's Geld zu thun. Er hatte auf meine Hedwig speculirt und da war ihm der Rival zur unrechten Zeit in den Weg gekommen, denn Sie müssen wissen, daß zwischen Werner und meiner Tochter längere Zeit ein Liebesverhältniß bestanden —“

„Das wäre freilich ein Motiv —“ rief Grauwak. „Welche Belege sprechen aber dafür?“

„Viele, viele! Tausenderlei!“ erwiderte der Müller. „Ich habe zum Beispiel einen Brief von ihm, an seinen Bruder Arnold geschrieben, in Händen gehabt, worin der Kerl schwindelt, daß ihm die Hedwig bereits ihr Jawort gegeben. Das bekräftigt meine Vermuthungen.“

„Wo lebt der Mensch?“ fragte Grauwak.

„Das weiß ich nicht. Das wäre aber leicht herauszubringen. Sehen Sie, ich habe über die Sache in letzter Zeit viel nachgedacht und glaube — und glaube — nebenbei muß ich Ihnen sagen, daß sich von ihm Alles erwarten läßt, — jede Schurkerei, jede Missethat! Er hat es bewiesen! Fragen Sie Doctor Schmey und wer den Elenden kennt!“

„Sie erscheinen mir mit diesen Nachrichten wie ein rettender Engel!“ rief Grauwak.

„Noch etwas!“ sagte der Müller, die Finger bedeutsam erhebend. „Etwas gewiß Wichtiges! Als ich letzthin in Kraßnitz war, erzählte mir mein ehemaliger Mühlknecht Valentin Folgendes: Die Frau des Apothekers Meinhard, eine ganz gescheite und tüchtige Frau — ich kenne Sie gut — hat in der nämlichen Nacht, da Werner seinen Tod gefunden, sehr spät einen Menschen von ihrem Fenster aus beobachtet, welcher in einem langen Sacke eine sonderbare Last auf dem Rücken trug und unweit von der Johannisbrücke verschwand —“

„O hätte ich Sie längst besucht!“ rief Grauwak, von der Mittheilung ganz alterirt „Vielleicht hätte ich schon heute ruhiger geschlafen!“

„Philipp Stropp kam oft in die Mühle,“ fuhr Dubsky fort. „Wir haben dort so lange Säcke . . .“ Möglich, daß er sich dort einen solchen zu verschaffen gewußt hat — der Rest läßt sich denken . . . .“

„Meinen Sie?“ fragte Grauwak, wie Einer, der nach einer Bestätigung dürstet.

„Wär' ich der Bezirkshauptmann,“ sagte Dubsky, „ich würde den Lumpen ohne Weiteres ausschreiben und aufgreifen lassen! Geben Sie Acht, geben Sie Acht! Breitschulterig und stark wäre der Schurke auch genug, um eine Leiche zu tragen —“

Als sich Dubsky entfernt hatte, eilte Grauwak spornstreichs zum Rittmeister, um ihm die Enthüllungen des Müllers zu überbringen.

---

## Funfzehntes Capitel.

**Führt den Leser wieder in das „ewige Licht“ zurück.**

Der Wirth Dubsky, der Bruder des Müllers von Kraßnitz, führte seine Wirthschaft „zum ewigen Licht“ in der Vorstadt Wieden noch immer fort. Sein Geschäft hatte sich inzwischen weder verschlechtert noch verbessert.

Jener Tisch von Stammgästen aus der gebildeten Classe, an welchem wir vor einigen Jahren Grauwak, Smutny und Sternfeld gesehen haben, existirte noch immer, aber war meistentheils von ganz andern Persönlichkeiten, als früher, besetzt. Auch die Kellnerin Franzi war noch immer dort und credenzte wie zuvor, dienstfertig, aber langsam, eine hübsche, aber automatenhaft-phlegmatische Hebe, Speisen und Getränke.

Zur Sommerzeit war auch das kleine Gärtlein den Gästen offen, aber an gewöhnlichen Tagen schwach besetzt. An Sonntagen dagegen war es meist überfüllt. Handwerker und noch weit geringere Leute bildeten das Publicum, doch war dasselbe auch mit kleinen Hausbesitzern, kleinen Beamten, ja auch mit ärmlichen, zu sparsamen Ausgaben angehaltenen Rittern vom Geiste vermischt.

Am Frohnleichnamstage des Jahres, in welchem diese Erzählung spielt, war das Gärtlein schon in der frühesten Abendstunde sehr besucht. Gäste, welche um acht Uhr erschienen waren, mußten umkehren. Kein Tisch war mehr frei, kein Raum sogar mehr vorhanden, wohin der erwerbsame Wirth auch nur einen Küchentisch hätte stellen können.

Wenn man das unermüdliche Zechen und das lärmende Leben der kleinen bunten Schaar von Gästen betrachtete, so hätte man meinen sollen, daß weder die Reaction, noch das Silberagio einen fühlbaren Druck auf die untere Volksclasse ausübe. Aber frei-

lich in öffentlichen Localen lassen sich die Symptome der Zeit schwerlich studiren. Das Essen und Trinken schmeckt dem Gaumen gleichmäßig gut, ob ein Heinrich der Vierte oder ein Robespierre regiere.

Ganz hinten in der äußersten Gartenecke saßen drei Personen, zwei Männer und ein junges Frauenzimmer. Eine Art Wandtischchen in Halbmondform stand vor ihnen und verrieth, daß sie erst später gekommen seien und der Wirth ein besonderes Auskunftsmitel geschaffen habe, um sie zu placiren. Die Plätze waren wenig bequem, aber ungenirt, weil sie nur nach einer Seite hin Nachbarschaft hatten.

Dieses Ungenirtsein, deren sich die Drei erfreuten, schien auch ein größeres Gehenlassen der Unterhaltung veranlaßt oder doch ermöglicht zu haben. Man war langsam zum Geplauder über allgemeine Zeitverhältnisse gekommen und von da aus war es nicht mehr weit hin, persönliche Schicksalsfälle und Verwickelungen zur Sprache zu bringen. Auf jeder andern Stelle des Gartens hätte das Gespräch schwerlich auf diese Gegenstände gebracht und mit so viel Muße fortgeführt werden können.

Einer der Gäste dieser Trias war ein Mann zwischen Fünfzig und Sechszig, von einer jovial-militärischen Haltung, jedoch in Civilkleidern, welche zwar sehr einfach aber anständig waren. Seine Augen waren intelligent, der graue Schnurrbart und das graue Haar ließen eine frische, fast jugendliche Rüstigkeit eher noch frappirend hervortreten, als daß sie diese abgeschwächt hätten. Er war sehr redelustig und hatte bis dahin das Wort ausschließlich geführt, während sein Vis-à-vis, ein ihm untergeordnetes Wesen, ganz Ohr war und den Mund nur aufthat, um eine kurze Frage zur Erleichterung des Verständnisses von Zeit zu Zeit vorzubringen.

Und doch sah dieser Letztere nicht gar so harmlos und so ganz unbedeutend aus. Er hatte grobe, aber energische Züge, lebhafte, ja oft boshaft blitzende Augen, einen starken Kopf und einen seltsamen Zug um den Mund, aus welchem nicht selten ein grimmiger Hohn hervorlauerte. Das Ganze bildete einen rechten Trotzkopf, dessen Ausdruck durch die Angewöhnung unterthänigen Benehmens gemildert sein mochte. Der Mann war etwa dreißig Jahre alt und seinem Anzuge nach ein Handwerker. Sein schwarzer Frack vom gröbsten Tuche, das steife Vorhemd, an dessen Rändern stellenweise das grobleinene Hemd hervorblickte, die große Vorstecknadel mit einem Rubin von gefärbtem Glase, der kokettsitzende, aber von der Zeit arg mitgenommene Hut bekundeten offenbar das Bestreben, elegant zu erscheinen und der Residenz Ehre zu machen.

Das Weib, das an seiner Herzensseite saß, war eine dralle, hochbusige, noch junge Person mit schwarzen, stechenden Augen, höchst wahrscheinlich eine Köchin, welche den Abend des heutigen hohen Feiertages mit ihrem Galan verbringen durfte.

„Sie haben was durchgemacht!“ rief der schweigsame Trotzkopf im komisch eleganten Sonntagsanzuge, im Tone größten Interesses und größter Bewunderung, als sein Tischgenosse eine neue Lebensepisode *zum* Besten gegeben hatte. „Aber Glück haben Sie auch gehabt, viel Glück! Alles das hört sich schön an, aber der hat viel Blut schwitzen müssen, der das Alles von sich erzählen kann.“

„Das ist noch nicht das Schlimmste!“ versetzte der Andere, seinen grauen Schnurrbart mit Behagen streichelnd. „Da fängt es eigentlich erst an! Der Tod war mir gewiß! Ohne Aufschub, in fünf Minuten wäre er dagewesen! Da hab' ich wirklich den heiligen Petrus schon recht deutlich mit seinen Schlüsseln rasseln gehört!“

„Ha, ha!“ rief der Mann im schwarzen Frack mit einem naturwüchsigen Staunen und Entsetzen, „ich habe auch Allerlei mitgemacht, aber das will ich lieber hören, als von mir erzählen! Eigentlich habe ich lauter muthwillige und dumme Streiche gemacht, aber wenn ich erwischt worden wäre, hätte ich doch auf ein paar Jahre freie Kost und freies Logis dafür erhalten!“ Er unterbrach sich mit einem rohen Gelächter. „Ja, ja, ich bin kein Guter, wenn ich auch so aussehe!“

„Sie sehen gar nicht so aus!“ fiel ihm der Andere in's Wort. „Sie haben es dick hinter den Ohren, sehr dick, mein Lieber! Aber trotzdem können Sie doch ein ganz guter Kerl sein!“

„Ganz recht, ganz recht!“ rief der Handwerker lachend. „Trotzdem kann man ein ganz guter Kerl sein und das bin ich auch!“

„Sie sprechen ziemlich gut deutsch,“ bemerkte der joviale ältliche Herr, der sehr gewandte und weltmännische Manieren hatte, „aber doch merkt man stark, daß Sie kein Deutscher sind.“

„Nein, das bin ich auch nicht,“ erwiderte der Angeredete, „ich bin aus Böhmen, ein Czeche von Geburt, und das —“, er zeigte auf seine Nachbarin hin, „ist eine Böhmin, meine Landsmännin, wir sind aus demselben Ort. Nicht wahr, Tereska?“

Er kneipte die Schöne in die Wange.

„Eine solche Landsmännin,“ bemerkte der ältliche Herr mit Wohlgefallen, „ist ein gar schönes Andenken an die Heimath, wenn man es, wie Sie, bei sich herumführen kann. In die schwarzen Augen der Tereska könnt' ich mich gleich verlieben, wenn ich nicht an meine Frau daheim zu denken hätte.“

Tereska lächelte und sah den galanten Nachbar mit ihren Gluthaugen freundlich an, während ihr Landsmann den Arm um sie geschlungen hielt und sagte:

„Tereska muß auch die meinige werden. Und denken Sie; als wir noch zu Hause waren, haben wir uns nie gesprochen! Erst hier in Wien hat es sich so gemacht! Ja die Fremde, die Fremde! Nicht umsonst haben unsere Voreltern den Gebrauch erfunden, daß sich der Handwerker in der Fremde ausbilden soll.“

„Sind Sie hier ansässig?“ fragte der Nachbar.

„Nein,“ erwiderte der Czeche. „Ich habe hier erst seit einem halben Jahre gearbeitet. Ich bin Maurer. Uebermorgen reise ich aber ab. Ich habe mich bei der Südbahn verdungen; da werde ich ein gutes Stück Geld verdienen. Wir werden auch etwas zu unserer Hochzeit brauchen! Tereska hat sich auch was erspart, besonders seitdem sie in Wien

im Dienste ist. Bei ihrer Herrschaft wird viel gegessen und getrunken und da fallen viel Trinkgelder ab!"

„Sie sind wohl in einem Herrschaftshause?" fragte der ältliche Herr die angehende Braut.

„Nein, ich bin nur bei Juden," antwortete das Mädchen, „aber bei reichen und braven Leuten. Der Herr hat ein großes Zeitungsgeschäft, das viel einträgt."

„Mit Erlaubniß zu fragen," ließ sich der Czeche vernehmen, „wo sind Sie her?"

„Ich bin ein Ungar," erwiderte der Gefragte.

„Ein Ungar?" wiederholte der Maurer mechanisch und fügte neugierig wieder hinzu: „Wahrscheinlich ein pensionirter Officier?"

„Nein," erwiderte der Ungar. „Ich war zwar Soldat, aber wie Sie aus meinen kleinen Erzählungen schließen können, habe ich nur unter den Fahnen der Aufrührer gestanden. Eigentlich bin ich schon Alles gewesen. Jetzt, und wahrscheinlich auch nur vor der Hand bin ich Bereiter und mein Name ist Stephan Neboi."

„Meine Reverenz!" sagte der Maurer, indem er seinen schäbigen Seidenhut lüftete. „Auf die Ungarn halte ich viel. Das sind Leute, die sich nicht an der Nase führen lassen, wohin man will! Wir haben zwar in Böhmen auch couragirte Leute, aber in der ganzen Geschichte ist doch kein solcher Guß, wie bei den Ungarn. Glauben Sie mir übrigens, Herr Neboi, bei uns sind die Abkömmlinge der Hussiten auch noch nicht ganz ausgestorben! Zum Beispiel ich, wie Sie mich da sehen, ich habe eine Erziehung erhalten, daß es eine wahre Schande ist, aber das weiß ich doch, daß das Rutschen auf den Knieen den heiligen Berg hinauf, zu Nichts gut ist! Sie haben Recht gehabt, daß ich es hinter den Ohren habe. Und heiße ich auch gerade nicht Zizka, so heiße ich doch Lizka. Aber auf Namen kommt wenig an!"

Bei diesen Worten hatte er die Kellnerin, die an diesem Abend sehr beschäftigt und schwer festzuhalten war, mit einem raschen Griff am Kleid gefangen.

„Kellnerin," redete er sie an, „eine Flasche Wein her und geschwind! Ich hoffe," wendete er sich an Neboi, ohne die Kellnerin entschlüpfen zu lassen, „daß Sie mir erlauben, auf Ihre werthe Bekanntschaft ein Glas Wein zu trinken?"

„Wollen's an Vöslauer?" fragte Franzi, nach Freiheit ringend. „Oder an Grinzinger, an Mailberger?"

„Da sei Gott vor!" rief Neboi. „Ihre Idee, ein Glas Wein zu trinken, ist sehr gut, Herr Lizka, da wir so gemüthlich und freundschaftlich bei einander sind und so jung nicht wieder zusammenkommen. Aber versauern wir uns die gute Stimmung nicht mit dem Oesterreicher, den der Teufel schlucken mag. Ofner her, guten Ofner her, vom besten!"

„Gleich, gleich!"

Mit diesem traditionellen Trostworte aller Kellner und Kellnerinnen war Franzi verschwunden.

Nach diesen Diversionen wurde das Gespräch auf sein anfängliches Gebiet wieder zurückgelenkt, denn Lizka begann:

„Ihre Geschichten wollt' ich durchgemacht haben' Herr Neboi, und jetzt in meiner Haut so fidel dasitzen, wie Sie! So was muß man aber durchaus überleben, wenn es sich lohnen soll, denn, nicht wahr, was hat man davon, wenn man darüber zu Grunde geht? Mit welch' einem ganz anderen Stolz, denk' ich mir, geht man bis in seinem spätesten Alter in's Wirthshaus, wenn man die Leute mit solchen schrecklichen Abenteuern und Gefahren bis zum hellen Morgen unterhalten kann! Ich denke, Ihnen würde der Faden nicht ausgehen, wenn wir acht Tage auf diesem Flecke säßen."

Statt aller Antwort lächelte Neboi dem Maurer in's Gesicht, während die Kellnerin gleichzeitig unverhofft rasch angekommen war und die Bouteille nebst drei Weingläsern auf den Tisch stellte.

Nachdem man sich mit vollen, durstigen Zügen zugetrunken hatte, ergriff der Maurer, sein Glas hinstellend, wieder das Wort:

„Ich habe Ihnen vorhin erzählt, daß ich damals den Tod schon auf fünf Schritt vor den Augen gesehen —"

„Ja, ja," unterbrach ihn Lizka, mit kindischer Neugier die Ohren spitzend. „Ich habe mir Alles gut gemerkt!"

„Ich war also auf frischer That ertappt worden, es war kein Leugnen möglich, daß ich die Laterne auf dem Kirchthurme ausgehängt habe, um den Ungarn drüben anzuzeigen, daß die Oesterreicher in dieser Nacht das Dorf besetzt hätten —"

„Da war freilich das Sich-herausbeißen unmöglich!" rief der Maurer, ein Glas hinabschlürfend, dazwischen.

„Das Standrecht war proclamirt," fuhr der Ex-Conducteur fort, „und es war wahrscheinlich, daß ich schon am Morgen verhört und hingerichtet werde."

„Das geht ja teufelsmäßig schnell!" rief Lizka.

„Es sollte aber noch schneller gehen! Nach Mitternacht war ich gefangen worden, und als kaum der Morgen graute, auf's freie Feld escortirt, dort in einer Viertelstunde verhört und zum Tode verurtheilt worden!"

„Auf freiem Felde verhört?" rief der Maurer verwundert. „Und von wem? Im freien Felde und im Finstern? Es muß doch ein Protocoll geben?"

„Das giebt es auch in seiner Art!"

„Ich frage eigentlich recht dumm," sagte Lizka, um seine Unterbrechung zu entschuldigen.

„Gar nicht," versetzte Neboi. „In jenen Jahren war das Standrecht in den meisten Provinzen zeitweilig kundgemacht worden. Alle Welt hat das Wort Standrecht im Munde geführt, aber ich glaube, daß nur Wenige von diesem Verfahren sich einen klaren Begriff gemacht haben."

„Nicht wahr!" rief Lizka. „Das freut mich, daß ich nicht der Dümmste bin!"

„Das ging also so her!" nahm Neboi das Wort. „Ich wurde vom Profoßen unter Bedeckung auf eine Wiese hinter den letzten Häusern des Dorfes hinausgeführt. Dort wurde das Executionscarré gebildet und ich vom Profoßen in dessen Mitte geführt. Da stellte sich nun dort das Gerichtspersonal auf. Das

bestand aus dem Major, der natürlich der Präsident war, aus zwei Hauptleuten, zwei Lieutenants, zwei Feldwebeln, zwei Corporälen, zwei Gefreiten und zwei Gemeinen. Diese bildeten einen Kreis, der nach der Rangabstufung geordnet war. Zur Linken des Majors waren zwei Trommeln übereinandergestellt, dicht dabei stand der Auditor. Ich wurde vorgeführt und über die begangene That kurz verhört. Der Auditor notirte, was ihm das Wichtigste scheinen mochte aus meiner Aussage, mit Bleistift in seine Schreibtafel; die zwei Trommeln dienten ihm dabei als Tisch. Das dauerte einige Minuten. Darauf wurde ich bei Seite geführt und entdeckte zu meinem Erstaunen, daß ich schon den Herrn Feldcaplan hinter mir habe!"

„Da weiß man freilich schon, wieviel es geschlagen hat," rief Lizka mit lebhaftem Entsetzen.

„Nein!" rief Neboi. „Da war es noch nicht ganz vorbei. Der Auditor erklärte hierauf mündlich, inwiefern die Gewißheit der That und die Beweise hergestellt seien und las das Gesetz über Spionage und Verrätherei gegen die k. k. Armee zu Gunsten der Insurgenten vor. Dann wandte er sich um und flüsterte dem Präses, der der Major war, zwei, drei Worte in's Ohr...

Der Präses schien einen Augenblick lang überlegt zu haben, er flüsterte ebenso heimlich dem Hauptmann, der ihm zur Seite stand, Etwas in's Ohr. Dieser ließ, was er gehört hatte, ebenso heimlich an seinen Nachbar, den älteren Lieutenant weitergehen und von da ging es wie eine Parole im ganzen Kreise herum, bis es der Auditor vom anderen Hauptmann empfangen hatte und dem Präses wieder sagte. Es war das gefaßte Votum."

„Richtig!" rief Lizka dazwischen. „Es war das gefaßte Votum! Es wird herum gegeben, damit Jeder es weiß und einen Augenblick überlegen kann; aber in's Ohr geflüstert, damit nur die Richter es wissen. Das muß wie ein Spiel aussehen — aber für den, der da steht, ist es schrecklich!"

„Wohl, wohl!" brummte Neboi. „Da ereignete sich das Merkwürdige, daß das Votum falsch zurückkam und von Neuem umgehen mußte."

„Wie erklären Sie sich das?" fragte der Maurer.

„Wer weiß das?" versetzte Neboi achselzuckend. „Einer hat es falsch verstanden, oder war einer der commandirten Richter der deutschen Sprache nicht recht mächtig. Kurz, das Votum ging wieder um und kam diesmal richtig zurück. Da zog der Major den Säbel und rief laut zu den umstehenden Richtern: „Wer meiner Meinung ist, der ziehe das Seitengewehr!" — Auf dieses Zeichen fuhren die Waffen der Angerufenen hoch in die Höhe. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme. Es war ein gemeiner Soldat. Er ließ sein Bayonnett ruhig an der Seite hängen und schien mit dem vernommenen Votum nicht übereinzustimmen. Fast einstimmig war ich also schuldig befunden. Hierauf wurde vom Auditor das Urtheil gefällt, vom Präses unterschrieben und bestätigt. Es lautete auf Tod. Da rührten sich die Trommeln, ich wurde wieder vorgeführt, mit meinem Schicksal bekannt gemacht und sollte an der nächsten Mauer todtgeschossen werden —"

„Sonderbare Procedur," rief Lizka. „Gewiß eine Einführung, welche aus den urältesten Zeiten stammt."

„Ich glaube es auch," versetzte Neboi. „Die Procedur ist gewiß älter, als der Gebrauch der Schußwaffen. Die ganze Geschichte war ungefähr in einer kleinen Viertelstunde abgemacht. Im Augenblick, als der Stab über mich gebrochen wurde — da fielen Schüsse. Ein Lärm erhob sich und wuchs furchtbar. Geschrei, Pferdegestampf, dazwischen fallende Allarmsignale erfüllten die Luft. Die Ungarn hatten einen Ueberfall gemacht und ich hatte die Laterne nicht umsonst vom Kirchthurme hinausgehängt. Im nächsten Augenblick war das Executionscarré, mitsammt meinen Richtern von heransprengenden Husaren flankirt, so daß diese eben nur so viel Zeit hatten, in's Dorf zu ihrer Mannschaft zu eilen. Da gelang es mir, zu entspringen und wiewohl mir ein paar Schüsse aus nächster Nähe nachgefeuert wurden, mich zu retten!"

„Ein Glas auf Ihre Errettung!" rief Lizka, worauf ein allgemeines Anstoßen erfolgte und eine neue Bouteille bestellt wurde.

„Der Wein ist vortrefflich," sagte Neboi.

„Steigt aber in die Adern, wie Höllenfeuer!" rief der Maurer. „Ja, der Ofner, das ist ein Wein! O, vom Wein hängt viel ab! Wenn wir in Böhmen so wohlfeile ungarische Weine hätten, dann, glauben Sie mir, wären wir auch nicht so zahme Kerle, da würden wir ganz anders auftreten! Aber sagen Sie, Herr Neboi, was kann Aufsiger oder gar Cernoseker für eine Wirkung hervorbringen? Nur eine traurige, eine traurige! Hab' ich etwa nicht Recht?" fragte er mit der wahrhaftesten Miene.

Neboi stimmte, ein Glas leerend, vollständig bei und Lizka fuhr wieder fort:

„Sie haben mir so viel erzählt und sogar Geschichten, welche Vertrauen, großes Vertrauen verrathen. Hinter einer solchen Ehre kann ich nicht zurückbleiben. Nun werde ich Ihnen auch etwas erzählen, was keine Folgen mehr haben kann, aber Sie werden selbst beurtheilen, daß es für mich böse hätte ablaufen können! Sie werden auch sehen, in welche Patsche ein Mensch gerathen kann, ohne daß er es ahnt... freilich, gegen Ihre Sache ist es eine Kleinigkeit. Sie haben Schlachten mitgemacht und das Leben für das Vaterland auf's Spiel gesetzt. Ich habe nur einen Pfaffen ärgern wollen — freilich war es eine Neckerei, auf welche Gefängniß steht! Ja, wir Czechen sind eigentlich noch immer Hussiten. Die Pfaffen können wir nicht leiden und mit ihnen binden wir am liebsten an —"

„Thäten Sie es aber auch," fragte Neboi ironisch, „wenn die Pfaffen außer den Kutten noch Säbel hätten?"

„Man müßte dann sehen," meinte der Maurer pfiffig lächelnd, „daß man nicht erwischt würde. Erwischt hat man mich nicht, es war viel Glück dabei. Doch hören Sie meinen Capitalstreich — ich meine, wenn Sie noch Zeit haben —"

„Wir haben keine Eile," fiel Neboi ein, „so

lange der Wirth noch eine Flasche von diesem Ofner im Keller hat. Also lassen Sie los."

„Im nächsten September werden es drei Jahre," begann der Maurer. „Da war ich noch zu Hause, in meiner Heimath. Das Nest, wo ich her bin, heißt Sluchowo. Wie Sie sich denken können, war ich wegen meiner Freisinnigkeit gar nicht vortheilhaft bekannt, doch eine gerichtliche Strafe hat mich noch nicht getroffen — außer einmal eine ganz kleine, weil ich den Herrn Bezirkshauptmann Baron Rack, was Krebs bedeutet, so oft von ihm die Rede war, Drak, das heißt einen Drachen, öffentlich genannt habe. Deßhalb hat man aber auch gezwickt, wo es nur möglich war. Besonders die geistlichen Herren, die haben ein scharfes Auge auf mich gehabt und mir wie dem leibhaftigen Antrichrist zugesetzt . . ."

„Von allen diesen geistlichen Herren war aber der Caplan von Kraßnitz, ein gewisser Pater Michael, der allerschlimmste. Zweimal schon hatte er mich um die Arbeit gebracht und endlich meinen Meister so gegen mich aufgehetzt, daß ich daran denken mußte, aus der Gegend wegzukommen, wenn ich nicht verhungern wollte. Aber wie konnte ich fort? Mir fehlte ja das nöthigste Reisegeld!"

„Da starb mir in Hinter-Kraßnitz eine alte Muhme; so war ich in den Stand gesetzt, meine Schulden zu bezahlen und mich auf die Reise zu machen. Ein paar Tage, bevor ich abgehen sollte, begab ich mich noch einmal nach Hinter-Kraßnitz, weil wir Erben noch das Mobiliar unter uns zu theilen hatten, um den mir zufallenden Antheil abzuholen. Auf dem Wege dahin mußte ich Kraßnitz passiren. Eben läutete die Abendglocke, als ich über die Johannisbrücke gekommen war und mich dem Platze näherte, ich ging heiter und guter Dinge hin, meine Gedanken waren schon auf der Reise und weit in der Welt, ich summe ein Lied vor mich hin. Da kommt mir der Pater Michael entgegen. „Hörst Du das Ave nicht, tauber Bengel, daß Du den Hut aufhast?" so fährt er mich an, gerade so impertinent, wie ich es jetzt sage, und hebt den Stock in die Höhe, wie es scheint, in der unfreundlichsten Absicht!"

„In mir stieg der Zorn furchtbar auf, ich hätte den verdammten Pfaffen am liebsten gleich beim Kragen gepackt, aber ich faßte mich doch, denn bei der kleinsten groben Widerrede hätte er mich gar beim Amte verklagt. Ich machte, daß ich weiter kam, doch noch als ich Kraßnitz schon längst im Rücken und den Weg bei der Dubsky'schen Mühle — nun, Du kennst dort jeden Punkt, Tereska — passirt hatte, kochte noch Gift und Galle in mir, die Wuth über eine solche Behandlung hatte sich nicht gelegt."

„Selbst noch im Wirthshause zu Hinter-Kraßnitz, wo es bei einem Anlaß, wie eine Erbtheilung ist, sehr lustig herging, knirschte ich noch mit den Zähnen. Aus diesem Grunde werde ich wohl auch so stark getrunken haben, denn ich blieb noch länger, als alle übrigen Anverwandten sitzen und brach erst auf, als mich die Wirthin halb und halb zur Thür hinausgeschoben hatte."

„Es muß schon Mitternacht gewesen sein."

„Nach Kraßnitz ist nur ein Katzensprung. Als ich dort, wo es immer am Flusse hergeht, an die Wiesen komme — beinahe dicht am Steg, welcher unterhalb der Dubsky'schen Mühle in den Marktflecken hinabführt, — sehe ich abseits in einem Graben etwas Schwarzes liegen. Bei näherer Besichtigung stellte es sich als ein Hut heraus. Ich hob ihn auf und da ich Niemand um mich her weder sah, noch hörte, nahm ich ihn mit und ging meines Weges weiter . . ."

„Da wurde mir das Gehen immer schwerer und schwerer, die frische Nachtluft zeigte mir langsam und allmälig, wie viel ich getrunken . . ."

„So betrunken war ich aber doch nicht, daß ich nicht auf der Stelle, wo mich vor ein paar Stunden der Caplan so angefahren hatte, stehen geblieben wäre und einen wahrhaften Herzensfluch ausgestoßen hätte. Ich blickte nach der Dechantei, die in der Ferne zu sehen ist, und hatte dabei allerhand wilde Gedanken, wie sie nur einem Betrunkenen einfallen. Darauf schleppte ich mich gegen die Johannisbrücke zu mühselig weiter."

„Ich sage mühselig, denn ich hatte außer meinem Rausche noch allerlei zu tragen, nämlich Kleidungsstücke, allerlei Hausgeräth und ein großes, sehr schweres Oberbett, welches mir am Rücken hing und mich immer nach rückwärts reißen wollte. Auf der Brücke angekommen, war ich genöthigt, eine kleine Rast zu halten. Ich lehnte mich dort an und es scheint mir, daß ich dabei auch eine Zeitlang geschlafen habe... So viel weiß ich, daß ich plötzlich die Augen aufschlug, den heiligen Johannes, welcher vor mir stand, anstarrte, und ohne zu wissen warum, in eine neue Wuth über den Caplan verfiel.... Hätte ich ihn in der Nähe gehabt, bei Gott, ich weiß nicht, was da geschehen wäre — nun, bis zur Stunde kann ich mir nicht erklären, wie ich auf den Einfall gekommen bin, dem boshaften Pfaffen den Possen zu spielen, den ich ihm wirklich gespielt habe! Ich weiß nicht, warum ich dachte, das, was ich jetzt vorhabe, müsse den bigotten, fanatischen Kerl ganz fürchterlich ärgern! Ich kann ja nicht einmal begreifen, wie es mir möglich war, auf die schmale Brüstung hinaufzuklettern und dort mich so lange zu balanciren als nöthig war, um die Statue zum Aerger des Caplans mit dem tollsten Zeug aufzuputzen.... Kurz, ich habe —"

„Du warst es also?" rief Tereska, welche bis hierher der Erzählung auf das aufmerksamste gefolgt war, nicht allein mit großer Verwunderung, sondern auch mit eben so großem Unwillen.

„Was kannst Du," versetzte Lizka rasch, „von einem Betrunkenen erwarten?"

„Du hättest nicht allein wegen des Frevels eine rechte Strafe verdient," rief Tereska mit großem Eifer, „sondern auch deßhalb, weil Du Unschuldige in Verdacht gebracht hast!"

„Was willst Du?" fragte Lizka trocken. „So viel ich weiß, ist Niemand zur Strafe gezogen worden!"

„Das wohl nicht," versetzte die empörte Braut, „aber es hat doch Manchem Verdruß verursacht. Sogar der Bruder des Herrn, bei dem ich im Dienst stand —"

„Was,". rief der Czeche, „der Bruder des Scheppkes?"

„Freilich, freilich," gab Tereska zur Antwort.

„Was weiter!" rief Lizka. „Schaden hat es ihm doch nicht gebracht und mir am Ende auch nicht, und das ist am Ende eben so viel als eine vollständige Absolution!"

„Was haben Sie eigentlich an der Statue vorgenommen?" fragte Neboi mit Neugier.

„Mein Gott! Es ist nicht der Rede werth!" erwiderte der Maurer. „Meinen elenden Hut hab' ich ihm aufgesetzt, wahrscheinlich weil ich in der Betrunkenheit meinte, daß ich einen neuen und besseren besitze, ein Pfeifchen ihm in die Hand gegeben und noch einige solche unschuldige Bübereien vorgenommen — aber nichts abgeschlagen, gar nichts abgeschlagen!"

„Nun!" rief die Braut mit neuem Entrüsten, „das hätte auch noch gefehlt!"

„Schweig!" erwiderte Lizka. „Du machst wirklich, als ob ich dem Heiligen ein Leids gethan hätte! Uebrigens — am andern Tage habe ich schon meine Strafe bekommen, wenn auch nicht von der Bezirkshauptmannschaft. Sorgen und Aengste habe ich ausgestanden, noch weit größere, als von meinem Rausche die Nachwehen waren —"

„Wie so?" fragte Neboi.

„Zu Mittag am folgenden Tage," sprach Lizka, „hörte ich zu Sluchowo, daß die Verunstaltung der Statue so entsetzlichen Spectakel gemacht, daß aber auch ein Ertrunkener, der sich als ein Officier herausstellte, unter der Brücke gefunden worden war. Es war natürlich, daß man jetzt dem Verunstalter der Statue auf's schärfste nachforschen und eine Verbindung zwischen seiner That und dem Tode des Officiers herauswittern würde. Dazu kam noch Eins, was mir schrecklich war. Der Hut, den ich gefunden hatte und noch immer besaß, war offenbar der Hut des Officiers, welcher ja in Civilkleidern umgekommen war. In der Stube, verriegelt, betrachtete ich lange den unglückseligen Deckel und wußte gar nicht, was ich mit ihm anfangen solle. Ich wußte nur, daß ich, wenn er bei mir gefunden würde, in eine schreckliche Untersuchung gezogen werden könnte, da ich bei allen Behörden so übel angeschrieben war. Erst am Abend sollten meine Qualen enden, als die Nachricht anlangte, daß sich der Officier selbst freiwillig in's Wasser gestürzt habe. Da freute ich mich aber auch wieder bald, daß ich den Hut nicht, wie ich die Absicht gehabt, zerschnitten und vernichtet hatte. Er war ja ganz wie neu, ein feiner Wiener Hut, wie inwendig auf dem Futter in Golddruck zu lesen war. Ich habe ihn noch immer bei der Arbeit auf . . ."

„Aber Du —" rief Tereska, den Liebhaber mit großen Augen anblickend.

Neboi, welcher die Braut für indignirt hielt, daß Lizka sich den Hut so unverschämt angeeignet und so ohne jeden Scrupel getragen, bemerkte:

„Was wollen Sie? Ausliefern und zurückgeben konnte Ihr Liebhaber den Hut nicht, denn dann wäre ja auch damit sein Statuenfrevel herausgekommen."

„Nein, nein," versetzte Tereska, „das meine ich nicht! Ich meine, daß der Hut nicht dem Ertrunkenen gehört habe. Ganz gewiß nicht!"

„Wem sollte er gehört haben?" fragte Lizka. „Einem Stadtherrn hat er jedenfalls angehört. Ein Bauer hat keinen solchen und auf der Wiese kann er auch nicht gewachsen und vom Stengel gefallen sein —"

„So höre mich doch erst an!" herrschte ihn die Braut ungeduldig an. „Im Hause, wo ich damals diente, bei Herrn Scheppkes, mit dessen Tochter Sarah ich einige Wochen später nach Wien gegangen bin, wohnte zu derselben Zeit ein fremder Herr, ein gewisser Stropp. In derselben Nacht, wo sich das Alles zugetragen hat, was Du jetzt erzählt hast, kam er ungefähr um elf Uhr nach Hause, als ich eben die Treppe scheuerte. Er scherzte sonst immer mit mir und neckte mich gern, aber diesmal sprach er nichts und wollte sich auch nicht hinaufleuchten lassen. Das war mir besonders auffallend und da bemerkte ich, daß er ohne Kopfbedeckung sei. Das mußte mir noch mehr auffallen, da er den ganzen Abend außer dem Hause gewesen war. Ich fragte ihn, wo er seinen Hut gelassen, aber statt mir eine Antwort zu geben, verzog er das Gesicht auf eine eigene, eigentlich schreckhafte Weise, daß ich keine Frage mehr zu stellen wagte und ihn, wie er gewollt, ohne Licht hinaufgehen ließ, denn ich nahm an, daß er berauscht sei, den Hut irgendwo verloren habe und sich schämte und ärgerte, daß ich ihn mit meiner aufmerksamen Bemerkung blamire —"

„Der Teufel!" rief Lizka überrascht.

„Ging denn in jener Nacht ein starker Wind?" fragte Neboi den Maurer.

„Ich glaube, es war ganz windstill," meinte Lizka unsicher.

„Doch das ist unnütz," bemerkte Neboi. „Warum würde dieser Herr Stropp verschwiegen haben, daß ihm der Sturm den Hut fortgerissen habe? Hören Sie, die Sache scheint mir verdächtig .... Ist es gewiß, daß der Officier sich freiwillig in's Wasser gestürzt hat?" setzte er mit bedenklicher Miene hinzu.

„O ganz gewiß!" erwiderte Tereska. „Wo denken Sie hin?"

„Ich meine nur, ich meine —", murmelte Neboi und ließ den Verdacht, der in ihm aufgestiegen war, wieder fallen.

„Aber der Hut war der seinige," wiederholte Tereska, „das ist auch ganz gewiß."

„Ja, ja, mag sein," bekräftigte Lizka, „die goldene Inschrift auf dem Futter —. Weißt Du vielleicht, Tereska, wo der Herr her gewesen ist?"

„Er ist ein Wiener," gab die Braut zur Antwort.

„Hüte werden wohl weit und breit versandt," sprach Neboi; „immerhin bestätigt es in diesem Falle, daß der Hut dem Genannten gehört habe."

„Ja, ja," sagte Lizka zustimmend, aber etwas zerstreut, weil er einen Gast am nächsten Tische, der kaum zwei Schritte weit entfernt saß, musterte.

Es war dies ein älterer Mann, von dem Aussehen eines ausgedienten Feldwebels, welcher sich schon während der ganzen Erzählung Lizka's auf seinem

Stuhl weit nach hinten zurückgelehnt hatte, wahrscheinlich um Alles mitanzuhören.

Lizka hatte es schon längst gemerkt, aber im Eifer der Erzählung keiner bedenklichen Deutung werth gehalten. Erst gegen den Schluß hin war er auf's neue aufmerksam geworden und fühlte sich auch bei dem Gedanken stark beunruhigt, daß er wohl zu stark gesprochen haben könne.

„Hab' ich nicht zu laut gesprochen?" fragte er den Ungarn mit leiserer Stimme.

„Ich meine nicht," erwiderte dieser. „Doch warum fragen Sie?" Er wandte seinen Kopf nach dem Nachbartische, von welchem sich in diesem Augenblicke die bezeichnete Person erhob und sich nach einer Seite des Gärtchens begab, auf welcher jedoch nicht der Ausgang war.

„Halten Sie den, der eben aufgestanden, für einen Spion, weil Sie ihm so fest nachblicken?" fragte Neboi.

„Sie nicht auch? fragte der Maurer.

„Wer kann das sagen?" rief Neboi, den Rest der Bouteille in die Gläser gießend. „Schlimmsten Falls könnte ich Ihnen keine Vorwürfe machen, daß Sie unvorsichtig gewesen, denn ich selbst bin ja Einer, mit dem das Maul überall durchgeht. Dem Menschen ist es aber angeboren zu reden und damit tröst' ich mich, Basta!"

Er trank sein Glas aus, worauf die Gesellschaft sich auf das freundlichste trennte.

Nachdem Lizka seine Braut heimbegleitet hatte, wanderte er seiner eigenen Wohnung zu. Bei seiner Hausthür angelangt, freute er sich noch bei dem Gedanken, daß die Besorgnisse, die ihm der muthmaßliche Spion verursacht, nur eitle Selbstquälereien gewesen. Allein, noch ehe er den Hausschlüssel hervorgezogen hatte, sah er zwei Gensd'armen, wie aus der Erde gestampft, herankommen und nach ihm langen. Stumm und innerlich zusammengeknickt ließ er sich abführen.

---

## Sechzehntes Capitel.

**Entlarvt eine lange schon übelberüchtigte Persönlichkeit.**

Für unsern Freund Lizka war der lustige Abend, den er in der Gesellschaft seiner Braut und Stephan Neboi's verbracht, sehr traurig abgelaufen. Sein Abgang zu den Arbeiten an der Südbahn war vereitelt und seine Verheirathung mit der schwarzäugigen Landsmännin in weite Ferne hinausgerückt. Gewiß hatte auch der feurige Ofner, welcher ihm so gut geschmeckt hatte, keine geringe Mitschuld an seinem Mißgeschick gehabt, insofern als der Genuß desselben seine Mittheilungslust gesteigert und die nöthige Vorsicht eingeschläfert hatte.

Jener Nachbar am Nebentische von feldwebelmäßigem Aussehen, war wirklich sein Denunciant gewesen. Es war ein Gensd'arm, der entweder zufällig oder aus Dienstrücksichten in bürgerlichem Anzuge im Garten des Wirthshauses zum „ewigen Licht" gerade um die Zeit erschienen war, als Lizka seine geheimnißvolle Geschichte zu beichten begonnen hatte. Aus diesem Grunde war Neboi unbehelligt geblieben und der Verhaftung entgangen.

Lizka hatte bei seiner Vernehmung auf dem Wiener Polizeiamte das Unglaublichste geleistet, um den Inhalt der gegen ihn vorliegenden Denunciation abzuschwächen, zu verdrehen und durch irreführende Erfindungen zu paralysiren. Der scheinbare Erfolg seiner Defensive konnte aber nur so lange dauern, als die Wiener Polizei genöthigt war, auf die Antwort zu warten, welche ihr die Kraßnitzer Bezirkshauptmannschaft auf den derselben zugegangenen Bericht ertheilen würde. Diese Antwort mußte bei den raschen Verkehrsmitteln sehr bald eintreffen und fiel für Lizka sehr traurig aus.

Der Verhaftete erkannte auch die Wendung seines Geschicks sofort, als ihm eines Tages befohlen wurde, den Sonntagsstaat, in welchem er bisher in seiner Zelle gesessen, abzulegen und den eleganten Frack und das Vorhemd mit dem großen gläsernen Rubin gegen die Sträflingsjacke und das Commißhemd auszutauschen. Hätte es noch einer Bestätigung bedurft, daß man seine Angelegenheit sehr ernst auffasse, so hätte er diese erhalten, als er bald darauf, an einem Fuße und einer Hand geschlossen, einen von Soldaten escortirten Leiterwagen besteigen mußte. Da sagte ihm sogleich eine innere Stimme, daß er in wenigen Tagen die für ihn unheimlichen Ufer des Kraßnitzflüßchens wiedersehen werde.

Darin täuschte er sich nicht, konnte es eigentlich nicht. Nichts war ja einfacher, als daß er auf dem Schauplatze, wo er gefrevelt, seine Strafe empfangen solle.

Herr von Rack hatte inzwischen den angekündigten Missethäter mit größter Ungeduld erwartet, mit einer Ungeduld, in welche jedoch auch eine starke Dosis süßer Genugthuung gemischt war. Glücklicher als andere Sterblichen, welchen es nicht immer vergönnt ist, sämmtliche Früchte ihrer Forschungen und Anstrengungen reifen zu sehen und hier zu ernten, konnte Rack bei der Einbringung Lizka's mit gerechtem Stolze auf seine Verdienste ausrufen: „Endlich habe ich Alles herausgebracht!"

Er hatte den Flüchtling, welchem er so lange nachgesetzt, erreicht und ergriffen, er hatte den Schleier von dem angeblich freiwilligen Tode Julius Werner's gelüftet und den muthmaßlichen Urheber des düsteren Ereignisses entdeckt. Jetzt war auch der frivole Schänder des heiligen Johannes von Nepomuck gefangen und dadurch der Justiz nicht allein das entlaufene Opfer wiedergegeben, sondern sogar noch die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß durch die hinzutretenden neuen Enthüllungen der letzte übrig gebliebene dunkle Rest der Geheimnisse jener merkwürdigen Septembernacht mit vollem Lichte beleuchtet werden würde.

Es wurde Lizka nicht viel Zeit gegönnt, von seinen Reisestrapazen auszuruhen. Schon an einem der nächsten Tage stand er vor seinem Richter, dem Freiherrn von Rack, und überraschte diesen, welcher von Wien aus avisirt, das hartnäckigste Leugnen des

Inquiſiten erwartete, durch die Ablegung eines offenen und vollen Geſtändniſſes. Dieſes Geſtändniß ſtimmte mit der Erzählung im Garten zum „ewigen Licht“ in allen Punkten überein.

Lizka, welcher inzwiſchen eingeſehen, daß ihm das Leugnen eher ſchaden als nützen werde, hatte ſich nämlich anders beſonnen und zog es vor, mit einer Armenſündermiene aufzutreten und durch die Aeußerung unbegrenzter Reue das Herz ſeines Richters zu rühren. Auf dieſe Art hoffte er das allerkleinſte auf ſeinen Fall anwendbare Strafmaß zu erzielen, da er ohnehin an ſeinem bedeutenden Rauſche bei Verübung des Frevels einen mächtigen Fürſprecher zu Gunſten ſeiner geſchwächten Zurechnungsfähigkeit hatte.

Dieſes reuemüthige Bekenntniß fand aber eine eigenthümliche Aufnahme. Herr von Rack glaubte, da Lizka ſo raſch bekenne, daß derſelbe den Verdacht von einer viel ſchwereren That abzulenken beabſichtige und daß der Inquiſitor die Pflicht habe, die Möglichkeiten in's Auge zu faſſen, inwiefern der Statuenſchänder zugleich der Mörder des Officiers geweſen ſein könne.

Von dieſem, zwar keinem menſchenfreundlichen Herzen entſprungenen, aber polizeilich wohl gerechtfertigten Standpunkte trat aber der Bezirkshauptmann bald zurück, als es ſich in den Acten des Commiſſionsberichts zeigte, daß Werner'n damals eine Officierskappe, nicht aber ein Seidenfilzhut zur Kopfbedeckung gedient haben müſſe, weil eine ſolche unweit von dem Teiche im Ufergebüſch entdeckt worden war. Sie lag noch bis zur Stunde nebſt den übrigen Kleidungsſtücken des Verſtorbenen in der Depoſitenkammer aufbewahrt.

Als Herr von Rack den Verdacht gegen Lizka fallen gelaſſen hatte, concentrirte ſich das ganze Intereſſe auf die Frage, wem der Seidenfilzhut gehöre, wie er verloren worden war und warum ihn Niemand öffentlich vermißt und reclamirt habe.

Die Beantwortung dieſer Frage war der Geliebten des Maurers, auf welche ſich dieſer auch berufen hatte, vorbehalten. Tereska, darüber amtlich vernommen, hielt ihre ſchon bekannten Angaben aufrecht und vermehrte dieſelben ſogar durch Anführung neuer Nebenumſtände und kleiner Züge.

Da inzwiſchen auch Lizka's Verwandte in Hinterkraßnitz bezeugt hatten, daß bei der Vornahme der Erbtheilung dem Genannten ein großes Oberbett zugefallen ſei und die Wirthin jenes Ortes beſtätigt hatte, daß Lizka im betrunkenen Zuſtande mit dem bezeichneten Gegenſtande belaſtet, um Mitternacht herum ſeinen Rückmarſch angetreten, war an der Wahrheit der vom Angeklagten gemachten Ausſagen nicht ferner zu zweifeln. Natürlich konnten aber auch die Folgen von Lizka's Proceſſe nicht mit deſſen Schuldigſprechung oder Beſtrafung abgeſchloſſen ſein, ſondern mußten durch das Bekanntwerden eines noch ungeahnten Incidenzfalles ſich auf ein ganz neues Gebiet erſtrecken, bei deſſen Betreten der auf Bruno Haldenried laſtende Verdacht in demſelben Maße zurückweichen mußte, als er ſich auf das Haupt Philipp Stropp's gewitterſchwer zuſammenzog.

Die nächtliche Erſcheinung mit der räthſelhaften Bürde, welche die Gattin des Apothekers, Barbara Meinhardt, nebſt deren Dienſtmagd, Joſepha Ruch, beobachtet, war erklärt. Der ſpukhafte Sack, in welchem die aufgeſchreckte Phantaſie der Richter ein vielleicht noch zuckendes Opfer witterte, hatte ſich als ein friedliches altes Oberbett herausgeſtellt, unter welchem vielleicht mehrere Generationen gezeugt worden waren. Die mitternächtige Geſtalt, die am Wirthshaus „zur Kugel“ vorübergewandelt war, warf auf Bruno keinen unheimlich provocirenden Schein mehr, dagegen war durch die Auffindung des Hutes am Flußufer eine Spur entdeckt worden, deren Verfolgung Schritt für Schritt weiter führte und eine argberüchtigte Perſönlichkeit immer näher brachte, welche bis dahin vom Zufalle oder von den Umſtänden in Schutz genommen, den Augen des Gerichts entrückt geblieben war.

Herr von Rack war, abgeſehen von ſeinen unbeſtreitbaren Talenten, auch von der genaueſten Kenntniß des Ortes und der dabei betheiligten Perſonen unterſtützt. Er kannte Philipp Stropp und hatte Zeit und Gelegenheit gehabt, ſich über ihn ein klares und feſtes Urtheil zu bilden. Der junge Schwindler hatte ja vor ſeinen Augen den frechſten Betrug ausgeführt, als er die Mühle an ſich brachte und dieſelbe plünderte! Er wußte, daß Philipp das ſchlechteſte Mittel nicht ſcheue, ein im Grunde roher Kamerad war, alſo ein Mann, bei dem man ſich jeder Gewaltthat zu verſehen habe. Nun war es aber auch durch Tereska's Ausſagen ſichergeſtellt, daß dieſer Menſch in jener Nacht in einem auffallenden Zuſtande von Verwirrung und Verſtörung heimgekommen und zu Bette gegangen war.

Der ominöſe Hut, welchen ſich Lizka nolens volens angeeignet hatte, exiſtirte noch immer; der Maurer pflegte ſich ſeiner, wie man ſchon weiß, noch bei der Arbeit zu bedienen. Es war freilich nur eine elende, von Schweiß und Mörtel zerfreſſene Ruine von einem Hute, in deſſen Boden jedoch noch bis auf den heutigen Tag auf einem Reſt von Futter der Name und die Adreſſe des Verfertigers deutlich genug zu leſen war. In Folge deſſen war Leopold Feßmann, Hutmacher in Wien, auf das Amt citirt worden.

Leopold Feßmann erkannte den Hut als ſein Fabricat, welches nach der noch immer erkennbaren Façon zu ſchließen, vor etwa drei Jahren verfertigt worden ſein könne.

Auf die Frage, ob er das Geſchäftshaus Stropp in Wien zu ſeiner Kundſchaft zähle, gab der Hutmacher eine bejahende Antwort. Er bemerkte jedoch hierauf, daß es leider nicht der ſolide und reiche Chef der genannten Firma, ſondern deſſen leichtſinniger Bruder ſei, der ihm in dieſem Falle ſeine Kundſchaft zugewendet und welcher dieſes Poſtens halber noch immer in ſeinem Schuldbuche ſtehe.

Nach Einſicht der Contobücher des Hutmachers Leopold Feßmann war es unwiderleglich bewieſen, daß Philipp Stropp in der Mitte des Monats Auguſt des Jahres 1850 den Hut gekauft habe, alſo wenige Tage vorher, ehe er ſeine ſogenannte Brautfahrt nach Kraßnitz angetreten.

In Folge dessen war an sämmtliche Polizei- und Militairbehörden die geheime Weisung ergangen, den Aufenthaltsort Philipp Stropp's, welcher um diese Zeit selbst seinem eigenen Bruder völlig unbekannt war, zu ermitteln, den Genannten im Betretungsfalle vorzuladen, den weiter beigefügten Instructionen gemäß in's Verhör zu nehmen und je nach dem Resultat desselben, entweder bis auf ertheilte Rückäußerung unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, oder sofort unter den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln an das Kraßnitzer Bezirksgericht abzuliefern.

Philipp's Bruder, der Speculant Arnold, welcher von der Gier, Millionen zu erwerben, verzehrt, nach wie vor seinen Geschäftsunternehmungen lebte, hatte keine Ahnung, was die an ihn von den verschiedensten Seiten ergehenden Anfragen nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte seines entarteten Bruders zu bedeuten hatten. Er glaubte, die Schulden, welche Philipp an allen Ecken und Enden hinterlassen hatte, als einen genügenden Erklärungsgrund dafür annehmen zu dürfen. Obwohl er gar keine gesetzliche Verpflichtung hatte, die Schulden seines Bruders zu bezahlen, hatte er doch, um sich diese lästigen Besuche vom Halse zu schaffen, eine darauf bezügliche Notiz in den Journalen zur gänzlichen Enttäuschung jener Gläubiger veröffentlichen zu müssen geglaubt. Sonach hätte er gar nicht nöthig gehabt, Philipp's Aufenthaltsort absichtlich zu verheimlichen, wie vielfach angenommen wurde. Er wußte wirklich nicht, wo sich der Taugenichts herumtreibe und wünschte sehnlichst, daß er ihn im Leben nie wieder sehen möge, denn er hatte mit Recht zu fürchten, daß die Schwindlerlaufbahn Philipp's nicht zu Ende, sondern erst am Anfange sei und nicht Besseres, sondern Schlimmeres bringen werde....

An einem schwülen Julitage saß Arnold Stropp nach dem Mittagstische, kurz bevor er sich in's Comptoir zu begeben pflegte, in seinem geheimen Arbeitscabinet, welches sich in seiner Vorderwohnung befand. Dahin pflegte er sich zurückzuziehen, wenn es galt, geniale Inspirationen zu empfangen und gewagte oder faule Speculationen auf Kosten des großen Publicums für seinen eigenen Säckel ergiebig zu machen.

Eine Bouteille französischen Rothweins stand wie gewöhnlich treu an seiner Seite, theils um seine große Hitze leicht erliegenden Corpulenz stärkend zu kühlen, theils um seine Phantasie in stetem Flusse zu erhalten, damit sie geeigneter bleibe, mit unausgesetzter Productivität Vortheile zu ersinnen und den kleinsten Profit in idealster Ferne zu ahnen.

Arnold Stropp hatte diesmal an dem Entwurf eines Actien-Unternehmens die letzte Feile anzulegen, welches in nächster Zeit von Stapel gelassen werden sollte. Es betraf jene unsaubere Geschichte, welche er bei der Uebernahme der Dubsky'schen Mühle auf dem Redactionsbüreau des Donaureichs improvisirt hatte. Jene Idee war inzwischen Fleisch und Blut geworden.

Die Mühle war gekauft, das herrschaftliche Grundstück erworben und die Einwilligung des Grafen erwirkt, daß das Schwindelunternehmen den volltönenden Titel: „Actiengesellschaft der gräflich Thieboldsegg'schen Kohlen- und Eisenwerke" an der Stirn trage. Kleine und große Journale, darunter das Donaureich waren gewonnen, die Statuten und die ganze Organisirung ersonnen. Kurz, das Werk war fertig und erwartete nur die Actionaire, um dem Schöpfer des Planes viel Geld einzubringen.

Mit Leib und Seele in die Sache vertieft und versenkt saß Arnold da; kaum, daß er daran dachte, seine Stirn zu trocknen und einen raschen Schluck zu thun. In der Extase eines in Aussicht stehenden bedeutenden Reinertrages konnte er Alles, ja sich selbst vergessen. Obwohl das ganze Unternehmen, über welchem er jetzt brütete, den gemeinen Betrug seines Bruders zu seiner eigentlichen Basis hatte, brach sich keineswegs dabei, wie man annehmen möchte, eine Erinnerung an Philipp Bahn, um auch nur auf einen Moment den kaufmännischen Calcül zu stören. Sein geschäftliches Abstractionsvermögen war so riesig und ging so weit, daß er sich mit Behagen eingestehen konnte, an das vorliegende Geschäft mit größter Liebe zu gehen.

Plötzlich klopfte es rasch und kurz an die Thür.

Arnold hatte kaum Zeit gehabt, den Kopf zu erheben, als der Besucher schon eingetreten war. Es war Philipp Stropp.

„Du bist es!" rief ihm Arnold entgegen, vor unangenehmem Erstaunen ganz starr geworden. „Du kommst eben zur rechten Zeit nach Wien, da alle möglichen Leute nach Dir fahnden —"

„Ich habe auch nicht die Absicht, zu bleiben," erwiderte Philipp. „Ich will nur —"

„Wo bist Du abgestiegen?" unterbrach ihn der ältere Bruder, „und wo kommst Du her?"

„Das ist Nebensache," warf Philipp kurz hin. „Ich weiß gar wohl, daß mein längeres Hierbleiben weder Dir zur Freude, noch mir zur Ehre gereichen würde. Deßhalb halte ich mich auch so zu sagen heimlich hier auf und denke, mich so bald als möglich wieder aus dem Staube zu machen."

„Gewiß hast Du keinen Kreuzer Geld mehr," versetzte Arnold mit feinem Instinct, „daß Du Dich bei mir sehen lässest. . . ."

„Woher sollte ich Geld haben?" seufzte Philipp mürrisch und finster.

„Du bist wirklich ein Erzlump!" rief Arnold. „Dreißigtausend Gulden in so kurzer Zeit so jämmerlich zu verklopfen! Du wirst doch wissen, daß Du mich in Folge der Uebernahme der Mühle volle dreißigtausend Gulden kostest? He?

„Reden wir nicht," versetzte Philipp mit Gleichgültigkeit, „über abgethane Sachen!"

„Schön! Das nennst Du abgethane Sachen!" rief Arnold ganz entrüstet. „Du erlaubst mir vielleicht gar nicht, daß ich das Opfer nenne, das ich Dir gebracht habe."

„Es nützt doch nichts, davon zu reden!" erwiderte Philipp. „Uebrigens weiß ich, daß ich gefehlt habe und Du darfst glauben, daß ich davon einen Gedenkzettel für mein ganzes Leben behalten habe! Das soll jetzt freilich anders werden. Noth führt zur Einsicht. Ich habe mir heilig geschworen, ein ganz anderes Leben anzufangen. Ja, ich habe geschworen, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn ich je wieder

von neuem in meinen alten Leichtsinn zurückfalle. Ich bereue tief — ich —"

„Mich rührst Du nicht mit der Melodie!" fiel ihm Arnold in's Wort. „Ich kenne das Lied! Aehnliches hast Du mir schon zehnmal vorgesungen. Ich gehe nicht mehr auf den Leim! Von mir kriegst Du keinen Kreuzer mehr, denn ich weiß, daß es Dir nur darum zu thun ist —"

Philipp setzte sich, ohne eine Antwort zu geben, den Kopf hängen lassend, auf einen Stuhl, ohne daß Arnold die Grimasse des Zornes erblickt hätte, welche schnell hervorbrach und gleich wieder verschwand. ...

Während der kleinen Pause, die so entstanden, hatte Arnold erst Gelegenheit, seinen Bruder schärfer in's Auge zu fassen.

Philipp's Anzug war zwar noch immer fein und anständig, aber sein Aussehen sehr abgelebt und abgemergelt. Seine derben Züge, welche noch vor wenigen Jahren beinahe schön zu nennen waren, hatten sehr gealtert und ließen einen rohen Eindruck zurück. Seine ermatteten, umränderten Augen steckten tief in den Höhlen und spiegelten ein zerrissenes, ruheloses Innere ab. Seine Scheitelhaare hatten sich, trotz seiner Jugend, bedeutend gelichtet.

„Du hast ein Schandleben geführt!" sagte Arnold, nachdem er das Aeußere seines Bruders genau gemustert.

„Laß mich gehen!" schnob ihn Philipp mit unerwarteter Wildheit an. „Nicht Jeder hat die Anlage, so dick und fett zu werden, wie Du! Meine Magerkeit quält mich noch nicht, wohl aber andere Sachen!"

„Da seht einmal!" rief Arnold sich erhebend und die vor ihm liegenden Papiere einschließend. „Du treibst es ja gerade wie die Bettler, welche grob werden, wenn ihnen das Winseln nichts eingebracht! Da kommst Du auf den Rechten. Von mir kriegst Du Nichts! Halte mich nicht länger auf."

„Arnold —" rief Philipp im Tone der inständigsten Bitte, „streiten wir uns nicht! Wenn es nicht wahr ist, daß ich mich bessern will, soll ich ewig verwünscht sein — ewig —"

„Wenn das wahr ist," versetzte Arnold phlegmatisch, „dann desto besser für Dich! Ich aber leihe Dir Nichts darauf!"

„Arnold," fuhr Philipp mit derselben dringenden Inständigkeit fort, „ich bitte Dich nur um eine Kleinigkeit —"

„Ich muß in's Comptoir!" fertigte ihn der Bruder, sich nach seinem Stocke umsehend, ab.

„Ich will ja nur so viel," sprach Philipp, seinen Bruder am Arm ergreifend, um sich Gehör zu erzwingen, „als nöthig ist, um nach Amerika zu kommen! Ich weiß, daß ich Dir hier Schande mache — zahle mir nur die Ueberfahrt!"

„Da wäre ich ein Gimpel!" sagte Arnold höhnisch. „Hätteſt Du einmal das Geld, Du würdest es unter meinen eigenen Augen verpuffen!"

„Nein, Arnold," versetzte Philipp. „Bestelle einen Ueberfahrtsplatz in Hamburg oder Bremen und gieb mir nur so viel, als nöthig ist, um hinzukommen — nicht mehr — aber laß' mich nicht sitzen! Ich beschwöre Dich!"

„Ich glaube Dir nichts!" sagte Arnold mit unendlicher Trockenheit. „Suche Dir eine passende Commisstelle aus, harre erst eine Zeit lang auf Deiner Stelle brav aus, dann läßt sich vielleicht mit Dir reden, nicht früher — vielleicht — vielleicht —"

In diesem Augenblicke trat Doctor Schmey ein. Auch dieser war sowohl über Philipp's Erscheinen, als auch von dessen auffallend schlechtem Aussehen nicht wenig überrascht.

„Gut, daß Sie kommen, lieber guter Doctor," redete Arnold den Redacteur an. „Helfen Sie mir aber auch, diesem zudringlichen Menschen da die Thür zu weisen! Eben übernehme ich von ihm Schulden im Betrage von dreißigtausend Gulden — ich habe sie noch nicht einmal abgetragen — die Last liegt noch schwer und voll auf meinen Schultern — da kommt er schon wieder und will wieder Geld haben. Sagen Sie selbst, ob man da nicht des Teufels werden möchte!"

„Ich habe mich in diese Familiengeschichten nicht einzumischen," erwiderte Doctor Schmey, „aber ich hätte doch das Recht, Ihnen, Herr Stropp, eine Bemerkung zu machen, da Sie es meiner Verwendung zu verdanken haben, daß Sie durch die Großmuth Ihres Bruders von Ihren Kraßnitzer Streichen absolvirt worden sind. Ich habe auch das Verdienst, den Müller Dubsky abgehalten zu haben, mit einer Klage hervorzutreten, deren Folgen gewiß für Sie die traurigsten gewesen wären. Aus allen diesen Gründen ist es mir gewiß erlaubt, zu sagen, daß Sie die Güte Ihres Bruders mißbrauchen!"

„Und glauben Sie," fuhr Arnold dazwischen, daß er bittet? Nein, nein, er fordert."

„Das wäre lächerlich!" warf der Redacteur, sich gemächlich auf's Sopha hinstreckend, hin, während ihm Philipp einen seiner giftigsten Blicke zuschleuderte und unmittelbar darauf zu ihm sagte:

„Es freut mich, daß wenigstens Ihr Schwiegervater Scheppkes nicht sagen kann, daß er etwas bei mir verloren habe."

„Sie haben es ihm nicht erstattet," replicirte der Doctor mit Schärfe. „Aber dieses Gespräch führt zu Nichts! Wie steht es mit unserem neuesten Geschäft, Freund Arnold?"

„Ich verspreche mir viel davon," war die Antwort. „Eben studirte ich noch daran herum, als ich da —" er machte eine auf Philipp deutende Bewegung, mit welcher er eine lästige Störung ausdrücken wollte.

„Wann kann man den Plan sehen?" fragte der Redacteur.

„Stets, nach Belieben," erwiderte Arnold. „Als ich Vormittag im Weinhause war, hatte ich die Papiere in der Tasche, aber Sie waren nicht gekommen."

„Ich habe mich verspätet," versetzte der Doctor. „Ich hatte so viele Besuche. Auch ein Agent des Hauses Jaqueson war bei mir. Noch Eins! Unsere Köchin Thereſe ist von Kraßnitz zurückgekommen und hat so viel zu plaudern gehabt, was uns mehr oder weniger angeht und interessirt. Merkwürdiger Weise," wandte er sich an Philipp, „ist auch viel

von Ihnen die Rede gewesen. Ich hätte nicht geträumt, daß ich Sie noch heute zu Gesicht bekommen würde."

„Was gab's? worüber haben Sie denn gesprochen?" fragte Philipp unruhig.

„Ueber Lappalien," erwiderte der Doctor.

„So, so!" beruhigte sich Philipp.

„Sie haben," ergriff Doctor Schmey das Wort, „bei Ihrem ersten Aufenthalt in Kraßnitz, als Sie bei meinem Schwiegervater wohnten, einmal irgendwo den Hut verloren —"

„Ich?" sprach Philipp zusammenfahrend. „Das Trinken gehört nicht zu meinen Lastern. Wie sollte ich meinen Hut verloren haben?"

„Das müssen Sie wissen," erwiderte der Redacteur. „Kurz und gut, der Mann, der Ihren Hut gefunden und behalten, ist eines Vergehens wegen in Untersuchung. Es ist ein sogenannter Cylinder, ein Seidenfilzhut —"

„Dummes Zeug," gab Philipp zur Antwort, „einen solchen habe ich in Kraßnitz gar nicht gehabt, ich trug einen gelben Strohhut, einen Panamahut. Dummes Zeug!"

„Sie erinnern sich wohl der Sache nicht mehr," sagte der Doctor, „indessen meine Therese bezeugt es. Sie hat Sie, als sie die Treppe scheuerte, ohne Hut nach Hause kommen sehen und hat mit Ihnen darüber gesprochen."

„Ich weiß nichts davon," gab Philipp zur Antwort, „ich erinnere mich nicht —"

„Desto besser scheint sich der Hutmacher daran zu erinnern," ließ sich Arnold vernehmen. „Der Hutmacher Feßmann hat mir unlängst eine alte Rechnung zugeschickt. Du bist ihm das Geld für einen Hut schuldig. Du sollst von ihm kurz vor Deiner Abreise einen Seidenfilzhut à conto genommen haben ...."

„Das kann sein," warf Philipp hin, „aber daß ich einen Hut in Kraßnitz verloren haben sollte, ist ein einfältiges Weibergeschwätz."

„Vielleicht doch nicht," entgegnete Doctor Schmey. „Dem Gerichte scheint es nicht um den Hut zu thun zu sein. In derselben Nacht ist ein Officier im Wasser gefunden worden —"

„Davon habe ich allerdings später gehört," sagte Stropp mit mühevoll zusammengerafftter Fassung. „Als das geschah, war ich schon mehrere Tage von Kraßnitz fort. Nun, hätte man einen Verdächtigen eingefangen?"

„Ich glaube, daß man ihn eifrig sucht und schon erräth," versetzte Schmey scheinbar unbefangen.

„Das geht mich Nichts an!" rief Philipp, indem er sich sehr rasch erhob. „Doch ich will die Herren nicht länger stören. Ich komme nächstens wieder. Adieu Arnold!" Er schoß zur Thür hinaus.

Philipp hielt zum Leidwesen der Gensd'armerie sein Versprechen, wiederzukommen, nicht.

Er hatte sich kaum von Arnold entfernt, als schon eine polizeiliche Nachsuchung nach seiner Person im Hause des Speculanten stattfand. Sie war eine vergebliche, Philipp war in demselben Dunkel verschwunden, aus welchem er während seines kurzen Besuches zum Vorschein gekommen war.

---

## Siebzehntes Capitel.

### Bringt Unerwartetes zusammen.

Die rein zufällige Arretirung des Maurers Lizka war berufen, einen gewaltigen Rückschlag auf Bruno's Proceß vor dem Militairgerichte in Pesth auszuüben, welcher sich vorerst freilich nur durch einen auffälligen, aber unerklärlich langen Stillstand aller Verhandlungen kundgab.

Der Rittmeister Haldenried und die wenigen Eingeweihten, welche dem Ausgange der Angelegenheit mit Antheil und Sorge entgegensahen, waren in die martervollste Spannung versetzt und vermochten keine stichhaltige Conjectur aufzustellen, durch welche die andauernde Unterbrechung und förmliche Sistirung der Sache gerechtfertigt gewesen wäre. Sogar der Auditor, welcher dem Rittmeister von Zeit zu Zeit auf freundschaftlichem Wege Mittheilungen zu machen pflegte, konnte keinen bestimmten Erklärungsgrund angeben und mußte sich, von endlosen Nachfragen bestürmt, zu der Annahme flüchten, daß sich das Gericht nach der Ergänzung von Beweismitteln umsehe und bei der Schwierigkeit der Sache viel Zeit brauche.

Diese eigentlich traurige Annahme war die wahrscheinlichste für Diejenigen, welchen es nicht möglich war, unter den Schleier des Amtsgeheimnisses zu blicken, um zu sehen, daß sich im geheimen eine von Niemand erwartete Wendung der Dinge vollzog, welche von Tag zu Tag die Hoffnung vermehrte und die Besorgnisse verminderte, ohne daß sich, ohne den Vorwurf der Voreiligkeit, ein bestimmtes Resultat vorhersagen ließ.

Dieser vermeintliche Stillstand des Processes mußte natürlich gerade so lange währen, als die Untersuchung gegen Lizka nicht beendigt war und alle sich aus derselben ergebenden weiteren Consequenzen nicht festgestellt waren. Der Stillstand war also nur ein scheinbarer, der Proceß ging im Gegentheil seiner Klärung und Lösung im schärfsten Laufe entgegen. Das Schicksal hatte ihn nur vorübergehend aus den Händen des Pesther Militairgerichts genommen und dessen Abwickelung nach Kraßnitz verlegt.

Die Untersuchung in Kraßnitz hatte sich aber mehrere Wochen aus dem Grunde hinziehen müssen, weil ihre schon bekannten Ergebnisse an und für sich nur durch die Herbeischaffung sehr entfernt wohnender Zeugen zu eruiren gewesen waren, ehe die Fährte des Verdachts auf Philipp Stropp sichergestellt war und so weit verfolgt werden konnte, als nöthig war, um dem Pesther Militairgerichte die Ueberzeugung beizubringen, daß der Schein der Schuld bisher auf einen Unschuldigen gefallen sei und den wirklich Schuldigen beschützen geholfen habe.

Da einmal der Augenmerk des Kraßnitzer Gerichts auf Philipp Stropp's übelberüchtigte Persönlichkeit gefallen war, häuften sich die Verdachtsgründe bald in immer steigendem Grade und fingen bald die Kraft und Höhe der Beweise zu erreichen an.

In dieser Beziehung waren die gerichtlichen Er-

klärungen des Müllers Dubsky und seiner Tochter, welche Beide vorgeladen worden waren, von einer verderblichen Wirkung für den Schwindler, welcher diese Familie um ihren Besitz zu bringen versucht und aller Wahrscheinlichkeit nach den ungelegen erschienenen Rivalen aus dem Wege geräumt hatte.

Hedwig, die unschuldige Veranlassung, daß Stropp nach Kraßnitz gekommen, um sich der Mühle und ihrer selbst zu bemächtigen, war vom Geschicke auserkoren, das Organ zu bilden, um den Räuber und Mörder zur Strafe zu ziehen, als sie vor Gericht ihre letzte Zusammenkunft mit Julius Werner erzählte.

Diese Erzählung ist dem Leser bereits seit Hedwigs erstem Besuche bei ihrer Jugendfreundin, Frau Sarah Schmey bekannt und hoffentlich noch in Erinnerung. Hier wird es also genügen, nur jener Momente Erwähnnng zu thun, welche auf den gegenwärtigen Stand des Processes ein charakteristisches Licht werfen.

Werner war gegen zehn Uhr, kurz, nachdem der Feuerschein am Himmel erloschen war, bei Hedwig am Gartenzaun erschienen. Er hatte eine Kappe auf und trug Civilkleider, um in so später Stunde weniger aufzufallen und weniger bemerkt zu werden, als es in der Uniform der Fall gewesen wäre, vornehmlich aber, um nicht die Blicke des Müllers auf sich zu ziehen und demselben einen Anlaß zu einem neuen Rencontre zu bieten.

Da es constatirt war, daß Werner kurz zuvor das Officiercasino im Gasthause zum „blauen Karpfen" in der Uniform verlassen hatte, so mußte es richtig sein, daß er in dem dazwischenliegenden kurzen Zeitraume auf seinem Zimmer „in der Kugel" gewesen und sich dort umgekleidet habe, ganz so wie Bruno als heimlicher Beobachter ausgesagt.

Was das etwa halbstündige Gespräch mit Hedwig betraf, so war darin nichts zu entdecken, was auf einen Selbstmordgedanken hätte schließen lassen, wie ja auch Hedwig mit ihrem Vater am folgenden Morgen abgereist war, ohne eine Ahnung von dem Tode Julius Werner's zu haben und Monate lang in dem Wahne gelebt hatte, daß ein Brief von ihm eintreffen müsse. Ein Verzweifelter würde auch schwerlich solche Vorsichtsmaßregeln, wie die Umkleidung war, getroffen haben, ebensowenig hätte ihm viel daran liegen können, von irgend Jemand, der des Weges dahergekommen, gesehen zu werden, als er bei den sich nähernden Schritten eines Menschen der Müllerstochter hastig Adieu gesagt, und um noch später unbemerkt zu bleiben, den ungewöhnlichen Weg über den Steg eingeschlagen hatte.

Als sich Werner entfernt hatte, war auch Hedwig gleichzeitig in die Mühle zurückgesprungen, gleich darauf aber wieder im Garten erschienen, weil sie dachte, daß Werner wieder umkehren würde, da der Weg, den er eingeschlagen, durch die übermäßigen Krümmungen der Kraßnitz ein unnöthiger und in der Finsterniß nicht angenehmer Umweg war.

Sobald Hedwig in den Garten getreten, war ihre Aufmerksamkeit zugleich auf den Menschen, der das Stelldichein unterbrochen hatte, gerichtet. Aber sie sah ihn nicht mehr, obwohl er auf der Straße, welche er hinangegangen war, noch lange gesehen oder doch gehört worden sein müßte.

Dagegen hatte sie bemerkt, daß sich hinter dem Ufergebüsch jenseit der Kraßnitz eine Gestalt, welche zuerst den Steg überschritten hatte, mit raschen Schritten hinabbewegte. Werner hätte es nur dann sein können, wenn er die Absicht zu warten gehabt hätte. Er war es aber nicht, denn Hedwig hatte, um ihm ein Zeichen von ihrem Wiedererscheinen zu geben, ein ihm wohlbekanntes Lied mit lauter Stimme angestimmt. Dieses Lied hätte er aus einer so geringen Entfernung hören müssen und würde entweder irgend etwas darauf erwidert haben oder zurückgekehrt sein.

Wer war nun diese Gestalt? Philipp Stropp? Es ist wahrscheinlich, wenigstens denkbar; ließ sich aber nicht fest behaupten. Aber wie kam es, daß Stropp ungefähr eine gute halbe Stunde später ohne Hut und mit allen Zeichen der Verwirrung und Verstörung nach Hause gekommen und sein Hut auf einer Uferstelle aufgefunden worden war, auf welcher die fragliche Gestalt den vorauseilenden Werner eingeholt haben konnte?

Was hatte Stropp angegeben, um den Verlust seines Hutes zu erklären?

Er war, von Tereska befragt, in die größte Verlegenheit, ja in Zorn gerathen. Er hatte sich nicht hinaufleuchten lassen, um den weiteren Fragen des Mädchens nicht Rede zu stehen und um sein Gesicht nicht zu zeigen. Möglich, daß dann auch Tereska an seinen Kleidern eine seltsame Unordnung oder an seinem Gesicht oder seinen Händen die Spuren eines Kampfes wahrgenommen haben würde, auf welchen das Abhandenkommen seines Hutes hinzudeuten schien.

War es verdächtig, daß Stropp den Verlust des Hutes nicht erklärt hatte, so ist jede andere harmlose, mit einem Verbrechen nicht zusammenhängende Voraussetzung dadurch rein abgeschnitten, daß er seitdem geleugnet hatte, einen ähnlichen Hut in Kraßnitz gehabt zu haben, folglich ohne einen solchen Hut nach Hause gekommen zu sein. Wäre diese Lüge nicht handgreiflich, so brauchte man ihn nur zu fragen, warum er in jener Nacht nicht seinen gelben Strohhut nach Hause gebracht habe? Wenn er etwa darauf antwortete, daß er ihm vom Winde fortgetragen worden sein, so müßte man von neuem erstaunen und den Kopf ungläubig schütteln, denn dann müßte der gelbe Strohhut, aber nicht der Seidenfilzhut von irgend Jemand gefunden worden sein.

Unzweifelhaft war es, daß Stropp bei einer Begegnung und einem gewaltsamen Zusammenstoße mit Julius Werner den Hut vom Kopfe verloren haben müsse. Es erscheint zwar auf den ersten Blick als eine frappante Fahrlässigkeit oder Unvorsichtigkeit, einen Gegenstand zurückzulassen, welcher die Entdeckung der begangenen That schon am folgenden Morgen herbeizuführen geeignet war, aber bei näherer Betrachtung, wie der Verlauf der Dinge vor sich gegangen sein könne, fiel jeder Anlaß zu einer solcher Verwunderung hinweg. Hierbei soll gar nicht erwähnt werden, daß die scharfsinnigsten und raffinirtesten Verbrecher zuweilen die gröbsten Versehen und die einfältigsten

Mißgriffe gemacht haben, denn diese auffällig scheinende Thatsache konnte aus sich selbst auf die natürlichste Weise erklärt werden.

Stropp konnte ja seinen Hut mit dem größten Eifer gesucht haben, aber bei der zur Stunde der That herrschenden Dunkelheit konnte es geschehen, daß er in der unmittelbaren Nähe des Ortes, wo er lag, vielleicht zehnmal herumgetappt und ihn doch nicht erblickt habe. Möglich, daß er nach längerem vergeblichen Suchen angenommen, der Hut sei in den Fluß hinabgerollt und von demselben fortgeschwemmt worden. Es war auch möglich, daß er während des Suchens von irgend einem nahen Geräusch oder dem wirklichen Herannahen eines Menschen erschreckt, davongeeilt sei, um nicht auf dem Schauplatze seiner Unthat gesehen zu werden. Aber auch der Annahme stand nichts im Wege, daß er schon bei dem frühesten Morgengrauen auf jener Stelle wiedererschienen sei, um eine Nachsuchung vorzunehmen, welche natürlicher Weise vergeblich ausfallen mußte, weil der vermißte Gegenstand inzwischen von einer fremden Hand fortgetragen und um dieselbe Zeit schon längst in Lizka's Schlafstube in Sluchowd lag.

Die günstigen Umstände, welche den Verdacht von Philipp Stropp so lange ferngehalten, schienen auch die heimliche Weisung an alle Polizeibehörden, die verdächtige Person einzuziehen, illusorisch gemacht zu haben.

Es war wahrhaftig ein beklagenswerthes Glück, daß Stropp unvermuthet aus seinem bisherigen Dunkel in Wien hervortreten und seinen Bruder Arnold besuchen konnte, ohne der auf ihn lauernden Polizei in die Hände zu gerathen. Dasselbe Glück hatte ihn auch auf dem Rückwege begleitet, denn obwohl ihn seitdem die Verfolger fest in's Auge gefaßt hatten, war ihn zu verhaften bis zur Stunde noch immer nicht gelungen.

Bei solcher Lage der Dinge stand das Gericht nicht länger an, den nur aus polizeilichen Klugheitsrücksichten eine Zeit lang zurückgehaltenen Steckbrief in allen Amtsblättern zu veröffentlichen, worin Stropp, als des Mordes an Julius Werner dringend verdächtig, bezeichnet wurde.

Da dieser Act ohne das Einvernehmen und die Zustimmung des Pesther Militärgerichts nicht möglich war, so mußte Bruno's Freilassung mit vollständiger Ehrenrettung entweder gleichzeitig erfolgen oder doch im Zuge sein.

Am Morgen jenes Tages, an welchem dieser Steckbrief das Tageslicht erblickte, wurden Philipp Stropp's Angehörige und Bekannte, wie auch das kleine Häuflein Derer, welche an Bruno's Schicksal Antheil nahmen, in nicht geringe Aufregung versetzt, freilich in eine Aufregung, welche auf beiden Seiten einen entgegengesetzten Charakter tragen mußte. In demselben Maße, als sich dort peinliche Verwunderung und Schrecken verbreitete, füllten sich hier die Herzen mit Hoffnung und Freude.

Cornelia war die Einzige unter den Wesen, denen Bruno nahe stand, welche die freudige Bewegung jenes Tages nicht mitergriffen hatte, aber es war ihr auch erspart gewesen, bei den Wechselfällen des Processes in endlos auf und nieder wogenden Aufregungen mitzuzucken.

Die Höhe ihres Schmerzes war mit der vermeintlichen Verschollenheit Bruno's schon längst erstiegen und erreicht und seitdem war keine Nachricht über den Wall ihrer aristokratischen Isolirung gedrungen, durch welche ihre Betrübniß vergrößert oder vermindert worden wäre. Was ihr von ihrem Vater in Enzdorf über Bruno gesagt worden war, hatte sie bei längerem Nachdenken darüber vollständig verworfen und als Lüge, ihrer und Bruno's unwürdig, aus ihrem Gemüth beseitigt. Sie hatte keinen Verdacht, daß ihr Vater sie habe täuschen wollen, sie glaubte, daß er selbst getäuscht worden sei. Sie war ja der festen Ueberzeugung, daß man Bruno nicht Wort gehalten; was war nun natürlicher, als daß man, um sein Verschollensein zu erklären, absichtlich irreführende Gerüchte ausstreue? „Mein Vater kennt ihn nicht," sagte sie zu sich selbst, „darum glaubt er ein so abgeschmacktes Märchen, wie diese Entführungsgeschichte ist." Ihr Glaube an Bruno's Charakter und an seine Liebe hatte die ihr gelegten Schlingen bald wieder zerrissen — eine Nacht, vielleicht ein paar Tage lang hatte der Geist der Lüge ihren Glauben verwunden, ihr Gemüth verwirren können, doch nicht auf die Dauer. Ihr reines, tiefes, durch keinen Zweifel getrübtes Leid um ein unglückliches Opfer rachsüchtiger Politik war bald wieder da, ein Gedanke jeder ihrer Stunden. Aber wo, wo hatte sie sich den Unglücklichen zu denken? Ihr Zustand hatte eben so sehr die starre Trauer über einen wirklichen Verlust in sich, als die Hoffnung, welche selbst aus der qualvollsten Ungewißheit entspringt und vielleicht den Leidenden mit ihren wohlwollenden Täuschungen nicht minder, jedenfalls länger martert, als die bitterste Thatsache, welche mit einem Schlage niederfällt.

Cornelia's Leben von Tag zu Tag war seit ihrer Rückkehr vom Schlosse Enzdorf von keinem nennenswerthen Vorfalle bezeichnet. Sie wußte nicht einmal, was ihrer auffallend schnellen, ja überstürzten Abreise von dort zu Grunde gelegen haben könne. Ihr Vater war durch keine ihrer noch so dringenden Fragen aus seinem unheimlichen Stillschweigen herauszutreiben gewesen. Wenn man die große Bestürzung, in welche der Graf in Enzdorf geworfen worden war, in Erwägung zieht, so muß man gestehen, daß in der That ein Grad nicht gewöhnlicher Selbstbeherrschung nöthig war, nicht allein um zu schweigen, sondern auch um sich nicht mit Vorwürfen gegen Cornelia zu wenden. Der Graf hatte aber auch die Ausrede, welche ihm leicht gefallen wäre, verschmäht, daß seine Stellung zum Fürsten durch vorübergehende geschäftliche Spaltungen eine Trübung erfahren habe. Er hatte nichts gesagt und auch diesen heimlichen Vorfall wie alle übrigen in seinem Innern verschlossen. Dort, in der tiefsten Herzenskammer, sollte Alles aufgespeichert liegen bis zum Zeitpunkte, wo er es gerathen finden dürfte, die so lange zusammengedrückte Masse ganz oder theilweise explodiren zu lassen.

Cornelia hatte zwar eine große Mißstimmung von Enzdorf mitheimgebracht, aber diese bezog sich

nur auf das Zerwürfniß ihres Vaters mit dem Fürsten, insofern als aus demselben irgend welche für den Grafen ungünstigen Folgen hervorgehen konnten. Sie hielt sich für nicht berührt und ihr wäre die offenkundigste Feindschaft der Familie Kronenburg, wenn auch nicht erwünscht, zum mindesten gleichgültig gewesen.

Doch kaum waren einige Tage seit ihrer Rückkehr verflossen, als sie schon weder an Enzdorf, noch an einen der damaligen Vorgänge mehr dachte, sondern in die ihrem Gemüth naheliegende Sphäre mit all' ihren Gedanken flüchtete. Natürlich war eine ihrer ersten Sorgen, nachzusehen, ob nicht inzwischen eine Nachricht über Bruno eingetroffen sei. Gleich bei ihrer ersten Nachfrage hatte sie aber erfahren, daß die einzige Person, welche ihr in dieser Hinsicht als Vermittlerin zur Seite stand, Frau Hassenfeld, dringender Familien-Angelegenheiten wegen verreist sei und die Rückkehr derselben vor mehreren Wochen in sehr unbestimmter Aussicht stehe.

Da blieb nur der alte Koß übrig, welcher ihr freilich im Nothfalle bei solchen Aufträgen zur Verfügung stand. Sie wollte ihn bewegen, sich in die Wohnung des alten Herrn Haldenried zu begeben und dort nach dessen Neffen zu fragen. Es kostete ihr freilich viel Ueberwindung, sich an diesen Mann zu wenden, dessen Moralpredigten gehört, dessen Gewissensscrupel erst beschwichtigt werden mußten, ehe er geneigt war, den verlangten Dienst zu übernehmen. Cornelia mußte sich doch dazu entschließen. Und die Mühe war noch weit größer, als sie sich vorstellte. Koß stemmte sich mit Händen und Füßen gegen jede neue Mission; zuletzt willigte er doch ein und bequemte sich zu dem Gange. Er brachte die Nachricht zurück — ob er den Auftrag erfüllt, ist freilich sehr fraglich, — daß der alte Herr Haldenried von dem Aufenthaltsorte seines Neffen nichts wisse.

Seitdem hatte Cornelia öfter Lust gehabt, den alten Koß um den nämlichen Dienst anzusprechen, aber das Verlangen nicht zu äußern vermocht. Sie fing an eine Art Mitleid mit dem alten Diener zu fühlen und machte sich Vorwürfe, daß sie fortfahren wolle, ihn mit seinen Pflichten in so krampfhafte Collisionen zu bringen.

Koß war aber eigentlich weit bemitleidenswerther, als Cornelia sich vorstellen konnte, was man begreiflich finden wird, wenn man seine ängstliche, schwache Natur und zugleich seine kleinliche und pedantische Lakaienredlichkeit berücksichtigt. Ohne sein Zuthun und ohne seine Absicht war er in die schiefste Stellung zu seinem Herren gerathen, indem er den heimlichen Mitwisser und Theilnehmer Cornelia's an unerlaubten Handlungen gespielt hatte. Seine Schuld war an's Tageslicht gekommen, aber der Preis seiner Absolution war ein Verrath an Cornelia, welche er liebte und als seine Herrin mitverehrte. Erst jüngst hatte er dem Grafen, vor dessen Abreise nach Pesth, alle auf den Flüchtling im Kraßnitzer Schlosse bezüglichen Mittheilungen wiederholen und bis in's kleinste Detail erzählen müssen. Die Ueberwindung, die es ihm kostete, diese Angaben zu machen, war eben so groß, als wenn er aufgefordert worden wäre, einen heimlichen Brief Cornelia's bestellen zu gehen.

Auf diese Art war der Mann trotz seines Bestrebens gerade zu sein und eine ehrliche Haut zu bleiben, in seinen alten Tagen zu einem wahren Verräther geworden und er empfand diesen Conflict Tag und Nacht. Er wünschte sogar oft, wenn er in Cornelia's Gegenwart plötzlich ohne alle Veranlassung die Augen wie vernichtet, niederschlug, daß Cornelia endlich einmal hinter seine Falschheit kommen möge, damit er die Gelegenheit finde, zu beichten und sich von einer drückenden Last zu befreien. Sein Gewissen war nicht auf Rosen gebettet und je länger er es belastet fühlte, desto mehr übertrieb er seine Schuld und fuhr mit desto heftigeren Vorwürfen gegen sich selbst los.

Eines Morgens — es war im August, ein paar Tage nachdem der Steckbrief gegen Philipp Stropp erlassen wurde, — wollte der alte Koß eben wieder aus Cornelia's Gemach hinaushuschen, als ihn seine Herrin unerwartet anredete.

„Wie die Zeit umläuft!" sagte Cornelia, die in Gedanken dagesessen war, aus ihrem Brüten halb erwachend, — „heute vor drei Jahren —"

Koß fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, wie um seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und brummte vor sich hin:

„Vor drei Jahren — vor drei Jahren? . . ."

„Da waren wir in Kraßnitz," sprach Cornelia. „Da haben Sie in der Dämmerung den Flüchtling in's alte Schloß geführt —"

„Das war freilich ein Unglückstag," rief Koß, sich in die spärlichen Haare fahrend, „ein Unglückstag, wie ich deren nicht viele habe! Das weiß ich, daß ich mich heute lieber davonjagen ließe, als daß ich das thäte, was ich damals gethan habe." Er wollte zur Thür hinausschlüpfen, besann sich aber einen Moment und sagte, indem er mit einer gewissen Beherztheit weiter vortrat:

„Sagen Sie mir doch, gnädigste Comtesse, wie es möglich ist, daß Sie in diesen Sachen noch immer mit einer so entsetzlichen Ausdauer wühlen? Hat es Ihnen denn eine einzige frohe Stunde gebracht? Haben Sie denn seitdem ein einziges Mal so von ganzem Herzen wieder gelacht, wie Sie früher vom Morgen bis in die späte Nacht gelacht haben! Das Herz bricht es mir, wenn ich Sie sehe, wie Sie dasitzen und Ihre Trauer verhüllen! Aber mir scheint, Sie selbst wollen das Leid haben!"

„Ach, Koß!" warf Cornelia mit einem freundlichen Blicke hin.

„Seinen Verstand kann man darüber verlieren," fuhr Koß ermuthigt fort, „wenn man an Alles zurückdenkt! Ein Mensch, wie Sie deren hundert gesehen, ohne Einen von ihnen eines Blickes gewürdigt zu haben, kommt, einem Gefängniß entsprungen, daher, Sie nehmen ihn auf, wie einen verfolgten Bruder, er läßt es sich wohl sein, so lange es ihm gefällt, und verläßt die Zufluchtstätte, ohne nur ein „Vergelt's Gott!" zu sagen, bei Nacht und Nebel, wie wenn er wieder aus einem Gefängnisse herausbräche. Sie treffen ihn wieder nach Jahren und

sind ganz glücklich, daß der Undankbare bei seinen Sprüngen nicht den Hals gebrochen hat und gehen so weit, ihm Ihre Hand zu reichen. Er verschwindet, wie vom Boden verschlungen, im nächsten Augenblicke wieder, Sie quälen sich darüber, zu wissen, in welchem Gefängniß er sitze oder was er wieder angestellt habe! Geht das mit rechten Dingen zu? Man sollte meinen, daß er Sie seit der ersten Begegnung an einem Teufelsschnürchen festgebunden halte, durch Hecken und Dornen mitziehe und in das Verderben, dem er geweiht ist, nachschleppe! Ich muß an Beherung glauben, wenn ich sehe, wie Sie dasitzen — daß Sie den Gedenktag an diesen Menschen feiern — ich fluche ihm bei Tag und Nacht!"

„Es thut mir sehr wehe," erwiderte Cornelia, „zu hören, was Sie da sprechen, aber ich weiß, der Irrthum und Wahn kommt aus einem guten Herzen. Sie haben recht gesehen, Koß! Ach, ich bin wirklich tief unglücklich!"

Sie seufzte.

„Wenn ich Sie so seufzen höre," versetzte Koß, die Fäuste ballend, „so möchte ich auf den Menschen, der Ihnen solches Leid gebracht, losrennen und ihn zu Boden stoßen!"

„Sie reden recht toll!" erwiderte Cornelia traurig lächelnd. „O, wenn ich wüßte, wo er ist, was gäbe ich d'rum!"

„Wo er ist?" fuhr Koß in einem wahren Wuthanfalle heraus. „Das kann ich Ihnen sagen! Vor Gericht ist er! Ein Mensch, der seiner gerechten Strafe lange genug ausgewichen ist! Vor Gericht ist er, das kann ich Ihnen verbürgen, das sage ich Ihnen, damit es endlich mit Ihrer tollen Schwärmerei zu Ende gehe —"

„Ein altes Gerede!" murmelte Cornelia, obwohl sie andererseits die Worte des Dieners ernst nehmen zu müssen geneigt war.

„Kein Gerede," versetzte Koß mit dem Nachdruck von früher. „Es ist gewiß!"

„Woher wollen Sie es wissen?"

„Das brauche ich nicht zu sagen," versetzte der Alte, in seiner Aufregung ziemlich grob geworden. „So viel wissen Sie aber jetzt, daß Sie den Menschen fortan seinem Schicksal überlassen können!"

„Wenn Sie es wirklich mit mir so gut meinen, wie Sie immer sagen," begann Cornelia, „so wären Sie es mir schuldig, mir eine nähere Auskunft zu geben, denn Sie können sich denken, daß ich auf ein paar hingeworfene Worte hin, wie ich sie eben vernommen, einen Menschen nicht fallen lassen werde, welcher mir mehr werth ist, als die ganze übrige Welt!"

Sie richtete sich ruhig, aber hoch auf.

„Sie haben freilich Recht, das zu verlangen," sagte der Alte. „Ueberhaupt glaube ich, daß ich den Menschen nur schone, wenn ich schweige und das ist wahrhaftig nicht mein Zweck! Also hören Sie! Er sitzt in Untersuchung in Pesth, im Neugebäude, und außer allen möglichen Dingen, welche gegen ihn vorliegen, ruht auch noch der Verdacht, der schwerste Verdacht auf ihn, daß er in der Uniform des ertrunkenen Officiers —"

„Halt!" rief Cornelia mit einem Schrei wilder Entrüstung.

„Sie wollen es ja wissen!" rief Koß. „Ich berichte die reine Wahrheit; was geht es mich sonst an?"

„Sie haben offenbar mit dem hämischesten und elendesten seiner Feinde gesprochen!" rief Cornelia.

„Da hat man's!" rief Koß in Verzweiflung über das Fehlschlagen der Wirkung seines Mittels. „Wie weit wird denn Ihre Verblendung noch gehen? Sein eigener Bruder hat es mir gesagt!"

„Der Rittmeister?" fragte Cornelia leicht erblassend.

„Er selbst!" gab Koß zur Antwort. „Und der wird schwerlich eine Fabel erfinden, welche seine eigene Familie befleckt."

„Er sollte daran glauben!" rief Cornelia.

„Er glaubt es freilich nicht," gab Koß zur Antwort, „muß Ehren halber so thun, wie wenn er es nicht glaubte! Die Sache ist aber aus anderen Gründen so, wie ich sage. Bemänteln und vertuschen läßt sich da nichts!"

„Ich danke Ihnen, Koß," stammelte Cornelia in fieberischer Aufregung. „Schuldig ist er nicht, das weiß ich und glaubte es nicht, wenn der Himmel sich aufthäte und ein Chor von Engeln es herunter riefe, herunter schrie! Schuldig ist er nicht, aber ich weiß wenigstens jetzt von Ihnen, in welcher Gefahr er schwebt. Kommen Sie! Kommen Sie! Begleiten Sie mich! Ich muß mir auf der Stelle die höchste Gewißheit verschaffen! Schnell! Schnell! Ihren Hut und erwarten Sie mich!"

Eine kleine Weile später stand schon Koß draußen vor der Thür des Zimmers und erwartete in größter Aufregung seine Gebieterin. Vor sich murmelte er: „Wohin will sie gehen?"

Gleichzeitig war ein Lakai des Hauses am Ende des Corridor's mit einem fremden Herrn zum Vorschein gekommen. Zwischen Beiden fand eine kurze Unterredung statt, worauf sich der Diener entfernte und jener Herr, ein schlanker, fein aussehender junger Mann sich dem alten Koß, an welchen er gewiesen worden zu sein schien, mit raschen Schritten näherte.

Es war Bruno Halbenried!

Beim Herankommen dieser Erscheinung fühlte Koß die Füße unter sich zittern, seine Augen starrten dem jungen Menschen entgegen, als sei sich sein Geist noch nicht klar geworden, ob das, was sich ihm da nähere, ein wirklicher Körper oder eine Vision seiner Angst sei. Unwillkürlich drückte er sich an die Wand zurück, als in demselben Augenblicke Cornelia aus ihrem Gemach hervorgetreten war und vor dem Ankömmling, gleichsam zurückprallend, stehen blieb. Aber gleich darauf riß sie die Arme weit auseinander und stürzte mit einem weit hallenden Freudenschrei an Bruno's Brust.

Koß lallte einige unverständliche Worte, der Kopf drehte sich ihm, er wurde ohnmächtig.

## Vierte Abtheilung.

# Die Opfer der Partei.

### Erstes Capitel.

#### Handelt zwischen Onkel und Neffen.

Bruno Haldenried war der Welt, der Freiheit und seinen Freunden wiedergegeben, seine gekränkte Ehre war wieder hergestellt. Die Oeffentlichkeit beschäftigte sich in hohem Grade mit ihm; die Wechselfälle seines Schicksals wurden endlos besprochen. Er ward durch seine Leiden und seine Erlebnisse eine bekannte Persönlichkeit. Jeder wollte aus seinem Munde die Geschichte seiner Haft hören. Wer ihn so sah, wie er sich fein und gewandt durch's Leben bewegte, der konnte nicht begreifen, wie er der Gegenstand solcher crassen Anschuldigungen hatte werden können! Es fand ein wahrer Wetteifer der Rehabilitation Statt. Aber auch schöne, interessante Frauenaugen weilten mit Wohlgefallen auf dem jungen Freigelassenen und schienen nicht unabgeneigt, ihn für eine lange Zeit der Leiden entschädigen zu wollen.

Aber Bruno hatte nur Eine im Herzen und im Sinne: Cornelia. Der Schrei, mit dem sie ihm in die Arme geflogen war, hatte ihn gleichsam über sich selbst hinausgehoben und war der Anfang eines neuen Lebens gewesen. Es lag so unendlich viel darin: so viel erduldetes Leid, so viel Sehnsucht, so viel Glück, so viel Triumph: ich hab' ihn wieder, er lebt! Dieser Schrei schmetterte ungedämpft durch allen irdischen Lärm in seiner Seele weiter und ging über in eine himmlische Musik, das Jubellied zweier jungen Herzen, die sich wieder gefunden, und ihren Himmel schon hier auf Erden haben.

Bruno sah sich von Cornelia geliebt und es schien ihm nichts im Bereich der Unmöglichkeit Liegendes, sie einst sein zu nennen. So unübersteiglich hoch, so starr in unsere Zeit hineinreichend sollte doch der Unterschied der Stände nicht sein, um diesen Bund zu verhindern! War doch Bruno aus einem guten Hause, er hatte ein großes Erbe zu erwarten, seine Bildung, sein Geist berechtigten ihn zu einer der ersten socialen Positionen. So sah es Cornelia an, so mußte es auch, ohne der Eitelkeit beschuldigt werden zu können, Bruno sich denken.

Der alte Haldenried war in Folge der Wiederauffindung seines Neffen völlig wieder aufgelebt. Er vergaß seine Leiden in der Nähe seines Lieblings. Nun mußte auch Arthur, der bisher Zurückgesetzte, öfter bei ihm erscheinen, und Grauwak, der Allen gleichmäßig werth geworden, war der Vierte im Bunde. Grauwak seinerseits führte den Müller Dubsky in diesen geselligen Kreis ein.

Nicht ohne Bewegung sah Bruno den Müller wieder, der ihn, da er arm, hungrig, einem flüchtigen Verbrecher gleich, in Kraßnitz ankam, so edelsinnig aufgenommen und beherbergt. Es war des Dankes kein Ende. Die Contraste von Bruno's jetziger Lage und seiner damaligen gaben Anlaß zu hundert scherzhaften Bemerkungen. Der Müller hatte um Bruno's willen gelitten, er war um seinetwillen im Gefängnisse gesessen — der alte Haldenried dachte unablässig daran, wie er ihm das vergüten, vergelten könne. Hedwig wurde mit größter Auszeichnung behandelt.

In Hedwig's Brust lebte die Trauer um den Todten unverändert fort und warf oft tiefen Schatten auf ihr schönes Antlitz. Die jetzt klar daliegende Thatsache, daß Julius Werner den Tod gewaltsam gefunden — schärfte den Verlust und machte ihn um so herber. Dubsky seinerseits wollte sich nicht zur Ruhe geben, bis der Thäter, Philipp Stropp, aufgefunden, seines Verbrechens überwiesen worden sei und seine Strafe empfangen haben würde. Saßen die Männer zusammen, so kam die Rede immer wieder auf ihn. Dubsky hatte erfahren, daß Philipp am Abend vor der Ausfertigung seines Steckbriefs bei seinem Bruder gewesen war und dort mit Schmey gesprochen habe.

„Dem hätte ich begegnen sollen!" rief Dubsky; „mir wäre er nicht entkommen! Wie erklärt man es aber, daß die Polizei ihn noch nicht gefaßt hat? Bei dem jetzigen Stande der Ueberwachung? Wär' er ein politischer Verbrecher, ich wette, sie hätten ihn schon!"

Die Zeitungen wurden eifrigst consultirt und Nachfragen an Jene gestellt, die zuerst von einem solchen Fang etwas wissen konnten; doch die Nachrichten lauteten ungünstig. Man mußte vermuthen, daß es Philipp Stropp gelungen sei, die Grenze zu überschreiten. Vielleicht war er schon in Amerika. So beschwichtigte sich allmälig die Aufregung.

„Nun kann ich ruhig sterben," sagte der alte Haldenried eines Morgens. „Ich habe noch vor meinem Ende frohe Tage erlebt, wie ich sie nie erwartete. Du bist ein lieber Sohn," fuhr er fort, Bruno's Hand fassend, „und mir bleibt nur übrig, Dir das Loos zu gründen, dessen Du würdig bist. Ich habe in aller Stille Anstalten getroffen, daß Du schon in nächster Zeit meine Güter übernehmen kannst."

„Bester Oheim," sagte Bruno, „Deine Güte für mich darf meinen Bruder nicht benachtheiligen. Das erwäge vor Allem, was Du beschließen magst."

„Kümmere Dich nicht um meine Verfügungen bezüglich Arthurs," erwiderte der Alte, „das ist meine Sache. Ich spreche jetzt von Dir. Du hast Liebe zum Landleben, Du bist nicht wie Arthur Einer, der seinen freien Willen abgeschworen, um einen Rock

mit zweierlei Tuch zu tragen. Ich will Dich vor meinem Ende unabhängig, selbstständig, als Herrn meiner Güter sehen. Ja, beide Herrschaften sollen an Dich durch Schenkung übergehen. Was brauche ich alter Mann noch viel zum Leben? Ich werde jedenfalls noch hundertmal mehr behalten, als ich brauche, darüber mache Dir keine Scrupel. In wenig Tagen sollen die betreffenden Papiere zur Unterschrift bereit sein. Nun aber sage mir Eines: Denkst Du nicht an's Heirathen? Hast Du keine Wahl getroffen? Ein Gutsherr hat eine Gutsfrau nöthig — ich würde gar zu gern noch ihre Bekanntschaft machen, ehe ich aus der Welt gehe!" setzte er lächelnd hinzu.

„Bester Onkel," sagte Bruno, „zu gelegener Zeit öffne ich Dir noch meine ganze Seele. Ich trage allerdings eine Liebe im Herzen. Ob es mir gelingen wird, die, die ich liebe, je mein zu nennen, das ist freilich eine andere Frage!"

„Da seht 'mal den Bescheidenen!" rief der Alte. „Und wer wäre denn die, die Dir unerreichbar wäre, die Dich verschmähen sollte? Du lieber Himmel, er seufzt! Er schlägt die Augen nieder! Du Teufelskerl wirst Dich doch nicht gar in eine Prinzessin verliebt haben?"

„Eine Prinzessin ist sie nicht," sagte Bruno, „und doch" —

„Da fällt mir etwas ein. Ein Frauenzimmer — mir schien sie eine Art Duenna, oder Vertraute, ist zweimal hier gewesen — sich nach Dir zu erkundigen. Irre ich nicht, nannte sie sich Frau Hassenfeld. Steht diese mit Deiner Liebe im Zusammenhang?" —

„Ja, mein Onkel!" erwiderte Bruno. „Mir hat das Schicksal einen argen Streich gespielt. Ich könnte keck und sicher in der Welt der Bürgerlichen wählen und mußte mich in die Tochter eines fanatischen Hochtory's verlieben!"

„Da haben wir das Unglück fertig!" rief der Alte unwirisch. „Und wer ist es denn?"

„Cornelia, die Tochter des Grafen Thieboldsegg."

Auf dem Gesichte des Alten ließ die Nennung dieses Namens eine seltsame Wirkung sehn. Er war aufgestanden, seine Augen blitzten seltsam, er ging eine Weile im Zimmer auf und nieder und setzte sich erst nach einer Weile wieder auf seinen vorigen Platz.

„Wenn sie ihr gleicht — ich meine ihre Mutter, dann ist sie freilich liebenswerth! Bruno, lieber Bruno, Du weißt nicht, welche Erinnerungen der Name Thieboldsegg in mir wachruft! Er entriß mir die, die ich liebte und die auch mich zu lieben vorgab. Doch ja — sie liebte mich — nur seinem lügnerischen, verschlagenen Geiste gelang es, die Herzen auseinander zu reißen! Doch ich breche davon ab! Meine grauen Haare spotten der Erinnerung an eine jugendliche Schwärmerei! Das ist abgethan, und soll mich höchstens aneifern, Dir Deine unglückselige Liebe zu Deiner Grafentochter auszureden, ja Dir mit allem Ernst eine so thörichte und verderbliche Leidenschaft zu verbieten!"

Der Alte war in eine wilde Aufregung gerathen, sie steigerte sich, während er fortfuhr:

„Alles, was ich besitze, ist Dein! Das weißt Du schon; wenn ich tausendmal mehr hätte, ich überhäufte nur Dich damit, aber auf dem Wege, den Du jetzt gehen willst, wird Dir weder meine Theilnahme, noch weniger meine Großmuth folgen. Hoffentlich ist Deine Liebe nicht so tief eingewurzelt, daß es zu solch einem Zwiespalt zwischen mir und Dir kommen sollte — was sagst Du?"

„Ich bin äußerst bestürzt, das Alles zu hören," gab Bruno zur Antwort, „denn wahrlich, mir würde es nicht schwerer fallen, meine politischen Ueberzeugungen zu verlassen und ein Polizeispion zu werden, als das edelste aller Mädchen durch einen Rücktritt zu verrathen!"

„Da haben wir's!" schrie der Onkel, die Hände an beide Schläfe pressend. „Nun, das hätte ich nicht erwartet! O, hättest Du lieber hinter dem Berge gehalten, und mir Monate lang Dein Geheimniß verschwiegen! Nun komme ich so furchtbar rasch um die Freude, daß Du wieder mein geworden bist! Als Du wiederkamst, war ich wie neugeboren, wie neuaufgelebt — ich verließ das Bett, ich warf den Krückenstock weg — jetzt bin ich wie erschlagen und will mich nur wieder gleich auf mein Lager legen." —

Er hatte die letzten Worte mit leidender, schmerzgebrochener Stimme gesprochen und wankte dem Bette zu, wie wenn ihm wirklich plötzlich alle Kräfte abhanden gekommen seien.

Bruno erreichte ihn mit einigen raschen Schritten mitten auf dem Wege und schloß ihn in seine Arme fest.

„Onkel, guter Onkel," rief er in tiefster Bewegung, „Du, den ich so liebe, wie man seinen Vater liebt, sollte es wirklich auf der Welt ein Ding geben, das uns auseinander zu reißen vermöchte, ohne daß wir selbst durch unsere Heftigkeit und Ueberstürzung die Hand dazu böten? Ich war auf Deinen so entschiedenen Widerstand nicht gefaßt und platzte mit meinem überquellenden Herzen so ungestüm heraus .... Hätte ich mit den sonst gewöhnlichen Erklärungen vorgebaut, — ich wette, daß auch Du nicht so unerbittlich den Stab über das Geschick meiner Liebe gebrochen hättest."

„Du irrst," versetzte der Onkel, sich rüstig wieder aufrichtend, wie wenn er zu neuem Widerstand Kraft gesammelt hätte. „Der bloße Name Thieboldsegg treibt mich auf die entgegengesetzte Seite. Dich, der Du kaum noch Zeit gehabt, die Kerkerluft aus Dir herauszuathmen, sollte er in die äußerste Empörung versetzen! Du meinst freilich, Du heiratheſt seine schuldlose Tochter — aber — auch das ist Aristokratenblut! O spinne nur erst kleine Beziehungen an — bald schon sind alle Deine Ueberzeugungen vergiftet! Du wirst eine Zeitlang an der schlüpfrigen Schwelle des feindlichen Zeltes auf und ab schleichen, Dich in Acht nehmen, Dich wehren wollen, endlich gleitest Du halb bewußtlos hinüber. Du wirst nicht der Erste und nicht der Letzte dieser Sorte sein. Täusche Dich nicht — je mehr Du das Mädchen liebst, desto größer ist die Gefahr. Das ist mein letztes Wort, Bruno!"

„Höre mich —" wollte der Neffe seine Erläuterungen beginnen, als ihn der brüske Greis schon unterbrach.

„Ich will keine Sophismen hören!" rief er. „Ich kenne sie im voraus! Sprich ja oder nein!"

Dem Neffen schwebte schon ein „Nein, nein, ich werde nie von ihr lassen!“ auf den Lippen und schon wollte er es laut aussprechen, als ihn die Klugheit und auch die Sorge für den gereizten Zustand seines Onkels inspirirte, den im Augenblick keiner Gegenvorstellung zugänglichen alten Mann nicht durch eine im Grunde zwecklose Provocation zum äußersten zu treiben. Seine Stimme stockte plötzlich.

„Hab ich nicht Recht?“ rief der Onkel, der wähnte, seinen Neffen auf den rechten Weg zurückgeführt zu haben, in milderem Tone. „O ich weiß, daß mein Bruno schließlich solchen Versuchungen nicht erliegt! O dieser Thieboldsegg! Weißt Du, was Unsereiner eigentlich zu diesem Manne sprechen sollte, wenn er ihm von ungefähr in den Weg kömmt? Er sollte sagen: Herr Graf, Sie treiben ein unehrliches, ein miserables Gewerbe! Ihr ganzes Thun und Treiben scheut das Tageslicht. Sie arbeiten an der Corrumpirung von Millionen, an der Depravirung aller Geister. Alle Mittel, die Menschen dumm, abergläubisch, unselbstständig und unterthänig zu erhalten, sind Ihnen recht, Ihnen erwünscht. Sie stützen Alles, was sich überlebt hat, verfolgen Alles, was jung, frisch, frei, muthig. Hinter Ihren schönen Phrasen von Religion, Sittlichkeit, Autorität steckt nur der schmutzige Egoismus Ihrer Kaste. Wenn Ihre Sachen schlimm stehn und die Völker Ihr Spiel zu durchschauen anfangen, da stellen Sie sich harmlos und gutherzig, aber wenn Sie wieder festsitzen, verstehn Sie's gar gut, Henker zu sein; wir haben's erlebt! Ja ein Solcher ist Thieboldsegg. Und seine Tochter? Sie ist sein Blut. Es stände Dir besser an, das Mädchen zu hassen! Gieb mir Dein Wort, Bruno, daß Du sie nie wiedersehn, daß Du mit ihr brechen willst!“

„Darauf kann ich Dir meine Hand nicht geben!“ sagte Bruno finster und niedergeschlagenen Blicks, doch im Tone der Gleichgültigkeit, indem er sich auf einen in der Nähe stehenden Stuhl warf.

„Was also denkst Du zu thun?“ fragte der Onkel mit Unruhe.

„Den Zeitpunkt will ich vorerst abwarten,“ gab Bruno ruhig zur Antwort, „bis ich bei Dir die gelassenere Stimmung finde, welche es möglich macht, eine Frage, an welcher mein Lebensglück und meine Ehre hängt, mit Dir zu verhandeln.“

„Mit solchen Täuschungen trägst Du Dich?“ rief der alte Herr. „Eine Stunde, in welcher ich Schurken und Volksverräther für ehrliche Leute halten soll, kommt nicht, kann nicht kommen. Ich rede nicht anders, als ich denke und denke heute nicht anders als morgen. Hier handelt es sich um meine Grundsätze, nicht um Stimmungen. Oder nenne es unüberwindliche Idiosynkrasien. Mein Leben war ein Dursten nach Freiheit, ein Kampf um die Freiheit, und ich habe meine Widersacher unversöhnlich hassen gelernt. Ich behandle entgegengesetzte Parteien nach dem Grade ihrer Entfernung von meiner Sache und mag von Transactionen und Compromissen nichts wissen. Derjenige ist lau und nützt den Seinigen gar nichts, welcher jede Ueberzeugung neben sich duldet. Es *giebt Leute,* die einen politischen Feind auf der Straße grüßen können, ohne wenigstens dabei mit den Zähnen zu knirschen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Nun weißt Du, Bruno, was von mir zu erwarten steht, so oft Du kommen magst und den Namen Thieboldsegg aussprichst!“

„Eine solche Haltung ist charaktervoll,“ rief Bruno lebhaft aufspringend, „doch, so läßt sich nur handeln, wenn der Fall einfach ist. Die meisten Fälle aber, welche die Wirklichkeit bringt, sind in der Regel so verschlungener Natur, daß sie sich ohne innern Conflict nicht schlichten, nicht abthun lassen. Angenommen, Du wärest in's Wasser gestürzt. Zahlreiche Zuschauer sehen mit unfruchtbarem Mitleid und Entsetzen vom Ufer zu, wie Du vergeblich und mit immer schwächerer und schwächerer Kraft mit den Wellen ringst. Ein Einziger wirft sich endlich, ohne daß man weiß, woher er kam, in's Wasser und rettet Dich!... Du fragst dann Deinen Retter nach seinem Namen. Er nennt sich Graf Thieboldsegg!“

„Was soll das heißen,“ unterbrach ihn der Onkel hitzig. „Wo willst Du hinaus? Was hat der Graf für Dich gethan?“

„Nichts,“ gab Bruno zur Antwort. „Ich rede nicht direct von ihm. Ich bediene mich nur einer Parabel. Wie wirst Du Dich gegen Deinen Retter benehmen —?“

„Hm, hm,“ brummte der alte Herr, in seinem Barte herumwühlend. „Das kommt drauf an.“

„Wirst Du ihn,“ fuhr Bruno fort, „mit Vorwürfen überhäufen, weil er es als eine Dir so mißliebige Persönlichkeit gewagt hat, Dir nachzustürzen und bei dem Rettungswerke möglicherweise sein eigenes Leben auf's Spiel zu setzen? Gewiß nicht. Du bist ihm Dank schuldig, und Du wirst, wie ich Dich als Mann von edelster Gesinnung kenne, auch Dank empfinden und seine thatkräftige Menschenfreundlichkeit im besten Andenken bewahren.“

„Das werde ich, das werde ich,“ warf der Alte widerwillig dazwischen. „Im übrigen erlaubst Du mir, wenn ich meinen Dank abgetragen, davonzugehen und nach wie vordem sein Gegner zu bleiben?“

„Ohne Zweifel,“ fuhr Bruno mit gleicher Lebhaftigkeit fort. „Ist aber Dein Haß noch so rein, wie zuvor? Hat ihn nicht ein edler Conflict durchbrochen? Wirst Du Dich weigern, ihm in einem entsprechenden Fall die Hand zum Gegendienst freiwillig zu bieten? Wirst Du noch immer nicht den Hut auf der Straße vor ihm ziehen, ohne wenigstens zu knirschen? Nimm auch an, daß er zu Dir nach vollbrachter Rettung gesagt hätte: Ich kenne Sie sehr genau, Herr Haldenried, und weiß, daß Sie meinetwegen schwerlich in's Wasser gesprungen wären, aber mich tröstet der Gedanke, daß ich besser als Sie schwimmen kann. Nimm dies Alles an, Onkel, und sage mir aufrichtig, ob sich Dein Conflict nicht so steigern muß, daß Du halbbeschämt niederblickst?“

„Parabeln sind Parabeln!“ rief der Onkel, den Eindruck abwehrend. „Ich weiß nicht, warum ich mich auf solche dumme Fabeldichtungen so ernsthaft einlasse. Du kannst mich wohl durch schlau combinirte Erzählungen verblüffen, aber was soll es nützen, wenn Deinen Worten die Hauptsache, die historische Wahrheit

fehlt? Glaubst Du, daß Graf Thieboldsegg jemals irgend eine Menschenseele mit Lebensgefahr retten würde? Nicht ein Kind, geschweige einen Demokraten von meiner Farbe! Es ist zum Lachen! Die Sache, der er sein Leben geweiht, ist der abstracte Egoismus und — gesetzt auch, er wäre je was Anderes gewesen, als er jetzt ist — dem Herzen klebt im Laufe der Zeit sein Handwerk an. Statt Dir zu helfen, wird er Dir eher eine Schlinge legen, und Dich mit seinem guten Rathe allemal verrathen! Geh, junger Schwärmer, der Du den Tribut Deiner Jahre noch nicht gezahlt hast, trotz Verfolgung und Flucht, trotz Exil und falscher Anklage, welche schon das Richtbeil geschliffen, um Dich schuldlos aus dem Wege zu schaffen! Sage Beelzebub oder Thieboldsegg — Beides klingt meinem Ohre gleich! Es ist das erste Mal im Leben, daß wir — ich und Du — in einem Widerspruche so hart aneinander fahren, desto schmerzlicher ist es mir, Dir zu sagen, daß eine Verständigung hierin unmöglich ist. Du magst glauben, daß meine Aussprüche kranke, überreizte Nerven verrathen. Ich räume es ein, ich bin alt, bin krank. Aber an meinen halbgelähmten Beinen liegt nicht die Schuld — ich bin von Zorn, von Erbitterung, von Täuschungen vergiftet. Ich aber frage Dich, aus wessen Hand ist dieses Gift in meinen Leib gekommen? Der Haß ist jetzt die letzte Krücke, an der mein Geist einherhinkt — nimm ihn weg, so falle ich hin, wie wenn ich ohne Stock über die Gasse gehen sollte. Da sieh, welches Zugeständniß Du von mir zu erwarten hast und mache Dich bei Zeiten darauf gefaßt, Deiner Liebe oder mir, Deinem zweiten Vater, zu entsagen! Ich lasse Dich nicht leicht von mir gehen, glaube das nicht, weil ich das Alles so leicht heraussage. Ich habe keinen falschen Stolz, ich hänge nicht am Gelde — hättest Du eines Taglöhners Tochter — die nichts besitzt, als ihre Unbescholtenheit, Dir zum Weibe erkoren, ich hätte Dir den Segen mit tausend Freuden ertheilt — hättest Du jenes Mädchen — Gott, wie mein Gedächtniß schwach wird —". Er rieb sich die Stirn und eilte so schnell, als es ihm möglich war, an seinen Secretair, wo er in einem der Schubfächer unter aufgehobenen Briefen nachsuchte. Als er ein Blatt gefunden und als das richtige erkannt, ging er schnell zu Bruno, und sagte, indem er es ihm dicht vor die Augen hielt:

„Da lies! lies mir das laut vor! Schlimm, daß ich mich dessen, was darin steht, mit meinem schwachen Gedächtnisse dennoch leidlich erinnere, während Du keine Silbe davon mehr zu wissen scheinst. Lies es mir!" Er gab Bruno den Brief.

Der Brief war von Bruno's Hand und datirte aus den ersten Tagen seines Pariser Aufenthaltes, als er dort auf geradem Wege von Kraßnitz angekommen war. Noch wollte Bruno Umstände machen und schien sich zu bedenken, da riß der Onkel ihm das Blatt ungeduldig aus den Händen und begann:

„Endlich wäre eine Gelegenheit gefunden, Dir, mein theurer Onkel, einen Brief sicher zukommen zu lassen, ohne fürchten zu müssen, daß die Nasen und Augen der Polizei ihn durchschnüffeln. Daß ich lebe, daß ich in Sicherheit bin, weißt Du schon, jetzt nur noch einige kurze Andeutungen; der Freund, den ich zufällig traf und der dies mitnimmt, reist in einer Stunde ....

„Monate lang hat meine schreckliche Flucht gedauert; die Flucht eines gehetzten Wildes. Man glaubt gar nicht, daß man das Alles überstanden hat, wenn es hinter Einem liegt. So denke Dir nur, eine Flucht aus der Mitte des pacificirten, und wie pacificirten! Ungarns, aus der Ebene des Körös in die Karpathen hinein, wo man auf tagelanger Reise oft keine Hütte trifft — gehetzt von den mobilen Militaircolonnen bis Mähren und Böhmen! Mein Glücksstern hat mich alles, was mich treffen wollte, überleben lassen. Kugeln sind an mir vorüber gepfiffen und haben mich höchstens gestreift, Diener der verschiedensten Kriegs- und Civilgerichte haben nach mir gelangt und ich bin ihnen entwischt. Fieber, Hunger, Strapazen — ich habe alles überstanden. Oft bin ich wochenlang in kein Bett gekommen, zwei, drei Tage oft habe ich gefastet: endlich, als ich schon aus Oesterreich heraus war, hatte ich noch der österreichwillfährigen Polizei von fünf oder oder sechs deutschen Landesvätern zu entgehen: wirklich an meine Rettung glauben durfte ich erst, als ich den Rhein hinter mir hatte und auf dem Boden stand, wo die Tricolore weht ....

„Nun bin ich in Paris; der Ort ist berauschend, vollends für Den, welcher, wie ich, hier Leben und Freiheit wiederfindet. Es ist Winter, die Ballfeste rauschen draußen vorüber, ich aber sitze da und wühle in Reminiscenzen, ich kann nur allmälig das Gedächtniß all des Erlittenen abschütteln. Und doch — sieh', selbst meine ärgste Leidenszeit ist nicht ohne Lichtschimmer! Wie so oft, wenn menschliche Teufel nach mir langten, hab' ich edle Menschen gefunden, Naturen, deren Güte mich wieder mit Allem versöhnte. Wenn die Noth am größten war, kam mir ihre wunderbare Hülfe. Ich werde Dir einst von Franz Kösy, vom braven Müller D .... und noch von zehn Anderen erzählen. Nur Etwas muß ich heute noch andeutend berichten. Knapp vor dem Austritt aus Oesterreich war mir ganz zuletzt das Herbste und zugleich Süßeste aufgespart.

„Ach, da kommt's endlich," brummte der Alte.

„Ich hatte in einem alten, uralten Schlosse ein heimliches Versteck gefunden. Ein Mädchen — noch halb ein Kind, die Tochter des Verwalters, hatte mir dies Asyl geöffnet. O, daß in die tiefe Nacht, mit welcher Verlassenheit, Unglück, Hülflosigkeit das Gemüth umziehen, noch solch ein Sternenlicht fallen kann, daß der gefährdete Schlupfwinkel wie ein lieblicher Ort erscheint, daß man mindestens auf Stunden alles vergißt, die Noth, die lauernden Schergen und das Blutgericht im Hintergrunde! O mein Onkel, mein zweiter Vater, nie vergesse ich, was das edle Mädchen für mich gethan hat! Sie setzte ja, um mich zu schützen, ihren Ruf, ihre Ehre, ihre ganze Stellung auf's Spiel! Und welch ein Engel sie war, mit ihren lieben, treuen blauen Augen, einfach und doch so edel, daß sie mir wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vorkam .... Nur Magie, kein geringeres Wort nennt das, was ich bei ihr empfand, den

Zauber, mit dem sie mich fesselte. Doch ich sollte noch seliger werden, ich durfte sie, wenn auch nur einen Augenblick lang, in meinen Armen halten und einen Kuß auf ihre Lippen drücken . . . Ach, ich lebe nur von Reminiscenzen, wachend und im Traume sehe ich meine Anna vor mir . . . Ach solch ein Mädchen seine Lebensretterin, seine Gattin zu nennen — das wäre ein Glück! Es stehen Hindernisse dazwischen, größer als ich im Sturm der Leidenschaft an Ort und Stelle gewähnt. Ich sehe sie vielleicht im Leben nie mehr, doch ich will, so lange ich bin, von meinem schönen Castellanskinde träumen" .....

Der Alte hielt inne, denn der Brief ging auf Anderes über, und sah seinen Neffen mit einer humoristisch finstern Miene an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich erinnere mich", sagte Bruno, dessen Augen hell aufgeleuchtet, „ganz gut dieses Briefes. Aus welchem Grunde aber, lieber Onkel, legst Du mir ihn wieder vor?"

„Um Dir zu zeigen, was Leidenschaft ist!" gab der Onkel zur Antwort. „Undankbarer, Leichtsinniger! Das Mädchen hast Du vergessen, das Deinetwegen ihren Ruf und das Brod ihres Vaters und vielleicht aller Geschwister auf's Spiel setzte! Warum? Es waren Hindernisse da, sie stand unter Dir! Ja, ja! Ein solches Wesen hast Du mit einigen Phrasen der Anerkennung und etlichen Liebesseufzern abgethan! So sprich doch! Kannst Du den Gedanken ertragen, daß das Mädchen, die Dir das Leben gerettet, im Schlosse zu Kraßnitz niedere Dienste verrichtet? Doch da fällt mir noch etwas ein, Du träumst am Ende gar, die Comtesse, die „gnädige Comtesse" als Gattin heimzuführen; da machst Du unausweichlich auch einen Besuch im Schlosse zu Kraßnitz. Und wer tritt Dir da entgegen? Des „Castellans Kind", der „Engel" von ehemals. Und nun soll dieser Engel vielleicht Deiner Gräfin und deren hochmüthiger Sippschaft die Galoschen von den Füßen ziehen; nicht wahr? Mich empört der bloße Gedanke. Ich begreife Dich nicht! Geh, mache Dich auf, ich gebe Dir Vollmacht, ich bin reich genug, reiße die Familie aus der Dienstbarkeit, ich kann sie gebührend unterbringen und belohnen! Das war Deine Braut, Deiner würdiger —"

„Du meinst?" rief Bruno, um dessen Lippen schon lange ein schelmischer Zug gelauert hatte, „darf ich sie heirathen, wenn sie einwilligt, wenn ich sie finde?"

„Du treibst Spott" — sagte der Onkel, ganz stutzig geworden.

„Nein, nein!" gab Bruno völlig ernst zur Antwort. „Ich liebe die hochherzige Verwalterstochter mit derselben Gluth, wie ich sie vom ersten Augenblick an geliebt —"

„Was faselst Du also von der Gräfin Thieboldsegg?" rief der alte Herr polternd, „Du bist ja wie verrückt!"

„Nur scheinbar," sprach Bruno. „Meine Liebe zu der Verwalterstochter hat sich nicht geändert und auch ihr Herz ist mir mit gleicher Treue zugethan. *Ich habe* nur später die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß meine Retterin und die junge Gräfin Cornelia von Thieboldsegg eine und dieselbe Person sei!"

„Ha!" rief der alte Herr, Augen und Mund vor Erstaunen offen, „das ist überraschend!"

„Was meinst Du jetzt?" fragte der Neffe mit gelassener Siegesgewißheit.

„Täuschest Du mich nicht?" rief der Onkel, als suchte er nach einem Ausgang, um den Glauben an den Edelmuth einer Vollblut-Aristokratin zu entrinnen.

„Du weißt, daß ich stets die Wahrheit rede!" rief Bruno. „Cornelia ist mein rettender Engel! Sprich, was thätest Du nun an meiner Stelle?"

„Jetzt versteh ich", rief der Onkel, sich in seinem spärlichen Haare umherfahrend, „worauf Deine vorige Parabel hinauszielt."

„Ich frage nochmals," sprach Bruno, „was thätest Du unter solchen Umständen an meiner Stelle?"

„Ich glaube, Du weißt es selbst!" gab der Onkel kleinlaut zur Antwort, während er sich niederließ und vor Verdruß über das ungelegene, fatale Zusammenspiel der Umstände den Kopf trübsinnig senkte.

„Verfalle ich Deiner Ungnade noch immer," sagte Bruno mit neuerwachtem Muthe, „wenn ich mein Wort löse und das Mädchen heirathe?"

„Das Mädchen ist ein Phönix unter ihres Gleichen," antwortete der alte Herr, „und doch möcht' ich rasen, daß ich es loben muß!"

„Ohne ihre rettende Hand," bemerkte Bruno, „läge ich heute an Pestluft erkrankt in einer Casematte oder wäre längst schon todt."

„Aber, Thor!" rief der Onkel, sich plötzlich emporraffend, „glaubst Du, daß ihr Vater die Verbindung jemals zugiebt?"

„Wir wollen sehen," antwortete Bruno achselzuckend in einem Tone, durch welchen doch Zuversicht hindurch zu klingen schien.

„Nie giebt er's zu!" rief der Onkel, aus seiner vorigen Position zurückgeschlagen, sich auf die Behauptung dieser neuen Stellung werfend. „Du kennst ihn schlecht! Die Ueberlegenheit des Platzes, den er einnimmt, wird Dir noch fühlbar werden! Er wird Dich zurückweisen, wie einen schnöden Bettler, und wenn Du nicht willig zurücktrittst, Dich mit allen offenen und heimlichen Mitteln verfolgen."

„Ich muß es auf den neuen Kampf ankommen lassen!" sprach Bruno entschlossen.

„Es wäre ein Verbrechen," versetzte der alte Herr, „an der ungewöhnlichen Hochherzigkeit der jungen Gräfin zu zweifeln. Der Gedanke giebt mir Trost! Wenn sie Dich wirklich liebt, wird sie nicht die Quelle neuen Unglücks für Dich werden wollen. Unüberwindliche Hindernisse werden ihren Verstand ernüchtern und sie wird Dich Deines Wortes entbinden. Aber auch Du wirst dem Erfolge Deiner Absichten nicht lange mehr mit dem trunkenen Auge des Enthusiasmus entgegensehen, verlaß Dich darauf."

Diese Worte schienen einigen Eindruck auf den Neffen hervorgebracht zu haben, wie aus seinem plötzlichen Schweigen und der nachdenklichen Miene zu schließen war.

„In Gottes Namen!“ rief der alte Herr, und damit schloß die Unterredung.

---

## Zweites Capitel.

### Zeigt, wie Lumpe Glück haben.

Bruno war zwar freigesprochen und wirklich schuldfrei, dennoch fehlte noch zur vollständigen und befriedigenden Lösung des strafrechtlichen Drama's, dessen beklagenswerther Held er so lange Zeit gewesen, daß der eigentliche Urheber des gewaltsamen Endes von Julius Werner eingebracht und abgeurtheilt werde. Daß ein Verbrechen vorlag, war bei der gegenwärtigen Lage der Dinge evident, und daß unzweifelhafte Anzeichen auf die Thäterschaft Philipp Stropp's hindeuteten, mußte dem vorurtheilslosesten Auge einleuchten.

Das Gericht hatte aber auch bei der Einziehung Bruno's und bei der spätern Verhaftung des Maurers Lizka geglaubt, die muthmaßlichen Thäter ergriffen zu haben, es hatte sich erst bei näherer Prüfung überzeugt, daß die Spuren des Verdachtes trügerisch und falsch seien. Zugegeben, daß jetzt die Schuldbeweise auf Philipp Stropp's Haupte stärker angehäuft lagen, als in den bezeichneten frühern Fällen, und auf seine Person wie auf den festen und natürlichen Mittelpunkt von allen Seiten hindrängten, so war es doch nicht ganz unmöglich, bevor der Beschuldigte nicht vor's Gericht gestellt war und sich verantwortet hatte, daß die Justiz auch hier einem Irrthum entgegengehen könne.

Es war wirklich zu beklagen, daß Philipp Stropp bei seinem Besuche in seines Bruders Arnold's Hause mit Doctor Schmey zusammengetroffen und von diesem durch dessen Anspielung auf die Kraßnitzer Ereignisse gewarnt worden war, denn dies hinderte die Klärung der Thatsachen. Was hatte Schmey eigentlich zu diesen Anspielungen bewogen? Wenn ihn heute Jemand danach gefragt hätte, er hätte keine rechte Antwort zu geben gewußt. Nichts lag weniger in seiner Absicht, als Philipp einen Wink zu geben, ihn vom Vorgefallenen zu avisiren — und dennoch hatte sein Vorgehen kein anderes Resultat!

Er hatte geplaudert, weil ein thörichter Kitzel ihn plaudern hieß, weil es ihm eben behagte, mit Philipp physiologisch zu experimentiren, zu sehen, wie er sich in Widersprüche verwickelte und die Angst sich in seinem Gesicht malte. Er hätte ihn festhalten sollen und hatte ihn, ohne dies zu wagen, forteilen lassen, wieder sich damit tröstend: Du wirst dem Arm der Gerechtigkeit, der nach Dir langt, doch nicht entgehen! Er hatte kleinlich und schwächlich, dabei höchst unüberlegt gehandelt, und jetzt waren die Folgen seiner Worte nachhaltig und gewichtig.

Diese Flucht Philipp Stropp's war allerdings sehr verdächtig, aber aus dem Umstande, daß er floh, folgte darum noch immer nicht mit positiver Bestimmtheit, daß er der Mörder Julius Werner's sei. Philipp befand sich ja schon auf der Flucht, noch ehe er in Arnold's Hause eingefallen und dort gewarnt worden war. Er hatte ja dort, freilich vergebens, gebettelt, um so weit als möglich fliehen zu können. Ihn erwartete ja bei längerem Verweilen nicht blos Schuldenhaft, sondern vieljährige Zuchthausstrafe für die zahllosen Betrügereien, welche er verübt hatte. Konnte es für einen solchen Menschen ein Grund sein, zu bleiben, oder dem Gerichte entgegenzutreten, daß man zu seinen wirklichen Vergehen noch eine Mordanklage fügte, deren Gewicht er, wir setzen den Fall, leicht hätte abschütteln können? Was hatte er zu gewinnen, wenn man eines Tages gesagt hätte, daß er den Mord nicht begangen habe? Er hatte nur eine harte, lange Untersuchung vor sich, nach deren Ablauf ihn dasselbe Schicksal unverändert und ruhig erwartete, dem er jetzt mit tiefster Herzensangst entfliehen wollte.

Diese Bemerkungen können und sollen keineswegs ein Plaidoyer für seine Unschuld sein; es soll nur gezeigt werden, wie weit noch das Dunkel auf der fraglichen Situation lag . . . . .

Als Philipp aus dem Hause seines Bruders hinausgestürzt war, eilte er in der ersten Bestürzung ziellos vor sich hin. Er war wie blind und taub und wie von Geistern gejagt, daß er weder Durst, noch Hunger, noch Müdigkeit fühlte. Er wußte nur, daß er fort wolle und fort müsse — aber wohin? Das war die erste Frage, die in ihm aufschoß. Er besaß nicht einen Heller, und selbst wenn er Reisegeld gehabt oder sich welches zu verschaffen gewußt hätte, mußte er sich sagen, daß in diesem Augenblicke Flucht das Gefährlichste sei, da alle Aufsichtsbehörden nach ihm spähten und fahndeten . . . .

Er hatte, seitdem er das Haus in der Singerstraße verlassen, einen großen Theil der Stadt umgangen. Jetzt befand er sich, ohne daß er recht wußte wie, zwischen dem Kaiserbad und der Kettenbrücke, in der Nähe des Fischerthores. Er war wohl eine Stunde so zwecklos umhergeirrt. Nun beschloß er ein Versteck zu suchen und dort zu verweilen, bis sich der erste Eifer der Behörden abgekühlt habe. Indessen hoffte er, durch einen glücklichen Zufall oder durch einen Kniff zu Reisegeld zu kommen.

Von dieser Hoffnung ein bißchen gekräftigt, bog er in eine Gasse zunächst dem Salzgries ein, aber er prallte, wie vom Blitze getroffen, zurück, als ihm dort zwei Polizeisoldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonnett in eiligem Schritte entgegenkamen. Was sollte er thun? Umdrehen konnte er nicht, um sich nicht durch einen auffallenden Rückzug sofort zu verrathen. Er schoß in den nächsten Eckladen hinein. Es war ein Uhrmacherladen. Hier gab er vor, eine Cylinderuhr kaufen zu wollen, und zog den Handel so lange hin, bis er die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß die beiden gefährlich aussehenden Schergen keine böse Absicht gegen ihn haben konnten.

Als er den Laden verlassen hatte, nahm er sich vor, irgendwo zu warten, bis das verrätherische Tageslicht vergangen war. Aber wo? Die düstere Kirche zu Maria Stiegen, die mit ihrem mächtigen Thurm ihm gegenüber stand, schien ihm ein diesem Zwecke ganz gemäßer Ort. Er trat ein und wählte eine

Stelle an einem Seitenaltar, wo nicht zu viel Leute waren und es auch nicht ganz einsam war. Die andächtige Haltung, welche er gleich einnahm, half ihm das Gesicht verhüllen, und während er zu beten schien, sann er auf einen Schlupfwinkel, nach welchem er bei einbrechender Nacht seine Schritte hinlenken könnte.

„Solche Lagen müssen kommen," dachte Stropp, „um mich in eine Kirche zu treiben! Wahrlich, ich habe Gott und seine Heiligen bis heute mit meinen Bitten wenig belästigt! Nun, mindestens beweise ich, daß es doch einen Sinn hat, wenn man sagt, die Kirche sei das Haus der Armen und Elenden. Ja, wenn die Zeiten von ehedem noch wären, wo die Kirchen wirklich eine Freistätte waren, wie lange wollte ich es hier, bei den Brüdern St. Liguori aushalten! Doch — die Zeiten sind vorbei, der Arm des Strafgerichts langt jetzt überall hin. O, einen Rath, mein Kopf einen Rath, was ich denn anfangen soll, um meinen Verfolgern zu entgehen!"

Stropp war noch mitten in seinem Monologe, als er von der Linken an seinem Rock gezupft und bei seinem Namen angerufen wurde. Er schrak zusammen. Seine Augen fuhren empor. Neben ihm stand ein ältliches Weib, mit einem Rosenkranze in der Hand, das er sofort erkannte. Es war seine ehemalige Wäscherin, der er den Lohn viele Monate schuldig geblieben war.

„Gut, daß ich Sie sehe!" sagte Stropp rasch gefaßt. „Ich bin wieder im Geschäft meines Bruders und hätte Ihnen die Kleinigkeit, die ich Ihnen schulde, längst zugeschickt, wenn ich Ihre Wohnung noch gewußt hätte! Kommen Sie morgen zu uns in's Comptoir."

„O, ich bin nicht mehr so dumm, wie sonst," sagte das Weib, ihren Rosenkranz in die Tasche steckend. „Bei Ihrem Bruder will man nichts von Ihnen wissen, man verleugnet Sie, und ich begreife jetzt warum. Aber ich lasse mich nicht an der Nase herumführen. Na, warten Sie!"

Stropp hätte, da ihm Geld fehlte, der Alten gern alle Brillanten des Herzogs von Braunschweig, wenn diese sein gewesen wären, zur Beruhigung gegeben, ihr das unselige Maul zu stopfen. Hing doch seine Freiheit, vielleicht sein Leben davon ab! Aber das Weib ließ sich mit Worten nicht begütigen und eilte zur Kirchenthür hinaus.

Aber wunderbar! Der Lasterhafte war in der Kirche besser bekannt, als die alte Betschwester. Als das Weib eine Weile später mit einem Polizeidiener eintrat, war ihr der Schuldner durch einen zweiten Ausgang, der gegen eine enge Gasse hinausführte, längst entwischt. Die Thür war nur von innen verriegelt gewesen.

Nach abermaligem, langem Umherirren auf den Straßen war die von Stropp so sehnlich herbeigewünschte Nacht endlich eingebrochen. Er fühlte sich dadurch momentan sicherer, wußte aber noch immer nicht, wo er sich verbergen sollte.

In einem Wirthshause? Die polizeiliche Aufsicht war zu genau und viele der Oberkellner und Lohnbedienten standen, das wußte er, in Beziehung zur Polizei. Bei einem Freund? Hatte er denn Freunde? Uebrigens war jeder Wohnunggeber verpflichtet, binnen sechs Stunden die Ankunft eines Fremden zu melden und wer mochte sich der Gefahr der Strafen aussetzen, die auf eine falsche Namensangabe standen?

Stropp war im Laufe des Vormittags angekommen und in einem kleinen Wirthshaus in der Laimgrube abgestiegen. Er hatte seinen Namen noch nicht ins Fremdenbuch eingetragen, er war der Kellnerin, die mit dem Buche herankam, förmlich durchgegangen. Jetzt, da er von den hinter ihm lauernden Gefahren in Kenntniß gesetzt war, wagte er es nicht, in sein Wirthshaus zurückzukehren — schon sein Nichteinschreiben konnte auffällig gewesen sein, nun kam dazu, daß die Polizei durch die alte Wäscherin von seinem Erscheinen in Wien avisirt sein mußte. Er wagte nicht einmal Jemand in die Wohnung zu senden, um sein bißchen Gepäck abzuholen; er war rathlos.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß nicht allzufern eine gewisse Adele wohne, welche ihn von früheren Jahren her nur unter dem Namen Baron Schnorr kenne. Das war hie und dort sein nom de guerre gewesen und es schien ihm die glücklichste Fügung, daß es Jemand gebe, der ihn kenne und ihn doch für einen ganz Andern halte. Bei dieser konnte es nicht wirken, wenn sie etwa Morgens in der Zeitung lese: das Landesgericht fahnde auf den des Mordes verdächtigen Philipp Stropp.

Adele, nach Umständen auch Ilka genannt, war eine Ungarin und trotz ihres Gewerbes kein gradezu verworfenes Geschöpf. Sie hatte einen Zug gutmüthigen Leichtsinnes im Charakter; jedenfalls würde sie Stropp, in Erinnerung ehemals von ihm empfangener Geschenke nicht gleich die Thüre weisen, wenn er diesmal mit leeren Händen zu ihr käme und ein Nachtquartier begehre.

Das wohlbekannte Haus, ein halb öffentliches, scharf im Auge behaltend, ging Stropp die entgegengesetzte Häuserreihe im Schatten entlang. Sein Kopf glühte, sein Herz pochte fieberhaft.

Im zweiten Stock angekommen, zog er die Klingel an dem durch ein Gatter abgesperrten Flur, eine ihm ganz fremde Person öffnete. Er fragte nach Fräulein Ilka und erfuhr, daß diese ausgezogen sei, doch nicht unweit im Hause eines Blechschmieds wohne. Aber sie empfange keine Besuche mehr.

Auch das brachte Philipp nicht aus der Fassung. Er hatte das Haus des Blechschmieds, des einzigen in der Straße, bald gefunden und war entschlossen, bei der Freundin von ehemals in ihrer neuen Wohnung, trotz ihrer sonst nicht vorhandenen Abneigung vor Besuchen, einzusprechen.

Als er die Glocke an der ihm von der Hausmeisterin angegebenen Etage gezogen hatte, ließen sich gleich schlürfende Schritte vernehmen, ein altes, dickes, megärenhaft aussehendes Weib öffnete die Thür und gleichzeitig ließen sich aus einem Nebenzimmer die Worte: „Was? Kommen sie schon?" von einer Stimme gesprochen vernehmen, welche Stropp als die Ilka's erkannte. Ein Hündchen bellte dazwischen.

„Ilka, theure Freundin!" rief Stropp, einen heitern Ton erzwingend, während die Megäre ihm

den Weg abzusperren geneigt schien, „ich bin's, Ihr alter Verehrer Baron Schnorr! darf ich herein?"

„Wenn Sie bald wieder gehn!" erwiderte Ilka halb mit Unlust im schlechten Ungardeutsch.

Stropp trat in ein Zimmer, das, wenn nicht mit Luxus, doch höchst anständig möblirt war und stand bald seiner Bekannten von ehedem gegenüber. Es war eine schöne Frau, die bei kohlrabenschwarzem Haar und dunklen Augen den zarten, weißen Teint der echten Ungarin hatte. Sie hatte die schönsten Zähne, ein weiches, verführerisches Lächeln, lange, seidene, schmachtende Wimpern, die Formen neigten zur Corpulenz.

„Wie schön Sie geblieben sind, Ilka!" seufzte Stropp, heimlich bewegt, im Stillen dachte er: Ich bin verloren, wenn sie mich bald wieder fortschickt, wie sie gesagt! „Man möchte anbetend niedersinken!"

Ilka hatte ihm die weiche, mollige Hand gegeben und sagte nach einer Pause, ihm einen Sitz anweisend: „Ich hätte Sie nicht erkannt. Sie haben sich stark verändert, seitdem wir uns vor Jahren in dem ungarischen Badeort trafen — später in Wien. Gott, Gott! ist das mein Schnorr? Wie ihm die Haare ausgegangen sind — schon der helle Mondschein da oben! Der kommt doch gar zu früh! O Ritter, Ritter von der traurigen Gestalt, Ihnen muß es nicht zum besten gegangen sein."

„Wahrlich nicht, wahrlich nicht!" sagte Stropp, indem er sich in einen Fauteuil warf. „Mich hat das Leben schrecklich herumgehetzt!"

„Ja, das Spiel, das Spiel" — sagte Ilka, „das ist eine verdammte Gewohnheit. Das ruinirt den Reichsten. Dazu die Mädeln, der Champagner! Das nimmt kein gutes End'. Sie wollen wohl, daß ich Ihnen aushelfen soll? Denn als Liebhaber kommen Sie nicht zu mir?"

„Ilka," rief Stropp, „an dieser Frage erkenne ich Ihr gutes Gemüth, doch fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zur Last falle und Ihnen Ausgaben mache. Ich will nichts geliehen haben, da ich die Wiedergabe nicht versprechen kann. Es ist schrecklich, als Baron, als Mann von altem Adel so dazustehn, ich — ich wollte Sie nur gebeten haben, mich ein paar Tage, wo es auch sei, bei Ihnen versteckt halten zu dürfen, denn ich bin wegen Wechselschulden verfolgt und suche, nicht zu entkommen — nur Zeit zu gewinnen, bis ich Hülfe finde."

„Ja, mein Lieber," rief Ilka, „das ist eine schwere Sache. Ich bin nicht mehr frei, ich habe einen Liebhaber, der gar eifersüchtig ist. Ich sehe wohl Gesellschaft, doch nur solche, die er selbst einführt. So stehn die Sachen. Wenn er Sie bei mir träfe — ging' mir's schlecht!"

„Wer ist er?" fragte Stropp beunruhigt. „Vielleicht kenne ich ihn, da setze ich ihm Alles offen auseinander. Mein Gott! Wechselschulden, da hat Jeder, den es nicht angeht, Nachsicht — denn an einem bestimmten Tag zahlen oder in den Schuldarrest müssen — das ist schrecklich! Wenn er mich kennt, wird er mir, wenn er sonst ein gutes Herz hat, vielleicht selbst behülflich sein —"

„Mein Liebhaber," sagte Ilka, „ist vorerst noch nichts Großes. Er ist Zahlkellner. In ein paar Jahren gründet er aber selbst ein Geschäft."

„Es wäre mir lieber," sagte Stropp, „ich hätte gehört, Ihr Liebhaber sei ein fremder Graf oder Fürst. Von einem Cavalier hätte ich Antheil erwarten können. Ein Zahlkellner — kommt er am Ende bald?" fragte er höchst unruhig, indem er sich nach allen Seiten nach einem Schlupfwinkel umsah. Er wußte, daß jeder Zahlkellner Wien's ihn bei seinem rechten Namen kenne.

„Nein," erwiderte Ilka, „heute und morgen kommt er nicht, aber ich erwarte Gesellschaft."

„Ei, ei, was für Gesellschaft? fragte Stropp beunruhigt.

„Ein paar Herren, Ausländer, und ein paar Fräulein, Freundinnen von mir!" erwiderte Ilka. „Die Herren spielen Karten. Sie pflegten sonst in einem Seitenzimmer des Cafés zusammenzukommen, wo mein Lothar ist. Da sie aber oft Hazard und ziemlich hoch spielen, geht es nicht recht in einem so bekannten Orte, und da hat mein Lothar sie aufgefordert hierherzukommen, wo sie von der Polizei ganz ungenirt sind. Unser Quartier ist nämlich geräumiger, als Sie denken werden, Baron —"

Stropp schien unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte. Die Angst, viele Menschen zu sehn und in einem von der Polizei vielleicht längst in's Auge gefaßten Local zu bleiben, rieth ihm zur Flucht und dennoch zauderte er. Fast ohne zu wissen, was er sagte, sprach er: „Meine Lage ist schrecklich — ich weiß nicht wohin — ich möchte mich in die Erde verkriechen —"

„Sie dauern mich, Schnorr!" sagte Ilka. „Sie, der sonst so lustige, übermüthige Mensch, sind ganz verändert. Bleiben Sie hier, in Gottesnamen, ich gebe Ihnen ein Obdach und werde sehn, daß ich Ihnen Rath schaffe. Ich bin ein braves Mädel und thue gern etwas für meine alten Freunde."

Indessen ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. „Fürchten Sie nichts," sagte Ilka, „dies werden die zwei Grafen aus der Moldau und der Preuße sein." Und schon waren die Fremden im Zimmer, der Preuße durch seine Gemessenheit kenntlich, die beiden Walachen sehr geräuschvolle Naturen, mit Juwelen behangen, schwarzäugig und schwarzlockig, wie Zigeuner, welche Millionäre geworden und sich in moderne Gentlemen umgestaltet. Sie sprachen ein gräuliches Deutsch, während der Preuße sich durch das correcteste Berlinerisch auszeichnete.

„Erlauben Sie mir vor allem Andern," sagte Ilka, „daß ich die Herrschaften einander vorstelle. Graf Visony, Graf Doresko, Baron von Schnorr und hier — sie lachte, der Baron Affenfels!"

„Ueffenfels! Ueffenfels!" entgegnete der Preuße. „Lassen Sie meinem uralten Namen Gerechtigkeit widerfahren, holde Magyarin!"

Er war es wirklich, unser alter Bekannter aus der Rue Servandoni, noch immer so steif, nüchtern, dünkelvoll und ledern wie ehedem. Ein alter Onkel, reichsunmittelbarer Herr auf Trottwitz und Kuschwitz, war ihm gestorben und hatte ihn zum Universalerben gemacht. Da hatte Ueffenfels es aufgegeben, weiterhin

eine politische Rolle zu spielen und war nach Deutschland, vorerst, um das Terrain zu sondiren, nach Wien gekommen, in der steten Absicht, Aufsehn zu erregen und sich standesgemäß zu amüsiren.

Man begab sich in das Spielzimmer. Es war elegant möblirt und glänzend beleuchtet. Die drei Herren setzten sich zu einem Whist nieder, das ungemein hoch gespielt wurde; Schnorr, durch Cassenmangel verhindert, theilzunehmen, beschäftigte sich scheinbar angelegentlich mit Ilka, wie wenn er ihr Wichtiges mitzutheilen habe, während er, von seinem alten Spielteufel gestachelt, gierige und verständnißreiche Blicke auf die Spielenden warf.

Da ging ihm plötzlich ein unerwartetes Licht auf. Es wurde ihm klar, daß der preußische Baron der Düpe der beiden Rumänen sei, die, offenbar ihm an Geist weit überlegen, ihn „auszuziehen" beschlossen haben mochten. Doch wie ward Stropp unmittelbar darauf! Er hatte erkannt, daß eine der Hundertgulden-Banknoten, die Graf Doresko auf den Tisch gelegt, ein — wiewohl treffliches — Falsificat sei....

Wilde Gedanken schossen augenblicks durch Stropps Kopf. Er war entschlossen, sich in dieser Lage zum Herrn der Situation zu machen und bat, am Spiel theilnehmen zu dürfen. Und bald darauf brachte Graf Doresko abermals einen neuen makellosschönen Hunderter hervor, der, wie Stropps kundiges Auge erkannte, von derselben Platte abgezogen war.

Stropp schwieg, aber er markirte beide Hunderter mit einem Kreuze mittelst seines Bleistifts.

Mehrere Robber waren gespielt. Die Barone Ueffenfels und Schnorr hatten Unglück gehabt. Neue Gäste kamen und nahmen an einem zweiten Tisch Platz, andere traten für Ueffenfels und Schnorr ein. Dieser aber wendete sich an den Grafen Doresko und bat ihn, mit ihm ins andere Zimmer zu kommen. Das Zimmer, Ilka's Schlafgemach, war leer.

„Ich habe Alles durchsehen," sagte Stropp scheinbar ruhig, doch im Innern von einer wilden Verzweiflung erfaßt, zu dem ihn ruhig messenden Rumänen. „Sie haben uns Beiden Geld abgenommen, aber ich zahle nicht — denn, Ihre Hunderter sind falsch! Kein Wort, Herr Graf! keine Bewegung. Der Preuße, den Sie ausziehen wollen, ist ein Dummkopf, ich bin keiner. Ich verrathe Sie nicht, aber — Sie verweigern nicht, den Gewinn mit mir zu theilen —"

Graf Doresko wich zurück. „Alle Teufel!" fuhr es ihm durch die Zähne, „was ist das für eine Sprache?"

„Ich bin kein Mensch, mit dem sich scherzen läßt," fuhr Stropp kaltblütig fort. „Sie werden das Haus, dieses Zimmer nicht verlassen, ohne mir geholfen zu haben. Schweigen für Schweigen, Hülfe für Hülfe! Ich bin in einer schrecklichen Lage hierher gekommen, ich bin von Wechselgläubigern verfolgt und brauche Geld, ich erwarte es von Ihnen, aber gutes Geld, keine Ihrer falschen Waare!"

„Sollte wirklich einer meiner Hunderter falsch sei[redacted]agte Doresko, der inzwischen noch bleicher [redacted] war. „Ein Fremder wird leicht angeführt [redacted]e auch sogar erbötig, Ihnen zu helfen — einen Cavalier wie Sie, in Verlegenheiten zu sehen, ist schmerzlich —"

„Ich bin," sagte Stropp, „wie ich sehe, an den rechten Mann gekommen" ... er lachte.

„Vielleicht habe ich unerwartet einen Compagnon gefunden?" rief Doresko. „Sie gefallen mir. Wären Sie am Ende Willens, Baron, sich an einem rentablen Geschäft zu betheiligen?" —

„Warum nicht!" sagte Stropp. „Es kommt auf die Bedingungen an."

„Sie haben Scharfblick gezeigt und sind über Scrupel, wie ich sehe, erhaben," sagte Doresko, der inzwischen gut Deutsch gelernt hatte. „Einem Mann, wie Sie sind, sollte es nicht schlecht gehen. Wir — ich und mein Freund, suchen einen Dritten, der auf unsere Ideen eingeht — und wenn Sie geneigt wären, für uns eine Reise zu machen" —

„Eine Reise? Es kommt darauf an!"

„Wir versorgen Sie mit Geld und mit einem auf Sie vollkommen passenden Reisepaß — dagegen versprechen Sie, in unseren Interessen zu wirken. Vorerst hier — er öffnete die Brieftasche — „dreihundert Gulden!"

„Diese sind echt!" sagte Stropp kaltblütig, nachdem er sie sorgfältig geprüft.

„Dies als Garantie, daß wir uns vorerst verstehen. Morgen mehr über unsere Angelegenheit. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben und will die Art, wie Sie mir zuerst entgegentraten, ganz vergessen. Doch jetzt, Baron, gehen wir in das Spielzimmer zurück, damit wir diesen „gebildeten Norddeutschen" vollends ausziehen!"

Ein neuer Mensch geworden, Geld in der Tasche, von neuer Hoffnung, der ihm auf dem Nacken sitzenden Justiz zu entgehen, erfüllt, trat Stropp wieder in die Gesellschaft zurück. Er war voll Zuversicht, daß es ihm gelingen werde, nach Ungarn und von da in die Türkei zu entweichen.

Ein paar Tage später war er aus Wien verschwunden. Als Agent der beiden Falschmünzer Doresko und Visony war er mit einem regelrechten Paß auf den Namen Friedrich Scherer, Handschuhfabrikant, lautend, versehen, vorerst nach Pesth abgegangen.

---

## Drittes Capitel.

### Handelt von Krieg und neuen Allianzen.

Leonie von Greifenstein hatte sich unter dem rastlosen Drucke ihres bösen Gewissens entschlossen, den ihr seit Bruno's Freilassung drohenden Verlegenheiten und Gefahren mit irgend einem Schritte vorzukommen. Sie hatte alle Verhältnisse fein und schlau durchdacht, und wie sie glaubte, alle Punkte gefunden, welche sie zu ihrer Hinterthür nöthig hatte, um mit heiler Haut hindurchzuschlüpfen. Von Arthur, dessen Abgott sie war, hatte sie wenig zu fürchten, sie wußte das, sie kannte die Macht, welche ein Weib besitzt, welches leidenschaftlich geliebt wird.. Vom Grafen von

Thieboldsegg hatte ſie am wenigſten etwas zu befürchten. Sie konnte im Gegentheil gewiß ſein, daß ihr von ihrem Mitſchuldigen die Hand zur Cooperation geboten würde, ſobald eine Wolke am Horizonte auftauchte. Aber Bruno und Cornelia waren ihr ernſtlich gefährlich, von welchen beiden ſie zuletzt in Paris auf eine ſo wilde und furiengleiche Art auseinandergekommen war. Doch auch da hatte ſie noch die Ueberzeugung, daß es ihr gelingen würde, den Sturm zu beſchwören, wenn ſie ſich eines von beiden mit ihrer glatten Zunge und ihrem an Auskünften reichen Kopfe bemächtigen könnte. Wie aber anknüpfen? Bruno, der ſie mied, konnte ſie nicht aufſuchen, und Cornelia that das Gleiche; bei letzterer war es unklar, ob ſie Leonie mehr haßte oder verachtete.

Leonie entwarf in dieſer Hinſicht alle erdenklichen Pläne, führte aber keinen aus, denn es fehlte jedem viel zum Erfolge.

In dieſer rathloſen Lage kam ihr ein Billet vom Grafen von Thieboldsegg zu Hülfe, in welchem ſie erſucht wurde, ſich baldigſt bei ihm ſehen zu laſſen.

Leonie ließ nicht lange auf ſich warten und fand ſich in früher Nachmittagsſtunde desſelben Tages ſchon ein.

Der Graf lehnte mit gekreuzten Armen in der Fenſterecke, als ſie eintrat, und rührte ſich kaum. Nur ein leiſe geſprochenes Willkommen deutete an, daß er den Beſuch ſehe. Dieſe ſtarre Unbeweglichkeit verrieth bei ihm jederzeit eine große innere Aufregung.

„Was giebt's?“ rief Leonie, der der Muth, mit welchem ſie hereingeſprungen kam, zu wanken anfing.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte der Graf mit monotoner Stimme. „Ich bin ſehr ſorgenſchwer!“

„Ei, ich nicht minder!“ rief Leonie, indem ſie ſich in einen Lehnſtuhl warf.

„Sehen dabei aber wie eine Roſe aus,“ verſetzte der Graf mit einem zwangvollen Lächeln, „ſchön, wie Frau Venus, ſchön, wie die Liebesgöttin ſelber!“

„Der Liebesgöttin,“ erwiderte Leonie raſch, „mag ich inſofern ähnlich ſein, als ich auch einen abſcheulichen Vulcanus zum Gatten habe!“

„Aber auch ein junger Mars fehlt Ihnen nicht!“ ſagte der Graf lebhafter.

„Sie haben mich doch nicht gerufen,“ ſagte Leonie, unruhig auffahrend, „um mir mit mythologiſchen Anſpielungen den Text zu leſen?“

„In ſolcher Laune, wie die meinige,“ gab der Graf zur Antwort, „ſollte man keine Scherze machen; ſie gelingen nicht! Ich machte nur eine unſchuldige Anſpielung auf die häufigen Beſuche, die Ihnen der Rittmeiſter Haldenried macht!“

„Soll ich etwa nur mit Invaliden umgehen?“ ſprach Leonie ſcharf. „Sie kommen mir heute mit Ihren Fragen wahrhaftig ſo vor, wie Ihre fromme Schweſter Sophie!“

„Ich ſehe,“ rief der Graf, „daß Sie noch ſchlechterer Laune ſind, als ich! Auf dieſem Wege werden wir, wie mir ſcheint, nicht zuſammenkommen, eher aneinanderfahren. Ich muß einen ernſthaften Ton anſchlagen. Vor Allem muß ich erklären, daß mir Nichts lieber iſt, als daß Sie den Rittmeiſter zur Seite haben. Da erfahren wir wenigſtens von Zeit zu Zeit, was im anderen Lager vorgeht — ich meine, welche Pläne ſein ominöſer Bruder ſchmiedet; dieſer Sache wegen habe ich Sie hauptſächlich zu mir gebeten. Der Menſch macht Ernſt, ſeit er von ſeinen Ketten befreit, und das Schlimmſte dabei iſt: Cornelia kündigt mir beinahe ſchon den Gehorſam auf!“

„Ei, das wäre!“ rief Leonie. „Wie ſteht es? Reden Sie, beſter Freund! Wie ſteht's?“

„Das will ich von Ihnen oder durch Sie erſt erfahren!“ gab der Graf zur Antwort.

„Ich weiß leider Nichts,“ ſprach Leonie.

„Hat der Rittmeiſter Nichts geſagt?“

„Ich glaube, daß es ihm ein Geheimniß ſei,“ erwiderte Leonie. „Ich glaube es feſt.“

„Sonderbar!“ rief der Graf. „Auch Cornelia iſt äußerlich dieſelbe; kein Wort des Geſtändniſſes kommt über ihre Lippen — ich könnte ſo verblendet ſein, Alles in Ordnung finden, wenn ich nicht ſo viel Scharfblick hätte. Bruno ſieht ſie oft, da und dort — ſogar bei mir —“

„Wer ſagt das?“ fragte Leonie.

„Koß,“ gab der Graf nonchalant zur Antwort. „Er hinterbringt mir Alles.“

„Das iſt noch gut,“ verſetzte Leonie, einen auftauchenden Gedanken unterdrückend.

„Was nützt es mir? Was hab' ich davon!“ rief der Graf. „Ich brauche Jemand, dem Cornelia Vertrauen ſchenkt. Ein Spion genügt mir nicht, ich brauche eine Vertrauensperſon. Schade, daß Sie ſo mit Cornelia entzweit ſind, der Teufel weiß, warum?“

„Jedenfalls ſteckt Eiferſüchtelei dahinter,“ verſetzte Leonie. „Sie wiſſen, daß Bruno ſich für mich intereſſirte, und das mag Cornelia in Paris gemerkt haben!“

„Glauben Sie nicht,“ fuhr der Graf fort, „daß Sie noch mit ihr auf guten Fuß kommen könnten?“

„Ich wünſchte es ſelbſt,“ verſetzte Leonie. „Doch weiß ich nicht, auf welchem Wege!“

„Es muß verſucht werden!“ rief Thieboldsegg mit Nachdruck. „Nie hätte ich geglaubt, daß Cornelia, das ſanfte, weiche Weſen, eine ſo tiefe Energie der Gefühle beſitzt, daß ſie mir und allen Verhältniſſen Trotz bieten könnte. Wahrlich, die beſten Ueberzeugungen des Mannes haften nicht ſo feſt, wie die tollſte Liebe im Herzen eines Weibes! Es war ein Fehler, daß ich die Gefühle meiner Tochter ſo heimlich habe fortglühen laſſen. Aber die Umſtände geben mir wieder Recht! Wer hätte auch geglaubt, daß ich mit Hugo Kronenburg Nichts ausrichte — mit einem Menſchen, den Jedermann nach Belieben rechts und links drehen kann, ausgenommen ich! Er iſt an Allem ſchuld. In Enzdorf war es vor etlichen Wochen ſchon ſo weit, daß ihm Cornelia die Hand gegeben hätte. Er war es, der zurück trat, vielmehr zurückgezogen wurde — der willenloſe Trotzkopf!“

„Sie glauben, der alte Kronenburg iſt ſchuld daran?“ fiel ihm die Baronin raſch in's Wort.

„Gewiß“, ſprach der Graf. „Principielle Gegenſätze haben in letzter Zeit Reibungen zwiſchen uns erzeugt. Er will das Jahrhundert mit Cenſuren und Bannflüchen meiſtern; ich, wie Sie wiſſen können, denke dagegen: **panem et circenses**, ich glaube, daß

man sich des Gehorsams der Völker mit Theater und wohlfeilem Brode fester versichern kann, dazu trat verletzter Stolz, kamen Denunciationen — Sie kennen doch jenes niedrige Subject, cet être infime, den Burda?"

„Ich entsinne mich seiner," gab Leonie zur Antwort.

„Der hat offenbar die Waffen gegen mich gekehrt", fuhr Thieboldsegg fort. „Er hatte in Paris den Auftrag, Bruno zu bewachen, und wird diesen irgendwo mit meiner Tochter erblickt haben! Er hat das dem Fürsten hinterbracht, das Weitere läßt sich denken."

Der Graf gestand nicht, daß er dem Spion damals das mögliche Einverständniß zwischen Bruno und seiner Tochter angedeutet hatte, gleich darauf, als er durch Leonie's Verrath in den Besitz des Geheimnisses gekommen.

„Ja, da begreift sich Alles!" rief Leonie, die zwar sehr aufmerksam zuhörte, aber doch von Zeit zu Zeit die Miene einer Zerstreuten hatte, weil sie immer wieder in Nachdenken verfiel, wie sie aus dem Vernommenen für ihre eigene Lage Vortheil ziehen könne.

„Mit dieser Heirath, deren Gedanke mich so lange beschäftigt hat, ist es aus!" rief der Graf mit einem leisen Seufzer. „Resignation ist besser am Platze, als sich da noch Illusionen hinzugeben. Jetzt heißt es, das zärtliche Verhältniß meiner Tochter aufzulösen, oder zu zerbrechen. Helfen Sie mir, Leonie! Helfen Sie mir, theure Freundin!"

„Ahnt Cornelia nicht, daß Sie um Ihre Liebe wissen?" fragte Leonie mit besonderem Interesse.

„Träumt nicht davon!" rief der Graf. „Sie hat einmal — in einer besonderen Gemüthsbewegung — den Anlauf genommen, mir Alles zu gestehen, als wir in Enzdorf waren. Ich habe das Geständniß vereitelt, da mir damals nichts ungelegener kommen konnte. Seitdem ist Alles still. Cornelia ist bester Laune und blüht zusehends wieder auf. Natürlich, da die betrübenden Ursachen ihrer stillen Aufregungen aufgehört und den extravagantesten Glückshoffnungen Platz gemacht haben! Sie sieht ihren Liebhaber und erwartet Schritte von ihm, die sie zum Ziele führen. Seit seiner Freilassung ist er, wie mir Koß sagt, schon das dritte Mal mit ihr zusammengekommen. Das erste Mal hier im Hause, das zweite Mal in einer Gemäldeausstellung, in die ich sie mit ihrer jetzigen Gesellschafterin gehen ließ, ein drittes Mal im Park von Schönbrunn. Mir wurde die Ehre seines Besuches erst heute Morgens zu Theil, unmittelbar bevor ich ihnen das Billet schickte. Das war ein officieller Gang, eine stille Kriegserklärung vor Beginn seines Feldzugs. Ich wollte ihn zurückweisen, als er angemeldet wurde, besann mich aber und ließ ihn kommen. Um jedoch jeder Erklärung oder Annäherung auszuweichen, ließ ich meinen Secretär bei mir, mit welchem ich eine dringende Arbeit zu erledigen fortfuhr. Jetzt hilft Alles nichts mehr. Das Eis muß aufgehauen werden. Meine Tochter ist jetzt allein, gehen Sie zu ihr hinüber —"

„Wie kann ich das?" sprach Leonie in verzweifelndem Tone.

„Sie können Alles," fuhr der Graf fort. „Berufen Sie sich auf mich, auf meinen Wunsch. Doch ich kenne Ihre Ueberredungsgabe, Sie reussiren. Sie sind in dem Punkt wie ein Engländer! Faßt er erst festen Fuß, hat er schon eine Colonie und bald das ganze Land .... Riskiren Sie es für mich, charmante Leonie!"

Die Baronin dachte einen Augenblick mit auf den Boden gehefteten Augen still nach. Dann sagte sie:

„Wenn mein Weg fruchtbar werden soll, so kann ich die Mittel zum Ziele nicht wählen, sondern muß sie ergreifen, wo und wie ich sie finde. Ist Ihnen das recht?"

„Mir ist Alles recht!" rief der Graf. „Alles!"

„Ich muß jedoch," machte die Baronin zur Bedingung, „darauf rechnen können, daß Sie mich im Nothfalle nicht verleugnen, sondern mir secundiren!"

„Liegt in der Natur der Sache!" rief der Graf. „Wir sind ohnehin schon so verkettet, daß wir ohne wechselseitigen Schaden nicht brechen können."

Es war ein schwerer Moment, als Leonie eine Weile darauf an Cornelia's Thür kam und dort stehen blieb. Ihr Herz klopfte lebhaft. Seit dem wilden Auftritte in der rue Castiglione in Paris hatten sich Beide nicht wieder gesehen, als sie ein grausamer Zufall auf einem compromittirenden Boden zu ihrem wechselseitigen Entsetzen zusammengeführt hatte. Das letzte Wort, das Leonie dort Cornelien zugerufen, war eine einer ergrimmten Bacchantin würdige Verwünschung. Es gehörte Muth und ihre verzweifelte Lage dazu, um vor dieser Thür nicht fluchtartig umzukehren, es bedurfte äußerster gewaltsamster Selbstaufstachelung. Es war der Anlauf eines Soldaten, der zum ersten Male in's Feuer geht.

Endlich hatte Leonie geklopft. Eine ihr wohlbekannte Stimme rief herein. Die Thür ging auf. Lebhaft, aber mit farblosen Wangen eilte Leonie ihrer Freundin von ehedem entgegen.

Cornelia saß in ihrem kleinen, mit Blumen angefüllten Zimmer am Fenster, den Kopf mit dem schönen Haare und der reinen Stirn über eine Arbeit gebückt: sie beendigte eben ein Aquarellbild für den Geburtstag ihres Vaters. Leonie erblickend, ließ sie den Pinsel fallen und drückte vorerst ihr Erstaunen über den unerwartetsten oder vielmehr unangenehmsten aller Besuche nur durch große scheue Blicke aus.

„Kennst Du mich nicht mehr, daß Du mich so stumm anblickst?" rief Leonie, während sie sich der noch immer schweigenden Freundin zur Seite setzte und ihre Hand ergriff, und fuhr mit der Eile der Aufregung fort:

„Ich berufe mich auf Deinen Vater, der mir mit der steten Frage, warum wir uns nicht mehr sehen, einen Zwang anthut, denn mit der wahren Ursache unseres Zerwürfnisses kann ich ihn nicht bekannt machen. Um seiner Person willen mußt Du es Dir schon gefallen lassen, daß wir unsere Freundschaft wenigstens in der Gestalt äußerlicher Formalität fort-

setzen. Was mich betrifft, so wünsch' ich von Herzen, daß wir die fatalen Vorkommnisse in Paris vergessen und uns versöhnen. Mein ganzes Verbrechen ist Eifersucht gewesen und Du wirst als Ohrenzeugin der traurigsten und für mich beschämendsten Scene wissen, daß ich dazu berechtigt war. Ich begreife jene Zeit nicht mehr. Mein Herz hat sich selbst getäuscht, als ich mir das Vorhandensein einer Alles ausschließenden Leidenschaft vorspiegelte! Ich sehe das heute so klar und sehe es so nüchtern an, und komme mir in der Scene der rue Castiglione wie eine von momentanem Wahnsinn Befallene vor. Ich habe den Vorfall damals, kaum zu Hause angelangt, tief, tief bereut und mein Benehmen bis zu dieser Stunde muß Dir gezeigt haben, daß ich nicht Deine Gegnerin geworden, sondern Deine zwar verschmähte, aber in der Stille aufrichtige Freundin geblieben bin!"

Cornelia erwiderte auf diese lange Anrede, welche ein seltsames Gemenge von wirklicher Empfindung und intriganter Berechnung war, wenige, aber schwere Worte.

„Du hast," sprach sie mit der ihr eigenen Ruhe, „mein Vertrauen für immer verwirkt; ich gestehe offen, daß ich hinter Deinem Besuche nur einen selbstischen oder gar feindlichen Zweck für versteckt halte."

„Cornelia!" schrie Leonie mit Schrecken auf, „sage mir die Gründe Deines Verdachts, ehe Du mich so tödtlich beleidigst!"

„Wenn Du Gründe haben willst," sprach Cornelia mit edler Gelassenheit, „lege die Hand an Dein Herz und Du wirst nicht fehlgreifen!"

„Welcher Schuld sollt' ich mir bewußt sein?" rief Leonie mit der Miene gekränkter Unschuld, während alle ihre Besorgnisse plötzlich aufgescheucht emporstiegen. „Das kleinliche Wesen kannst Du nicht sein, welches in den Begebnissen von ehedem fortwühlt und Bagatellen für Ungeheuer hält! Seitdem waren wir zweihundert Meilen auseinander, hätt' ich Dir aber einen großen Dienst indeß leisten können, so wär' es nicht blos bei meiner Absicht geblieben! Weit entfernt also, hinter meinem heutigen Besuche einen niedrigen Zweck zu verstecken, erklär' ich Dir, dazu herausgefordert, daß ich vorzugsweise aus Antheil für Dich herkomme. Ich kenne Deine Lage und weiß, daß Du eine Freundin brauchen kannst, eine Freundin, welche nicht nur Ergebenheit, sondern auch Geist und Einfluß besitzt, um das größte Anliegen Deines Lebens in der nahenden Stunde der Entscheidung zum Ziele zu fördern!

„Ich danke Dir", gab Cornelia mit durchschimmerndem Zorne zur Antwort, „selbst wenn meine Lage, wie Du annimmst, so bemitleidenswerth wäre und ich guten Rathes bedürfte! Glücklicher Weise bin ich nicht so verlassen; der edelste und muthigste Freund steht mir fortan zur Seite, der Mann, welcher mein ganzes Herz ausfüllt und für welchen ich mein Leben hingebe! Hör' es und hinterbringe es meinem Vater zum zweiten Mal, wenn die Wirkung Deiner ersten Angeberei zu gering gewesen sein sollte, denn Du wirst wissen, daß mein Vater, mir gegenüber, von Deinem Verrathe keinen Gebrauch gemacht und denselben wahrscheinlich verschmäht hat!"

Wenn eine Kanonenkugel dicht an Leonie's Ohren vorübergeflogen wäre, so hätte sie nicht stärker betäubt werden können, als sie es im Augenblick war. Eine, und zwar die schwerste Anklage, die sie zu fürchten hatte, aber unter allen am wenigsten erwartete, war ihr mit Einem Mal in's Gesicht geschleudert worden. Sie wollte antworten, aber sie wußte buchstäblich nicht, woher sie ein Wort der Vertheidigung nehmen sollte. Hatte sie der Graf selbst verrathen? Der Gedanke war unausweichlich und bildete wohl die mitwirkende Ursache, daß ihr sonst an Ausflüchten so reicher Kopf plötzlich gleichsam den Dienst versagte und ihre Geistesgegenwart sie wie gelähmt im Stiche ließ.

Leonie nahm abermals einen Anlauf, um zu antworten, aber kaum hatte sie die Lippen in Bereitschaft gesetzt, als sie ihre ganze Ohnmacht fühlte, beide Hände plötzlich über die Augen schlug und auf das bitterlichste zu weinen begann.

Die Weinende merkte nicht, daß ihre furchtbare Anklägerin, welche ein so zart besaitetes Gemüth besaß, selbst zu ringen hatte, um nicht bei dem Ausbruche dieser schuldergepreßten Thränen selbst mitzuweinen.

„Leonie", sagte Cornelia nach einer Weile mit sanfter, vibrirender Stimme, „ich verzeihe Dir! Du thust mir leid, wenngleich Dir Recht geschieht. Ich verzeihe Dir — von ganzem Herzen —" Sie mußte abbrechen.

Diese Worte schnellten Leonie empor. Sie ergriff die verrathene Freundin mit beiden Armen und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. Gern hätte sie ein aufrichtiges Bekenntniß ihrer Schuld abgelegt, aber diese erschien ihr so häßlich, daß sich ihre ausbrechende Reue nicht weiter hervortraute. Die Schuldige zog es vor, sich durch hartnäckiges Leugnen und treffende Scheinbeweise rein zu waschen.

„Du hast ein edles Herz", sprach sie endlich, „das weiß ich längst, aber die Großmuth, die Du zeigst, übertrifft Alles, was sich von einem verletzten Weibe erwarten läßt! Sieh, dankbar erkenne ich an, daß Du mir wirklich verzeihst, weil Du an meine Schuld wirklich glaubst! Und doch thust Du mir schreiendes Unrecht! Wenn ich Dich nicht so liebte, würde ich gleich fortgestürzt sein, und für die angethane Schmach Genugthuung verlangen. Weil ich aber gewiß bin, daß Du selbst das Opfer einer Verleumdung bist, und weil mir daran gelegen ist, zu verhüten, daß Du noch ferner der Spielball in den Händen irgend eines bösen Menschen bleibest —"

„Du leugnest umsonst," unterbrach sie Cornelia.

„Nun, so sprich doch, wer ist mein Ankläger?" rief Leonie im Tone einer rein äußerlich stolzen Herausforderung, während ihr Inneres, wie von Nadeln gestochen, die Antwort erwartete.

„Bruno," gab Cornelia einsilbig, aber fest zur Antwort.

„Das muß ich hören!" rief Leonie sehr heftig. „Soll denn meine Reue kein Ende nehmen, daß ich im Leben diesem Manne begegnet bin!" Sie fuhr sich mit der Hand wild in' Haar.

„Ich kann Dir auch sagen, woher er das weiß,

wessen er Dich bezichtigt", fuhr Cornelia fort, „damit es feststehe, auf welcher Seite das Unrecht ist."

„Das möcht' ich hören!" rief Leonie mit äußerster Spannung.

„In Paris war damals", begann Cornelia, „meinem Vater ein Polizeiagent attachirt. Diesem begegnete Bruno vor ein paar Tagen und erfuhr von ihm umständlich, daß mein Vater schon damals um unsre Liebe gewußt."

„Das kann nur ein gewisser Burda gewesen sein," rief Leonie, „eines der gemeinsten Subjecte —"

„Ein gemeiner Mensch soll er sein," bemerkte Cornelia, „doch das gehört nicht her. Die Hauptsache besteht darin, daß er ein Geheimniß kennt, welches damals Niemand bekannt war, bekannt sein konnte, als Dir!"

„Hat sich der Unverschämte dabei auf mich berufen? fragte Leonie.

„Das eben nicht," lautete die Antwort.

„Also das sind Eure Schlüsse?"

„Die aber den Nagel auf den Kopf treffen," setzte Cornelia hinzu.

„Wirklich!" rief Leonie, während sie den Druck auf ihrer Brust schon erleichtert fühlte. „Und Euch fällt gar nicht bei, daß Ihr von diesem Burda, der auftragsmäßig überall hinter Bruno einherging, irgendwo getroffen worden sein könntet?"

„Das steht dem Sachverhalte nicht entgegen," versetzte Cornelia. „Er hat ja behauptet, später als der Vater, davon Wind bekommen zu haben; nun, wo hatte es mein Vater her?"

„Und Du glaubst, gutmüthige Thörin," rief Leonie, „Dein Vater würde bis zur Stunde Dir gegenüber geschwiegen haben?"

„Nenne mich immerhin Thörin," erwiderte Cornelia, „aber nur deßhalb, weil ich nicht das oft auffallende Benehmen meines Vaters schon früher richtig deutete, bevor mir Bruno die Nachricht brachte. Freilich, freilich," fügte sie, sich an die Stirn klopfend, hinzu, „hat er es längst gewußt — längst —"

„Traue dem Burda nicht," versetzte Leonie. „Er lügt. Hätt' es Dein Vater gewußt, oder wüßte er es erst seit einem Augenblicke, so würde er unfehlbar Dir den Text gelesen haben. Ich kenne ihn darin!"

„Du kennst ihn eben nicht," sprach Cornelia gelassen. „Er ist der beste Vater, er läßt meinem Herzen freie Wahl. Er wußte es und verschmähte es auf Grund einer Angeberei die Sache zur Sprache zu bringen. Er erwartete mein Geständniß, freilich vergebens — o, wie häßlich erscheint es mir, geschwiegen zu haben! Mein Vater wollte mir Zeit lassen, mein Herz zu prüfen und eilte mit dem Geheimniß nicht hervor, weil ich selbst keine Eile zu haben schien. Was wäre ihm lieber gewesen, als meine Verbindung mit Hugo? Doch — hat er mich dazu mit einem einzigen harten Worte gedrängt? Mag er jetzt immerhin schwere Bedenken gegen meinen Ehebund mit Bruno haben — welcher Vater in seiner Lage hätte sie nicht? Er wird zögern und prüfen und den Kopf schütteln, aber am Ende zustimmen, weil ihm mein inneres Glück über Alles geht! Ein kleiner Kopfschmerz, über den ich klage, macht ihn unglücklich; sieht er mich einmal bläsſer, als gewöhnlich, so schreckt er zusammen: würde er mein Herz brechen wollen? An dem Tage bräche das seinige zugleich!"

„Desto besser für Dich!" warf Leonie hin, indem ein verächtlich mitleidiger Mienenzug nach dem vernommenen Lobe der Gemüthseigenschaften des Grafen von Thieboldsegg auf ihrem Gesichte hervorblitzte. „Doch das gehört, streng genommen, nicht her .... Du bist mir zum Nachweise meines Verraths ein besseres Document schuldig, als die Behauptung eines Burda!"

„Jetzt bleibt nichts übrig," sagte Cornelia trocken, „als daß Du ihn zur Rede stellst. Wir glauben es vorerst!"

„Ihr glaubt es!" rief Leonie höhnisch, nach der letzten Waffe greifend, „Burda ist also nicht der Elende, sondern ich bin es! Warum gerade ich? Hast Du damals nicht noch andere Mitwisser gehabt?"

„Wohl," sagte Cornelia mit fester Stimme, „doch es waren keine Verräther darunter."

„Kann es nicht die Hassenfeld gewesen sein?" fragte Leonie.

„Darauf ist jede Erwiderung überflüssig."

„Ist auch Koß über alle Zweifel erhaben?" fragte Leonie, ihrem Vis-à-vis scharf in die Augen sehend.

„Ich glaube, er ist es," erwiderte Cornelia sicher, jedoch nach einigem Zaudern.

„Große Menschenkennerin!" rief Leonie in übermüthigem Tone. „Burda, die Hassenfeld, Koß, alle höher, als daß sie Euer Verdacht erreichte! Ich allein bin dazu schlecht genug! So wisse es — für die Vertheidigung meiner Ehre greif' ich zu jedem Mittel — ja, Du bist verrathen worden, längst, damals schon, und — Koß ist der Verräther!"

Cornelia's Mienen verriethen Bestürzung. Sie schwieg.

„Sind solche Verbrechen nur wahrscheinlich an mir?" fragte Leonie mit stillem Triumph weiter, da sie auf dem äußersten Auswege durchzukommen glaubte. Sie war fest entschlossen, den alten Koß als Sühnopfer hinzuwerfen, um sich und am Ende auch den Grafen auf anständige Weise aus der Schlinge zu ziehen.

„Welche Beweise hast Du?" fragte Cornelia.

„Erforsche sie selbst," sprach Leonie, von ihrer momentanen Ueberlegenheit Gebrauch machend, „dann entschuldigt Euch, Du und Bruno bei mir! Ich behaupte: Koß ist ein Verräther, er hinterbringt Deinem Vater Alles, jeden Besuch, den Du empfängst, er verräth jeden Weg, den Du einschlägst, er unterrichtet ihn von jedem Briefchen, welches Du durch ihn bestellen lässest."

Auf Cornelia machte sich die Wirkung der Enthüllung durch eine tiefe Niedergeschlagenheit kund; Leonie fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Du hast vollständig Recht zu glauben, daß Dein Vater zu edel denke, um von der Spionage eines Lakaien Gebrauch zu machen. Er duldet es, um Dich zu schonen, er läßt den Diener fortkundschaften, um Deinen Ruf zu schonen. Längst hätte er ihn

davongejagt, wenn Dein guter Ruf durch eine so motivirte Entlassung nicht gefährdet würde. Dein Vater duldet es also, muß es dulden; er hört, aber er schweigt."

„Du sagst es mit so großer Bestimmtheit," erwiderte Cornelia von der peinlichsten Ueberraschung starr, „daß ich es wohl glauben muß. Auf wen ist Verlaß und Glaube? Auf diesen Menschen hätt' ich geschworen!"

„Du bist zu jung, liebe Cornelia," sprach Leonie im Tone liebevoller Theilnahme, „um erfahrungsreich zu sein, Du denkst zu edel, als daß Du das Schlechte fürchtetest und vorschnell voraussetzest. Jetzt siehst Du wohl, daß mein Verrath, wenn Verrath von meiner Seite denkbar wäre, zu spät gekommen wäre und daß Koß mir da längst vorausgeeilt sein mußte. Nun frage ich Dich auch, ob Du an Deinem Mißtrauen noch festhältst, und immer noch meinst, daß ich mit einem selbstischen und feindlichen Zweck hiehergekommen sei? Was hab' ich zu verrathen? welche feindliche Macht hab' ich in Händen? Erwachte Freundschaft trieb mich her und das innerste Bedürfniß, Dir zu nützen. Ich kenne Deine Lage, ich durchsehe, ich ahne Alles. Mich hältst Du für Deine Feindin? Wahrlich, es wäre mein glücklichster Tag, an welchem ich Dich mit Bruno zum Altare würde fahren sehen! Ich schwör' es Dir beim allmächtigen Gott."

Sie erhob ihre Hand.

Er war kein Meineid, welchen sie schwor. Sie hatte, ihrer Situation willen, den alten Koß rücksichtslos geopfert, ohne bei dem Gedanken lange zu verweilen, was aus ihm werde und welche Verlegenheiten sie ihrem Verbündeten, dem Grafen, damit bereiten werde. Jetzt war sie auch entschlossen, den Grafen im Stich zu lassen und ihm, so viel in ihren Kräften lag, durch Unterstützung der Liebenden entgegenzuarbeiten, um den Sturm zu beschwören und ihr Verhältniß zu Arthur vor möglichen Erschütterungen zu bewahren.

„Hätt' ich Dich so sehr verkannt?" rief Cornelia voll Freude und Reue helllaut.

„Eine unglückliche Gattin, wie ich", versetzte Leonie rasch, „reißt Herzen, die zu einander gehören, nicht auseinander, denn sie kennt den ganzen Jammer eines Bundes, welchen nur Noth und äußere Rücksicht, oder Stolz und nicht die Liebe schließt. Du wirst von Deinem Vater leidenschaftlich geliebt, das weiß ich, aber träume nicht, daß er wie der Vater im Lustspiel auftreten und Dich mit beiden Händen segnen werde. Es wird Kämpfe, harte Kämpfe kosten und Du würdest gegen Dich selbst wüthen, wenn Du den Einfluß von Dir weisen solltest, welchen ich bei Deinem Vater besitze und den ich für Dich in Bewegung setzen will, wie wenn Du meine Schwester oder mein eigenes Kind wärest!"

„Ich danke Dir," erwiderte Cornelia, die in Folge der Wendungen der langen Unterredung, wie eine Verwirrte dagestanden hatte, „und habe nicht den Muth, von Dir, der Beleidigten, die geringste Gefälligkeit anzunehmen. Verzeihe mir, wie ich Dir früher verzeihen wollte, von ganzem Herzen!"

„Gute Seele!" rief Leonie, indem sie Cornelien an ihre Brust drückte. „Wenn Du mich mit Deinen treuen Augen so anblickst, so entwaffnest Du allen Zorn, der sich in mir regen möchte. Bagatellen, von Zufälligkeiten vergiftet, haben uns getrennt. Es ist vergessen. Wechselseitiges Bedürfniß und ein großes Ziel führen uns wieder zusammen, Du brauchst eine Freundin, ich bin ohne würdigen Umgang, laß uns wie Schwestern fortan zusammen sein!"

Während sich Beide noch in den Armen lagen, klopfte es leise, die Thüre ging auf und der unerwartetste der Besucher — Bruno Haldenried trat ein. Er seinerseits war nicht wenig frappirt, das Weib, das er für die gemeinsame Feindin hielt, an der Brust seiner Geliebten liegen zu sehen. Er blieb starr an der Thür stehen.

„Bruno," rief Cornelia, deren Gesichtszüge sich wie bei dem Erscheinen der Sonne plötzlich erhellt hatten, „wir haben Leonie großes, furchtbares Unrecht gethan! Du wirst Alles ausführlich hören. Aber, wie die Richter in Deinem Processe, von blendenden Umständen verführt, nahe daran waren, Dich schuldig zu sprechen, so sind auch wir durch verführerische Schlußfolgerungen auf einen Abweg gerathen. Wir sind versöhnt —"

„Wirklich?" sprach Bruno zu Leonie kalt und gelassen. „Wir haben Sie falsch beurtheilt? Sie besitzen, gnädige Frau, eine wahrhaft glänzende Dialektik!"

„Nein, nein, sprich nicht so!" rief Cornelia, die Freundin in Schutz nehmend, während diese mit gesenkten Augen und der Miene einer Unschuldigen dastand, welche die Verkennung, des nahenden Triumphes gewiß, mit Ergebung trägt.

Cornelia konnte nicht vollenden.

Die Thür, welche zu den zusammenhängenden Appartements führte, öffnete sich, Graf von Thieboldsegg kam zum Vorschein. Bruno erblickend, fuhr er sichtlich zusammen, er wurde ganz blaß und seine sonst apathischen Züge zogen sich wie im Krampfe zusammen. Seiner unsichern Haltung sah man es an, daß er gern zurückgetreten wäre, wenn es sich irgendwie hätte durchführen lassen.

Dies Alles war nicht den Anwesenden entgangen und konnte nur die peinliche Erwartung vermehren und steigern, welche sein Erscheinen an und für sich hervorgerufen hätte, da er zum ersten Male den verhaßten Liebhaber mit seiner Tochter zusammentraf.

„Herr Haldenried," sagte der Graf sich nähernd, ruhig, aber sehr scharf, „da wir uns heute schon gesehen haben, ist nicht anzunehmen, daß Sie mich in diesem Hause jetzt suchen."

„Excellenz," erwiderte Bruno, „Ihr heutiger Empfang war von einer Art, daß es gar nicht auffallen kann, wenn ich das Anliegen, das ich am Herzen habe, auf meinem eigenen Wege durchzusetzen versuche. Da ich mit Recht fürchten muß, Sie bei einer nächsten Audienz wieder mit so viel Geschäften überhäuft zu finden, wie heute, hab' ich mich entschlossen, eine Supplik, die ich mündlich an Sie richten wollte, schriftlich zu überreichen. Die Comtesse war so gnädig, die Uebergabe derselben zu übernehmen."

Er zog einen Brief aus der Brusttasche und hielt ihn dem Grafen entgegen, während Cornelia, von

Leonie mit einem Arm umschlungen, mit gesenktem Haupte, bald erröthend, bald erblassend, sprachberaubt, die tiefste Aufregung durch zeitweiliges Zusammenzucken verrathend, dastand.

„Ich nehme den Brief nicht", gab der Graf mit verbissenem Zorn zur Antwort, indem er sich halb wegwandte.

„Da ich keinen Grund kenne", versetzte Bruno mit rascher Fassung, „warum ein Brief von mir ungelesen zurückgewiesen werden könnte, so muß ich mit Recht Ihre Weigerung als die vorläufige Antwort auf den Inhalt desselben ansehen."

„Vorläufige Antwort!" brach der Graf mit einer an ihm ungewohnten Hitze aus. „Wir haben Nichts mit einander gemein! Sie überschätzen Ihre Stellung. Sie vergessen, daß Sie kaum und mit Mühe Ihr Staatsbürgerrecht wieder erlangt haben. Sie übersehen die Kluft, welche nicht allein die gesellschaftliche Ordnung, sondern auch die Basis meiner ganzen staatsmännischen Existenz zwischen uns bildet. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch einen Grund dazu hätte, Sie an meine Seite zu stellen, ich könnte nur zu Ihnen herabsinken, nachdem ich zuvor meine Würden unter dem Bedauern und Achselzucken meiner Standesgenossen begraben hätte. Mein Beruf, die Thätigkeit meiner Stellung ist mein Leben und hoffentlich werden Sie nach dieser Erklärung klarere Begriffe über die Natur der Hindernisse, die uns trennen und jede Gemeinsamkeit abschneiden, mit sich fortnehmen, und einsehen, daß Ihnen nicht nur allein ein ungünstiger Wille, sondern die unbeugsame Wucht aller Verhältnisse entgegenstehen!"

„Graf!" intervenirte Leonie eilig, um die wohl nur verdiente Antwort auf diese zerschmetternde Anrede abzuschneiden, durch welche jedoch die feindselige Stellung der zwei Männer bis zum äußersten gebracht werden konnte, „nehmen Sie Ihrer Freundin die Einmischung nicht übel! Ohne mir natürlich über die von Ihnen vorgetragenen Bedenken ein Urtheil anzumaßen, muß ich Sie aufmerksam machen, daß ich das Motiv nicht entdecken kann, welches Sie bestimmt, einen Brief, der Ihnen vermuthlich über Herrn Haldenried's persönliche und sociale Stellung ganz unerwartete Aufschlüsse giebt, so direct zurückzuweisen!" —

„Ich nehme ihn nicht!" rief der Graf entschieden. „Nie und nie!"

„Es ist fast überflüssig jetzt, noch hierüber ein Wort zu sprechen", sprach Bruno mit finsterm Blick. „Der Herr Graf ist über das Wesen der Sache wohl unterrichtet, wie Ihnen, Frau Baronin, längst bekannt sein dürfte."

„Woraus schließen Sie das?" fragte der Graf, einen mißtrauischen Blick auf Leonie werfend, Bruno.

„Sie stellten die Frage nicht", versetzte Leonie, für den Gefragten das Wort rasch nehmend, „wenn Sie wüßten, was unmittelbar vor Ihrem Eintreten vorgefallen. Es steht fest, daß Sie um das Geheimniß längst wissen, und ich hatte die äußerste Mühe, den Verdacht von mir abzuwälzen, daß ich die Verrätherin gespielt habe. Da die Dinge zu diesem plötzlichen Ausbruche gekommen sind und alle Bemäntelungen das Aussehen des Sachverhaltes nicht ändern, sind Sie mir eine Rechtfertigung schuldig, Graf! Sagen Sie laut: War ich die Verrätherin, oder haben Sie von Koß das Bestehen des Verhältnisses zwischen Cornelia und Herrn Bruno Haldenried von allem Anfang an erfahren?"

„Baronin!" rief der Graf wild auf, „sind Sie bei Trost, meinen Diener, der nur seine Pflicht gethan, zu compromittiren?"

„Es thut mir leid", sagte Leonie unerschrocken. „Ich stehe mir doch näher. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Burda hat Geständnisse gemacht und da läßt sich Koß nicht länger schonen!"

„Dieser Wicht!" rief der Graf wüthend. „Wer kann einem solchen Schuft ein Wort glauben?"

„Leider, leider, lieber Graf!" fuhr Leonie fort, „hat dieses gefährliche Subject in diesem Fall, wie in so vielen anderen Fällen, den Aufenthalt in Ihrer Umgebung schändlich mißbraucht, und seit Sie ihn erkannt und davongejagt, sucht er sich zu rächen!"

„Ich werde mit ihm abrechnen!" rief der Graf mit einer heftigen Bewegung. „Ich will dem Schufte beikommen, aber was Koß betrifft, so kann ich ihn für seine Treue und für seine Wachsamkeit im Punkte meiner Familienehre nur belohnen!"

„Genug, Herr Graf!" rief Bruno, vor Zorn erröthend.

„Vater!" warf sich Cornelia dazwischen.

„Hinweg!" rief der Graf, seine Tochter, welche ihn umschlingen wollte, heftig von sich abwehrend, „wir sind später lange genug allein, um mit einander zu reden! Vor Allem soll diese Scene ein Ende nehmen. Ich ersuche Sie, Herr Haldenried, den Inhalt meiner Erklärungen zu beherzigen und es fernhin nicht mehr zu wagen, mein Haus zum Tummelplatz Ihrer Abenteuer zu machen!"

Er schoß in unbeschreiblicher Aufregung durch die Thür, durch welche er gekommen, hinaus.

„Ist das mein Vater?" rief Cornelia, die Hände ringend, aus. „Sagt mir: meine Augen haben nicht recht gesehen, meine Ohren falsch vernommen! Ich könnte mich darüber zu Tode weinen! Aber mein Schmerz hat zum Glücke den Alles überwältigenden Trost, daß ich für Dich und mit Dir leide, Bruno!"

Sie fiel dem Geliebten in die Arme.

---

## Viertes Capitel.

### Worin sich Doctor Schmey in neuen Metamorphosen zeigt.

Das „Donaureich" fuhr unter der Leitung seines Redacteurs fort, an Bedeutung und, was identisch ist, an Abonnentenzahl zu gewinnen. Indem es einerseits den Geist des Liberalismus heuchelte, hatte es andererseits auch zugleich das Ansehen eines aus höchsten Kreisen inspirirten Organs. Dies Ansehn, diese geistige Physiognomie war kein leerer Nimbus in einer Zeit, in welcher Nichts eine selbstständige

Geltung hatte, als das Wort der Machthaber. Doctor Schmey, der über Schmerzen, welche ihm sein Abfall anfänglich gekostet, längst hinaus war, hatte sich ganz in seine Rolle hineingelebt und war durch die glänzendsten financiellen und socialen Erfolge angefeuert worden, die Rolle weiter zu spielen. Mit verächtlicher Miene blickte er auf seine redlich gemeinte Opposition von ehemals zurück, wie auf die kindliche Epochè seines Schriftstellerlebens, seine literarische und politische Fuchs- und Dummejungenzeit. Kein Wunder, daß sich seine Anschauung von Tag zu Tag mehr depravirte und er jede Thätigkeit einer Feder belächelte, welche sich an keine reale Macht anlehnte. Da alle Principien für ihn zu existiren aufgehört hatten, war seinem pomphaft verhüllten Servilismus keine Grenze mehr gezogen, an welcher er durch irgend ein Bedenken angehalten werden konnte, den dreistesten Wünschen seiner hohen Gönner zu widersprechen. Er war der Teufelsadvocat der reactionärsten Maßregeln geworden. Er hatte sich gewöhnt, alles von Oben her Gebotene blind zu acceptiren, ohne dessen innern Faulheits- und Verwerflichkeitsgrad zu untersuchen. Die ganze Freiheit, welche er sich noch bewahrt, bestand darin, daß er sich's vorbehielt, zu bestimmen, auf welche Art, in welchem Gewande er die Sache den Lesern seines Journals mundgerecht und plausibel zu machen habe . . . . .

Dieser innige Zusammenhang mit der herrschenden Macht, eben darum so pervers, weil sich das Blatt noch immer des trügerischen Aushängeschildes bediente und ein selbstständiges, ja oppositionelles Blatt zu sein vorgab, war die Quelle des Einflusses und der Macht geworden, die der Redacteur unbestritten erlangt.

Doctor Schmey hatte längst angefangen, ein Stück von einem Diplomaten und Staatsmanne in sich zu fühlen. Es war nicht zu leugnen, daß er eine Art grand seigneur geworden. Freilich konnte sich sein Stolz, sein Herrschergelüste, seine Herrlichkeit nur nach Unten hin entfalten; nach Oben mußte er noch immer mit ehrfurchtsvollem Grauen blicken und manche Demüthigung wurde ruhig eingesteckt. Auch war er nie recht sicher vor dem Morgen. Es war ihm eine Lebensfrage geworden, täglich den herrschenden Wind zu studiren, um seine Segel danach zu stellen.

Doctor Schmey war seither unter der Aegide des Grafen von Thiebaldsegg sehr wohl gefahren, aber unbeschadet dessen unterließ er nicht, auch andern hohen Protectoren den Hof zu machen. Unter diesen stand der Schloßherr von Enzdorf obenan. Um diese Zeit war es nämlich schon weniger scharfsichtigen und wetterkundigen Köpfen als Schmey einleuchtend, daß die Regierung die innigsten Verbindungen mit Rom anstrebe und der Militairdespotismus in eine Kutte gesteckt werden solle. Tausend Symptome verkündigten bereits dem halbwegs kundigen Beobachter, daß die Zeit den Staatslenkern Oesterreichs gekommen schien, die Hierarchie in zeitgemäßer Form zu restauriren, ja die Parteigenossen der höheren Kreise munkelten sich schon in die Ohren, daß der Staatsvertrag mit Rom eine fertige Thatsache sei, welche nur auf den günstigen Moment harre, um aller Welt sichtbar zu werden. Die Ursache dieser vorläufigen Sistirung war der orientalische Krieg, dessen Dimensionen und Tragweite sich vorläufig noch nicht berechnen ließen. Man wagte es nicht, mit einem Acte hervorzutreten, über dessen Aufnahme von Seiten aller Confessionen man sich kein Hehl machte, so lange man nicht gewiß war, daß man die Militärkräfte, welche zu Hause nöthig waren, nicht werde theilen müssen, um sich einem zwar ungelegenen, aber unausweichlichen Kampfe anzuschließen.

Nicht allein der Redacteur, auch sein Freund Arnold Stropp hatte sich dem Fürsten Kronenburg genähert, denn auch er war nicht abgeneigt, den Vortheil überall zu suchen, wo er zu finden war. Es war nicht leicht, sich dem hohen Herrn zu nähern, der alle Geschäftsmänner tief verachtete. Doctor Schmey hätte zwar gern, schon aus Eitelkeit, die Vermittlung übernommen, wenn sich irgend ein Titel oder Vorwand dazu gefunden hätte: aber dieser Vorwand fand sich nicht. Durch diese Schwierigkeit half sich Arnold's Kopf selbst hindurch. Er kaufte eine in Enzdorf feilstehende kleine, aber geschmackvolle Villa und bezog sie sogleich. Einmal auf diesem Platze, war es ihm nicht schwer, sich dem Fürsten bemerklich zu machen. Gleich am Morgen nach seinem Einzuge konnte man ihn in der Frühmesse, die der Fürst täglich besuchte, sehen. Da kniete er, nicht etwa in einer der vielen leerstehenden Bänke, sondern vorn, ganz nahe dem Hauptaltar, auf den nackten Quadern, wo er nicht allein durch seine glühende Andacht, sondern auch durch den Platz, auf welchem er seine Frömmigkeit producirte, in die Augen fallen mußte. Er rechnete richtig. Schon nach wenigen Tagen wurde der Kirchendiener von seiner Durchlaucht befragt, wer die breite, kahlköpfige, wohlgenährte Gestalt sei, welche sich alle Morgen in der Messe zeige. Der Kirchendiener war in Stand gesetzt, eine für den frommen Beter ungemein günstige Auskunft zu ertheilen. Nachdem er dessen Namen und Stand genannt und ihn als den Käufer der benachbarten Villa bezeichnet hatte, fügte er hinzu, daß der brave Herr sich bereits beim Herrn die Erlaubniß erbeten habe, mehrere unansehnliche Seitenaltäre ausschmücken zu dürfen.

Die fürstliche Aufmerksamkeit war somit geweckt und es ist kein Zweifel, daß bei normalem Fortgang der Dinge eine Annäherung erfolgen mußte. Nützlich für Stropp wäre es gewesen, und hätte seine Zwecke mächtig gefördert, wenn seine Frau sich ihm associirt und ihm auf seiner Pilgrimsreise unterstützt hätte — aber — da steckte der Haken! Die schöne Frau von Stropp war nicht zu bewegen, je, außer an Sonntagen, in der Enzdorfer Kirche zu erscheinen, noch weniger war sie dazu zu bringen, etwas in religiösen Dingen Auffälliges zu thun. Es waltete von ihrer Seite hierbei keine ihrem Manne nachtheilige Absicht, auch war sie nichts weniger als ein Freigeist. Die Heuchelei ihres Gatten durchschaute sie gar nicht, sie wunderte sich einfach über seine Sinneswandlungen.

Frau von Stropp — die Bemerkung für Außerösterreich ist wohl überflüssig, daß jedes mit Geld aus-

gestattete Menschenkind in Oesterreich von der öffentlichen Stimme das Prädicat „von" verliehen erhält — Frau von Stropp war eines jener Alltagswesen beschränktester Art, welche harmlos und gutmüthig dahinleben und eher ihre Fehler zur Schau stellen, als Tugenden heucheln. Von niedriger Geburt und ohne Erziehung, war sie plötzlich durch ihre Heirath eine angesehene Frau geworden. Sie hatte nur den allernöthigsten äußern Schliff angenommen. Der Bildungstrieb, der, durch die veränderte Stellung angespornt, in ihr erwacht war und den sie jetzt mit der buntesten Lectüre unersättlich nährte, brachte ihr keine Früchte; das einzige Resultat ihrer Bildungsbestrebungen war, daß sie sich jetzt sehr oft durch übel angebrachte Citate und falsch angewandte Fremdwörter lächerlich machte.

„Meine Frau war Stubenmädel!" pflegte Stropp bei gegebener Veranlassung offen herauszusagen, um damit alle ihre Verstöße zu entschuldigen. Er wollte sich aber auch damit in ein schönes Licht setzen. Jeder, der es hörte und der Verhältnisse nicht kundig war, mußte sofort annehmen, daß Stropp, der Industrielle, der Geldmensch, der lediglich praktische Kopf, auch seine gemüthliche Seite habe, da er aus Liebe ein armes Mädchen geheirathet. Es gab sogar unter seinen Geschäftsfreunden Manchen, der diesen Zug eines gefühlvollen Herzens um so mehr anstaunte, je weniger er solche Uneigennützigkeit mit Stropp's anderweitigem Gebahren vereinbaren konnte.

Und doch verhielt sich die Sache gerade umgekehrt, und war geeignet, den herzlosen Geldmenschen in nackter Blöße zu zeigen.

Die schöne Lisi, jetzige Frau von Stropp, diente als Stubenmädchen in demselben Hause, in welchem Stropp früher sein Geschäftsbüreau hatte. Er sah das allerliebste Mädchen des Tages oft treppauf, treppab laufen und benutzte, so oft es anging, die Gelegenheit, Lisi in die Arme zu schließen, oder ihr einen Kuß zu rauben, was sie sich, ohne sonderliche Entrüstung zu zeigen, gefallen ließ. Als aber Stropp einmal weiter ging und mit verfänglichen Absichten herausrückte, ließ sie ihn abfahren und erzählte ihm recht boshaft, daß sie bereits mit einem Liebhaber versehen sei, der zwar nur ein Reitknecht in der kaiserlichen Reitschule sei, aber den ungeheuren Vorzug habe, sie heirathen zu wollen. Bei diesem Zustande der Dinge wurde Lisi fortan keines Blickes mehr gewürdigt, wie anmuthig sie auch fernerhin die Treppe hinaufgeflogen kam. Kaum, daß Stropp ihren freundlichen Gruß mürrisch erwiderte — das Mädchen war für ihn nicht mehr vorhanden.

Eine kurze Zeit war verstrichen — da kam einmal die schöne Lisi in großer Aufregung in's Comptoir und wünschte den Herrn privatissime zu sprechen. Das wurde ihr mit großer Bereitwilligkeit zugestanden. Sie war gekommen, um sich bei dem sachkundigen Manne Raths zu erholen. Vor einigen Stunden hatte sie Nachricht erhalten, daß ein naher Anverwandter, seit Jahren halb verschollen, in Bukarest gestorben sei und ihr ein, wie sie sagte, bedeutendes Vermögen hinterlassen habe. Es handelte sich darum, das Wahre an der Sache festzustellen und im günstigsten Falle das Geld aus dem Lande herauszubekommen.

Stropp, seiner niedrigen Denkweise gemäß, hielt diese Aussagen für einen Kniff und den Vorläufer der Bitte, dem Mädchen einen Geldbetrag vorzustrecken. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er auf die von ihm gestellte Anfrage die Antwort aus Bukarest erhielt, daß es mit der Erbschaft seine Richtigkeit habe und sich dieselbe beinahe auf eine halbe Million Gulden belaufe. Kaum hatte er diese Mittheilung erhalten, als es bei ihm fest stand, das Mädchen zu heirathen und auf diese Weise den trefflichsten der Onkel mitzubeerben.

Er ließ Lisi unverweilt zu sich kommen und empfing sie mit hinreißender Liebenswürdigkeit und jenem Antheil, der bei seinem Vorhaben unerläßlich war. Natürlicherweise hütete er sich, ehe er seine Candidatur gesichert sah, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Im Gegentheil, er täuschte sie. Er sagte, es sei allerdings an der Erbschaft etwas Wahres, daß aber die Erhebung derselben in einem so fernen Lande, das so ungeregelte Zustände habe, sich jahrelang hinziehen und Gott weiß welche Kosten verschlingen könne. Das Mädchen sah sich freilich momentan um eine große Freude ärmer, aber ihrer selbstzufriedenen Natur war es leicht, sich in die Armuth von vordem bis auf weiteres hineinzufinden. Da säumte Stropp, die Gemüthsstimmung des Mädchens benutzend, nicht länger, ihr seine Hand anzubieten und ihr für eine zweifelhafte Erbschaft einen wirklichen Besitz in Aussicht zu stellen. Lisi ging auf den Antrag ein und warf ohne viel Bedenken den Reitknecht über Bord.

Stropp hatte bei aller Leidenschaft die Mäßigung, mit dem Trauungsact so lange zu warten, bis das Geld in Bukarest flüssig geworden war. Dann eilte er mit dem armen Stubenmädchen zum Traualtar. Er hatte ihr zwar gesagt, daß sie die Erbschaft gemacht, aber er ließ die unerfahrene Person im Glauben, daß es sich nur um eine unbedeutende Summe gehandelt.

Frau von Stropp weiß also selbst nicht, daß sie mit ihrer Mitgift den Grund zu den großen Geschäftsunternehmungen ihres Gatten gelegt. Beide kommen gut mit einander aus, denn sie ist der Frieden, die Gutmüthigkeit selbst. Er hat keinen Grund, sie zu kränken, und kränkt sie doch, wenn im Affect die ihm angeborene Rohheit zu Tage kommt. Er umgiebt sie mit Luxus und läßt sie die Frau vom Hause spielen, während er selbst in seinem Wagen dem Mammon und dem Vergnügen nachjagt.

Man sieht auf den ersten Blick, daß ein Wesen wie diese Frau nicht geeignet ist, die fromme Komödie, die ihr Mann begonnen hat, mitzuspielen. Im Gegentheil, es belustigt sie seine unerwartete Bekehrung.

Eines Abends im September, da die Sonne bereits untergegangen war und nur noch ein Schimmer des Tages auf der Gegend ruhte, bog ein Phaethon, den ein eleganter Herr selbst kutschirte, im raschsten Laufe in die umbuschte Avenue ein, die zu Stropp's kleinem Landhause führte. Vor der Villa parirte der

Herr seine Pferde mit kunstvoller Sicherheit, warf die Zügel in die Hand des hinter ihm sitzenden Groom, sprang herab und eilte, noch einen flüchtigen Blick über seine Toilette werfend, die Treppe hinan. Dieser späte Besucher war Doctor Schmey. Er war gekommen, um seinen Freund Arnold auf seiner neuen Besitzung mit einem Besuche zu beehren, besonders aber, um sich in der Antichambre des Fürsten wieder sehen zu lassen.

Es war selbstverständlich, daß der Doctor sein Absteigequartier bei Stropp nahm; dieser war jedoch von Wien, wo er den Tag über von seinen Geschäften gefesselt war, noch nicht eingetroffen. Das Bedauern hierüber, das der Redacteur der „Gnädigen" aussprach, war sehr gering und wenig ernst gemeint. Ihm war es im Gegentheil hochwillkommen, mit der noch immer hübschen, noch immer piquanten Frau ein tête-à-tête zu haben. Nichts war natürlicher, als daß sich bei dem neugebackenen Grand Seigneur die vornehmen Passionen eine nach der andern einstellten, mit diesen auch die höhere Galanterie, welche sich im Nothfall auch über die legitimen Rechte eines alten Freundes hinwegzusetzen vermag.

Heute gilt's, liebenswürdig, geistreich, hinreißend zu sein! rief Schmey sich selbst zu, nachdem er wiederholt einen Blick in den Spiegel geworfen. Er fand sich, wenn auch keinesfalls schön, doch interessant. Aber braucht auch ein Mann schön zu sein, um Eroberungen zu machen? Unsinn! der Mann wird nach ganz andern Kategorien beurtheilt. Der Maßstab des Mannes ist seine Bedeutung, seine Stellung, sein Geist. Jeder geistreiche, jeder bedeutende, jeder hochgebildete Mann gefällt. Das Weib braucht nichts zu sein, als schön, so siegt es schon und bezaubert; der Mann braucht nichts zu sein, als geistreich, so siegt er auch. Männer von Genie sind alle schön, während die sogenannten „schönen Männer" fast insgesammt fad sind. Auch werden diese schönen Männer allenthalben und immer von den geistreichen ausgestochen!

Diese und ähnliche Gedanken gingen Schmey durch den Kopf, als er sich der schönen Frau allein gegenüber fand; er fühlte etwas von dem Feuer in sich, das den in der Geschichte gefeierten Meistern der Verführungskunst, von Bolingbroke bis auf Lord Byron eigen. Er ließ alle Raketen seines Witzes mit weiser Beachtung der Bildungsstufe der ihm zur Seite sitzenden Dame in seinem Gespräche los und hatte den Triumph, sie in beständigem Lachen zu erhalten. Es war unleugbar, daß die immer kühner auftretenden Aspirationen seines Herzens recht ermuthigend aufgenommen worden.

Da sich die Ankunft des Gemahls von Stunde zu Stunde verspätete, hatte die Gnädige das Nachtessen auftragen lassen und nahm es in rosigster Laune mit ihrem geistreichen Gaste ein.

„Wo nur mein Mann heute so lange bleibt?" rief endlich die schöne Frau, nach der Uhr blickend, aus. „Es ist ja schon Elf."

„Ich gestehe, schöne Frau," rief der Doctor, „daß ich mich heute zum ersten Male über das Ausbleiben meines Freundes Stropp freue. Sie sind so gnädig, so hinreißend liebenswürdig mit mir und ich bin so glücklich, unbelauscht von einem Andern, Sie anblicken zu können. Die Unruhe hingegen, mit der Sie jetzt plötzlich nach der Uhr sehen und den fernen Gatten herbeisehnen, ist mir recht fatal."

„Sie scheinen mir auch a recht schlechter Freund zu sein," bemerkte die Gnädige, die Augen niederschlagend, jedoch ohne Absicht, ihren Ritter zu entmuthigen.

„Mag sein!" erwiderte Doctor Schmey. „Nennen Sie mich ein Ungeheuer von einem Freunde, geben Sie mir, welchen Namen Sie wollen! Ihre Huld steht mir höher als alle Freundschaft und ich bin nur dann der unglücklichste Mensch, wenn mich Ihre gefährlich schönen Augen finster — oder wie jetzt — gar nicht ansehen" ....

„Aber, bitt' Sie, wie können's so lose Reden führen," sagte die Frau, rasch aufschauend, indem sie dem gefährlichen Schmey den Mund mit dem Taschentuch zuhielt. „Sie — der Sie so a liebe, charmante Frau besitzen!"

„Meine Frau ist allerdings lieb und gut," gab Schmey zur Antwort, „darum hab' ich sie geheirathet. Was rathen Sie mir aber jetzt zu thun, wenn ich eine Zweite finde, die noch tausendmal liebenswürdiger und schöner ist? Kann ich denn noch einmal heirathen?"

Lisi lachte.

„Immer wieder sehe ich ein," fuhr Schmey, von der guten Wirkung seiner wohlfeilen Witze ermuthigt, fort, „wie klug, wie gescheit, wie berechnet mein Freund Stropp ist. Er zieht nach Enzdorf. Zuerst fragt Alles: warum? Niemand kann es sich erklären. Aber die Sache ist so: er gönnt uns Allen nicht, Ihnen öfters zu nahen. Da er Sie nicht wie ein Türke einsperren kann, begräbt er Sie in der Einsamkeit. O der Barbar!"

„Ach, wo denken's hin!" rief Frau von Stropp, „der Arnold eifersüchtig — es ist zum Lachen! Uebrigens, in Einem haben's vollkommen Recht. Lebendig begraben bin ich hier. Enzdorf ist a schrecklich's Nest, keine Zerstreuung, nur Langeweile, man sieht nix, als viele Bäum' und viele Bauern. I werd' meinem Gott danken, wenn der Sommer um ist —"

„Auch ich bitte täglich den lieben Gott darum," rief Schmey in einer glühenden Attitüde, indem er tändelnd die Hand der schönen Frau ergriff.

„Sind Sie," fiel die Frau rasch ein, „am End' auch ein Betbruder worden, wie mein Mann?"

„Sie vergessen, daß ich kein Katholik bin," gab Schmey zur Antwort. „Wäre ich Einer, sollte es auch mir auf einen fleißigen Kirchenbesuch nicht ankommen, nur müßte ich den Heiligen wissen, der sich solcher Herzensbedrängnisse, wie der meinigen, annimmt!"

„Vielleicht kämen's auch auf frömmere Gedanken!" sagte Lisi mit lachendem Munde. „Aber — da wir einmal drauf zu reden gekommen sind, was ist denn eigentlich meinem Mann eingefallen, nach Enzdorf zu ziehen? Können Sie sich's erklären?"

„Können Sie es einem Geschäftsmann verargen," erwiderte Schmey, natürlich ohne seine wahre Ansicht

zu verrathen, „daß er auf einige Stunden aus dem Dunst des Comptoirs und dem erstickenden Staube der Stadt retirirt, um einige gesunde Athemzüge in frischer Landluft zu schöpfen?"

„Also seiner Gesundheit wegen sind wir da?" rief Frau von Stropp hell auflachend. „Wie dick soll er denn noch werden? dem möcht 's nix schaden, wenn ihm die Stadtluft so ein'n halben Centner vom Gewicht abnähme. Er ist übrigens am liebsten in Wien und ich fühl' mich auch sonst nirgends wohl. I bin a Wienerin und gehör' nach Wien. Da seh' ich die Bekannten, hab' meinen gewohnten Plausch, hab' meine Log'. In meinem schönen Landhaus bin ich recht bedauernswerth."

„Ich bedaure Sie auch," versetzte Schmey, „freilich mich noch viel mehr. In der Stadt könnte ich öfter das Glück haben, Sie zu sehen — nach Enzdorf zu kommen, ist mir selten vergönnt."

„Wissen's was," sagte die Gnädige, plötzlich von einer Idee ergriffen, „vielleicht fahr' ich morgen in die Stadt. Spielen's nicht morgen in der Burg den Monaldeschi?"

„Allerdings, morgen, Samstag, ist Monaldeschi!"

„Das Stück möcht' ich sehn", sagte die junge Frau. „Es muß schön sein, denn der Laube führt's immer wieder auf. Ein ganzer Act soll auf dem Schiff spielen, und da werden Alle, Einer nach dem Andern, seekrank. Na, so was! Haben Sie das Stück gesehen?"

„Ein vortreffliches, hochpoetisches Stück!" rief Schmey, die Tragödie bewundernd, um sein schönes Vis-à-vis in seinem Vorhaben zu bestärken.

„Ich würde dann entweder in unserm Wiener Quartier bleiben, oder nach Enzdorf zurückkehren," sagte Lisi sinnend. „Aber würden's mich begleiten?"

„Welche Frage, gütige Himmelsmächte!" rief Schmey. „Sommernacht, Mondschein, mit Ihnen traulich im Wagen — es ist ein Gedanke, über den man verrückt werden kann!"

„Ich bin eine große Theaterfreundin", meinte Lisi. „Das Theater ist auch eine Bildungsanstalt. Ich weiß am besten, wie viel Kenntniss' mir fehlen. Aber was wird Ihre Frau sagen, daß Sie so hin und her fahren?"

„Meine Frau — meine Frau ist ja in Baden!" rief der Redakteur jubelnd. „Also bleibt's dabei, daß wir uns morgen sehn? Geben Sie mir die Hand darauf?"

Lisi schlug ein und der journalistische Diplomat drückte den feurigsten Kuß auf das sammetweiche Händchen.

„Jetzt aber muß ich recht dumm fragen", hob Lisi an, „und meine Unwissenheit eingestehn. Wer war denn der Monaldeschi? Ein italienischer Fürst oder gar ein König?"

„Gott behüte!"

„Er ist doch der Held?"

„Allerdings", sagte der Redacteur, „doch er war nur ein Stallmeister."

„Ach gehen's", rief Lisi ungläubig, als fürchte sie gefoppt zu werden.

„Ja, ja, liebenswürdigste der Frauen, ein Stallmeister —"

„Ach pfui, das muß an ordinäres Stück sein", sagte Lisi enttäuscht. „Ja, so was g'hört gar nicht in die Burg! Ein Stallmeister —"

„Das kommt aber ja gar nicht in Betracht", versetzte Schmey. „Er war der Günstling einer der größten Damen, einer Königin und diese Liebe hat ihn berühmt gemacht und ihn zum Helden geschaffen."

„A Königin, die ihren Stallmeister liebt" — rief Lisi in ihrer urwüchsigen Beschränktheit aus, „pfui, wie kann der Laube so was aufführen — wie kann eine Königin — das Stück mag ich gar nicht sehen —"

„Ueberstürzen Sie nichts", rief der Doctor, als habe er es mit einem Kinde zu thun. „Ich muß Ihnen von der Sache anderer Begriffe beibringen. Fangen wir so an! Eine hochstehende, schöne Dame in Wien, welche der Zielpunkt aller Augen und aller Wünsche ist, würde — ich setze den Fall — irgend einen obscuren Commis mit ihre Liebe beglücken. Glauben Sie nicht, daß es diesen Menschen, sobald sein Glück bekannt geworden, aus dem Nichts emporheben und interessant machen würde?"

„Nein, nein", erwiderte Lisi mit kindischer Hartnäckigkeit. „Die Frau, die so etwas thäte, würde sich nur blamiren. Das behaupte ich —"

Der Redacteur war in Verzweiflung, denn leider hing von dieser ästhetischen Ansicht sein Rendezvous ab.

„Nein, nein", rief Lisi mit neuerwachtem Widerstande. „Das lass' ich mir von Niemand einreden! Ich weiß doch, was sich schickt —"

„Das habe ich nie bezweifelt", versetzte Schmey etwas ungeduldig, „lassen wir den Monaldeschi sein, was er war, ein Stallmeister ist noch lange kein Reitknecht —"

Er hatte das letzte Wort kaum über die Lippen gebracht, als sich alle Züge der jungen Frau entstellten, eine dunkle Röthe über ihr ganzes Gesicht flog und die Thränen in vollen Strömen aus ihren dunkeln Augen hervorbrachen.

„Das hab' ich nicht verdient!" rief sie unter Weinen und Schluchzen. Es war Alles, was sie zu sagen vermochte. Plötzlich stürzte sie fort.

Doctor Schmey stand vernichtet da, doch er war gleichsam stupid geworden. Er wußte, daß Lisi Stubenmädchen gewesen, aber von ihrer Liebschaft mit dem Reitknecht hatte er kein Wort erfahren. Er begriff nicht, wie die Schäferstunden ein so gewaltsames Ende nehmen konnten. Er konnte den Auftritt nur der Albernheit und Verlegenheit der Hausfrau beimessen.

Er wartete erst eine Zeitlang im Zimmer und hoffte, daß Lisi sich besinnen und, um eine Versöhnung anzubahnen, wieder erscheinen werde. Erst von der eintretenden Kammerjungfer erfuhr er, daß die Gnädige unwohl sei und sich zu Bette begeben habe.

Voll Ingrimm, die mühsame Saat des ganzen Abends auf eine so traurige Art vor seinen Augen

niedergehagelt zu sehen, wäre er am liebsten gleich aus dem Hause fortgerannt, aber das vorwiegend diplomatische Element in ihm siegte auch in dieser Lage. Er wollte jeden Eclat vermeiden und sich die Rückkehr nicht für alle Zeit verschließen. Trübselig schlich er auf sein Gastzimmer und verbrachte eine schlechte Nacht.

Sogar am andern Morgen wachte er mit keiner guten Laune auf; doch gab er sich der Hoffnung hin, daß sich das Mißverständniß, das seltsame Monaldeschiräthsel, lösen lassen werde. Trügerische Zuversicht! Er mußte eine Weile später hören, daß der Hausherr nicht heimkommen und auch nicht vor einigen Tagen sichtbar werden würde. Es war ein Billet von ihm an seine Frau angekommen, in welchem er meldete, daß er in einer dringenden persönlichen Angelegenheit eine Reise nach Ungarn habe antreten müssen ....

Nach Ungarn? Was bedeutete das?

Zu dieser verdrießlichen Nachricht kam noch die andere, daß die Gnädige unwohl sei und heute das Bett nicht verlassen könne.

Der enttäuschteste aller Courmacher war endlich froh, als der Morgen so weit vorgerückt war, daß er sich in dem Schlosse vorstellen konnte.

Seine Sympathien für den alten Fürsten waren sehr mäßig. Jeder Besuch kostete ihm einige Ueberwindung, aber diesmal sank seine Gemüthsstimmung, wohl zum Theil in Folge des unangenehmen Vorfalls in Stropp's Landhaus, bis zur völligen Niedergeschlagenheit herab, als er die marmorne Treppe des Schlosses hinaufstieg, um seinen Rücken vor der abstoßenden Hoheit seines Gönners zu beugen.

Er wurde sofort vorgelassen und trat in das wohlbekannte kleine Cabinet mit den Ebenholzmöbeln ein.

Langsam, mit einer steinernen Grandezza wandte sich der Fürst an seinem Schreibtisch um und sagte finster: „Schmey, ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen!"

„Durchlaucht —" stotterte der Redacteur, da ihm diese Begrüßung doch unter der schlimmsten Erwartung stand.

„Ihr Journal," fuhr der Fürst in gleichem Tone fort, „degenerirt. Wenn man es — seit einiger Zeit — in die Hand nimmt, glaubt man nicht ein großes politisches Blatt vor sich zu haben, sondern ein Börsenblatt, eine Handelszeitung."

„Ich glaube," erwiderte Schmey, sich ein bißchen in die Brust werfend, „in diesem Punkte nur das Echo der Regierung zu sein, welche die Entwickelung der materiellen Interessen, der materiellen Wohlfahrt der Völker an die Spitze ihres Programms gestellt und seit kurzer Zeit so erstaunliche Erfolge auf diesem Gebiete errungen hat. Ich bitte, die Gnade zu haben, den gegen mein Journal gerichteten Vorwurf zu motiviren."

„Es giebt noch etwas Höheres," erwiderte der Fürst mit Nachdruck, „als die Geld- und Handelsfrage. Mit neuen Fabriken und neuen Schienenwegen, mit Kohlen, Garn und Runkelrüben werden wir die kranke Zeit nicht heilen! Die Menschen wollen freilich essen, das weiß ich so gut wie Sie, aber wer wird auch immerfort nur vom Essen sprechen? In diesen Fehler ist Ihr Journal verfallen, verfällt immer mehr und Sie können dafür keine andere Entschuldigung aufbringen, als daß Sie darin der Zeit und der Mode huldigen. Mit einem solchen Blatte kann ich wenigstens nichts zu thun haben."

„Ich bedauere tief," gab der Redacteur, zwar bestürzt, aber doch zum Widerstand entschlossen, zur Antwort, „daß ich Ew. Durchlaucht mir so unschätzbaren Beifall verscherzt und eingebüßt haben soll, und dies Bedauern ist um so tiefer, als ich nicht recht sehe, wie ich ihn wieder gewinnen kann. Denn ich muß fortfahren, die industriellen Interessen des Kaiserstaates zu vertreten, wenn ich nicht den letzten meiner Leser verlieren soll." Seine Aufregung wurde so groß, daß sie sich bereits durch ein nervöses Zucken seiner Glieder kund gab.

„Es handelt sich um das Allzuviel!" sagte der Fürst mit unveränderter Kälte. „Es handelt sich aber auch nicht um das Gemeinwohl des großen Ganzen, wie Sie mit mehr oder weniger Ueberzeugung anzunehmen scheinen. Wenn wir die einzelnen Fälle scharf in's Auge fassen und ihnen bis auf den Grund sehen, schrumpft überdies Ihr „Kampf um die Interessen Oesterreichs" zum bloßen Scheinmanöver für einzelne Speculanten und gewinnsüchtige Coterien kläglich zusammen —"

„Durchlaucht," fiel Schmey mit Hitze ein, auf die Gefahr hin, daß Alles biege oder breche, „die Einzelnen machen zusammen das Ganze aus. Jeder Unternehmer will gewinnen, sonst wüßte man nicht, warum er sich das Risico der Unternehmung aufladen sollte! Je mehr sich die unternehmungslustigen Köpfe regen, desto stärker der Segen, der daraus dem Allgemeinen entspringt, denn ihr Gewinn beruht auf einem Bedürfniß, welchem sie abhelfen, und sogar der Gewinn wird mit zahlreichen Mithelfern getheilt. Dieses nationalökonomische Princip scheint mir so unanfechtbar, daß ich den Vorwurf Ew. Durchlaucht abweisen muß und mir zum Verdienst anrechne, was mir als Tadel gelten soll!"

„Ereifern Sie sich nicht," versetzte der alte Fürst mit eisigem Hohne. „Halten wir uns an einen bestimmten Fall. Sind Sie z. B. wirklich von dem Glauben an die Rentabilität der Kraßnitzer Eisen- und Kohlenwerke durchdrungen, wie es die langen Abhandlungen und zahllosen Reclamen Ihres Blattes der Welt weiß machen?"

„Der Redacteur," erwiderte der Doctor, „vertritt sein Blatt vor dem weltlichen, wie vor dem moralischen Richterstuhl." Er bediente sich keiner Umschweife und Windungen mehr, da er den Bruch mit dem Fürsten als vollendet oder bevorstehend betrachten mußte.

„Eine Frage," sprach der Fürst unerschüttert. „Haben Sie die Ergiebigkeit der Minen mit eigenen Augen geprüft, sind Sie überhaupt jemals in Kraßnitz gewesen?"

„Ich bin dort geboren," erwiderte der Redacteur.

„Desto schlimmer," rief der Fürst. „Dann müssen

Sie am besten wissen, in welchem Widerspruche die Realität der Thatsachen dort mit den Bildern steht, die man hier entwirft, dann müssen Sie die unehrliche Conspiration durchschauen, durch welche einige Speculanten auf schwindlerische Weise Capitalien hervorlocken wollen."

„Ich bin kein Geologe, Durchlaucht," erwiderte der Redacteur trocken, „und bin nicht im Stande, die Berichte über das Kraßnitzer Kohlenbecken, welche man mir vorlegt, wissenschaftlich zu prüfen. Ueber die Rentabilität des Unternehmens entscheidet zuletzt das Publicum, dessen täglich zunehmende Betheiligung zu Gunsten des Unternehmens spricht."

„Ich bin wohl unterrichtet," entgegnete der Fürst. „Die ganze Geschichte ist eine Erfindung jenes Mannes, dessen Namen sie an der Stirn trägt, des Grafen Thieboldsegg, dessen Habsucht sprichwörtlich werden wird. Sie thäten besser, Ihre Theilnahme an diesem Schwindelunternehmen durch die Beziehungen zu entschuldigen, in welchen Ihr Blatt zu dem Grafen steht, und sich über die Pression zu beklagen, durch welche Ihre Feder, der besseren Einsicht vielleicht entgegen, mißbraucht worden ist. Glauben Sie etwa, daß man höchsten Orts ein solches Treiben eines Staatsmanns nicht seit langer Zeit mißbilligend beobachtet und von jedem Vorfalle Notiz nimmt?"

Doctor Schmey's Muth knickte plötzlich zusammen, nicht nur darum, weil er wußte, wie faul die von ihm vertretene Sache, sondern auch eine Phalanx von hohen Gegnern zum Vorschein kommen sah, gegen welche ein fortgesetzter kecker Widerstand muthwilliger Selbstmord gewesen wäre. Ohne ein Wort zu finden, sah er plötzlich vor sich nieder.

Der Fürst begann von neuem:

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Thieboldsegg's schöne Tage sind gezählt. Es ist überhaupt die Zeit aller grundsatz- und glaubenslosen Politiker vorüber."

Schmey warf bei dieser überraschenden Mittheilung einen ängstlichen Blick auf den Fürsten.

„Die Religion," sprach dieser weiter, „ist nicht durch das gottlose Treiben der modernen Wissenschaften zu Grabe getragen worden, wie die Atheisten unserer Tage hoffen und vermeinen. Sie erhebt sich vielmehr in ihrer ganzen göttlichen Kraft, um die hochmüthigen Philosopheme des menschlichen Hirns über den Haufen zu werfen und das Licht der Offenbarung an die Stelle der Katheder-weisheit wieder einzusetzen. In diesem Momente kann man nicht Staatsmänner an hochwichtigen Posten sitzen lassen, deren Geist sich nie höher erhoben hat, die nur da waren, um Intriguen einzufädeln und zu Ende zu führen, diplomatische Aufsätze zu stylisiren und mit Hülfe ihrer Würde Vortheile für die eigene Tasche zu münzen. Ich kann Ihnen die sichere Mittheilung machen, daß der Zeitpunkt, in welchem Graf Thieboldsegg in Ruhestand versetzt werden wird, nahe bevorsteht und die betreffende Entscheidung demnächst herabgelangen dürfte." —

Doctor Schmey, der die Stellung des Grafen für felsenfest gehalten, riß die Augen sprachberaubt weit auf. Eine so düstere Stimmung, wie die, welche jetzt über ihn einbrach, hatte er seit dem Tage nicht empfunden, als er in Kraßnitz unter dem Druck der Suspension seines Journals vor Thieboldsegg stand und dieser ihm die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Principien demonstrirte. Seine Lage war auch jener von damals unendlich gleich. Er stand allein am Grabe einer gefallenen Größe und hatte eine neue Schutzmacht nöthig. Ob und um welchen Preis er diese finden werde — darin bestand seine jetzige Krise.

„Ich habe Ihnen diese Anzeige gemacht," sprach der Fürst, „um Ihnen einen Vorsprung zu geben. Der Graf weiß noch nicht, was ihn bedroht, Sie werden mir Ihr Wort geben, von Allem, was ich Ihnen mitgetheilt habe, Nichts weiter zu sagen. Die Demission des Grafen kann sich noch eine Weile verzögern — Alles geht bei uns in Oestreich langsam — selbst ein Blitzstrahl. Fallen wird er doch. Schlagen Sie auf's früheste neue Wege ein. Der Einfluß, unter welchem Sie bisher gestanden, existirt nicht mehr. Sie sind emancipirt."

„Durchlaucht sind sehr gnädig!" erwiderte der Redacteur. „Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich schon früher eines Winkes gewürdigt worden wäre. Mein höchstes Interesse für Ihre hohe Person und Sache habe ich bereits zu einer Zeit bekundet, da ich am Grafen einen ausgiebigen Anhalt gefunden zu haben glaubte. Ich stehe zu Dero Befehl —"

„Nein", erwiderte der Fürst mit unverhofftem Widerstande. „Wir wollen nicht pactiren. Ich vermag keine voreiligen Versprechungen zu machen. Sie sind jetzt frei und es wird von der Stellung Ihres Blattes abhängen, mir möglich zu machen, Ihre Dienstanbietung anzunehmen!"

Schmey war entlassen und entfernte sich, beladen mit der Last der Ungewißheit. Daß er trotz seines Glaubens, der der mosaische war, Lust hatte, die ultramontane Partei zu unterstützen, hatte er schon an den Tag gelegt, und es war nur die Frage sehr peinlich, was es ihm nützen werde? Der Fürst hatte keine Zusage gemacht.

„Ach, wie liebenswürdig", sagte der Redacteur auf dem Heimwege zu sich, „war doch dieser Thieboldsegg! Was ist dieser Kronenburg gegen ihn! O, ich möchte um den Grafen weinen! Hätte ich um die Hälfte mehr Vermögen, als ich wirklich besitze, ich würfe die Feder weg und sagte zu dem hochmüthigen Granden: Such' Dir, wen Du magst! Armer Thieboldsegg! Er ahnt, ich weiß das bestimmt, den Schlag, der ihn treffen soll, nicht, und ich darf ihn nicht einmal warnen! Mir ist, als sollte ich an diesen liebenswürdigen Weltmann noch tausendmal zurückdenken! Doch was hilft das? Ich muß die Krise, welche herannaht, zu beschwören suchen. So viel steht fest, daß von nun an die Pfaffenwirthschaft losgeht!

## Fünftes Capitel.

### Vermittelt noch in später Stunde eine neue Bekanntschaft.

Der Zornausbruch des Fürsten Kronenburg dem Chef des Donaureiches gegenüber war im Grunde nur der Streifzug eines Gewitters, das sich auf dem Haupte des Grafen von Thieboldsegg entladen sollte, natürlich aber auch dessen nächste Umgebung treffen mußte.

Offenbar hatte der Fürst langsam und nachdrücklich am Sturze des Grafen gearbeitet. Der Antrieb dazu war persönliche Rache. Der Graf hatte ja die Heirath zwischen Hugo und seiner Tochter zu Stande bringen wollen, während diese mit Wissen ihres Vaters ein Verhältniß mit einem Bürgerlichen fortspann! Also ein Complot, ein Betrug, der Versuch, eine verwahrlos'te, auf schlechten Wegen gehende Tochter in die Familie zu schmuggeln, welche mit Königen verwandt und manchem Herrscherhause Europa's ebenbürtig war. Das forderte Sühnung, bittere Sühnung! Unter andern Umständen wäre Kronenburg die Betheiligung Thieboldsegg's an einem Industriegeschäft ganz gleichgültig gewesen. Jetzt, da der Feind fallen sollte, war es dem rachsüchtigen Gemüthe des frommen Fürsten darum zu thun, die rein persönlichen Motive seiner Feindschaft zu verhüllen und den Gestürzten auch moralisch zu vernichten.

Dazu freilich bot die von Arnold Stropp inzwischen in Gang gebrachte Kraßnitzer Kohlen- und Eisenindustriegesellschaft die trefflichste Handhabe. Man erinnert sich, mit welcher Ueberwindung Doctor Schmey dem schwindlerischen Unternehmen seine Mitwirkung angeboten hatte und daß der Graf blos hineingezogen worden war, um dem Ganzen einen vornehm klingenden Namen an die Stirn zu schreiben.

Die gräflich Thieboldsegg'sche Unternehmung gehörte allerdings zu dem Großartigsten, was ein frecher Speculant mit Hülfe einer bestochenen Presse in's Werk setzen kann. Dennoch war der bisherige Erfolg ein glänzender und lieferte den Beweis, was sich selbst in so aufgeklärten Tagen, wie die unserigen, der Leichtgläubigkeit des Publicums abringen läßt, wenn ein Geschäftsgenie — so wurde Arnold regelmäßig im Donaureich titulirt — sich einfindet und mit kunstvoll geleiteter Agitation die Stimmung in Gang bringt.

Das ganze Unternehmen hatte seine erste Entstehung den Betrügereien Philipp Stropp's zu verdanken. Bei der Ausgleichung seiner Schulden war ja der geniale Arnold auf den Einfall gekommen, die Schande seines entarteten Bruders zu verwerthen!

Das Reelle an dem Schwindel war sehr gering. Es bestand in den Kohlenwerken, welche Scheppkes, dem Schwiegervater Schmey's, theils noch gehörten, theils ihm abgekauft worden waren; dann in Gruben und Eisenwerken, welche man für eine fette Summe dem Grafen Thieboldsegg abgenommen hatte. Leider lieferten die Kohlenwerke, auf deren Ausbeutung der Hauptaccent lag, ein sehr geringes, aschenreiches und schwer verkäufliches Product: dieses sollte nun in Coakshochöfen seine Verwerthung finden. Doch zum Unglück waren Thieboldsegg's Eisenerze nur allzu reich an Kieselerde — das Resultat war ein schlechtes, wertharmes Roheisen.

Ueber solche Hemmnisse muß jedoch Großartigkeit der Anlage hinweghelfen. Oefen von colossaler Dimension wurden nebst Zubehör nach belgischem Muster erbaut, die Bergwerksgebäude palastähnlich errichtet. Das imponirt der Welt, das ködert Actionäre.

Die neue Eisenbahn, die Kraßnitz beinahe berührte, kam den Speculanten sehr zu Statten. Für das Roheisen, so schlecht es war, mußte ein Absatzweg geschafft werden, sei es auch nur, um dem Publicum einen solchen aufweisen zu können. Hierzu bot sich der benachbarte Thieboldsegg'sche Werkscomplex mit dem dazu gehörigen Walzwerk sehr willkommen dar.

Stropp's Combination war also die: die Kraßnitzer Kohlenhochöfen mit den Thieboldsegg'schen Werken zu consolidiren, hierfür nun die Concession zur Bildung einer Actiengesellschaft zu erwirken und dann das Publicum zur Aktienzeichnung aufzufordern. Alle diese Werke zusammen wurden auf mehrere Millionen Gulden geschätzt. Schmey sollte einhunderttausend Gulden für seine Bemühungen erhalten.

Um für solche Actiengesellschaften Beträge zusammenzubringen, ist Reclame in großartigem Styl erforderlich, nicht nur im Geschäftsbericht, im Börsentheil der Zeitungen, sondern auch im leitenden Theil; ferner ist günstige Erwähnung in außeröstreichischen Zeitungen unumgänglich. Eine Zeit, wie die der geschilderten Vorgänge, in welcher sich der redliche Theil der Journalisten zurückgezogen hatte und eigentlich machtlos war, mußten sich Schwindelunternehmen besonders günstig erweisen. Es gab ja keine unabhängige Kritik mehr. Unserem Schmey war darum nicht bange, daß er für seinen Freund das Unternehmen in Gang bringen und sich selbst die Prämie holen werde. Nur brauchte er dazu verhältnißmäßig viel Zeit, um dann auch mit gehöriger Wucht und Sicherheit des Erfolgs die öffentliche Meinung zu überrumpeln.

Zunächst mußte der Gewerbeverein herhalten. Er vertheilt goldene und silberne Medaillen ꝛc. an hervorragende Industrielle. Es mußten Scheppkes und die Thieboldsegg'sche Gewerkschaft goldene Medaillen erhalten.

Die erste Begutachtung lag dem Comité für Steinkohlenbergbau und Eisenindustrie, einer Abtheilung des Gewerbevereins ob. Dieses beauftragte nun einige Mitglieder mit der Besichtigung der Werke, einen Hüttendirector für Kraßnitz, einen anderen für die Thieboldsegg'schen Werke. Bei diesen Commissionen wurde vor allem gut gegessen und getrunken.

Der Bericht der Commissionen wurde dem Eisenhüttencomité vorgetragen. Der eine Hüttendirector sprach sich dabei höchst reservirt aus und theilte nur objectiv mit, was er gesehn, der andere, durch Schmey gewonnen, führte das entscheidende Wort, da sich ein dritter Hauptverständiger krank gemeldet hatte, und so beschloß nun das Comité den Tag darauf in Kraßnitz in Pleno die Localbesichtigung vorzunehmen. An diesem Tage wurden die Comitémitglieder im

Bahnhof — es war die Pfingstwoche herangekommen — von Arnold Stropp mit Fahrkarten erster Classe und vorzüglichen Havanah's empfangen. So ging es bis nach Kraßnitz. Dort die Bergmusikbande, „Gott erhalte," ein prächtiges Frühstück mit obligatem Sherry und Madeira, darauf in die Hütte! Man tritt ein und unter der Begleitung der Musik erfolgt der Abstich aus dem Hochofen, es fließt das Eisen heraus und erfüllt mit seiner weißglühenden Masse ein großartig geformtes „Willkommen" in dem Sande der Gußhütte. Alles; Sherry, Musik und der Gruß in unheimlich glühenden Buchstaben wirkt zusammen, die Stimmung zu heben!

Der Hochofen wird wieder angelassen. Das brüllt wie die Windsbraut und geht man gar um die Formen herum, da heult es und pfeift es und zischt es, als wenn Tausende von Dämonen die Macht des Feuers der Unterthänigkeit entreißen wollten! Und diese Dämonen sind gerade von den so freundlichen Wirthen heraufbeschworen worden und werden von ihnen so im Zaume gehalten! Sherry, Gluth, Musik und nun diese Zauberwelt! Es giebt nichts Großartigeres, als die Kraßnitzer Werke! . . . .

Und nun hinabgestiegen in den finstern Schacht, wo der Hammer arbeitet, wo kein Sonnenlicht lacht!

Man stellt sich paarweise in einen eisernen Förderkorb, eingedenk der Weisung, daß man mit den Händen nicht an den Rand des Korbes komme, weil diese sonst gequetscht werden könnten. Die Riegel gehen los und nun schwebt man über der grausigen Schachttiefe! Wer weiß, wie das Drahtseil ist, trotz der Versicherungen der Beamten, daß es neu und gut sei; wenn es nun doch risse! Doch trotz alldem und trotz des beängstigenden, obwohl sehr geringen Schwankens des Korbes — man kommt mit heiler Haut hinunter. Unten — links eine Schmiede in voller Arbeit, in der „Strecke" — eine Doppelreihe prächtiger Bergleute mit ihren Grubenlichtern, die „Glückauf" rufen! Hinter ihnen warten schon Förderleute mit gefüllten Gefäßen, die zum Schachte hinaus sollen. Endlich sind alle Mitglieder des Comité unten angelangt, die Gewerke und die Beamten machen die Führer in diesem grausigen Labyrinth! Siehe da Eisenbahnen für die Grubenbeförderung und diese mächtige Kohle! Es ist wirklich großartig!

Endlich wieder an das Tageslicht! Wieder Empfang durch die Musikbande und im Gewerkehause ein prächtiges Diner, Rheinwein, Bordeaux, und nun gar Veuve Cliquot! Glückauf dem böhmischen Sheffield! Es ist wahrhaftig das großartigste Werk Oestreichs, wo nicht ganz Deutschlands!

Schmey war natürlich hier der Hauptfaiseur, und mit eidechsenartiger Beweglichkeit bald hier, bald dort als Erklärer zur Hand; ihm zur Hand wirkte, als Adjutant, Gauthinger, sein sachkundiger Mitarbeiter im handelspolitischen Fache. Dieser hatte zu seiner größten Freude gemerkt, daß es unter den Mitgliedern keinen einzigen Geologen gebe und so dehnten sich denn seine Mittheilungen zufolge des Kohlenbeckens dieser Gegend in die riesigsten Dimensionen aus. Er hatte auch den Kniff gebraucht, die Mitglieder an *Punkte zurückzuführen*, wo sie schon gewesen waren damit ihnen der unterirdische Zauberpalast wie ein ungeheures Labyrinth erschien.

Am dritten Tag kommen die Mitglieder des Comité wieder im Locale des Gewerbevereins zusammen. Schmey führt das Wort, das Comité habe sich doch nun von der Großartigkeit und dem industriellen Fortschritt dieser Werke überzeugt, ergo seien die Medaillen zu bewilligen. Das Comité ist ganz dieser Meinung und in der nächsten Monatsversammlung findet die Vertheilung statt.

Die Correspondenten der östreichischen Blätter hatten hier schon einiges Material, um in der stoffarmen Zeit dieser Jahre, in welchen jede Discussion politischer Fragen lebensgefährlich war, ihre Spalten zu füllen.

Schlußact der Reclamenkomödie! In einem geschmückten Saale, auf einer Estrade aller Functionäre des Gewerbevereins und die Generaldirectoren verschiedener Compagnien. In dem Saale misera contribuens plebs, die beitragenden Mitglieder, auf den Gallerien die Damen in höchstem Putz, Schmey als Regisseur ein wenig bei Seite. Eine überaus schwungvolle Rede ergießt sich über die Bedeutung der Industrie im Allgemeinen und die böhmische insbesondere; zum Schlusse wird zur Prämiirung der Kraßnitzer Werke geschritten.

Das riesige Geschäft war auf solche Art im Zuge und man kann sich nicht wundern, daß ein wie Arnold beschaffener Mann nicht selten die Stunde segnete, in welcher sein Bruder zur Verübung seiner Schurkereien nach Kraßnitz gekommen war. Plötzlich, da das Unternehmen für unerschütterlich gesichert gehalten wurde, sollte es nun von einem argen Rückschlage betroffen werden. Was fragte Fürst Kronenburg danach, ob seine nur gegen den Grafen Thieboldsegg zielende Rache auch Arnold Stropp und einen Haufen Privatactionre ruinire? Wie aus der Unterredung mit Doctor Schmey hervorgeht, war er über den innern Sachverhalt genau unterrichtet, jedoch begnügte er sich nicht mit Vorwürfen, sondern hatte von Seite seiner Parteigenossen aus einen Sturm gegen den Schwindel heraufbeschwören lassen.

Die erste Explosion dieser Contremine fiel gerade in die Zeit, da sich Arnold auf seiner Reise nach Ungarn befand. War er schon über die Erscheinung consternirt, so fühlte er sich wie von einem Donnerschlage getroffen, als ihm bei seiner Heimkehr Schmey unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine genaue Mittheilung seiner Unterredung mit dem Fürsten machte. Einer so entschlossenen und mächtigen Gegnerschaft Stand zu halten, war bei dem faulen Stande der Sache nicht leicht. Völlig gelähmt aber sah sich Stropp dadurch, daß ihm fortan die Mitwirkung und Hülfe des großen Organs, über welches er bisher zu disponiren hatte, entzogen war. Schmey, nur vom eigenen Interesse berathen, hatte beschlossen, sich von den Stropp'schen Unternehmungen zurückzuziehen und diesen Entschluß seinem genialen Freunde angekündigt.

Arnold gerieth in Verzweiflung.

„Sie ruiniren mich!" rief er. „Die Sache steht noch lange nicht so, daß sie sich auf ihre eigenen Füße verlassen kann. Ich beschwöre Sie, mir beizu-

stehen, und mir weiterhin den Schutz Ihrer mächtigen Feder zu leihen. Ich will die in dieser Angelegenheit bedungene Honorarsumme auf das Doppelte und Dreifache erhöhen — ein Profit, der Ihnen aus der Gnade des Fürsten nicht hervorspringen kann, wenn Sie ihm dreißig Jahre lang den Hof machen. Nehmen Sie sich meiner an, bester, bester Freund!"

„Ich habe für Sie schon genug gethan," versetzte Schmey ungerührt, „mehr vielleicht, als mir meine Pflichten vorschreiben. Ich kann nicht weiter gehen. Es handelt sich nicht um Geld, sondern um meine fernere schriftstellerische Ehre, um eine sichere Existenz. Ich kann nicht."

„Das ist schrecklich!" rief Stropp verzweifelt. „Sie können mich mit einer Kugel, die Sie mir durch den Arm schießen, nicht ärger verletzen, als mit diesen Worten. Lassen Sie um Himmels willen den Muth und das Vertrauen zu meinen Unternehmungen nicht so früh fallen. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, der ich Ihnen jetzt, halb zerschmettert, zurede. Man kann auch den Teufel beschwören, wenn man es recht anpackt. Fassen Sie Zuversicht. Ich leiste etwas, wenn ich will, besonders wenn ich getrieben werde. Ich will beim Fürsten um eine Audienz bitten, und geben Sie Acht, es gelingt mir, was Sie vielleicht noch in diesem Augenblicke für ein Wunder halten."

„Täuschungen!" rief Schmey mit einer verächtlichen Handbewegung. „Sie würden sich keine solche Hoffnung machen, wenn Sie ihn nur ein einziges Mal, ein paar Minuten lang gesprochen hätten!"

„Und wär' er der Papst selber, ich wage es doch, ihn herumzukriegen!" erwiderte der Speculant im Tone desperaten Hochmuths. „Geld ist Geld. Geld steht auch bei der Kirche in Ehren. Man muß nur die Courage haben, es anzuwenden! Ich, Ihr erfahrungsreicher Freund, sage Ihnen: wenn heutzutage ein Heiliger Wunder thun will, so muß er mit Geld wirken! Ich habe Geld und ich will Wunder wirken!"

„Nun," versetzte der Redacteur, „versuchen Sie Ihr Glück. Ich will Sie nicht zurückhalten. Leider verspreche ich mir nichts von Ihren Schritten. Führen Sie eine Wendung herbei, die es mir möglich macht, Ihnen weiterhin noch zu nützen, so bin ich mit Freuden bereit, das bisher glänzend inscenirte Geschäft zum gedeihlichen Ende zu führen."

„Wer hätte das gedacht!" rief Stropp. „Wie heiter bin ich heute Morgens vom Bahnhofe in mein Comptoir gefahren!" Ich sah den Himmel voll Geigen — seit meiner ungarischen Reise ist mir ein schwerer Stein, der größte, vom Herzen gefallen. Mein Bruder Philipp — denken Sie nur, mein Bruder Philipp, von dem ich noch immer so viel Schande zu erwarten hatte — ist todt!"

„Wirklich?" rief Schmey überrascht. „Wohl todt durch eigne Hand?"

„Er hat sich", sprach Arnold, „in einem Gehölz unweit von Kaschau erhängt. Ich war von der Behörde aufgefordert, mich dahin zu begeben, um die Leiche in Augenschein zu nehmen. Das war — unter uns gesagt — der Zweck meiner Reise."

„Es ist schaurig", sagte der Redacteur, „dennoch muß ich gestehen, daß ich ihn eigentlich nicht recht bedauern kann. In seiner Lage konnte er nichts Besseres thun, als sich den Strick um den Hals zu legen" . . .

„Wenn ich aufrichtig bin", versetzte Arnold, „muß ich Ihnen offen sagen, daß mir bei der Nachricht ganz wohl um's Herz war. Ein solcher Erztaugenichts — und überdies noch die Mordgeschichte in Aussicht! Eingefangen hätte man ihn endlich doch — was wären das für Tage für mich geworden, während des Processes! Was erst nach dem Urtheil! Ich glaube, daß ich mir aus Scham selbst etwas angethan hätte! Es ist weit besser, daß er sich selbst gehängt hat, als daß ihn ein Anderer hängt!"

„Wo hat er denn seitdem gesteckt?" fragte Schmey neugierig. „Was haben Sie Näheres erfahren?"

„Ich weiß nichts, gar nichts Näheres", versetzte Arnold. „Als man die Leiche im Walde fand, muß sie schon einige Wochen am Baume gehangen haben. Das Gesicht war nicht mehr kenntlich, mich selbst bringen nur die Gesichtslinien und Verhältnisse des Kopfes, die breite, starke Statur des Körpers dazu, zu sagen: ja, das war er. In Kaschau und in der Umgegend will Niemand einen solchen Menschen zuvor erblickt haben. Hätte man bei der Leiche nicht einen Brief mit Philipp's Namensunterschrift gefunden, man hätte gesagt: die Leiche eines nicht zu ermittelnden Fremden — und der Vorfall wäre in aller Stille vorübergezogen."

„So? fand man einen Brief", fragte Schmey mit leichtbegreiflicher Spannnng.

„Einen Abschiedsbrief", sagte Arnold, „eine Todesanzeige, wenn Sie wollen! Ich habe den Brief gelesen, geprüft — ich erkannte gleich seine Hand! Ich bin ja ein Schriftkenner; als Unterschriftkenner suche ich — bei Wechseln — meines Gleichen. Er schreibt, daß er auf der Flucht sei, um sich der ungerechtesten aller Anklagen zu entziehen. Endlich — abgehetzt und von der jammervollsten Noth mehr gequält als der Tod quälen kann, habe er den Entschluß gefaßt, ein Leben zu enden, welches er nicht mehr rein zu waschen hoffen könne. Er besitze unverdient einen so schlechten Ruf. Ich gestehe Ihnen, Schmey, als ich so weit gelesen hatte, zitterte mir das Blatt in den Händen. Ich sah ihn deutlich vor mir — wie damals, als er — zum letzten Male — in mein Zimmer trat. Ich war hart gegen ihn, sehr hart — aber konnte ich anders sein? Er sah so elend aus und was hat er noch durchgemacht, welchen Hunger, welche Todesschrecken gelitten! Ich hatte sprechende Beweise vor mir. Ich sah das entstellte, schon halbverweste Todtengesicht, den Anzug, wo nicht ein Stück zum andern paßte, die alte zerrissene Hose, die Stiefel mit der klaffenden Sohle, aus der die Zehen hervorschauten. Da lag das alte Portemonaie, das man in seiner Tasche gefunden, mit vier Kreuzern darin! Schmey — in solchen Augenblicken ist man Mensch und bereut Manches. Ich weiß nicht, war es Mitleid oder war es Reue, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich wünschte im Stillen, daß ich ihm ein paar tausend Gulden zur Reise nach Amerika gegeben hätte" —

„Ich begreife das, ich begreife das Alles“, murmelte Schmey, von Arnolds unerwartetem Geständnisse, daß er um seinen Bruder Thränen vergossen habe, noch mehr, als vom Schicksal des Opfers, ergriffen.

„Da aber“, fuhr Arnold fort, „war es plötzlich mit Mitleid und Gefühl aus. O der Erzhalunke! Hören Sie, was er weiter schreibt! Bemessen Sie seine Schlechtigkeit, mit dem Stricke in der Hand, den Tod vor Augen, noch so infam zu lügen! Er schreibt, daß mein Geiz und meine Habsucht ihn in Schulden gestürzt hätten und daß sein jugendlicher Leichtsinn von meiner Schacherwuth, wie er sich ausdrückt, mißbraucht worden sei. Ich hätte ihn mit allen Vollmachten nach Kraßnitz gesandt, dann aber ihn verleugnet, um die Mühle aus zweiter Hand und zwar aus der Hand eines durch meine Schuld Ruinirten wohlfeil an mich zu reißen“ —

„Das ist empörend!“ rief der Doctor mit Indignation.

„Sagen Sie lieber“, rief Arnold wüthend und mit feuerrothem Gesicht, „das ist sein ärgster Schurkenstreich. Nun wundert es mich nicht mehr, daß er mich am Schlusse des Briefes seinen eigentlichen Mörder nennt“ —

„Wohl ihm, daß er aus dieser Welt heraus ist“, sagte Schmey, „aber auch Sie können sich dazu gratuliren. So einen Bruder zu haben, ist eine Zuchtruthe. Das war eine durch und durch verderbte Natur, ein herz- und gewissenloses Subject!“

„Ob ich froh bin“, rief Stropp mit plötzlich aufgeheiterten Zügen. „Sein Tod ist mir das einzige Bißchen Trost in meinen jetzigen Fatalitäten! Auf's Wort! In welche Geschichten hätte er mich hineingerissen, wenn es zum Criminalproceß gekommen wäre! Der Bösewicht hätte mich aus Rache gar in's Zuchthaus gebracht, was kommt es dem auf ein paar falsche Eide an!“

„Wenn man jetzt wieder das Auftreten Kronenburgs gegen Ihr Unternehmen betrachtet“, sagte Schmey nachdenklich, „so sollte man meinen, daß auf der Kraßnitzer Hinterlassenschaft Ihres Bruders ein Fluch ruhe“ —

„Ah pah, albernes Zeug“, rief Stropp höhnisch. „Solche Bedenklichkeiten und Vorurtheile mag ein altes Weib haben! Was wollen Sie? Es ist ein glänzendes Geschäft. Sehen Sie, lieber Schmey, Sie haben immer darüber gespöttelt, daß ich in Enzdorf so fleißig bete — Sie werden sehen, daß mir meine Andacht noch etwas einträgt.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück“, sagte Schmey, seinen Hut ergreifend, im Weggehen begriffen. „Ich will indessen sehen, wie ich selbst aus der Wassernoth, die über mich hereingebrochen, herausschwimme“ —

„Nur nicht den Muth verloren“, rief Arnold dem Abgehenden nach. „Nichts ist schlimm, so lange man nicht den Muth verliert.“

Sorgenschwer, mit herabhängendem Kopfe eilte Stropp in sein Comptoir hinab. In Wahrheit besaß er nichts von jener felsenfesten Ueberzeugung, die er äußerte. Er sah nicht ein, wie es ihm gelingen *solle*, den Fürsten auf seine Seite zu bringen. Er hatte das Vertrauen nur vorgespiegelt, um den gesunkenen Muth seines Freundes und Gönners zu galvanisiren und dessen Feder noch ferner seinem momentan gefährdeten Actienunternehmen zu erhalten. Allein dies war nicht die einzige Last, welche ihn beschwerte. Es gab noch allerhand andere Geschäfte, in welchen bedeutende Capitalien gebunden waren und Arnold wußte zur Zeit noch nicht, ob seine Speculantenkeckheit Lohn oder Strafe finden würde.

Unter Rapporten, welche er von seinem zahlreichen Personal zu empfangen hatte, unter Ertheilung von Ordres und Vornahmen von Revisionen war die Zeit schon weit über die gewöhnliche Mittagstischstunde hinausgezogen, als sich noch Jemand meldete, der den Principal zu sprechen wünschte. Nur die Rücksicht, daß die betreffende Person in Stropp's Abwesenheit schon einmal dagewesen war und sie ein vortheilhaftes, distinguirtes Aeußere habe, war bestimmend, den Besuch noch anzunehmen.

Der Fremde präsentirte sich als den General-Agenten eines der größten Newyorker Häuser, Stirling und Comp. Sein Name war Hamden. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren und von unverkennbar südlichem Typus. Er war auch, seiner Angabe nach, aus Südcarolina gebürtig, jedoch von deutscher Abstammung. An seinem interessanten, ja schönen Kopfe fielen die großen tiefdunkeln Augen auf, welche eine so unstäte Lebhaftigkeit hatten, daß man sie hätte wild nennen können, wenn dieser Eindruck nicht durch die besonnene Redeweise und maßvolle Haltung gemildert worden wäre, welche durchweg die eines Gentlemans war.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Stropp, nachdem er die ihm dargereichten Beglaubigungsschreiben durchflogen und dem Besucher einen Platz angewiesen hatte.

„Wie Sie aus meinen Papieren ersehen“, begann der Fremde, „habe ich fünf Jahre lang eine der größten Firmen unserer Union auf dem ganzen Continente vertreten und eine Stellung eingenommen, welche namhafte Ersparnisse möglich macht. Trotzdem habe ich diesen festen Posten seit einigen Wochen aufgegeben, denn man hat seinen Ehrgeiz, man möchte seine eigenen Ideen durchführen. Der Zufall, daß ich in Wien eine, nebenbei gesagt, nicht unvermögende Braut gefunden, hat meinem längeren Schwanken ein Ende gemacht, wo und in welchem Lande ich mich etabliren solle. Seit ich Oestreich aus meinem, freilich kurzen, Aufenthalte kennen gelernt habe, trage ich die Ueberzeugung in mir, daß dies einer der günstigsten Bodenstriche, die der Unternehmungsgeist eines Geschäftsmannes entdecken kann. Hier ist für den Kaufmann eine noch in der Bildung, im Aufschwung begriffene Welt, hier läßt sich noch jedes Project ohne Gefahr äußerster Concurrenz durchführen, hier läßt sich noch Geld hervorzaubern. Darüber bin ich vollkommen im Klaren, aber eben so bestimmt weiß ich, daß Unternehmungen ohne genaue Kenntniß der Plätze und der localen Handelsverhältnisse leicht fehlschlagen und scheitern. Dieser Punkt ist meine schwache Seite, Herr Stropp, dieser Mangel führt mich zu Ihnen —“

„Sie wollen meinen Rath hören," fiel Stropp mit funkelnden Augen ein, voll Begierde, den jungen Mann, der von seinen Ersparnissen sprach und so viel Vertrauen zeigte, ohne weiteres auszubeuten.

„Im Augenblicke noch nicht," erwiderte Herr Hamden, während seine Augen überall wie Blitze umherfuhren, ehe sie sich auf sein Vis à vis mit ihrer durchdringenden Kraft wieder fixirten. „Ich werde mir erlauben, Sie seiner Zeit beim Wort zu halten, bis ich an die Begründung meines Geschäfts, das schon halb und halb beschlossen ist, gehe. Zuvor möchte ich die schon von mir berührten Mängel abstreifen — und wo könnte ich mich gründlicher orientiren und einschulen, als in Ihrem großartigen Geschäfte, welches mich sowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch das Grandiose der Anlage an die kühnen Unternehmungen meiner amerikanischen Landsleute erinnert?"

„Sie sind überaus freundlich," versetzte Arnold sich verbeugend, „meine Anstrengungen so wohlwollend zu beurtheilen. Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen dienen soll! Ich greife allen Leuten gern unter die Arme — ich selbst war nicht immer das, was ich heute bin, ich hatte schwer zu kämpfen, mein Gott, mein Gott! Vom Hause aus hatte ich nichts, habe ein armes Mädchen aus Liebe geheirathet, aber Fleiß und Arbeitslust sind das beste Erbgut und die beste Mitgift! Der Himmel hat mich nicht verlassen; täglich erkenne ich das auf den Knien an, wenn ich die heilige Messe höre!"

„Arbeit und Gebet," sagte Hamden, „ist auch mein Wahlspruch. Ich bin zwar Protestant, aber wir sind alle Christen."

„Ja wohl," erwiderte Stropp, durch dies Gespräch sehr gelangweilt, auf das monotonste.

„Ich komme nun mit der Bitte heran," sprach Herr Hamden, „mich in Ihr Geschäft auf einige Monate eintreten zu lassen, in welcher Eigenschaft es auch sei, wenn Sie meinen — als Volontär" — ein ironisches Lächeln umspielte seinen Mund — „obgleich ich die Buchführung gründlich kenne, jede Correspondenz übernehmen kann und bereits zwei Jahre lang bei Stirling und Comp. Cassirer gewesen bin."

„Ich habe Leute genug," gab Stropp willfährig zur Antwort, „aber ein Mann, wie Sie, läßt sich auch noch brauchen. Es thut mir nur wehe, daß ich Sie unter so bewandten Umständen wirklich nur als Volontär verwenden kann — wenigstens was den Honorarpunkt anbelangt" —

„O Herr Stropp," fiel ihm der Fremde protestirend in's Wort, „es wäre vielmehr an mir, ein Lehrgeld zu zahlen. Ich bin glücklich, Sie erweisen mir einen unschätzbaren Dienst" —

„Ich sehe an Ihnen einen einsichtsvollen Mann," sagte Stropp, Hamden's Hand schüttelnd. „Wir werden uns verständigen. Dennoch muß ich noch eine Bedingung stellen, welche aber, Ihren eigenen Andeutungen zufolge, keine Schwierigkeiten bieten kann. Sie werden dagegen den Vortheil davon haben, daß ich Ihnen einen angemessenen Wirkungskreis gleich anfangs werde eröffnen können, ohne mich von gewissen heiklen Bedenklichkeiten aufhalten lassen zu müssen, Bedenklichkeiten, wie sie überall vorkommen, wo ein halb und halb Unbekannter in ein Geschäft, wie das meinige, eintritt. Ich meine, eine Caution —"

„Mit Vergnügen," rief Herr Hamden, obwohl ein wenig überrascht, doch sofort nach der Brusttasche greifend. „Von welchem Betrage?"

„Es hängt von Ihnen ab," gab Stropp höchst befriedigt zur Antwort. „Ganz nach Ihrem Belieben! Freilich, je höher, desto größer und offener mein Vertrauen, was ja in Ihrem Interesse liegt. Sie werden das begreifen —"

„Genügen zwanzig tausend Gulden?" fragte der Fremde nach einigem Nachdenken, langsam, aber sehr entschieden.

„Vollkommen, vollkommen!" rief Stropp, dessen Meinung bezüglich Hamdens's plötzlich bis zur Hochachtung stieg. „Ich verzinse Ihnen das Geld mit sechs Procent; wollen Sie einen noch größeren Nutzen, so betheiligen Sie sich an einer meiner Unternehmungen, sobald Sie dieselben kennen gelernt haben werden. Ich will Ihnen selbst den Fingerzeig geben, um die fetteste Rente zu finden. Sie kommen zum Beispiel gerade zu rechter Zeit, um Ihr Geld in Actien der hochgräflich Thieboldsegg'schen Kohlen- und Eisenwerke anzulegen. Ein Geschäft, das schwerlich seines Gleichen hat!"

„Ich habe davon viel gelesen," versetzte Hamden. „Nämlich, seitdem ich in Wien bin. Die Zeitungen sind voll davon. Sie sehen, was ich von dem Unternehmen denke" — er blätterte in seiner Brieftasche und zog zehn Actien hervor.

„Das sind die rechten!" rief Stropp mit strahlenden Mienen. „Ein Räuber an sich selbst, wer Geld hat und nicht zugreift."

„Ich will sehen, was sich noch machen läßt," sagte Hamden, indem er seine Actien sorgfältig wieder auf ihren vorigen Platz legte und dafür ein Banknotenbündel herausnahm.

„Hier, Herr Stropp," sagte er, „ein Draufgeld! Fünftausend Gulden. Den Rest der Caution werde ich bei Ihnen in Raten längstens binnen vier Wochen hinterlegt haben."

„Ganz recht," sagte Stropp, das Geld zählend, worauf er auf einem Blatte den Empfang bescheinigte. „Also, Herr Volontär" — er überreichte die Quittung, „wann sehe ich Sie bei der Arbeit?"

„So bald als möglich," sagte Hamden. „Heute ist Freitag — nächsten Montag."

„Abgemacht! rief Stropp mit einem Handschlage. „Haben Sie schon gespeist?"

„Noch nicht, Herr Stropp."

„Essen wir zusammen," sprach Arnold. „Zwar muß ich es mir vorbehalten, Sie ein andres Mal in meiner Häuslichkeit zu bewirthen. Meine Frau lebt auf dem Lande — in Enzdorf — ich kann Sie daher nur bitten, in einem Gasthofe mein Gast zu sein" —

„Ich danke," erwiderte Hamden. „Ich werde bei meiner Braut erwartet."

„Das sagt freilich Alles!" sprach Stropp. „Also auf Montag!"

Hamden entfernte sich.

„Ein eigenthümlicher Mensch," sagte Stropp zu sich, als er in sein Wirthshaus eilte. „Nach seinem Aussehen sollte man ihn für gescheiter halten! Der läßt ja Alles mit sich machen! Diese Actien sogleich zu kaufen, ist kein pfiffiger Streich von einem Amerikaner. Ich wette, daß er binnen vier Wochen seinen letzten Pfennig in meine Unternehmungen steckt. Den will ich sehr freundschaftlich behandeln. Nebenbei kommt er mir auch sehr gelegen. Ich hätte einen Comptoiristen engagiren müssen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich noch heute so guten Humors würde. Heute wird nicht geknausert. Ich muß auf die Bekanntschaft dieses braven jungen Mannes ein Fläschchen mehr trinken!"

---

## Sechstes Capitel.

### Führt ein unberechenbares Ereigniß vor.

Die europäische Reaction war auf ihrem Höhepunkt angelangt. Es gab nirgends mehr eine Rebellion, nicht einmal Widerstand, ja kaum eine Reclamation mehr. Die Völker, um mit dem Selbstbeherrscher aller Reussen zu reden, beugten sich, da der Himmel sichtbar mit den Gewaltbabern war. Die absurdeste Maßregel, jedes barbarische Gesetz war realisirbar und die obersten Schiedsrichter über alle gesellschaftlichen und politischen Zeitprobleme, welche seit Jahrhunderten die Denker beschäftigten, die Welt bewegten, waren die „obersten Kriegsherren" und ihre Adjutanten, ihre Vollstrecker die Garnisonen und die Gensd'armen geworden.

Trotz dieses Triumphes der absoluten Gewalt waren die Regierungen doch in ihrem Eifer noch nicht erkaltet und noch nicht müde, den übernommenen Rückbildungsproceß in's unendliche fortzuspinnen. Alle arbeiteten, wiewohl die Ketten und Bande der Völker schon fertig waren, noch immer unaufhörlich fort, um für alle Fälle der Noth einen luxuriösen Vorrath von Fesseln zu haben. Die bluterkaufte Kirchhofsruhe Rußlands war das staatsmännische Ideal, im schneidenden Gegensatz zu den Idealen der Weltverbesserer und Humanitätsapostel und der Czar Nikolaus das Prototyp eines Monarchen.

Während Europa im Jahr Achtundvierzig in seinen Grundfesten gebebt hatte, war das Reich dieses Herrschers ruhig und unerschüttert geblieben; diese Thatsache hatte nicht minder, als die siegreiche Intervention in Ungarn, den Grund zu der abgöttischen Bewunderung gelegt, deren sich der Czar zu erfreuen hatte. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, das es seit Napoleon dem Ersten keinen Machthaber gegeben, der mit einem Worte, ja mit einem Blicke, mit einem Zucken seiner olympischen Brauen einen solchen Eindruck auf alle Cabinette übte, wie Kaiser Nikolaus. Sein Ruhm war um so größer, als er der Welt gegenüber die personificirte Uneigennützigkeit war. Er wußte sich den Schein zu geben, stets zu helfen und nie zu fordern, er war der edle Mann, der sich selbst vergißt, um Andern zu dienen, stets bereit, für eine reactionäre „Idee" zu interveniren. Damals ahnte noch Niemand, den Kreis der Eingeweihten ausgenommen, daß der heilige Zorn, in welchen der nordische Staatsretter schon bei dem bloßen Gerüchte von einer Unruhe in den Nachbarländern gerieth, nicht so ganz aufrichtig sei und der innigsten Schadenfreude als Maske diente, denn jeder in Unfrieden und Hader mit seinem Volke lebende Fürst war sein Vasall geworden und sah sich bald außer Stand, den Plänen entgegenzutreten, welche der Großherr an der Neva heimlich schmiedete.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Czar im höchsten Glanze seines Prästigiums stehend, den Zeitpunkt der Ermattung und Erschöpfung, in welchem Europa lag, für geeignet hielt, um mit einer welthistorischen That hervorzutreten und seine lange, glückliche Regierung mit der Vollstreckung des Testaments Peter's des Großen auf das glorreichste zu schließen.

Es ist noch nicht aufgehellt, in welchem Grade die intimsten Freunde des Czaren, Oestreich und Preußen bei dem großartigen Unternehmen mitinteressirt waren. Die Aeußerung des Kaisers Nikolaus dem englischen Gesandten gegenüber, daß er nach Oestreich wenig frage, scheint jedoch unzweifelhaft eine diplomatische, in die hochmüthigste Form gekleidete Abfertigung gewesen zu sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Oestreich und Preußen, an eine auswärtige Politik der Halbheiten gewöhnt und von derselben bis zur Stunde noch nicht frei, im letzten Moment vor der gigantischen Größe der Aufgabe erschrocken und zurückgewichen. Oestreich wenigstens, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, hat lange eine sehr zweideutige Haltung eingenommen, leider auch beharrlich bis zum Schlusse bewahrt, ohne sich den Osten oder den Westen zu verbinden. Diese Politik, damals die Politik der „eigensten österreichischen Interessen" genannt, hat man ihrer Zeit in officiellen und officiösen Blättern sehr bewundert, wiewohl sie im Gegentheil etwas Komisches in sich hat, insofern so furchtbar ernste Weltkrisen das Komische zulassen. Wer aber sollte nicht lächeln, wenn einer der größten Staaten bei jedem weltgeschichtlichen Vorkommniß, wie ein Philister nur den Frieden um jeden Preis will, rechts und links den kämpfenden Parteien mit begütigenden Noten in die Arme stürzt und eine so übertriebene Bangigkeit vor allen Heldenthaten manifestirt?

Czar Nikolaus ist eine bereits mit Recht entblätterte Größe, aber die Unpopularität seines Namens darf uns nicht verleiten, die Größe seines Entschlusses und Vorhabens zu bemäkeln. Hat er auch nicht den Sieg davongetragen, hat er vielmehr sich selbst unter seinem eigenen Werke begraben, so gebührt ihm doch die Grabschrift: Magnis excidit ausis. Die Zeitgeschichte, welche Alles auf rein persönliche Motive zurückzuführen geneigt ist, schreibt freilich seine Niederlage seinem Uebermuthe zu. Ueber kurz oder lang wird sich jedoch die Ansicht Bahn brechen, daß die Idee des Czaren eine aus der Logik der damaligen Weltlage hervorgehende war, der Herr-

schaft des Absolutismus, der im Innern vollendet war, auch nach Außen das Uebergewicht zu geben. Der Czar wollte, wie Napoleon III. zehn Jahre später im entgegengesetzten Sinne, aber von einer ähnlichen Consequenz gedrängt, die Karte von Europa verändern. Zum Heil der Civilisation ist es ihm mißlungen, aber wenn Oesterreichs Lenker heute zurückblicken, dürfte sie doch zuweilen ein Bedauern ergreifen, damals so undankbar gewesen zu sein und den hochherzigen Alliirten im Stiche gelassen zu haben. Angesichts der Lage am Vorabend des Jahres Vierundsechszig muß dieses Bedauern bis zur blutigen Reue sich steigern und die Einsicht gekommen sein, daß das Schaukelsystem seiner auswärtigen Politik, welche zum Ruin seines mächtigen Freundes im Norden so viel beitrug, nicht geeignet gewesen sei, weder sich Alliirte zu verpflichten, noch lauernde Feinde vom Halse zu schaffen. Es ist unmöglich, daß die Weltgeschichte an Oestreich folgenlos vorübergehe, wenn sich der Minister des Auswärtigen vor ihr duckt und versteckt, oder bei Seite springt . . . .

Der Czar hatte sich zur Ausführung seines Vorhabens, den „kranken Mann" zu beerben, England als Helfershelfer ausgesucht. Hatte er England gewonnen, war er des Erfolges sicher. Er hatte einen Plan ausgearbeitet, demzufolge England Candia und Egypten erhalten sollte, während er sich selbst nichts mehr und nichts weniger als das Protectorat über die Donaufürstenthümer, Bulgarien und Serbien und die „provisorische" Besitznahme Konstantinopels zugedacht hatte. Er fürchtete nur einen Widerspruch, den Frankreichs; auf Lord Seymours bedenkliche Frage: was wohl Oestreich, was Preußen, der deutsche Bund sagen würde, antwortete er blos mit einem höhnischen Lächeln! Er kannte seine Schwäger und lieben Vettern im deutschen Reich, er hatte sie sattsam kennen gelernt in mannigfachen Besuchen, Preußen und Oestreich zusammen waren ihm jener Lepidus, der bei der Theilung der Welt nothwendiger Weise leer ausgeht, er hätte mit Shakspeare's Antonius sagen mögen:

Dies ist ein schwacher, unbrauchbarer Mensch,
Zum Botenlaufen nur geschickt. Verdient er,
Wenn man die dreibenamte Welt verschenkt,
Daß er, als dritter Mann, sein Theil empfange?
Ob wir auf diesen Mann schon Ehre häufen,
Er trägt sie doch nur wie der Esel Gold,
Der unter dem Geschäfte stöhnt und schwitzt,
Geführt, getrieben, wie den Weg wir weisen;
Und hat er unsern Schatz, wohin wir wollen,
Gebracht, dann nehmen wir die Last ihm ab
Und lassen ihn als led'gen Esel laufen,
Daß er die Ohren schütteln mög' und grasen
Auf off'ner Weid'!

Die Anerbietungen scheiterten an dem Gradsinn oder an der Klugheit der englischen Regierung; als aber ein Jahr später der Inhalt der Unterredungen mit Hamilton Seymour bekannt wurde, da war das Entsetzen der wohlgesinnten und rechtgläubigen Presse maßlos! Es war doch schrecklich, daß Worte, die ein Monarch, wie der Czar, einem Botschafter anvertraut, Gedanken, die vielleicht sein eigner Sohn, sein eigner Staatskanzler nicht kannte, Gemeingut der ganzen Welt wurden! Man suchte zu vertuschen, zu ignoriren, zu leugnen. Es war gar zu fatal, daß ein Licht auf die dunkelsten Partien einer Politik fiel, die bisher unergründlich schien; fatal, daß es nun unwiderleglich dargethan, daß der Herrscher, welcher stets die unverbrüchlichste Achtung vor den Verträgen betheuerte, und die letzte und höchste Sanction des Statusquo war, im Geiste Reiche vertheilte, über Völker disponirte und dabei jene befreundeten Mächte, die ihm immer den Hof gemacht und, wie die Hoforgane versicherten, sein eigenstes Herz gewonnen hatten, so gänzlich ignorirte . . . .

Die französische Regierung, von vornan von den Plänen des Czaren streng ausgeschlossen, war durch den argwohnerregenden Aufwand diplomatischer und militärischer Mittel gewarnt worden, die angeblich nur, um die Frage über den Besitz der Schlüssel zum heiligen Grabe zu lösen, in's Feld geführt wurden. Der Moment traf Louis Napoleon bereits entschlossen, seine Bedeutung auf den Gegensatz zu bauen, in welchem der von modernen Ideen gesättigte, mit den Principien der Nationalitäten und des allgemeinen Stimmrechts auftretende Napoleonismus zu der altdynastischen, auf dem Gottesgnadenthum fußenden Welt stand. Er sandte seine Flotte an der Seite der englischen in die griechischen Gewässer . . .

Zur Zeit, da die Ereignisse unsrer Erzählung stehen, hatte das Vorspiel des orientalischen Krieges schon begonnen. In den Donaufürstenthümern, in Serbien, Montenegro, auf der Balkanhalbinsel, in Kleinasien, überall schaarte der Czar in offenen und heimlichen Aufrufen seine Glaubensgenossen um sich zusammen und das Losungswort flüsterte sich von einem Ohre zum andern weiter, daß der Tag gekommen sei, das griechisch-orthodoxe Kreuz auf die Sophienmoschee zu setzen. Der russische Gedanke, dessen letztes Wort Konstantinopel, hatte, ein trefflicher Minirer, nach allen Seiten hin, seine Minen gelegt; die Mitverschworenen und Mitverständigten warteten nur auf das Signal, das Feuer an die Lunte zu legen.

Der russische Absolutismus, so abschreckend häßlich er war, übte dessenungeachtet damals, zur Zeit, als der Nimbus, der den nordischen Koloß umgab, noch völlig unversehrt war, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther der Slaven, besonders ihrer weniger gebildeten Stämme. In nationaler Beziehung zeigte die russische Propaganda den getrennten Völkerschaften eine Einigung unter einem mächtigen Reiche, in religiöser hielt sie das Bild des Czaren als Haupt der griechischen Kirche den Gläubigen entgegen, die unter muselmännischer Herrschaft schmachteten. So kam es, daß die türkischen Slaven sehnsüchtig der Stunde entgegenblickten, wo sie, ihren Abfall von der Türkei erklärend, an Rußland übergehen könnten. In Bosnien kochte ein Aufstand, von russischen Agenten genährt, in Belgrad träumte man von einem allgemeinen Serbenreiche unter russischem Protectorate, Montenegro warf immer neue Schaaren in die Ebenen Albaniens — die Türkei sah sich, nebstdem, daß sie von einem furchtbaren Feind bedroht war, von einem Kreis von Insurrectionen umzingelt.

Aber nicht auf die Türkei allein beschränkte sich

diese Minenlegung; die heimlichen Eroberungen der Czaren erstreckten sich bis tief in das Gebiet des Herrschers herein, für dessen Heil und Wohlfahrt der Czar von jeher öffentlich eine so zärtliche Theilnahme geäußert.

Die Folgen der Aufhebung der ungarischen Verfassung traten klar hervor. Ungarn war durch seine Grenzen, durch seine Verfassung, durch alle Einrichtungen seines staatlichen Lebens eine Mauer gegen Osten gewesen und um den festen Kern der Magyaren herum gruppirten sich Volksstämme, die in den Landeseinrichtungen Ungarns die beste Schule ihrer Freiheit und Selbstständigkeit fanden. Oestreich hatte eigenhändig diese Mauer niedergerissen. Die slavischen Stämme Ungarns erkannten in den intervenirenden Russen ihre Stammverwandten und ihre Retter. Freudig brachten die Ruthenen und Slovaken den russischen Soldaten Salz und Brod, die Symbole guter Freundschaft, dar, schüttelten ihnen die Hände und nannten die Officiere Väterchen. Freudig sahen sie sich verstanden und verstanden die Russen. Das na pred des russischen Commando's schien ihnen weit verständlicher als das „Rechtsumkehrt Euch", das sie im östreichischen Dienst hatten lernen müssen. Aber unendlich stärker noch wirkte die russische Intervention auf das feurige Gemüth der Südslaven. Sie hatten gesehen, wie die östreichische Streitmacht erfolglos gegen die ungarische Begeisterung kämpfte, der ferne, stammverwandte Czar, der, in der letzten Stunde der Gefahr, mit unendlicher Macht und wunderbarem Erfolge herangekommen, mußte ihnen mächtiger dünken, als der junge „schwäbische Kaiser", für den sie bisher gefochten. Den griechisch-orthodoxen Slaven war der Retter doppelt theuer; er war zugleich das Haupt ihrer Kirche.

Und nun war in den zerrissenen, blutüberschwemmten Furchen jener Slavenländer eine Saat von griechischen Bibeln und Meßgewändern ausgestreut worden. Die zerstörten Kirchen in der Woiwodina waren neu mit Reliquien und Altarbildern ausgestattet worden, die serbischen Bandenführer hatten russische Orden erhalten. So erhielt sich Rußlands Einfluß, nachdem sich Rußland scheinbar zurückgezogen. Wohl hatte sich die Regierung bemüht, in die Anarchie dortiger Zustände etwas Ordnung zu bringen, aber sie kam mit ihrem systematischen, pedantischen, alles überwachenden deutschen Büraukratismus, der dem Charakter der Bewohner durchaus antipathisch ... Die Wirkung war keine gute.

Rußland hatte am Pruth bedeutende Streitmächte gesammelt, um diese im rechten Moment hinüberzuwerfen, die Südslavenländer waren in Aufregung. Das Auftreten des Czaren war das herausforderndste, daß sich denken läßt, seine aggressiven Tendenzen bis auf Oestreich gerichtet. Oestreich indessen war keineswegs gesonnen, sich frank und frei den sich bereits unter der Hand verständigenden Westmächten beizugesellen, ja es war den Unternehmungen derselben im Herzen abhold. Eben so wenig stand es auf Rußlands Seite. Es bewährte eben seine charakteristische Abneigung vor allen Neuerungen. Glaubte es bei dieser — von seinem Standpunkt aus gesprochen — unbegreiflichen Haltung, daß der Czar schließlich zurücktreten und ein friedlicher Mann sein werde, sobald ihm Oestreich seine Cooperation versagte? Oder bestand die vielgerühmte Klugheit seiner Haltung darin, daß es ruhig zusehen wollte, wie sich seine mächtigsten Nachbarn in einem mörderischen Kampfe zerfleischten? Oder wartete es, um sicherer zu gehen, eine Niederlage der westlichen Waffen ab, welche freilich niemals zutraf? Wie dem auch sei, das ist gewiß, daß es von allem Anfang an nicht unterließ, seine Grenzen zu decken und namentlich das festungsgleiche Siebenbürgen mit großen Militärkräften anfüllte.

Unter Denen, welche das Loos getroffen, dahin abzugehen, war auch Arthur Halbenried. Der unerbittliche Marschbefehl sollte ihn aus dem Himmel reißen, den er an Leonie's Herzen besessen. Seinem militärischen Thatendurst wäre jetzt kaum ein großartiger Feldzug gelegen erschienen, die Ordre aber, gewissermaßen nur die Station zu wechseln, mußte ihm wie ein sein Glück störendes Possenspiel des Schicksals erscheinen und er nahm es auch mit Unwillen und tiefster Verstimmung auf.

Blaß und verstört trat Arthur eines Morgens bei Leonie ein. Sie sah ihm seinen Zustand sogleich an und fragte erschrocken, was es gebe?

„Ich komme, Dir Lebewohl zu sagen", erwiderte Arthur. „Ich muß fort. Seit drei Tagen schon habe ich den Befehl in der Tasche, aber ich brachte es nicht über's Herz, Dir es zu sagen. Heute schlägt die Scheidestunde. Ich muß übermorgen beim Regimente sein. Wir marschiren nach Siebenbürgen."

„Du gehst — ich soll Dich verlieren!" rief Leonie, während sich plötzliche Bläße über ihr schönes Gesicht lagerte und alle ihre Züge sich entstellten. „O, ich hab's geahnt, auf dieser Erde dauert kein Glück! Nur daß es sobald kommen sollte, habe ich nicht gedacht. O, ich weiß, ich weiß, wir sehn uns nicht wieder."

„Thörichtes Kind", tröstete Arthur, „warum sollte ich nicht heimkehren? Zieh' ich denn in eine Schlacht? Lieber wär' es mir freilich" —

„Es ist nicht das!" rief Leonie. „Nicht der Tod, die Entfernung wird Dich mir entreißen. Ueber unserm Bund lagert schon von Anbeginn das Verhängniß wie eine Wetterwolke. Wie viel Sorge und Pein und Qual hat sie mir schon gegeben, diese Liebe, die ein Schrei meiner Seele nach Freiheit, nach Glück, eine Flucht aus der Sklaverei war!"

In diesem Augenblick trat Greifenstein ein. Ohne Scharfblick, wie er war, bemerkte er weder die thränenfeuchten Augen seiner Frau, noch die gezwungene Haltung Arthurs; er begann:

„No, Halbenried, jetzt können's zufrieden sein. Sie marschiren."

„Freilich marschiren wir", erwiderte Halbenried, gereizt unter dem Drucke seiner Verstimmung. „Aber geht es in den Krieg? Nein, es wird wieder für den Soldaten heißen, die Dienste eines Gens'darmen und Polizisten im Großen verrichten. Für eine Idee

zu kämpfen, vielleicht auch zu fallen, ist schön, für eine Idee rückte ich mit Freuden aus, so aber" —

„Aber um Gottes willen, mein lieber Rittmeister," sprach der General, den eine solche, ihm ganz ungewohnte Sprache ganz stutzig machte. „Ich weiß gar nicht, wie Sie mir mit solchen Reden vorkommen... Der oberste Kriegsherr gebietet, der Soldat parirt und fragt nicht und hat nix zu fragen. So wenigstens denk' ich's mir. Und was haben's vorhin gesagt? Für eine Idee zu kämpfen? Ja, was ist das für eine Idee! Für eine Idee kämpft nur ein Narr. Sie kämpfen für den Kaiser und weil er's haben will."

„Da sind freilich unsere Ansichten ganz verschieden," entgegnete Arthur. „Ich meinestheils denke: in der Uniform steckt wie in jedem Rock nicht blos ein Soldat, nicht blos eine Maschine, sondern auch ein Staatsbürger und ein denkender Mensch. In den Krieg und in die Schlacht gehn für eine Politik und für Principien, die man desavouirt, ist eine schreckliche Sache. Man will nicht, daß der Soldat eine politische Ueberzeugung habe. Ist es nur möglich, so etwas zu fordern? Giebt es noch einen Menschen, der etwas thut und nicht nach dem Warum frägt?"

„Da haben Sie schöne Ansichten mitgebracht von Ihrer Reise!" rief Greifenstein. „Aber so geht's, wenn der Soldat Zeitungen lies't und sogar Bücher schreiben will. Ihr Bruder könnt' nicht anders reden, als Sie! Nun, ich will thun, als ob ich nichts gehört hätte, aber mit solchen Gesinnungen werden's schlecht fahren, Rittmeister!"

Er lief davon wie ein frommer Mönch, der den Blasphemien eines jungen Freidenkers sein Ohr verstopft.

Als seine Schritte im Corridor verklungen waren, flüchtete sich Leonie mit ausbrechenden Thränen an Arthurs Brust.

„Bei einem solchen alten Thoren muß ich bleiben!" rief die schöne Frau. „Ach, wie bin ich unglücklich! Verflucht sei die Stunde, wo ich meine Einwilligung zu dieser Heirath gab! In dieser Stunde habe ich mich verkauft, mich verächtlich in den Augen der Wohldenkenden gemacht, Jugend, Selbstachtung und Ehre geopfert. Sollte ich eine Caricatur zum Manne haben? Bin ich wirklich nichts weiter werth, als solch eines Mannes Weib zu sein? Ach, nun Du von mir gehst, sehe ich keinen Ausweg, aus meinem Kerker zu entfliehen! Mein Bleiben kommt einem Selbstmord gleich. O Arthur, Arthur, wenn Du mich liebtest, wenn Du mich wirklich liebtest, wenn ich Dir mehr wäre, als ein Spielzeug, mehr als ein Liebchen, das man nimmt und wieder verläßt. Du ließest mich nicht so hinsterben, Du faßtest einen Entschluß, der mich rettet . . . ."

„Welchen Entschluß?" fragte Arthur, von der dämonischen Leidenschaft dieses Weibes tief aufgeregt und von ihrer Schönheit wie trunken.

„Du nähmst mich fort von hier! Sieh, wir reisten heute noch! Ich verließe heimlich das Haus. Morgen sind wir über der Grenze. Draußen — vielleicht in England — finden wir Schutz — und nennen uns vor aller Welt unser Eigen — — Arthur, Arthur, welche Welt von Glück, welches Eden!" . . . .

„Leonie!" rief Arthur, „wohin denkst Du! Darf denn der Soldat gehen, wohin er möchte?"

„Da hast Du den Soldaten wieder! Noch vorhin räumtest Du ein, daß er ein Sklave ist. Und sollte der Sklave nicht die Kette brechen? Wieder der alte Ehrbegriff, der Sparren, der Wahn der Pflicht! Er ist in Dir nicht anders vorhanden, als in allen Andern! Und Du dünkst Dich freier, als alle Andern!"

„Leonie —" rief Arthur, „ich bin schon so unglücklich, daß ich von Dir gehen muß . . . Wühle nicht vollends Alles in mir auf, zeige mir nicht ein Paradies, das nicht mein sein kann — wenigstens jetzt nicht — mach' mich nicht irre an meiner Pflicht, hilf mir lieber in meinem traurigen Loose zurecht. Ich muß von Dir gehen, es ist eine schreckliche Nothwendigkeit — aber wir sehen uns ja wieder, der Himmel führt mich Dir zurück und schenkt uns noch schöne Stunden —"

„Ich kann, ich will Dich nicht verlassen!" rief Leonie, laut an Arthur's Brust weineud.

„Es muß sein, Kind, es muß sein, sei vernünftig," rief Arthur in kosendem Tone.

Er drückte sie an sich, ihr schöner Leib ruhte mit der Fülle aufgelöster Hingebung in seinen Armen, ihre schöne, üppige Brust, durch den Morgenanzug kaum gedämmt, legte sich innig an ihn und verrieth durch ihr ungestümes Wallen die Bewegung des Innern. Arthur stand da, wie sprachlos und versteinert, in Glück, in schmerzliches Glück aufgelöst; er drückte langsam Kuß um Kuß auf die schöne Stirn, welche seinen Lippen gegenüberstand, während seine Hände die elastische Taille fest und heiß an sich schlossen und seine Augen trunken umherirrten vom rabenschwarzen Haar zu den sanften blauen Augen, und von den rosigangehauchten Wangen, zur schneeigen Brust, wo sie endlich, wie im lieblichsten Orte, als verschmachtende Pilgrime Halt machten, schon von der Ruhe am Quell träumend, aus dem allein Stillung quillt . . . . .

Da ging die Thür auf und ein: „Ist's erlaubt, einzutreten, Baronin?" von einer weiblichen Stimme gesprochen, riß die Beiden blitzschnell auseinander.

Es war die Gräfin Sophie von Thieboldsegg, welche eingetreten war und mit einem Blicke den Inhalt der vorhergegangenen Scene durchsah. Leonie, ganz allarmirt, nahm die Meldung der frommen Dame, daß sie für die „Schwestern vom Herzen Jesu" zu sammeln, komme, wie geistesabwesend auf. Rascher war Arthur gefaßt, welcher seit jenem Tage in Kraßnitz die Gräfin nicht wiedergesehen, in seiner Brust aber noch immer den gerechten Zorn nachtrug.

Die Gräfin, scheinbar Leonie's rothgeweinte Augeu nicht bemerkend, begann von dem segensreichen Wirken dieses Ordens zu erzählen und vertiefte sich mit Schadenfreude in alle Details seines Wirkens, gleichsam um kundzuthun, daß sie das Zimmer nicht zu bald zu verlassen gedenke; Arthur sah sich genöthigt, seinen Besuch abzubrechen und zu gehen. Welch ein Schmerz, so scheiden, mit den Lippen gleichgültige

Worte sprechen zu müssen, während die Seele, auf's tiefste aufgewühlt, sich mit einem lauten Schrei Luft machen möchte! Nur den Augen war es vergönnt zu sprechen, während der Mund sein: Also auf Wiedersehn! murmelte. Bald hatte er das Haus verlassen und schritt, wie ein Körper ohne Seele, seiner Wohnung zu, während Leonie, wie gefoltert, der Frommen gegenüber blieb, welche sich an ihren heimlichen Qualen weidete.

Der Tag war vergangen, ein Tag wie ein dumpfer, schwerer Traum. Arthur's Bursche hatte den Koffer gepackt; sein Herr, zu jeder Thätigkeit unfähig, saß, das Haupt auf die Hand gestützt, im dunkelnden Zimmer und ließ die ganze Vergangenheit mit allen Wechselfällen, allen Glücks- und allen Friedensscenen seines Liebesverhältnisses vor seinem innern Auge vorübergehen. Er dachte an die Zeit von Kraßnitz, wo er hoffnungslos für Leonie geschmachtet, und an die Tage von Paris, die ihm vorher Erlittenes mit unendlichem Glück tausendfach vergolten. Das erste schüchterne Sehnen, der Taumel des Besitzes, das Leid, daß der Besitz vor den Augen der Welt sündhaft, manch innerer Vorwurf, und dennoch durch Alles hindurch der süße, sinnverwirrende Rausch, der ein junges Gemüth wie auf Schwingen emporhebt, das alles wogte, rauschte, bohrte und bebte durch seine Seele . . . . . .

Allmälig erst klärte sich seine Stimmung und wagte in's Leben zu schauen. Wie glücklich, dachte Arthur, sind diese Franzosen, diese Briten! Sie haben frische Kriege vor Augen, Kriege, wie sie der Soldat liebt und braucht! Unsere Diplomatie bringt es höchstens zu einer Intervention, die nicht mindere Opfer an Gut und Leben kostet, aber weder Ruhm einbringt, noch für die höheren Zwecke der Menschheit etwas schafft. Und in einem solchen Dienst, der nichts als ein Gensd'arm- und Schergendienst ist, soll ich *sie* vergessen, deren Schönheit mich wie ein Feuer verzehrt, deren Liebe mich fort und fort zurückruft? Ich werde in Ekel versinken, Nichts wird mich laben, Nichts zerstreuen. Mein Stand ist mir widerwärtig, der Soldatenmuth von ehedem ist hin, ich verschmachte! Mein Unglück ist, daß ich vom Apfel der Erkenntniß gegessen habe und die Augen mir aufgegangen sind. Du schöne Zeit jugendlicher Thorheit, wo ich auf Landsknechtweise drauf loshauen konnte, ohne lang' zu fragen, wofür und warum, du bist dahin. Und doch kann ich nicht los, wenigstens jetzt nicht —"

Arthur begab sich, um einem gegebenen Versprechen nicht wortbrüchig zu werden, in's Casino und befand sich bald im Kreis von Kameraden. Eine lange Tafel war aufgeschlagen, die „Bande" spielte und die schmetternde Blechmusik gab dem Feste den Charakter wilden Jubels, der ihr innerlich gar nicht eigen war.

Es ist hier nicht der Ort, über die Veränderungen und Nichtveränderungen in der k. k. Armee sich weitläufiger auszusprechen, nur ein paar Andeutungen möchten wir nicht ganz unterdrücken. Das österreichische Heer war jetzt wie ehedem ein Complex aus den mannigfachsten Völkern geblieben, der einem Wallensteinschen Lager nichts nachgab. Dieser Mißstand, der gegen den Ausgang des Mittelalters hin, zur Zeit des Söldnerthums vielleicht gleichzeitig gewesen sein mochte, kehrte doch in einer Zeit, da sich die Nationalitäten emancipiren und theilweise feindlich gegen einander stellen, die fatalen Uebelstände heraus. Die Officiere, in der großen Mehrzahl Deutsche, sprachen natürlich die Sprache ihrer Mannschaft meist höchst mangelhaft und der Gegensatz zwischen Officier und Soldat lag somit in seiner ganzen Schroffheit vor. Nichts war geschehen, um das Ehrgefühl und die moralische Werthschätzung des gemeinen Mannes zu heben, er war Kanonenfutter geblieben, ein lebender Automat, dem man ein Stück Brod hinreicht, um dafür die ungeheuersten Leistungen zu fordern . . . . Oesterreich ist nebst Deutschland das einzige Land der Welt, welches Geburtsgenerale erzeugt und Familien mit angeborenen Feldherrneigenschaften besitzt; diese standen, den herrschenden Weltideen feindlich, obenan, unter ihnen war eine eigene Schule von Männern herangebildet worden, die nach obenhin geschmeidige Schmeichler waren, aber etwas d'rin suchten, nach unten hin ganz besondere Barschheit und Härte zu entwickeln. Arme Junker aus Norddeutschland, Söhne ausgewanderter französischer Legitimistenfamilien, ganze Schaaren fremder Aristokraten, waren, gleichsam von einem Glanze des Legitimismus angezogen, in die österreichische Armee eingekehrt und standen im Besitz höherer Officierstellen, als ob es noch nöthig wäre, in diesem Armeekörper die nationalen Gegensätze zu verstärken. Das 1852 entstandene Armeestatut hatte eine systematische Gleichförmigkeit und äußerlichen Glanz gebracht, die kriegerische Brauchbarkeit der Truppe aber nicht erhöht. Die Gensdarmerie, die Polizei, die Garde hatten der Infanterie viele gute Kräfte entzogen, dagegen hatte sich die Stimmung und der Geist sehr verschlechtert, dadurch, daß man zahlreiche Insurgenten, Gutsbesitzer, Advocaten, Aerzte als Gemeine assentirt hatte. Die ewigen Reducirungen und Wiedereinrichtungen hatten überaus nachtheilig gewirkt. Die geheimen Conduiteliſten dauerten fort. Das Protectionssystem war dasselbe geblieben, und Personen, welche sich vornehmer Gönner erfreuten, hatten, ohne die nöthige Ausbildung zu besitzen, die höheren Stellungen inne.

Das Alles war schlimm genug, das Schlimmste aber war, daß der intelligente Theil der Armee fühlte, daß sie für nichts Lebendiges und mit den übrigen Weltideen Zusammenhängendes einstehe, vielmehr Altes, Abgelebtes und Abgefaultes stützen und aufrecht halten solle . . . Dies genügte, jeden frischen Aufschwung niederzuschlagen. Es ist schlimm, wenn der bloße Gehorsam die Stelle einnehmen soll, welche der Begeisterung und der patriotischen Idee gebührt. Ein Heer, das von keiner lebendigen Idee in allen seinen Theilen beseelt wird, mag noch ein guter Mechanismus sein, aber ein wirklich großer Thaten fähiges Individuum ist es nicht.

Die Armee, welche eventuell für oder gegen die Integrität der Türkei einstehen sollte, war mit allen ihren Sympathien auf Seite der Russen, das merkte man aus allen Gesprächen. „Mit wem wir gehn?"

rief ein kolossaler Chevauxleger mit bartloser Oberlippe und ungeheurem Backenbart. „Nun das ist doch keine Frage! Sind nicht die Russen die alten Waffengefährten von 1812, die Kameraden vom ungarischen Feldzug? Wie könnten wir mit Frankreich gehn? In den Tuilerien sitzt die gekrönte Revolution. Oder gar mit England? In England herrscht der Palmerston, in England lebt Kossuth unausgeliefert und wenn ich an Beides, an Perkin's Bräuknechte gedenke, da faßt mich heut noch eine rasende Wuth..." Am Nebentisch colportirte man eifrig die Lügen und Verleumdungen, welche die reactionäre und russenfreundliche Presse über Omer Pascha ausstreute. Er war ja der ehemalige österreichische Feldwebel Latasch! „Dem kann's noch geschehn, daß wir ihn als Deserteur mitnehmen!" rief Einer und Viele lachten. Arthur aber lachte nicht mit. Entschieden westmächtlich gesinnt, fühlte er bei jedem Anlaß die Differenz seiner Meinungen, mußte aber mit seinen Aeußerungen sehr zurückhaltend sein, denn es fehlte nicht an Spionen; er durfte sich höchstens die Bemerkung erlauben, daß der croatische Feldwebel, der es bis zum türkischen Serdar gebracht, doch kaum an Kriegsherrntalent den gewiegtesten echtösterreichischen Größen nachstehn dürfte....

Die Bande spielte den Rákoczymarsch und manchen feurigen Csardas,*) und seltsam war's, diese, einen revolutionären Geist athmenden Lieder, so lange verpönt, hier auf höheren Befehl abgespielt zu hören: die Klänge waren gleichsam profanirt. Arthur Haldenried erschienen diese Weisen wie Sklavinnen, die in der Knechtschaft die Töne ihrer frühern Heimath erklingen lassen müssen.... Er senkte traurig und gedankenschwer das Haupt, während ein Heer unaussprechlicher Empfindungen, Gedanken und Wünsche ihn weit von hier fortriß und seine ohnehin tief aufgeregte Seele mit dem Strom der Töne aufschrie und klagte. Es waren nicht lauter „correcte" Gedanken, die der kaiserliche Officier in diesem Augenblicke dachte....

Es mochte gegen Elf Nachts sein, als Arthur in seine Wohnung zurückkam. Pal, der Bursche, empfing ihn mit unruhevollem Gesicht und berichtete, daß eine Dame da sei und den Herrn Rittmeister schon seit zwei Stunden erwarte. Pal habe den Rittmeister allenthalben gesucht. Arthur, von einer bösen Ahnung erfaßt, trat hastig in's zweite Zimmer — auf seinem Lehnstuhl saß mit gefalteten Armen, schmerzliche Blässe im Angesicht, Leonie.

„Wie spät Du kommst! Ich warte schon Ewigkeiten!" rief die Baronin, beim Anblick Arthur's sich aufrichtend.

„Was ist das?" entgegnete Arthur bestürzt. „Welche Unvorsichtigkeit! Zu dieser Stunde bei mir?"

„War es Dir wirklich möglich, so von mir zu scheiden?" fragte Leonie, auf die Trennung von heute Morgen anspielend.

„Lasest Du's nicht in meinen Zügen, Kind, wie mir zu Muthe war?" fragte Arthur.

*) Sprich Tschardasch, ungarischer Bauerntanz.

„Kurz — Du hättest so scheiden können," erwiderte die Baronin, „ich kann es nicht. Arthur, Arthur, ich kann Dich nicht verlassen!" Sie warf sich an seine Brust.

„Leonie," rief Arthur, „Du bist von Sinnen!"

„Ich bin es nicht," rief sie ihn fest umklammernd. „Ich habe Alles bedacht, Alles erwogen. O Arthur, ich bin so unglücklich, ich halte mich nur noch an Dich, an Dich, mein Leben, mein Glück, mein Alles! Soll ich Dir denn zu Füßen fallen, damit Du Mitleid mit mir habest? Hilf mir heraus aus meinem Jammer, nimm mich fort von Dem, den ich nicht sehen kann ohne Schüttelfrost, hilf mir ein neues Leben gewinnen! Hast Du mir nicht tausendmal gesagt, daß Du für mich sterben könntest? Jetzt bringst Du mir nicht einmal ein Vorurtheil zum Opfer! O, wenn ich Dir je eine frohe Stunde geschenkt habe durch meine Liebe, so lohne es mir heute, vernichte nicht meinen Glauben an Dich, verlasse mich nicht!"

Arthur's Lage war beklagenswerth. Er liebte Leonie mit Leidenschaft, es zerriß sein Herz, ihre Klagen zu hören, und doch sträubte sich sein Verstand gegen eine so excessive Auffassung der Lage und so gewaltsame Pläne.

„Leonie," rief er, „sei vernünftig! Kann ich, der ich die Ordre habe, zu einer angegebenen Stunde beim Regiment zu erscheinen, eidbrüchig werden und mit Dir entfliehen? Füge Dich nur ein wenig in die Verhältnisse, bedenk' die Welt, Deinen Gatten, Deine Verwandten, bedenke Dich und ein wenig auch mich! Du sagst, daß Du leidest, leide ich denn nicht weniger? werde ich denn nicht auch von Dir gerissen? Aber sage selbst, was man über den Soldaten urtheilen wird, der, statt seine Pflicht zu thun, mit der Frau eines ihm Vorgesetzten durchgeht!"

„Und soll Deine Liebe nicht fähig sein, ein Opfer zu bringen?" entgegnete Leonie. „Ich weiß wohl, daß, was ich von Dir fordere, nichts Kleines ist, aber wenn Du mich liebtest, wärst Du für Alles entschädigt. Wir gehen nach Frankreich, nach Belgien, nach England, wie Du befiehlst. Bringe ich denn nicht auch ein Opfer an meiner Ehre und meinem Namen, wenn ich mit Dir gehe?"

„Leonie," rief Arthur bewegt, aber in seinen Vorsätzen unbeirrt, „lassen wir den Wortstreit! Du forderst Unmögliches — ich kann nicht! Auch Du wirst über Alles dies morgen oder übermorgen anders denken. Doch, mein Gott, es ist Mitternacht, Du mußt fort! Denke an die Rückkehr! Wenn Dein Ausgehen im Hause bemerkt worden wäre? Wenn Du inzwischen schon vermißt würdest? Das heißt ja wirklich alle Fatalitäten künstlich hervorrufen und Alles auf die Spitze treiben!"

Er sprach die letzten Worte im Tone des Unwillens.

„Glaubst Du," entgegnete Leonie, „ich würde erschrecken, wenn Greifenstein aufgestanden wäre und mir an der Hausthür in seinem ganzen Zorn entgegenträte? Ich halte es für kein so großes Unglück, wie Du, von ihm mit einem plötzlichen Schlage befreit zu werden!"

„Wahrlich, Leonie," versetzte Arthur. „Du mußt arg im Unrecht sein, wenn meine Liebe Worte findet, die Dich verletzen können. Ist das die Sprache einer achtbaren Frau? Findest Du das Joch Greifenstein's so unerträglich, so kannst Du Dich von ihm trennen, ohne daß Deine Ehre dabei leide. Warum müßtest Du Dich — verzeihe mir den Ausdruck — erst als Nachtschwärmerin brandmarken, um zu diesem Ziele zu kommen? Deine Noth, Dein Elend kann ich theilen, nimmermehr Deine Schande!"

Diese energische Zurechtweisung verfehlte den Eindruck nicht. Leonie war wie versteinert, aber auch wie ernüchtert. Sie ward sich des Deliriums ihrer Leidenschaft bewußt. Doch, zu unbeugsam, ihr Unrecht einzugestehen, aber auch ganz entwaffnet und unfähig, länger zu kämpfen, warf sie die Mantille, die sie abgelegt hatte, hastig um, indem sie vor sich hinmurmelte:

„Du hast Recht — ich gehe — es ist sehr schön von Dir, auf Greifenstein so viel Rücksicht zu nehmen — Lebe wohl!" —

Arthur ergriff die sich Sträubende in seine Arme und beschwor sie mit weicher Stimme, sich nicht so von ihm zu trennen.

„O, geh nicht in Zorn und Entfremdung fort!" rief er. „Ich meine es ja so gut mit Dir! Heute mag Dir mein Benehmen hart erscheinen — doch morgen dankst Du mir dafür! Wir sehen uns ja wieder. Früher, als Du glaubst! Sei gewiß, daß diese Prüfungen das glücklichste Ende nehmen, wenn wir sie mit Muth und Besonnenheit ertragen."

Leonie konnte Nichts erwidern. Sie war aus dem Zustande fieberhafter Erregung in den Zustand tiefster Fassungslosigkeit angelangt.

Als Arthur sie über die Treppe hinabführte, knickten ihre Kniee wiederholt zusammen. Die Thränen rollten über ihre Wangen und bis auf Arthur's Hand, als er sie sanft wie eine Kranke von Treppe zu Treppe hob und noch zum Abschied auf die blassen Wangen küßte.

„Fahre mit," flehte sie unter leisem Schluchzen, indem sie seine Hand krampfhaft preßte.

„Kind," erwiderte Arthur innigst bewegt, „sehr gern, jedoch bedenke — Bist Du in Deinem eigenen Wagen gekommen?"

„Nein, in einem Fiaker" —

„Wenn Dich der Kutscher kennen sollte" —

„Mir gleichgültig. Fahre nur bis an die Ecke meiner Straße," stöhnte Leonie.

Arthur warf sich in den Wagen.

In stummer Umarmung, nur daß dann und wann ein Seufzer ihrer Brust entstieg, fuhren sie hin. Die Wagenlampen, auf zwei Seiten blind, warfen ihren Schein nach außen, im Wagen herrschte ein Halbdunkel, das nur von Zeit zu Zeit das Gaslicht der Straßenlaternen auf einen Moment unterbrach. Leonie weinte, an Arthur's Brust geschmiegt, leise und still vor sich hin, er fühlte seine Wangen und Lippen naß von ihren Thränen. Auch ihm war das Herz wie zerrissen. Ach, heute noch an ihrem Herzen, morgen in die Ferne! . . . Aus der tiefen Versenkung seines *Grames*, ja aus der Geistesabwesenheit riß ihn plötzlich die rasche Flucht der Pferde und die wilde Bewegung des Wagens heraus. Ein Leitseil mußte gerissen sein . . . Er sah sich um, und wußte nicht gleich, wo er sich befinde — er riß das Fenster auf, um den Kutscher anzurufen — — noch ein Moment und krachend schlug der Wagen um. Unmittelbar darauf prallten die Pferde, die ihn noch weiter fortschleppen wollten, an eine Mauer an, wo sie zu Boden sanken.

Arthur, von einem schrecklichen Schmerz im linken Arm erfaßt, war im Nu, ohne noch die Bedeutung der Verletzung abschätzen zu können, aus dem Wagen herausgesprungen. Unfähig, Leonie, die keinen Laut von sich gab, herauszuheben, da er den Kutscher fluchend und wimmernd unweit am Boden liegen sah, ersuchte er einige Herren, die der Zufall auf den Schauplatz des Unglücks geführt hatte, um Hülfe. Sie wurde ihm auf das bereitwilligste gewährt.

Leonie war bewußtlos. Man konnte vorerst noch nicht wissen, ob sie blos die flüchtigen Folgen einer ungeheuren Erschütterung trage, oder eine bedeutende Verletzung erlitten habe. Vorerst sah man nur an der Wange, unweit vom Auge, Blut aus einem kleinen Ritze fließen, der von dem Glassplitter einer zerschmetterten Wagenscheibe herzurühren schien.

Es war ein trostloser Anblick für Arthur, der sich selbst nur mit äußerster Mühe aufrecht hielt. Sein Arm begann schon nahe am Ellbogen aufzuschwellen, ein Knochenbruch war nicht mehr zweifelhaft.

Indeß war sehr bald ein anderer Wagen zur Stelle. Aber wohin mit Leonie? Konnte er sie allein, halbtodt nach Hause schaffen lassen, zu dem Gatten, welcher sie noch vor einigen Stunden auf ihr Zimmer hatte gehen sehen? Wohin mit ihr, die auf das dringendste Hülfe bedurfte?

Arthur wußte es nicht, er stand rathlos da, als Leonie schon im Wagen lag und der Fiaker mehrmals nach dem Bestimmungsorte gefragt hatte.

„Vor Allem — stotterte er endlich — „einen Wundarzt! Ich selbst — ich selbst bin auch schwer verwundet — mir dreht sich der Kopf" — er taumelte, mit der Hand über die Augen fahrend.

Der Fiaker mußte ihn stützen.

Nach einer Weile sagte er, gleichsam wieder erwacht, mit festerer Stimme, welche eine ihm schwer fallende Entschließung verrieth: „Fahr' Carlsstraße Nr. 83."

Es war die Adresse seiner eignen Wohnung. Seiner Wohnung, welche er tief unglücklich verlassen hatte, um bald darauf zu erkennen, daß jenes Unglück gegen die Lage, in welcher er jetzt sein Zimmer betreten mußte, eine Bagatelle gewesen . . .

Leonie hatte eine nicht unbedeutende Gehirnerschütterung erlitten und zugleich den Fuß gebrochen . . . .

Alles in Allem genommen, hatte das Schicksal wieder einmal einen seiner schrecklichsten Schläge wie mit raffinirter Bosheit geführt. Kein Feind, kein Verräther auf Erden hätte es vermocht, den beiden Liebenden noch in dieser Nacht einen so vernichtenden Schlag beizubringen.

---

## Siebentes Capitel.

**Handelt von gekränktem Ehrgeiz und gekränkter Ehre.**

Doctor Schmey hatte seine besorgnißerregende Krise inzwischen glücklich überstanden. Er war mit Sack und Pack in's Lager des Fürsten von Kronenburg übergegangen und dort in Gnaden aufgenommen worden. Dieser Act der Ueberläuferei hatte ihm keinesfalls mehr die schweren Seelenkämpfe gekostet, die er einst in Kraßnitz vor seiner Einigung mit Thieboldsegg empfunden. Es gab in ihm keine Principien mehr, welche zum Schweigen gebracht werden mußten; Vermehrung und Erhaltung des persönlichen Ansehens und Wohlergehens war nun die einzige Devise, zu welcher er schwur. Von politischen Idealen war er völlig abgekommen.

An demselben Tage, an welchem die Nachricht von der Inruhestandversetzung des Grafen von Thieboldsegg veröffentlicht wurde, war Schmey mit dem Fürsten in Enzdorf über den neuen Handel in's Reine gekommen. Er las das lakonische Handbillet, welches den Sturz und die Ungnade seines frühern Gönners in durchsichtiger Umschreibung meldete, wenn nicht mit Gleichgültigkeit, doch mit leerem Bedauern. Wie schmerzvoll würde er aufgeseufzt haben, wenn ihn Fürst Kronenburg noch in längerer Ungewißheit gelassen hätte! Wie jetzt die Sachen lagen, betrachtete er plötzlich die liberalen Eigenschaften des Grafen mit sehr ernüchterten Augen, dagegen machte er die Entdeckung, daß das abstoßende Exterieur des Fürsten nur trügerischer Schein sei und dieser die Bewunderung und Hochachtung aller Wohldenkenden lebhaft verdiene. Schmey's Sympathie, wie seine Treue, war zu seinem neuen Schutzherrn mit übergegangen.

Mit dieser Umgestaltung der Dinge war aber auch die Gefahr, welche die Actienunternehmung Arnold Stropp's bedroht hatte, völlig verschwunden. Die Entrüstung des Fürsten hatte nur dem verhaßten Grafen, keineswegs dem Speculanten gegolten. Was kümmerte eigentlich den Fürsten die ganze Welt der Krämer, Industriellen und Geldmenschen? Arnold Stropp's religiöser Eifer, seine philanthropischen Bemühungen um die Armen von Enzdorf waren nicht ungnädig bemerkt worden, er war auf dem Wege, mit Hülfe anderer, neuer, recht unsauberer Verbindungen seine Zwecke beim Fürsten zu erreichen. Er speculirte, wie es hieß, in schwindelhafter Weise. Aber wohin sollte die Verachtung des Fürsten fallen? Auf die Erbärmlichkeit und die Selbstsucht des Einzelnen? Vielmehr auf die Zeit, welche Preise nur Nichtswürdigen aussetzt und selbst legitime Interessen nur auf verbotenem Wege befriedigen hilft.

Schmey war auf seine Weise glücklich und mit sich selbst ganz zufrieden, wenn er seinen Lebenslauf mit philosophischem Blicke betrachtete. Wäre er der demokratischen Fahne treu geblieben, säße er vielleicht, wie Hunderte seines Standes und Faches, in irgend einem unbekannten Winkel der Erde brodlos gekauert, oder wäre ganz verkommen. Seiner ersten Ueberläuferei hatte er Stellung, Reichthum, eine reiche Frau und ein paar Orden zu verdanken, und jetzt, da er sich abermals in einen neuen politischen Sattel geschwungen, hatte er den ganzen Rest von Ehren in Aussicht, welche die Gewalt der Servilität zu verleihen hat. Durch den neuesten Protectorswechsel war sein Organ in demselben Verhältniß gestiegen, in welchem der Einfluß des Fürsten über jenem des Grafen stand. Was hatte er da zu bedauern?

Während Graf Thieboldsegg über die Vergänglichkeit irdischer Größe und Herrlichkeit mit hängendem Haupte und verbittertem Herzen nachzudenken hatte und den herben Kelch der Kränkungen bis auf die Neige leeren sollte, warf das Glück seine sonnigsten Strahlen in Schmey's Redactionsbureau. Er hatte — gestern — den vierten Orden erhalten, und dies war ein Signal für alle seine Clienten gewesen, ihm ihre Aufwartung zu machen und die gefühltesten Gratulationen darzubringen. Da stand er, wie ein kleiner mexikanischer Gott, jeder Zoll ein Staatsmann — jede Ader von Dünkel aufgebläht, die Haltung von Würde starrend, von Vornehmheit und Adel völlig durchdrungen!

Nun — es war gegen Zwölf — hatte er die Gäste verabschiedet und wandelte festen, elastischen Schrittes auf und nieder im Redactionszimmer. Wie seine Blicke rechts und links herumschossen, da leuchtete das Bewußtsein in ihm auf: hier laufen alle Fäden zusammen, die die Menschheit und ihre Interessen umfangen! Ich stehe, ein andrer Koloß von Rhodus, mit dem einen Fuße im Orient, mit dem andern im Occident, mein Blick durchsieht alle Wolken und weiß, welche Gewitter sie kochen, ja in meinen Händen liegen die furchtbarsten Donnerkeile, es liegt nur an mir, wohin ich sie schleudere! Vor mir giebt es keine Geheimnisse. Nichts vermag mich zu überraschen. Ich habe alle menschlichen Angelegenheiten durchschaut und weiß, daß alle Menschen bestechlich, alle Ideen Schwindel und das Metall der Herr der Welt ist. O, ich kenne die Welt und ich beherrsche sie, weil ich sie kenne."

„Apropos, lieber Gauthinger!" begann Schmey zu dem vor ihm sitzenden beleibten Journalisten, „haben Sie an den Artikel gedacht, den ich Ihnen gestern in seinen Grundzügen hinwarf?"

„Allerdings," sagte Gauthinger, „er ist sogar schon fertig." Und er begann unter allerlei Papieren zu kramen.

„Der Artikel ist wichtig, Gauthinger," begann Schmey, „er soll eigentlich mehr sein, als ein Artikel, — ein Programm! Es gilt, die Geister auf große Reformen vorbereiten, die im Zuge sind. Doch — man darf über dem Großen das Kleine nicht vergessen. Hören Sie, Kleinzug" — der Angeredete erhob sich devot — „das ist was für Sie! Es greift in der Bevölkerung ein Mißtrauen gegen das großartige, so unentbehrlich wichtige Institut der Gens-d'armerie Raum. Es gilt, hierin was zu thun. Diese in Oestreich neue Schöpfung hat noch nicht die Sympathie und Popularität, welche ihr zukommt. Das erzielt man freilich weniger durch Artikel, als durch Notizen, Bildchen aus dem Leben! Lassen Sie ein paar interessante und culturhistorisch bezeichnende

Notizen los, welche das segensreiche Wirken dieses Körpers schildern. Legen Sie wirklich Vorgekommenes unter, oder erfinden Sie mit dichterischer Freiheit. Ein begabter Dichter schreibt in diesem Augenblick Gensd'armerielieder — Ihre Aufgabe sei eine leichtere. Bringen Sie von Zeit zu Zeit charakteristische Anerdötchen u. s. w." —

„Ich will versuchen, ob mir dergleichen gelingt," murmelte Kleinzug und vergrub augenblicks das Haupt, das einen sinnenden Ausdruck angenommen, in seine Hände.

Schmey hatte indeß Gauthinger's Artikel in die Hand genommen und sich graziös auf das Kanapee geworfen. Den Zwicker auf dem Nasenrücken aufstellend, begann er lesend: „„Die Freiheit in der Kirche.""

„Die Aufschrift ist gut!" rief er wohlgelaunt. „Irre ich nicht, so habe ich sie Ihnen selbst angegeben, Gauthinger. Freiheit in allen Dingen! Freiheit auch dem Katholicismus! Sie haben sich wohl unsere Conversation von neulich gemerkt und demgemäß gearbeitet? Nun, wir wollen sehen! Ich hoffe, Sie haben nicht allzuviel vom Ihrigen hinzugethan, das würde nur schaden, es würde die Wirkung abschwächen."

Er las und murmelte: „Das Debüt ist klar, prägnant, concis! Gauthinger, es macht sich! Sie haben ein gutes Gedächtniß und verstehen die Verarbeitung Ihnen zugetheilter Gedanken! Wenn ich hier einen Ausdruck gemildert, hier einen Satz schärfer pointirt wünsche, so sind das Nebensachen ... Gut, gut! Das ist Logik, das ist Schärfe und Festigkeit der dialektischen Ableitungen! Meine Schlüsse haben wirklich die feste Verkettung und Vernietung eines Panzerschiffes! .. Ich habe nur hier und dort eine kleine Aenderung zu machen —"

Er ergriff eine Feder und eilte an den Schreibtisch.

Nach einer halben Stunde war das Werk der Retouchirung beendet. Aber auch Kleinzug, der starke Zeichen geistiger Anstrengung von sich gegeben, hatte den von ihm verlangten Artikel geboren.

„Es hat da" — begann er — „wie ich gestern las, in der Provinz, in Böhmen, der Blitz in einen Kirchthurm geschlagen... Ich habe, an dieses einfache Factum anknüpfend, eine Notiz in Ihrem Sinne geschaffen" ....

„Lassen Sie sehen!" rief Schmey, „oder noch besser, lesen Sie vor, Kleinzug!"

Kleinzug begann:

„In der Nacht vom 7. auf den 8. October entlud sich über die Gegend von Planitz und Elischau ein furchtbares Gewitter, der Wind trug mehrere Dächer ab und die Blitze folgten Schlag auf Schlag. Nun besteht unter dem dortigen Landvolk der unausrottbare Wahn, daß man durch „Ausläuten" jedes im Anzuge befindliche Gewitter forttreiben könne. Während nun hie und da ein Fenster niederstürzte, die Schloßen niederrasselten, wandten sich die Leute an den Glöckner, er möge läuten. Bald wurde mit allen Glocken geläutet. Zufällig befand sich der Gensd'armeriecorporal L ... im Orte. Er riß die Thurmthür mit Gewalt auf, erschien in größter Hast, da ihm Gefahr im Verzug schien, unter den Glockenstürmern und es gelang seiner bekannten Energie, die bethörten Leute zu beschwichtigen, daß sie die gefährliche Stelle gleich verließen. Kaum waren die Erschrockenen daheim, als der Blitz in den Thurm einschlug! Wären die Leute dem wohlgemeinten Rath nicht gefolgt, sie wären gelähmt, getödtet! Die Schrauben an der Glocke waren geschmolzen, der Altar beschädigt, zwei Polster verbrannt."

„Passirt," sagte Schmey, „doch ist es mir nicht recht, daß in dieser Notiz der Gensd'armeriecorporal gewissermaßen in Collision geräth mit dem religiösen Bewußtsein. Doch da ist zu helfen — lassen Sie den „trefflichen und einsichtsvollen" Pfarrer, früher vom Läuten abrathen! „Dessenungeachtet" stürzen die Leute in die Glockenstube. Das Weitere kann bleiben" ....

Kleinzug verbeugte sich.

„Apropos," meinte der kleine Sittig, der seit einiger Zeit auch zu den kleinen Hausgeistern des Donaureichs gehörte, sich Schmey nähernd, „ich wollte längst schon eine Anfrage stellen. Das Buch von Grauwak macht allenthalben in Deutschland Sensation. Jeden Tag ist davon die Rede. Sollten wir es nicht auch zur Besprechung bringen?"

„Je n'en vois pas la nécessité!" erwiderte Schmey hochmüthiger. „Solche Leute müssen todtgeschwiegen werden. Lenken Sie vielmehr von dem Tageserfolg dieses Buches zweckmäßig ab. Da ist im „Ausland" ein langer, recht interessanter Artikel über einen in Holland gestrandeten Wallfisch. Diesen wünsch' ich aufzunehmen. Er wird durch mehrere Nummern laufen — dazwischen die gewöhnlichen Wochenplaudereien, der Musikbericht und das überlästige Werk Grauwak's ist mit graziösem Stillschweigen übergangen."

Das letzte Wort war kaum über Schmey's Lippen gegangen, als sich seine Mienen plötzlich verfinsterten, wie wenn ein unangenehmer Gedankenzug an seinem Geiste vorübergegangen.

„Noch etwas, Gauthinger," sprach er nach kurzem Nachdenken, „folgen Sie mir in mein Arbeitscabinet!"

Auf elastischen Füßen lief er davon, während ihm der corpulente Unterredacteur keuchend nacheilte.

„Gauthinger," sagte der Doctor, als beide im Sanctuarium angekommen waren, „es giebt heute für mich noch eine schwere Nuß zu knacken. Die Journale werden sämmtlich dem abgetretenen Grafen Thieboldsegg einen Nachruf widmen, wie dies am Ende bei einem so bedeutenden Staatsmann ganz in der Ordnung ist. Man wird sich, je nach der Parteifarbe, bei dieser Gelegenheit in allen Conjecturen ergehen, man wird gute und böse Ahnungen an diesen Fall knüpfen. Unser Blatt kann nicht das einzige sein, welches absolut schweigt."

„Allerdings," meinte Gauthinger, „wir können nicht schweigen, es ist aber ein recht kitzliges Ding —"

„Das ist es," rief Schmey lebhaft zustimmend, „ein recht kitzliges Ding! Meine frühere Stellung zum Grafen und meine jetzige zum Fürsten gerathen dabei in eine haarsträubende Collision. Sie werden begreifen," fuhr er mit unendlicher Wichtigthuerei

fort, „daß ich schon deßhalb in Enzdorf nachgefragt habe.“ —

„Das war das Klügste, was Sie thun konnten,“ rief Gauthinger mit forcirter Lebhaftigkeit. „Ihre Vorsicht berücksichtigt Alles. Ihrer feinen diplomatischen Feder kann freilich so etwas keine besonderen Schwierigkeiten machen, immerhin aber“ —

„Selbstüberschätzung ist mein Fehler nicht!“ warf der Redacteur, vom Wohlklange dieser schmeichlerischen Worte angenehm gekitzelt, schmunzelnd hin.

Gauthinger, ein grundgescheiter, aber mit allen Wassern geriebener Mensch, ließ sich nie eine Gelegenheit entgehen, seinem Chef zu schmeicheln, und dessen täglich zunehmender Eitelkeit den Hof zu machen. Dadurch wuchs sein Einfluß und Schmey wurde trotz seines Selbstgefühls und bei aller Absicht, Alleinherrscher seines Journals zu sein, in allen möglichen Dingen von ihm gegängelt. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Gauthinger auch in Stropp's Sold stand, wie er denn Geld aus keiner Hand verschmähte.

„Leider“, fuhr der Redacteur, sich in der Sophaecke unruhig wiegend, fort, „ist die Antwort, welche ich aus Enzdorf erhalten, so vieldeutig, wie ein delphisches Orakel. Ich stehe eben so schwankend da, wie vorher. Man überläßt Alles meinem Tacte. Was soll das heißen? Lieber wäre mir ein klarer Befehl gewesen.“

„Diese Antwort,“ meinte Gauthinger, „sagt aber auch so viel, daß man der Sache keine besondere Wichtigkeit beilegt und Ihnen das unbedingte Zutrauen schenkt, daß Sie sich der Aufgabe, den Verhältnissen angemessen, zu entledigen verstehen werden.“

„Wohl, wohl,“ sagte Schmey mit saurem Mienenspiel, „die Sache aber bleibt doch eine kitzlige. Der Fürst haßt den Grafen, ich weiß es, er haßt ihn bitter, er hat ihn gestürzt. Was wollen Sie? Der schwache Sterbliche hört nicht ungern den gefallenen Feind lästern. Ich habe heute Morgen während des Frühstücks ein paar Zeilen hingeworfen und will sie Ihnen vorlesen. Ich schicke nur voraus, daß ich mit meinem Artikel — er ist übrigens ganz kurz — ganz und gar unzufrieden bin.“

Er zog ein Blatt aus der Brusttasche, während Gauthinger erwiderte: „Ich unterschreibe Alles, was Sie sagen, im voraus. In der zarten Behandlung solcher complicirten Verhältnisse haben Sie mit Recht den Ruf eines Meisters.“

„Fürchte sehr, daß ich ihn diesmal auf's Spiel setze,“ versetzte der Chef, „doch hören Sie —“ Er begann zu lesen:

„Einer der hervorragendsten Staatsmänner ist von dem Felde seiner Thätigkeit geschieden. Man sagt, es gebe auf dieser Welt keine unersetzlichen Männer, dennoch darf man aber behaupten, daß der Verlust eines Geistes, wie Graf Thieboldsegg, zu jeder anderen Zeit die fühlbarste, ja eine unersetzliche Lücke zurücklassen würde. Nur heute, nur eben jetzt, da an der Spitze unserer Staatsgeschäfte ein seltener Verein anerkannter Capacitäten, wahrhaft genialer Männer steht, erträgt sich ein solcher Verlust. Es mag sein, daß jene Stimmen Recht haben, welche meinen, der Graf sei mehr für eine bereits in sich beruhigte, auf unerschütterlichen Grundlagen befestigte, die edelsten Güter der Bildung und Gesittung ruhig weiterbildenden Periode geschaffen, als für eine Zeit, welche, wie die unsrige, diese Grundlagen erst, wie die einer mächtigen Seefestung, mitten in dem Toben aufbrandender Wogen aufbauen muß. Die staatsmännische Wirksamkeit des Grafen greift weit in die hinter unsern Sturmjahren liegende Epoche zurück und seine Persönlichkeit entsprach dieser conservativen, den Weltfrieden ängstlich hütenden Periode. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, ließe es sich freilich begreifen, daß die hohen Talente des Grafen ihre volle Verwerthung nicht im verjüngten Oesterreich zu finden vermochten, welches im Innern mit energischer Kraft den Riesenbau seiner Reformen durchsetzt, und nach Außen hin, gesonnen, vor seinen Feinden keinen Zoll breit zu weichen, in achtunggebietender Frontstellung steht. Der energische, aus dieser Welt zu früh geschiedene Geist des verewigten Fürsten von Schwarzenberg lebt noch wie ein anfeuernder Genius, ein unsichtbarer Paraclet, in der Mitte unseres Cabinets weiter, er leitet, so zu sagen, aus dem Grabe noch unsere auswärtige Politik. Diese Politik steht freilich im grellsten Gegensatz zu den quietistischen Doctrinen aus Metternich's Schule und vermag dem Denkenden und Tieferblickenden die Collisionsfälle zwischen der vormärzlichen und der modernen Zeit mit frappantester Anschaulichkeit zu offenbaren. Wie wir vernehmen, gedenkt der edle Graf nach Venedig zu übersiedeln, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß die milde, weiche Seeluft der unvergleichlichen Dogenstadt auf seine in letzter Zeit in Folge von Geschäftsüberbürdung angegriffene Gesundheit ihre wohlthätigen Wirkungen in vollstem Maße ausüben möge.“

„Vortrefflich, Herr Doctor, vortrefflich!“ rief Gauthinger, mit beiden Händen Beifall klatschend. „Ausgezeichnet! In Ihrem Aufsatz steckt etwas, was nur Jener ganz würdigen kann, der die ganze Sachlage klar überschaut. Es liegt sogar etwas Poetisches darin, diese Seefestung, dieser Paraclet und zum Schluß die unvergleichliche Dogenstadt machen sich sehr gut. Da bedenken Sie sich noch? Fort damit in die Druckerei!“

„Sie meinen?“ fragte Schmey befriedigt. „Nun es sei, aber auf Ihre Verantwortung!“

„Recht gern!“ rief Gauthinger, zu seiner Arbeit zurückkehrend.

Kaum hatte der Redacteur seinen Artikel in die Druckerei gesandt, als ein Besuch gemeldet wurde und eine Erscheinung eintrat, die, seitdem Schmey seine Verbindung mit Enzdorf angeknüpft hatte, sich öfters im Redactionsbureau blicken ließ.

Es war der unsern Lesern wohlbekannte, elegante Lümmel Burda.

Schmey war nie im Zweifel darüber, daß er sowohl dem Eindrucke dieser Persönlichkeit, als den Gerüchten über ihre Antecedentien nach, ein mauvais sujet der bösartigsten Gattung vor sich habe. Da aber dieser Mensch eine Stellung einnahm, in welcher er nützlich und auch ganz besonders schädlich

werden konnte, hatte er sich doch immer einer guten Aufnahme zu erfreuen. Das ahnte aber Schmey, so hoch er Burda's Einfluß schätzte, doch nicht, daß dieser eigentlich das giftige Geschoß war, welches den Grafen auf seiner Höhe meuchlerisch erreicht und niedergestreckt habe. Ebensowenig ahnte Schmey, daß er einen Menschen vor sich habe, der — neben Kronenburg der Einzige — den wahren Grund von Thiebeldsegg's Absetzung kannte. Die Kenntniß des geheimen Hergangs würde Schmey's Respect vor Burda auf erstaunliche Weise vermehrt, freilich aber auch ihm diesen erst im wahren Lichte gezeigt haben. Er hätte auch gleich gemerkt, wie gefährlich es sei, sich dieses Menschen zu bedienen, und daß es von Allem das Beste bleibe, nie die Bekanntschaft eines Subjects dieser Sorte gemacht zu haben.

„Willkommen, lieber Burda!" rief der Redacteur dem Eintretenden entgegen, zwar ungemein freundlich, doch in der Manier eines größern Herrn vor einem untergeordneten. „Bringen Sie Botschaften von Sr. Durchlaucht?"

„Nein, Herr Doctor," gab Burda zur Antwort. „Ich komme heute in einer Privatsache. Haben Sie ein Viertelstündchen Zeit?"

„Ich habe sehr viel zu thun," murmelte Schmey, „jedoch für Sie will ich mir gern Zeit machen. — Eine Cigarre, lieber Burda? Ich weiß, Sie schlagen meine Cigarren nie aus. So, da ist Feuer. Und nun, womit kann ich dienen?"

In diesem Augenblicke machte Schmey die Bemerkung, daß Burda, der sein rechtes Auge fortwährend gerieben hatte, dies nur darum that, um es so lange als möglich nicht sehen lassen zu müssen. Er schien auch überhaupt sehr übel gelaunt.

„Es handelt sich um Ihren Freund, Herrn Stropp," sagte Burda, „Ihren Freund Arnold Stropp, dem ich in letzter Zeit die größten und ich darf sagen einträglichsten Freundschaftsdienste geleistet habe. Ich hätte nie geglaubt, daß er im Stande sei, mich zu beleidigen, statt mir zu danken."

„Das muß auf einem Irrthum beruhen," erwiderte Schmey überrascht, „denn ich kenne die Gesinnungen, welche Stropp gegen Sie hat. Doch, bon Dieu, was fehlt Ihnen am rechten Auge?"

„Jetzt ist es gottlob vorüber," sagte Burda, offenbar unangenehm berührt, machte aber gute Miene zum bösen Spiele und zeigte offen zwei lange und breite Narben, die sehr frisch waren und sich kreuzten. „Vor etwa vierzehn Tagen ist mir das Malheur passirt."

„Wie denn, zum Kuckuk?" rief Schmey neugierig.

„Was kommt nicht heutzutage Alles vor!" versetzte Burda mit einem Seufzer. „Man hat ein kleines Attentat an mir verübt — natürlich ein roher, ganz ungebildeter Mensch, ein Subject, das die schlechteste Vergangenheit hat."

„Das rührt offenbar von einer Hiebwaffe her!" sagte Schmey, unter welchem galanten Namen er einen derben Stock verstand.

„Der Kerl ist bereits eingesteckt," fuhr Burda fort, die Erörterung über die Hiebwaffe vermeidend, da es doch für einen so eleganten Gentleman beschämend war, eine Tracht Prügel einzugestehen. „Leider sind unsere Gesetze zu mild — drei Wochen Arrest — ist das eine Strafe? Ich habe länger damit zu thun. Doch," fügte er mit massiver Wuth hinzu, „sobald er herauskommt, will ich ihm noch eine Nachtragszahlung machen, daß ihn der Teufel holen soll!"

„Was gab's denn für einen Anlaß?" fragte der Doctor.

„Anlaß!" rief Burda höhnisch. „Was für einen Anlaß braucht so ein Kerl, ein Deserteur, ein ehemaliger Honved, ein wegen Unterschlagungen davongejagter Conducteur — ein Lump, der längst in Munkacz oder Olmütz sitzen sollte? Der Kerl hat sich als Bereiter in die Dienste des Fürsten eingeschlichen, wo er natürlich nur so lange bleiben konnte, bis seine Schlechtigkeiten herausgekommen waren. Vor etwa vierzehn Tagen wurde ihm der Laufpaß gegeben. Da schreit der Kerl über Unrecht, giebt mir die Schuld, ihn vom Brode gebracht zu haben, und überfällt mich am selben Abend, wo er des Dienstes entlassen ist, im Park. In einer so rohen Zeit, wie die unsrige, wo selbst die größten Potentaten vor persönlichen Angriffen nicht sicher sind, ist's gar keine Schande, einzugestehen, daß mich der Kerl mit seinem Knüttel todtgeschlagen hätte, wenn mich nicht der fürstliche Kutscher befreit hätte."

„Welche Brutalität!" rief Schmey, nicht ohne wahre Entrüstung, da er vorerst den Sachverhalt so annehmen mußte, wie ihn Burda angab. Sein Mitleid würde sich schwerlich geregt haben, wenn er gewußt hätte, daß Burda den Attentäter, der, wie man leicht erräth, Stephan Neboi war, durch seine Verfolgung zur Verzweiflung gebracht habe.

„Doch", fuhr Burda, sich tröstend, fort, „das Auge wird wieder gesund werden und an der Ehre kann ein solcher Kerl einem Manne wie mir nichts nehmen! Dagegen — um zur Hauptsache wieder überzugehen — schmerzt es mich tief, daß mir Herr Stropp eine schwere Beleidigung angethan hat. Bei solchen angesehenen und feinen Leuten nimmt man mit Recht auch das scheinbar Geringfügige übel, denn solche Herren bemessen ihre Schritte! Hören Sie nur. Ich ersuchte Stropp vor einigen Tagen brieflich, mir auf meine Rechnung gute Staatspapiere im Betrage von fünftausend Gulden zu kaufen, da ich selbst in Börsensachen ein Kind bin. Gewiß, verehrtester Herr Doctor, eine wohlfeile Bitte, da ich das Geschäft auf eigene Rechnung verlangte. Was that Herr Stropp, dem ich beim Fürsten Dienste geleistet, dem ich Lieferungen verschafft habe, bei welchen man reich werden kann, wenn man es nur ein Bißchen pfiffig anzupacken versteht? Er schickt mir gestern, unter Couvert, ohne ein weiteres Wort eine Eintausendguldenbanknote."

„Sonderbar", murmelte Schmey, der die wohlfeile Bitte Burda's richtig zu schätzen wußte.

„Ist das nicht eine Ehrenkränkung?" fuhr Burda mit großem Pathos fort. „Gewiß, in jeder Hinsicht! Wenn er meine Bestellung nicht effectuirt, so heißt das so viel, als daß er mir fünftausend Gulden nicht

creditirt. Aber weit schlimmer. Er hält meine Bitte für einen Vorwand, für eine verdeckte Gegenforderung für geleistete Dienste — meinen Brief für einen Bettelbrief, ja, das ist das rechte Wort! Und diesen Bettelbrief hält er für so unverschämt hochgeschraubt, daß er mir darauf hin ein Fünftheil überschickt . . . Ha, da müßte man ja keinen Funken von Ehre im Leibe haben — wahrhaftig!"

„Sie haben wohl das Geld gleich wieder zurückgesendet?" fragte Schmey.

„Noch nicht", erwiderte Burda, etwas kleinlauter. „Ich will noch abwarten, wie sich die Sache aufklärt. Ich will lieber Unrecht leiden, als durch selbstverschuldete Uebereilung Unrecht thun, das ist mein Princip! Und deßhalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mit Herrn Stropp darüber Rücksprache zu nehmen. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Differenz gütlich ausgleichen —"

„Recht gern, Herr Burda", gab Schmey zur Antwort.

„Es thäte mir sonst leid —" sprach der schamlose Erpresser weiter, „denn ich habe Herrn Stropp auf den ersten Blick liebgewonnen. Trachten Sie die Sache zu aplaniren, indem Sie ihm vorstellen, welche Vortheile ich ihm noch zuzuwenden im Stande bin. Sollte er aber wirklich die Ehrenkränkung auf mir sitzen lassen, so erklären Sie ihm nur, daß auch ich künftighin andere Saiten aufziehen werde. Ich bin von Herzen gern gefällig — aber an der Nase herumführen lasse ich mich nicht!"

Schmey begleitete mit den friedlichsten Zusagen den unsaubern Gast an die Thür und nahm den Vorfall als weitern Beitrag zu Burda's Charakteristik nicht ohne bedenkliches Kopfschütteln hin.

---

## Achtes Capitel.

### Wendet sich wieder unserem Liebespaare zu.

Graf Thieboldsegg hatte seit seiner Entzweiung mit dem Fürsten Kronenburg den Anzug irgend einer Rache erwartet, doch aber nicht geglaubt, daß diese so rasch und so vollständig erfolgen werde. Er war höchstens darauf gefaßt gewesen, daß seine ehrgeizigen Bestrebungen, wenn er bei ihnen die hülfreiche Hand des Fürsten benöthigte, auf Hindernisse stoßen und schlimmsten Falls zurückgeworfen werden würden. Er hätte es für völlig unmöglich gehalten, daß er mit einer förmlichen Amtsentsetzung gezüchtigt und in's Privatleben zurückgewiesen werden könne. Denn hatte er auch einen großen und mächtigen Feind, so rechnete er doch darauf, daß er auch Freunde besitze und die Verdienste seiner viertelhundertjährigen Thätigkeit im Staatsdienste verdiente Berücksichtigung finden müssen. Die Enttäuschung war schrecklich, betäubend. An Arbeit gewöhnt, im vollen Besitz seiner Geisteskräfte, mit seinem Berufe wie zusammengewachsen, fühlte er sich, als ihn das unvorhergesehene Schicksal traf, im buchstäblichen Sinne wie zu Boden geschmettert. Sein Zustand war nur dem eines Menschen zu vergleichen, der sich gesund zu Bette gelegt hat und an allen Gliedern für immer gelähmt erwacht.

Aber auch der Gelähmte muß sich endlich in seine Leiden finden So sah auch der Graf, nachdem die erste und schlimmste Zeit vorübergegangen war, bald ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als sich mit dem Unabwendbaren zu befreunden und in das uralte Lied vom Undank der Höfe einzustimmen.

Thieboldsegg hatte eine Audienz nehmen müssen, um sich für seine „Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand" zu bedanken. O Ironie — bedanken! Er, der stolze Aristokrat, fühlte in seiner hohen Sphäre in diesem Momente dasselbe, was der gemeine Soldat fühlen mag, wenn er auf gut österreichisch nach überstandener Züchtigung die Bank wegtragen und dem Hauptmann das „dank' gehorsamst für gnädige Straf'" sagen muß. Der Graf war ohnehin krank, als er sich zu dem schrecklichen Gange aufmachte; als er von der feierlich nichtssagenden Ceremonie zurückkam, wo ihm kein Tropfen Arznei auf die schmerzende Wunde geträufelt worden war, fühlte er sich plötzlich um zehn Jahre älter. Er sah sich noch einmal den Burghof an, wie etwas, wovon man für immer Abschied nimmt, seufzte tief und fühlte mit einem Male ein mit Scheu gemischtes Grausen vor diesen Räumen. Der darin waltende Geist, der, von den Individuen unabhängig, seit Jahrhunderten dort umgeht, ohne sich merklich zu verändern, war ihm plötzlich wie greifbar gegenüber getreten. Mußte auch ein so alter Habitué, wie der Graf, vor ihm erschrecken? . . .

Der Geist, den ich meine, und der, von den vorübergehenden Existenzen unabhängig, sein eigenes Leben führt, ist ein gar eigenthümlicher Genosse. Er ist ein Geist, unheimlich langsam, nüchtern und vorsichtig. Keine Resolution kommt bei ihm aus dem Stegreif, ist aber einmal eine zu Stande gekommen, so harrt er bei ihr, wenn sie auch als falsch erkannt wird, mit merkwürdiger Consequenz aus. Er ist ein Geist von starrer Noblesse und verdrießlicher Würde. Er mißtraut allen Talenten und achtet vor allem den maschinenhaften Fleiß, vorzüglich den, der sich schreibend in Kanzleien bethätigt. In äußerlicher Andacht und Befolgung der Kirchengebräuche ist er sehr eifrig; wie auch Jahrhunderte hingehen, er bleibt des Glaubens, daß Gott die Frömmigkeit und den Eifer für die katholische Kirche mit Länderzuwachs lohnen wird. Das behaupten auch alle jene schwarzen Gestalten, die die Treppe auf- und herabgehen und sich um ihn viel zu thun machen. Von Pater Lamormain und Pater Emerich bis auf Abraham von Sancta Clara und dessen neueste Copien — welch' eine Schaar von Zeloten! Dieser Geist liebt Gott jedenfalls mehr als die Menschen. Er verachtet es tief, populär zu sein, und selbst da, wo er auf Liebe Anspruch macht, bietet er für diese Liebe nichts Anderes, als sich selbst. Ebensowenig, wie etwa das katholische Dogma, mag er in der ihn umgebenden Welt eine Weiterbewegung, einen Fortschritt anerkennen; was ihn aber vor Allem auszeichnet, ist dies: während jeder andere Herr-

schende Geist auf nationaler Unterlage fußt, ist er über jede nationale Basis emporgehoben. . . . Das wäre gut, wenn nur nicht wieder die Consequenz, die er daraus zieht, gar so bitter wäre! Doch weil er selbst über jedem Unterschied der Sprache und Abstammung steht, verlangt er wieder, daß ihm zu Liebe und ihm zu dienen Alle den Unterschied der Sprache und Abstammung aufgeben, und das giebt oft harten Widerspruch und schreckliche Kämpfe! Doch immerhin! Mögen sie toben, mögen sie rasen, ihn erreichen sie nicht! Ja, sie stören ihn nicht einmal, — er zählt ja sein Leben nach Jahrhunderten! Ob Türkenbelagerungen die Stadt bedrohen, ob protestantische Rebellen heranstürmen, ob Schwiegertöchter Königreiche als Mitgift bringen und die Stürme alles Errungene wieder in Frage stellen, er hält aus, ist nicht irre zu machen und trägt fast immer die gleichen Mienen. Joseph II. vermag nicht ihn zu verscheuchen, und nur als der corsische Eroberer in seiner Burg Nachtquartier nimmt, da wird ihm seltsam zu Muthe . . . . Pah! Das ist nur ein Moment! Ein einziger Tag wendet die Dinge! Bald ist er wieder da, unumschränkt in den alten Mauern, von ihnen unzertrennbar, und von einer Dauer, wie sie selbst . . . .

Doch was reden wir von Burggeistern und andern märchenhaften Dingen? Wir kehren zur kalten, frostigen Welt der Thatsachen zurück. Graf Thieboldsegg hatte sich zu Bett legen müssen und medicinirte drei Tage lang. Als er sich wieder aufrichtete, war sein erstes Wort: „Die Zeitungen!“ Man brachte sie ihm und er verschlang sie mit Heißhunger. Kein Wunder! Sie beschäftigten sich ja insgesammt in längern oder kürzern Artikeln mit seinem Abgange. Sie enthielten gewissermaßen seinen Nekrolog, welchem Grabesschweigen folgt. Schmey's zwar anständig gehaltener, dennoch aber perfider Artikel ließ ihn ganz kalt. Er kannte die Person und die Stellung des Verfassers zu gut, um von ihm die Dienste eines freien, sein Herz ergießenden Mannes verlangen zu können. Ueberraschend neu war aber dem Grafen die Entdeckung, sich von der überwiegenden Anzahl der Journale als einen mit dem herrschenden System unzufriedenen, zum Liberalismus neigenden Staatsmann feiern zu hören. Dies Lob war um so unbegrenzter, als alle Welt über die Motive seines Zurücktretens in vollständigem Dunkel war. Wußte ja der Redacteur des mit ihm so eng alliirten Donaureichs nicht mehr darüber, als der Chef des kleinsten Provinzialwinkelblattes. Zu dieser Betrachtung des Gegenstandes, welche vom Standpunkt der öffentlichen Meinung aus günstig zu nennen war, da das herrschende System herzlich wenig überzeugte Anhänger zählte, hatte ein großes Zeitungsorgan den ersten Anstoß gegeben, welches gerade das entgegengesetzteste Princip, das kirchlich absolutistische, mit Vehemenz vertrat und von Eingeweihten als dem Fürst Kronenburg blind ergeben angesehen wurde. Dies Blatt eiferte gegen des Grafen liberalisirende Tendenzen, gegen seinen antikirchlichen, ja voltairianischen Geist, seine Popularitätssucht und gab damit den ersten Fingerzeig, wo die Motive seines Entlassens zu suchen seien. Was das *Blatt* behauptete, war Alles unwahr, lächerlich unwahr, aber die Presse tappt nicht selten in dieser Weise herum. Freilich war es wahrscheinlich, daß ein Theil Derer, die über den Liberalismus des Grafen schrieben, selbst nicht an ihn glaubten; sie wollten aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihre Wünsche nach andern Zuständen auszusprechen, ohne daß dabei eine Verwarnung zu riskiren war.

Kronenburg's Organ hatte mit dieser Taktik zwei Wirkungen zur Folge, eine nach Oben, welche es wünschte und wahrscheinlich erreichte, eine nach Unten, welche es nicht beabsichtigte. Es wollte den Grafen in den hohen maßgebenden Kreisen denuncciren und ihn als Demokraten uud Ungläubigen hinstellen, um jede Rückberufung unmöglich zu machen und den Todten gleichsam in einen doppelten Sarg zu betten. Der Graf, der die Luftströmungen in den hohen Regionen kannte, verstand die macchiavellistische Absicht gar wohl.

Die zweite Wirkung, welche aber nicht beabsichtigt worden war, äußerte sich, nachdem alle Zeitungen über das Thema Chorus gemacht hatten, in verschiedenen Richtungen nach Unten. Die Leute lasen zu ihrem höchsten Erstaunen, daß sie in jenem Staatsmann, den sie für einen, wie alle Uebrigen gehalten, einen Volksfreund verloren. Trauer, daß er gegangen sei, und Freude, daß es auch in den Regierungskreisen noch solche Männer gebe, kämpften mit einander. Wie hatte man Thieboldsegg so sehr verkannt! Man schrieb sich den Namen des aristokratischen Dulders für die Volkssache in's Gedächtniß, und es lag nunmehr nur an der ferneren Haltung des Grafen und an den Zeitumständen, ihn als einen Mann der Zukunft und einen Repräsentanten einer besseren Aera emporzubringen. Der Graf übersah die vortheilhafte Seite, die die Auffassung seines Sturzes hatte, nicht, aber der eingefleischte Hofmann in ihm hätte in diesem Augenblicke dieser Rolle seine frühere Stelle und ein bißchen Volkshaß weit vorgezogen . . . . .

So viel über die Entlassung des Grafen und den Eindruck, den sie auf's Publicum machte. Es ist nun an der Zeit, daß wir uns wieder nach Cornelia und Bruno umsehen, die uns in der großen Menge der bei dieser Erzählung betheiligten Personen eine Weile aus den Augen gerückt wurden.

Wir müssen hierbei in der Zeit um einige Wochen zurückgreifen. Wir werden dabei inne werden, wie der Schlag, der den Grafen von der Höhe seiner Amtsthätigkeit herabgeschmettert, in heimlicher Stille, und ohne daß der Graf selbst es erfahren sollte, einen andern Schlag parirte, der den Vater nicht minder hart getroffen haben würde, als der Staatsmann schon getroffen war.

Bruno hatte seit dem letzten Begebniß im Thieboldsegg'schen Palais den Rest seiner Hoffnungen aufgegeben, sein Herzensanliegen auf gütlichem Wege durchzusetzen. Er sah ein, wie richtig dereinst sein Oheim den Grafen beurtheilt. Es schien unmöglich, die Vorurtheile und den Standesstolz des Mannes zu beugen, dessen Schwiegersohn er werden wollte.

Diese Anschauung der Lage legte Bruno der Geliebten bei der nächsten Zusammenkunft offen und mit allem Ernste dar. Er erklärte ihr, daß alle Wege,

die er allenfalls noch einschlagen könne und die den Zweck hätten, die väterliche Zustimmung zu erlangen, für ihn nur zu fortgesetzten Demüthigungen und für sie zur Verewigung des häuslichen Unfriedens und innern Zerwürfnisses führen würden. Es bleibe somit nichts übrig, als stumm zu resigniren, oder sich für Selbsthülfe zu entscheiden nnd auf eigene Faust zu handeln. Er rathe zu einer That, welche in den Augen der Welt zwar bedenklich erscheine, aber zuletzt doch der öffentlichen Freisprechung gewiß sei. Cornelia sollte mit ihm fliehen, nach vollzogener Trauung werde sich Alles gütlich lösen. Der Vater sei nun einmal schon, nach guter Diplomatenweise, nur durch eine vollendete Thatsache zur Zustimmung zu zwingen.

Cornelia schrak trotz ihrer großen Liebe, die sich schon durch so viel Opfer bewahrheitet hatte, vor dem Vorschlag Bruno's zitternd zurück. Sie war ja eine so zarte, sanfte Natur, in aller Strenge erzogen, sie liebte ihren Vater so sehr, daß ihm eine einzige Stunde des Schmerzes zu bereiten, ihr ein Verbrechen schien. Nein, das ging nicht, das war unmöglich! Da schied Bruno, und Cornelia war wieder allein, allein mit ihren Gedanken, allein mit ihrer Liebe. Sie nahm die Frage wieder vor und betrachtete sie von allen Seiten. Auch Desdemona war eine gute Tochter und doch verließ sie den Vater. Cornelia schrieb wieder an Bruno, bat um Rath. Sein Entschluß, den die trostlose Sachlage selbst geschaffen hatte, war unverändert derselbe geblieben. Immer mehr verringerte sich ihr Widerstand, während gleichzeitig die Vorwürfe ihres Vaters, mit der verachtungsvollen Herabsetzung des Geliebten untermischt, mitwirkten, ihr den verwegenen Gedanken der Entführung näher zu rücken. Endlich warf sie unter Thränen ihr Schicksal in die Hand des Mannes, den sie einst gerettet. Ja, sie wollte mit ihm fliehen. Als sie einmal ihre Zustimmung gegeben, dachte sie an keinen Rücktritt mehr, ihre Bestürzung schlug in Freude, ja in Begeisterung um, wie wenn sie in tiefsten Nöthen gleichsam durch ein Zaubermittel auf den Gipfel ihrer Wünsche und ihres Erdenglückes getragen werden sollte. Mit freudigem Ungestüm erwartete sie den Tag, wo alle Vorbereitungen getroffen sein würden. Kaum daß sie von dem Ungewissen eines solchen immerhin gefahrvollen Unternehmens momentan nachdenklich gestimmt wurde. Ihr Herz, welches den Gegenstand seiner Liebe so oft in Lebensgefahr schweben gesehen und sogar verloren gegangen glaubte, sollte diesen nun endlich ganz und für ewig sein nennen. Die Liebe, die ihr bisher nur ein kummervolles Glück geschenkt, sollte endlich, und zwar jetzt, da es am wenigsten zu vermuthen, die Krone der Treue und Hingebung, die immer nur eine Dornenkrone auf ihrem Dulderhaupte gewesen, plötzlich in einen lachenden Kranz verwandeln. Ja, eine muthige That würde Hülfe schaffen! Sie würde für den Druck eines lange getragenen Geheimnisses, welches das Herz mit dem Schein des Verbotwidrigen geängstigt, Freude und Freiheit einlösen! Alle Bedenken über den Schritt, den sie zu thun im Begriffe stand, waren in der Exaltation süßer, ungestüm hervorbrechender Hoffnungen untergegangen und wie auch der Furchtsamste mitten im Sturme von dem lecken, halb mit Wasser gefüllten Schiffe in das kleine schwankende Boot aufjubelnd springt, auf welches er vom festen Grunde aus um keinen Preis der Erde treten würde, so zeigte auch das liebende Mädchen Muth und Lust, in eine gefahrdrohende Situation hineinzuhüpfen und eine Fahrt zu beginnen, auf welcher sie zwar Alles wagte, doch aber auch aus den Fluthen des Mißgeschicks in den sichern Hafen gelangen konnte.

Der Fluchplan war bereits in allen Theilen entworfen, der Tag, ja die Stunde bestimmt, alle Details verabredet — als die Dienstentlassung des Grafen dazwischen fiel und die Ausführung des Vorhabens in momentanes Stocken brachte. Der Graf war gleichzeitig erkrankt, oder doch wie Einer, bei dem der Ausbruch einer Krankheit zu gewärtigen ist. Konnte Bruno der gefühlvollen Tochter Vorwürfe machen, daß sie in diesem Augenblick ihren Vater nicht im Stich lassen wollte und sich durch die zarten Besorgnisse kindlicher Pietät anders bestimmt fühlte, besonders, da es sich nur um einen Aufschub handelte? Die Liebe zu Cornelia drängte ihn selbst, bereitwillig, ja entgegenkommend, auf eine Fristverlängerung einzugehen.

Dieser Zwischenfall sollte aber im voraus nicht zu berechnende Folgen haben.

Bruno hatte von der Ungnade des Grafen früher Kenntniß erhalten, als die eigene Tochter. Diese, in ihrer fast klösterlichen Absperrung, las nicht täglich die Zeitungen, sie wurden ihr nur zu oft vorenthalten. So ahnte Cornelia die wahre Ursache der Erkrankung ihres Vaters nicht, und er selbst wollte oder konnte sich nicht gleich aussprechen. Erst zwei Tage später, als die erste Betäubung an ihm vorübergegangen war, trat er in ihr Zimmer und setzte sich, wie um eine Aufklärung zu geben, an ihre Seite.

Cornelia erkundigte sich ängstlich nach seinem Befinden.

„Liebes Kind," antwortete der Graf, „das Uebel sitzt nicht im Körper. Mein Geist ist krank, mein Herz ist wie durchschnitten. Ein Nervenfieber wäre mir lieber!"

Cornelia zuckte zusammen. Sie mußte annehmen, daß sich ihr Vater die häuslichen Vorfälle so schwer und so tief zu Herzen genommen habe.

„Undank," fuhr der Graf fort, „Intriguen und Denunciationen haben meine Laufbahn unterbrochen. Ich habe meine Entlassung erhalten —"

Cornelia, die sich zwar insofern entlastet fühlte, als sie sah, daß sie den Zustand ihres Vaters nicht verschuldet habe, nahm diese Nachricht mit peinlicher Ueberraschung auf. Ihr war bekannt, daß ihr Vater an seinem Amte wie an seinem Leben hange.

„Ich bin Privatmann geworden," fuhr der Graf ohne Unterbrechung fort, „das heißt, ein Mensch, welcher recht lange schlafen und viel spazieren gehen kann, aber eigentlich nichts mehr ist. Doch glaube mir, daß mein Unglück nicht halb so groß wäre, als es ist, wenn ich in diesen unfreiwilligen Ruhestand mit dem Bewußtsein treten könnte, daß die innigen Bande, welche uns Beide verknüpften, durch die be-

klagenswerthen Vorfälle der letzten Zeit nicht gelockert seien!"

„Ach, Vater —" rief Cornelia und stockte plötzlich.

„O, ich weiß Alles," sagte der Graf rasch. „Mein Blick dringt tiefer, als Du meinst. Nein, es ist nicht Alles mehr so zwischen uns, als es war — ich fühle, daß in Deiner Haltung zu mir viel nur noch Rücksicht ist, was früher Herzensbewegung war — ach, das schmerzt —"

„Vater," rief Cornelia mit warmem Protest, „willst Du mir die Lage noch durch solche Verkennung herber machen? Sprich, kannst Du mir Gleichgültigkeit gegen Dich zur Last legen? Ich vielmehr habe zu fürchten, daß Du Dich von mir abgewendet haben könntest, ja ich könnte weit eher klagen, daß ich Deine ganze Liebe verloren zu haben scheine —" sie unterbrach sich und Thränen traten in ihre Augen.

„Hättest Du aber auch so Unrecht?" sprach der Graf mit einer Gelassenheit, die an Milde reichte. „Ich habe die härtesten Vorwürfe gegen Dich ausgestoßen und Dir — wie soll ich es sagen — eine Seite an mir gezeigt, die Du zuvor nie gesehen — ich wollte wahrlich, daß ich geschwiegen hätte! Von Deinem Standpunkte aus hast Du mir Unrecht gegeben und geben müssen. Meinen Angriffen hat jede in Deinen Augen gültige Begründung gefehlt, Du hast nur meine Härte empfunden, in den Ausbrüchen meines Zornes sind die zu Grunde liegenden Besorgnisse meines Vaterherzens unvernehmbar verschollen. Du hörst, daß ich mich selbst anklage, daß ich meinen Affect bereue — ich bitte Dich um Verzeihung —"

„O Vater, Vater," rief Cornelia, seine Hand ergreifend und wiederholt an die Lippen drückend, „es wäre nie zu dieser Scene gekommen, wenn wir Beide immer so liebevoll uns vertraut und Alles mit einander besprochen hätten! Deine Versicherungen machen mich glücklich und geben mir die freudige Zuversicht, daß Alles, was da kommen möge, unser herzliches Einvernehmen nicht erschüttern, sondern nur befestigen könne. Wer auf Erden steht mir denn so nah wie Du? Leichter fiele es Dir, mich zu verstoßen, als mir, Dich zu verlassen" . . . . .

„Ich danke Dir, mein guter Engel," sagte der Graf gerührt, indem er einen Kuß auf die Wange seiner Tochter drückte. „Verlasse Dich darauf, daß ich dieses Augenblicks ewig eingedenk sein werde! Deine Liebe ist ja die einzige Arzenei, welche ich heute für mein schwer verwundetes Gemüth habe! Die Fortdauer unseres häuslichen Glückes ist freilich von einer Bedingung abhängig, welche zu erfüllen Du mir jetzt förmlich versprechen mußt: Habe nie ein Geheimniß vor mir, betrachte mich als Deinen besten Rathgeber und Vertrauten und als Deinen wahrhaften Freund —"

„Ich nehme Dich beim Worte —" sagte Cornelia.

„Jetzt muß ich Dir aber noch ankündigen," sprach der Graf, „daß wir nicht länger in Wien bleiben, sondern auf lange — vielleicht auf immer — umsiedeln. Ich ertrage es nicht, auf dem Schauplatz *meines ehemaligen* Wirkens als Invalide auf Krücken umherzugehen. Ich habe Venedig zu unserem Aufenthalt auserkoren — ein Tausch, bei dem Du wenigstens unendlich gewinnst. In zwei, drei Tagen — kurz, so schnell als möglich, sind wir dahin auf dem Wege!"

Dieses Gespräch, mit der staatsmännischen Katastrophe des Grafen verbunden, war gewiß geeignet, die aufgegebene Hoffnung in der Brust Cornelia's wieder zu erwecken. Sie meinte, mit Zustimmung ihres Vaters das Ziel ihrer Liebe zu erreichen, ohne je wieder an den gewaltsamen Ausweg einer Flucht und Entführung denken zu müssen.

Auch Bruno, dem sie das Vorgefallene auf's eiligste mittheilte, konnte nicht umhin, ihr einigermaßen Recht zu geben und ihren Aussichten beizupflichten. Obwohl durch die Entfernung des Grafen aus dem Staatsdienste ein Haupthinderniß der Heirath weggefallen war, gab er sich jedoch keinem unbedingten Vertrauen hin. Für wie aufrichtig und ernst gemeint er auch die Versöhnungsscene des gestürzten Diplomaten mit seiner Tochter halten mochte, er konnte sich des Bedenkens nicht erwehren, ob sich dessen väterlich milden Worte durch Nachhaltigkeit und vollends durch die That bewähren würden. Er entschloß sich daher, ein Verhalten zu beobachten, welches die Mitte zwischen übereiligem Vertrauen und Ueberstürzung aus Pessimismus hielt. Cornelia billigte diese Haltung vollkommen.

Bruno erklärte, daß er nach einer so schnöden Zurückweisung nie wieder das Haus ihres Vaters aus eigenem Antriebe betreten könne, und daß es jetzt lediglich an ihr sei, ihren Vater umzustimmen, von dessen Verwandlung sie sich so viel versprach. Er, für seine Person, könne nichts thun, als den Brief erwarten, der ihm melde, daß sich der Graf mit der Heirath einverstanden erklärt habe.

Cornelia versprach, gleich in den ersten Tagen in Venedig den Augenblick zu ergreifen, um mit dem Vater darüber in's Reine zu kommen. Bis dahin wollte sie täglich schreiben.

Es wurde aber zwischen Beiden auch vereinbart, daß man mit leerem Zuwarten die Zeit nicht verstreichen lassen wolle. Sobald Cornelia schreibe, daß sich die Aussichten trübten, oder gar, daß der Graf auf seiner Weigerung beharre, sollte die Geduld eine Grenze haben und die Flucht und Entführung stattfinden.

Mit den besten Hoffnungen, die Bruno nur halb und halb theilte, verließ Cornelia mit ihrem Vater die Hauptstadt Oestreichs, um sich nach dem vornehmen und beliebten Exilort in Ungnade gefallener Aristokraten, hoffnungsloser Kronprätendenten und gestürzter Souveraine zu begeben. Bruno nahm in Wien Abschied, eilte aber dann auf der Südbahn voraus und überraschte die Geliebte noch am Fuße des Semmering mit einem letzten Abschiedsgruße. Mit liebetrunkenem, der Zukunft ungeduldig entgegenpochendem Herzen kehrte er heim und sollte bei seiner Rückkehr die Nachricht von einem ungeahnten Unglück erhalten und persönlich in eine Welt von Unruhe und Sorgen hineingezogen werden.

## Neuntes Capitel.

### Weckt und beseitigt Befürchtungen.

Es war spät Abends, als Bruno von seinem Ausfluge auf der Südbahn heimkehrte. Sein Herz war voll, er wäre am liebsten zu Arthur gegangen, um ihm von Cornelia zu erzählen: die vorgerückte Stunde und der weite Weg hielten ihn zurück. Nebstdem war der Onkel seit mehreren Tagen kränker als gewöhnlich und wollte Bruno lange nicht fortlassen.

Es mochte gegen Ein Uhr sein und Bruno lag im ersten Schlafe, als er geweckt wurde und ein Commissionär mit einem Billet eintrat. Ein: „Komm' augenblicklich zu Deinem Bruder!" von Arthur's Hand mit Bleistift geschrieben, brachte Bruno gleich auf die Füße und in seine Kleider. Ein paar Minuten später war er auf dem Weg in die Carlsstraße.

Auf der Schwelle der Wohnung kam ihm Grauwak entgegen. „Eine Unglücksnacht!" rief er mit bewegter Stimme. „Arthur hat den Arm gebrochen!" — „Ich fürchtete beinahe noch Aergeres!" sagte Bruno. — „Das kann noch nachkommen," meinte Grauwak, „doch komm' herein, komm' herein!"

Arthur lag auf seinem Sopha, noch todtenblaß und angegriffen vom Schmerz, den das Einrichten des Arms veranlaßt. Bruno trat heran. „Mein armer Bruder!" hauchte es von seinen Lippen. „Ach, mein Leiden ist geringfügig," erwiderte der Kranke, „ich werde bald geheilt sein, aber dort — dort —" er wies mit der gesunden Hand auf das Nebenzimmer.

Bruno ging vorwärts und öffnete leise die Thüre, die zu Arthur's Schlafzimmer führte. Das gedämpfte Licht einer Nachtlampe erhellte sie nur zum Theil. Er sah einen Mann — den Arzt — der sich über eine auf dem Bette liegende Frauengestalt beugte — neben dem Bette einen Kübel mit Wasser, in welchem Eisstücke schwammen — er trat näher — und erkannte in der todtenblassen Kranken, die schwer athmend mit geschlossenen Augen dalag, Leonie Greifenstein.

Bruno blieb bei diesem Anblick wie erstarrt stehen. Er hatte diese Frau so heiter, so übermüthig, so glücklich, so schön, so gefeiert gekannt! Er hatte sie geliebt. Er hatte sie in seinen Armen gehalten. Dann hatte er sie hassen gelernt. Nun erfuhr er mit einem Male, daß sie die Geliebte seines Bruders geworden. Sie hatte nicht gut an ihm gehandelt, und doch schnürte es ihm jetzt, da er sie so vor sich liegen sah, das ganze Herz wie zum Ersticken zusammen und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Langsam, auf den Fußspitzen, ging er zurück.

Doch Leonie — das war klar — konnte nicht hier gelassen werden. Arthur's Entschluß, sie in seine Wohnung zu transportiren, war nur ein desperater und flüchtiger Ausweg gewesen, der eine große Verlegenheit beseitigte, um eine noch ärgere herbeizuführen. Was hätte aber auch jeder Andere an Arthur's Stelle thun können?

Was sollte weiter geschehen?

Angesichts des lebensgefährlichen Zustandes der Unglücklichen, welcher nicht nur auf ein langes Krankenlager schließen ließ, sondern auch unerwartet schnell den Tod zur Folge haben konnte, schien es unerläßlich, daß sie auf's allerschnellste in ihr Haus zurückgebracht werde. Die Lage, die sich nun einmal durch kein Arrangement ausgleichen ließ, mußte, wie sie war, acceptirt werden, und Arthur durfte unter den obwaltenden Umständen die für ihn entspringende Verantwortlichkeit nicht berücksichtigen. Er war auch auf jede Eventualität gefaßt. Er wußte aber auch, daß das öffentliche Skandal zu verhüten, seine Pflicht sei. Leonie sollte also in's Haus ihres Gemahls zurückgebracht werden und Grauwak die Mission übernehmen, sie zu begleiten und dem General die ersten Eröffnungen zu machen. Wie aber Leonie's Ausgang in später Nacht erklären? Arthur rieth, Grauwak möge sagen, Frau von Greifenstein habe sich noch in einer dringenden Angelegenheit zu Thieboldsegg's begeben wollen. Vor allem trug er ihm auf, sich vorerst an Leonie's Kammerfrau, Mademoiselle Susanne, eine Französin, die aus Paris mitgekommen war, zu wenden, die, schlau und gewandt, wenn eine Ausrede noch möglich, diese gewiß finden würde.

Der Morgen dämmerte kaum, als eine zugedeckte Tragbare, auf welcher Leonie lag, sich langsam gegen die innere Stadt bewegte. Der Arzt begleitete sie, Grauwak hatte einen Vorsprung genommen.

„Da sehen wir wieder einmal, welches Unheil Gott Amor anrichten kann!" monologisirte Grauwak, der aus Abneigung gegen den in die Mode gekommenen Sentimentalismus selbst seiner gefühltesten Klage eine humoristische Einkleidung zu geben gewohnt war. „Hab' ich nicht Recht, wenn ich immer gegen Liebschaften predige? Armer Arthur! Sein Knochenbruch ist das Geringste, auch ein Duell ginge noch hin, aber ich fürchte, ich fürchte — dies kostet ihm seine ganze Carrière! Und die Vorwürfe, die er sich macht! Ich bedauere ihn weit mehr, als diese Baronin, die schon mit Bruno eine Liebschaft hatte und nun den Bruder umgarnt hat. Wie mich wohl der Gemahl empfangen wird? Wie ich als Diplomat bestehen werde? Zum Glück sind die Generäle unserer Armee nicht eben die gefährlichsten" . . . .

Er zog die Klingel und trug dem Portier auf, Mademoiselle Susanne, die Kammerfrau der Baronin, herabzurufen.

Diese erschien beinahe unmittelbar, man sah ihr's an, daß sie die Nacht schlaflos in ihren Kleidern verbracht hatte.

Die Tragbahre stand schon im Hausflur.

„Bon Dieu!" rief die Kammerfrau mit einem Blicke des Entsetzens auf die Umstehenden. „Sie bringen doch nicht da die Frau Generalin?"

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" fragte Grauwak.

„Madame ist spät in der Nacht fortgegangen", erwiderte Susanne. „Sie wollte erst mich nehmen mit, dann entschloß sie sich, zu gehen allein. Mon Dieu, mon Dieu! Mon coeur me dit, que c'est Madame!"

„Sie ist es", sagte Grauwak, „es ist ihr ein Un-

glück zugestoßen, bringen Sie sie schnell zu Bette. Aerztliche Hülfe thut ihr dringend noth."

Der Zug bewegte sich die Treppe hinauf, Susanne wollte ihn begleiten, Grauwak nahm sie bei Seite und sagte eiligst:

„Die Frau Generalin wollte so spät noch zu der jungen Gräfin Thieboldsegg, welche nach Venedig reisen sollte. Auf dem Wege nach einem Fiaker traf sie den Rittmeister Haldenried, welcher sich anbot, sie zu begleiten. Die Pferde wurden scheu, der Wagen brach, der Rittmeister hat den Arm gebrochen — Ihre Frau — Gott weiß, wie groß ihre Verletzung ist und ob sie mit dem Leben davon kommt! Besorgen Sie gleich alles Nöthige und melden Sie mich dem General. Doch ich vergaß zu fragen, ob der General bereits von dem Ausbleiben seiner Gemahlin Kenntniß hat und ob —"

„Mon Dieu, ce pauvre homme ne se doute de rien!" erwiderte Susanne. „Er schläft, er glaubt, Madame seien ruhig in ihrem Bett. Nur ich — o Monsier — ich war in Sorge und habe zugemacht kein Aug' —"

„Also wecken Sie rasch den General", sagte Grauwak, „und melden Sie mich ihm. Hier meine Karte. Ich bin ein intimer Freund des Rittmeisters Haldenried — doch das brauchen Sie dem General nicht zu sagen."

Es war wahrlich ein Glück, daß Susanne ebenso anhänglich als verständig war. Sie begriff wohl, daß es sich keineswegs um die Abreise der Comtesse Thieboldsegg, wohl aber um den Ausmarsch des Rittmeisters handelte. Kaum hatte sie Sorge getragen, daß ihre Herrin zu Bett gebracht und der Hausarzt gerufen werde, als sie auch schon den General aus seiner Ruhe herausallarmirte.

Es ist überflüssig, zu beschreiben, mit welchem Erstaunen der Schrecken des alten Herrn gemischt war. Im Schlafrock, die nackten Füße in Pantoffeln eilte er in das anstoßende Schlafgemach seiner Frau.

Leonie sah wie leblos aus. Die Marmorblässe ihres Gesichts ließ einige auf ihrer Stirn geronnene Blutstropfen noch greller erscheinen.

Dem General ging bei diesem Anblick Sprache und Athem aus. Die Neugier, wo und wie das Unglück geschehen, trat in ihm anfangs ganz zurück. Er sah nur ein unglückliches Opfer vor sich und nicht die sträfliche Unbesonnenheit, welcher er den schlimmen Ausgang zuschreiben mußte, was gewiß das Zeichen eines trefflichen Herzens war. Er beachtete gar nicht die Kammerfrau, welche ihm Grauwak wiederholt vorführen wollte, er blickte unverwandt das Bett an, während sich dort die Aerzte mit der Kranken beschäftigten, bis er über den Zustand derselben unterrichtet war. Man sagte ihm, daß sie nunmehr der äußersten Ruhe bedürfe. Jetzt erst ging er langsam von der Stelle, jetzt erst tauchten die zurückgedrängten Fragen ungestüm in ihm auf, jetzt erst ließ er Grauwak, der ihm auf sein Zimmer gefolgt war, zu Worte.

„Herr General", sprach dieser, „ich erfülle mit schwerem Herzen die traurige Pflicht, Sie im Auftrage des Herrn Rittmeisters Haldenried von dem Hergange des beklagenswerthen Vorfalles zu unterrichten —"

„Wie kommt denn Der dazu?" fiel ihm der General in's Wort, von einem Anfall von Eifersucht ergriffen. „Ist denn Der mit meiner Frau zusammen g'wesen?"

„Er ist mit ihr verunglückt", versetzte Grauwak fest. „Erlauben Sie mir als Zeugen —"

„Das wird bunt!" rief der General, während eine dunkle Röthe über sein Gesicht zog. „Meine Frau ist in der Nacht mit einem Rittmeister verunglückt. Das ist stark! Das ist eine bunte Geschicht'! Sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Ich ging gestern", erzählte Grauwak, „zwischen Zehn und Elf mit Herrn Haldenried an der Ecke Ihres Hauses vorüber. Es standen noch einige Fiaker dort. Da ruft eine Dame, eben im Begriffe einzusteigen, meinen Begleiter an. Sie sprechen einen Augenblick mitsammen, sie fordert ihn auf, sie bis an das Thieboldsegg'sche Palais zu begleiten. Der Herr Rittmeister trennt sich von mir. Meines Weges weitergehend, erreiche ich die nächste Straße. Da seh' ich einen umgeworfenen Wagen von Neugierigen umgeben, ich sehe den Rittmeister, der einen Arm gebrochen, und jene Dame auf dem Boden bewußtlos liegen —"

„Gräßlich, gräßlich", murmelte Greifenstein.

„Da der Zustand Ihrer Frau Gemahlin", fuhr Grauwak fort, „keinen Zeitverlust zuzulassen schien, machte man von dem menschenfreundlichen Antrage einer der herbeigeeilten Personen Gebrauch, sie in das nächste Haus zu schaffen, um ihr dort den dringendsten ärztlichen Beistand zu leisten. Leider zeigte es sich, daß es keine vorübergehende Ohnmacht war. Stunden vergingen. Da erst gab mir der Herr Rittmeister, der bis dahin seine eigenen Schmerzen vergessen hatte, beinahe dem Zusammenbrechen nahe, nach erfolgter Gutheißung des Arztes den Auftrag, die Frau Generalin, ohne Aufsehen zu erregen, in einer Tragbahre hieher zu geleiten —"

„Ich dank' Ihnen", sagte der General, Grauwak die Hand bietend.

„Ich bedaure", sprach der Letztere, „bei einer so traurigen Veranlassung die Ehre gehabt zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen —"

„Ich werd' den Rittmeister nächstens sprechen", rief Greifenstein dem Abgehenden nach. „Sagen's ihm vorerst, daß ich ihm die Unb'sonnenheit sehr übel nehme, der tollen Aufforderung meiner Frau g'folgt zu haben!"

Als Grauwak sich entfernt hatte und Susanne eingetreten war, sagte der General:

„Das ist zum Schlagtreffen! Ich glaub' meine Frau liegt im Bett und statt dem liegt sie blutend auf dem Straßenpflaster. Und Ihr Alle, wieviel Ihr auch im Hause seid, wißt nichts? Habt Ihr keine Ohren? Kann man denn in unserer Wohnung zur Nachtzeit aus- und eingehen, ohne daß Ihr etwas merkt?"

„Pardon, Monsieur le général", sagte Susanne. „Mir hat allerdings Madame gesagt, daß wollen machen noch eine wichtige Gang, wiewohl sie bereits

war in tief Negligé. Sie ist gekommen in mein Zimmer, ou j'étais encore à repasser le linge. Sie wollte mich mitnehmen zur Begleitung. Dann sagte sie wieder: nein, nein bleib'. Ich glaubte, qu'elle avait changé d'opinion, daß sie hat verändert ihre Absicht und wird bleiben zu Hause."

„Wo wollte sie denn hin?" fragte der General mit inquisitorischer Miene. „Weißt Du das nicht? Red'!"

„Mais oui, Monsieur, Madame wollte fahren in das Palais Thieboldsegg."

„Das kann nicht sein, der Graf ist ja schon vorgestern abgereist!" fiel der General ein.

„Und doch wollte Madame in das Palais. Sie hatte vermißt den ganzen Tag ein Medaillon von ihrem Bracelet, und es gesucht den ganzen Tag. Abends sagt sie zu mir: Ich bin gewiß zu haben verloren das Medaillon, als ich hab' gemacht meine letzte Visite beim Grafen. Suzanne, vous irez demain faire des recherches! Aber die Sache ist ihr immer herumgegangen im Kopf, sie hat gehabt keine Ruh' —"

„Da haben wir den Quark! Um einen Quark hat es sich gehandelt," rief der General. „O diese Weiber! diese Weiber! Jetzt haben wir die Bescherung!"

Susanne entfernte sich. Als ihr weniger als vierundzwanzig Stunden vorher ihre Herrin gesagt hatte: „Susanne, ich vermisse mein Medaillon!" hatte sich die Kammerfrau gedacht: So viel mir zur Erklärung! Sie hat es dem Rittmeister als Andenken geschenkt. Nun war ihr doch eingefallen, das abhanden gekommene Medaillon zur Entschuldigung zu verwerthen.

Der General, allein auf seinem Zimmer, blieb noch lange in fortdauernder Erregung stumm und wie gedankenlos, nur sehr allmälig lichtete sich sein Kopf, seine Gedanken richteten sich auf den Rittmeister.

„Wahrhaftig," sagte er zu sich, „so irrt sich der Mensch, wenn er mehr denkt, als fragt. Ich hätt' wirklich g'glaubt, daß meine Frau eine Z'sammenkunft mit dem Rittmeister g'habt hat, weil er abmarschirt. Wer möcht' aber auch in meiner Lag' was Anderes denken? Und doch war ich auf dem Holzweg. Dem Menschen von vorhin, den mir der Rittmeister herg'schickt hat, hab' ich natürlich nix g'glaubt, hab' mich nur meine Ehre zu salviren so g'stellt, als ob ich ihm glaubet'. Ich hab's für eine abgekartete G'schichte gehalten, aber jetzt, da mir die dumme Gans, die Susanne, die doch nix davon wissen kann, in ihrer Unschuld dasselbe plappert, hab' ich doch wenigstens zu meinem Trost die Gewißheit in den Händen, daß hinter dem nächtlichen Verschwinden meiner Frau nix Böses steckt. Es ist nur die Ueberspanntheit, die in ihrem Charakter steckt. Sie ist g'schossen, rein g'schossen. O Du Arme, wie grausam mußt Du jetzt dafür büßen —"

Er kleidete sich hastig an und eilte an das Krankenbett.

Um dieselbe Zeit war Grauwak bei den Brüdern wieder erschienen, die ihn mit ängstlicher Sorge erwarteten. Er meldete die gelungene Uebertragung der Kranken und den verhältnißmäßig glücklichen Ausgang seiner Mission. Nun erst glätteten sich die verstörten, überreizten Züge des Kranken, seine Klagen verstummten, seine brennenden Augen schlossen sich, er sank in einen tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf.

Nun ging auch Bruno zu Bette. Er hoffte trotz alldem und alldem, daß der Ausgang der Geschichte nicht geradezu desperat sein werde. So wäre es gewesen, wenn nicht unvorhergesehene Zufälle wieder Alles vernichtet und Leonie selbst Das, was die Vorsicht Arthur's und Grauwak's gutgemacht, wieder gewaltsam umgerissen hätte.

---

## Zehntes Capitel.

### Handelt in einem Krankenzimmer.

Mehr als ein Monat war seit der Umsiedelung des Grafen Thieboldsegg vergangen. Bruno war noch immer in Wien. Das Schicksal hatte, wie wenn es seine Geduld und Ausdauer hätte auf die Probe setzen wollen, einen Strich durch die Uebereinkunft gemacht, die er mit Cornelia getroffen. Zuerst war seine Abreise nach Venedig durch den verhängnißvollen Unfall, der seinem Bruder Arthur in Begleitung der Frau von Greifenstein passirt war, verzögert worden; jetzt trat noch die ernstliche Erkrankung seines alten Onkels hinzu, durch die er von Woche zu Woche am Krankenlager festgehalten werden sollte.

Wie groß auch Bruno's Bereitwilligkeit, seinen Familienpflichten obzuliegen, war, einerseits die von Arthur nachgesuchte Beihülfe und Vermittelung zu gewähren, andererseits einen alten, schwer kranken Mann nicht zu verlassen, dem er kaum minder als einem Vater verpflichtet und von ganzem Herzen ergeben war — man kann es Bruno nicht verdenken daß er diese so sehr zur Unzeit erschienenen Begebnisse allzuoft als einen seinem liebenden Herzen angethanen Zwang und eine gegen ihn und Cornelia gerichtete Verschwörung der Umstände betrachtete. Sobald ihn die Sorgen des Augenblicks freiließen, standen seine Gedanken in Venedig, bald liebliche, eine schönere Zukunft verheißende Traumbilder webend, bald die vorhandenen Sorgen mit neuen vermehrend. Die Vorstellung, Cornelia bald die seinige zu nennen, war allerdings von zauberähnlicher Wirkung, für sein Gefühl ein Paradies, aber der Weg, der zu diesem Ziele führte, war noch vor der Hand von Gefahren umlagert, welche unsern in der Schule des Unglücks bereits so hart geprüften Freund zwar nicht zurückschrecken konnten, aber doch alle Pein des Zweifels und der Ungewißheit zusammenhäuften. Cornelia's Briefe — es kam deren fast täglich einer — waren freilich tröstlich genug. Sie erzählten von der anhaltend günstigen Stimmung ihres Vaters, und Cornelia setzte auf diese ihre ganze Zuversicht. Sie hoffte, sie zählte mit Gewißheit darauf, daß sich die Heirathsfrage noch auf der Bahn des Friedens werde lösen lassen. Sie hatte bei der ersten Gelegenheit,

die sich darbot, ihr Anliegen anfangs verblümt, dann immer klarer und endlich ganz offen vorgebracht und eine Aufnahme gefunden, die sie zum mindesten nicht erschreckte. Der Graf hatte zwar keine bestimmte Zusage gegeben, aber schon das bloße Eingehen auf eine Sache, welche bis dahin wilderregte Scenen veranlaßt hatte, war ein Gewinn zu nennen. Verhärtete Vorurtheile sind in ergrauten Köpfen weder leicht, noch schnell zu heben. Konnte der Graf, der sich einen Prinzen als Schwiegersohn gewünscht und deßhalb so viel Schritte gethan hatte, nun so rasch einen Bürgerlichen, zumal einen politisch compromittirten, acceptiren? Wie man sich erinnert, war der demokratische Widerwillen des alten Haldenried gegen diese Ehe nicht minder groß gewesen, als der Eigensinn des hochadeligen Diplomaten. Der Fall war hier und dort ein gleicher. Auf beiden Seiten stand ein Vater, der sein Kind über Alles liebte, aber dessen Glück mit seinen Principien in Einklang bringen wollte. Hatte Bruno die glückliche Handhabe gefunden, die Zustimmung seines Onkels zu erringen, so war es doch nicht ganz unmöglich, daß sich auch der Graf in einer schwachen Stunde das Jawort würde abpressen lassen. So dachte wenigstens Cornelia. Die Krankheit des alten Haldenried, die sich von Tag zu Tag verschlimmerte, gab den Liebenden Zeit, ihre Versuche gütlicher Lösung zu erschöpfen und allen gebotenen Rücksichten der Pietät genug zu thun. Ohne diese unfreiwillige Frist würde ihre Geduld gewiß schon längst gerissen und nur das Ungestüm der Leidenschaft Herr der ferneren Schritte geworden sein.

Der Krankheitszustand des alten Herrn machte jedoch keinen Fortschritt zum Guten. Kaum hatte sich in einer Woche ein Anlauf zur Besserung gezeigt, als in der folgenden schon wieder ein doppelter Anlaß zu Befürchtungen gegeben war. Die Aerzte zuckten die Achseln, von der Gefährlichkeit der Lage überzeugt, ohne jedoch den Ausgang mit Bestimmtheit vorher verkündigen zu können. Was den Alten selbst betraf, so schien er trotz der heftigsten Anfälle bei Tag und Nacht von keiner bösen Ahnung beschlichen zu sein. Sein noch immer rüstiger Geist behauptete sein Uebergewicht über den gebrochenen Körper und rang sich aus den Banden seiner Schmerzen freizumachen. Erst am Abend eines Tages, an welchem der Patient sehr wohlgelaunt gewesen war und einen Versuch, aufzustehen, gemacht hatte, stellten sich äußerst bedenkliche Symptome ein. Die Aerzte wurden eiligst herbeigerufen. Ihre bestürzten Gesichter waren die schlimmste Prognose. Sie sprachen sich dahin aus, daß das Schlimmste zu erwarten sei. Der Kranke, bis dahin von angenehmen Illusionen getröstet, war von dem furchtbaren Ernst der neuesten Wendung selbst gepackt und trotz den wohlgemeinten, tröstenden Gegenreden von den trübsten Aussichten nicht abzubringen.

Als Bruno, der an diesem Tage in einer dringenden Angelegenheit auf die Besitzung hinausgefahren war, ungefähr eine Stunde später, als man ihn erwarten durfte, noch nicht eingetroffen war, sagte der Kranke zu dem neben ihm sitzenden Grauwak:

„*Wenn* ihm etwas zugestoßen ist, was ihn auch nur ein paar Stunden aufhält, seh' ich ihn nie mehr! Das ist schrecklich!"

Grauwak suchte diesen traurigen Gedankengang zu bekämpfen, aber der Alte wollte nichts mehr von Tröstungen hören. „Nein," sagte er, „nein, diesmal wird es Ernst, schrecklicher Ernst. Das ist keine Marter, die blos das Dasein verbittert, sondern eine, die ihm ein Ende macht. Ich muß gehen, und wenn ich es recht erwäge, weiß ich kaum, warum ich es bedaure. Jugend, ja nur Rüstigkeit kann ich nicht mehr haben — weiter als Krüppel zu leben, habe ich keine Lust. Aber Bruno möchte ich noch sehen —"

„Er wird kommen!" rief Grauwak. „Nur ein Zufall kann schuld sein, wenn er eine Stunde länger ausbleibt."

„Ein braver Bursche!" murmelte der Alte. „Ein Herz, treu wie Gold! Meine Wünsche gehen einzig dahin, ihn glücklich zu sehen. Arthur dagegen —"

„Auch Arthur ist eine edle Natur," sagte Grauwak mit warmer Parteinahme.

„Mag sein," erwiderte der Alte. „Aber er hat sich von mir losgesagt. Er geht einen Weg, der nicht der meinige ist, ich kann nicht mit ihm sympathisiren. Gutmüthig und leichtfertig. Hat seine Uniform über Alles lieb. Daneben Pferde und die Frauen anderer Leute! Eine Weile gehts ganz lustig, dann kommen Fatalitäten, wie die von neulich. Welch' ein Skandal! Ich verdenk's ihm nicht, daß er sich bei mir nicht sehen läßt, er weiß, was ich ihm sagen würde —"

„Arthur wäre hier, so gut wie Bruno, so gut wie ich, wenn er nicht selbst noch bettlägerig wäre. Er war sehr krank und ist es noch immer."

„Strafe seines Leichtsinns!" murmelte der Alte. „Ein Armbruch — was ist's weiter! Welchen moralischen Schaden aber hat er der Frau zugefügt! Was hören Sie von ihr?"

„Sie wird aufkommen," erwiderte Grauwak. Ein paar Wochen ist sie in vollkommener Bewußtlosigkeit dagelegen; jetzt höre ich, daß sie sich erholt."

Der Alte wandte sich ab, seine Schmerzen gönnten ihm keine Ruhe. Eine Weile lag er mit abgekehrtem Gesicht da, dann blickte er wieder unruhig nach der Uhr, die seinem Bette gegenüber stand, und seufzte schmerzlich: „Wie lang er ausbleibt! Es hat Eile!"

Da trat Bruno, der soeben draußen von den Hausleuten über den Zustand seines Onkels unterrichtet worden war, vor Bewegung und Bestürzung zögernd und zagend ein.

„O so komm' her!" rief ihm der Alte von weitem im herzlichsten Tone entgegen. „So komm' her!"

Bruno trat an das Bett und gab dem Kranken die Hand. Die zusammengefallenen Züge des Alten sagten ihm hinlänglich, daß man die Gefährlichkeit seines Zustandes nicht übertrieben habe.

„Wie sieht es draußen aus?" fragte Grauwak mit erkünsteltem Humor. „Erzähle ein paar Geschichten, wie sie Herr Haldenried gern hört, denn er hat heute einen ungewöhnlichen Hang zu melancholischen Bildern."

„Halten Sie mich für kein Kind," versetzte der Kranke zwar mit matter Stimme, aber mit derselben

Schärfe und Nüchternheit des Geistes, welche er immer besessen hatte. „Mir kann man nichts vorschwatzen. Wenn man zu schwach wäre, den ernsten Moment, in dem ich schwebe, zu verkennen, so müßten mich meine mattgewordenen Hände und Beine und die schweren Brustkrämpfe daran erinnern. Ja, ja, Bruno," wandte er sich an den Genannten, „mache nicht so große Augen! Es steht schlimm um mich. Ich muß dahingehen, wohin wir Alle kommen — ich gehe zu einer Zeit, in melcher die Welt von ihren Idealen sehr weit entfernt ist, aber mein Leben ist hingeflossen, während das alte ununterbrochen, wenngleich nur stückweise zusammenfiel und das neue und lebensfrische mit immer reichern Keimen emporsproßte. Ich wünsche, daß auch Du einst auf Deinem Sterbebette ausrufen kannst, wie ich, daß Du nur dem Guten und Gemeinnützigen treu gelebt hast. Laß Dich nie von dem Kampfe entmuthigt abbringen. Du hast in ihm schon viele Wunden davongetragen — es sei drum! Setze den Kampf mit vermehrter Energie fort, ungleich jenem großen Haufen von Freiheitsschwärmern, welche im Mißgeschick in verbitterte Egoisten umschlagen und in dieser Eigenschaft ebenso verderblich sind, wie Diejenigen, welche die Welt nach einem wohldurchdachten System unterdrücken. Ich habe in einem langen Leben unglaubliche Wendungen der Dinge erlebt. Ich habe gesehen, wie die treuesten Anhänger einer Sache sich in deren heftigste Gegner verwandelten. Bruno — es wäre mir schrecklich, zu denken —"

Er sah seinen Neffen bedeutsam mit feierlichem Ernst an, und wollte weiter reden, als ihm Bruno in's Wort fiel.

„Onkel", rief er, „je ernster dieser Augenblick für mich und uns Alle werden kann, ein um so größeres Gewicht haben Deine Worte. Doch verzeih' — die Ermahnung, die Du an mich richtest, ist die überflüssigste! Doch — ich weiß, woher Deine Besorgnisse kommen. Es ist meine Liebe, welche Du mißbilligst, und als eine Falle, meinen Ueberzeugungen gestellt, betrachtest. Nimm die heilige Versicherung hin, daß ich eher Fräulein von Thieboldsegg verlasse, als meine Grundsätze; zugleich wisse aber auch, daß es sonst nichts auf Erden giebt, was mich von ihr trennen würde —"

„Ich weiß, ich weiß", sagte der Alte, „daß Du kein gemeiner Renegat werden kannst. Du hast nicht Doctor Schmey's Anlagen. Edlere Menschen erliegen nie der Habsucht, wohl aber werden sie oft Opfer ihrer Leidenschaften. Der Mensch ist Mensch und man kann um den stärksten nicht ganz unbesorgt sein. Seit Deinem ersten Geständniß Deiner Liebe bist Du in einem vollständigen Schweigen über die Stellung zum Thieboldsegg'schen Hause verharrt. Ich habe dies Schweigen wohl verstanden. Du bist meines Vermuthens entschieden zurückgewiesen worden. O sieh doch Deinen Wahn ein — auch schon um Deines eigenen Wohlergehens willen. Thorheit, zu glauben, daß der stolze, hochfahrende, herzlose Mann Dich jemals seinen Schwiegersohn nennt! An dem Tage, da dies geschieht, wird der Papst protestantisch werden. So lange Du diesen Fall erwartest, wirst Du mit dem Mädchen allen Kummer eines solchen Verhältnisses bis auf die Neige leeren. Endlich, wenn Du enttäuscht von der Folter Eurer unerfüllbaren Hoffnungen erlös't wirst, klagest Du dann um die verlorene Jugendzeit! Möglich, daß Euer Unglück einen andern Weg einschlägt, denn ich traue Dir den Muth zu, Dir selbst zu helfen. Wenn alle Stricke reißen, wirst Du das Mädchen entführen müssen. Aber da auch wird Euer Glück nur von der Dauer einiger Tage sein. Vergiß nicht, daß Du in einem Lande lebst, wo es nicht ungesühnt bleibt, wenn man einem Pascha die Tochter raubt. Alle seine Freunde wird er zur Sühnung seiner geschändeten Standesehre aufrufen. Ich kenne solche Fälle — auch Du solltest Dich einiger erinnern. Also — sei auf der Hut. Wenigstens sollst Du nicht ungewarnt in einen Abgrund stürzen —"

Diese Worte des braven Alten waren wohl geeignet, einen tiefen Eindruck auf Bruno hervorzubringen. Es liegt in allen Aeußerungen Derer, die dem Tode entgegengehen, eine tiefe geheimnißvolle Gewalt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie einen Blick in die Zukunft werfen, eine Ahnung des Kommenden haben. Er zeugte von der Liebe, die der wackere Alte zu seinem Neffen im Herzen trug, daß er sich noch in den letzten Stunden mit dem Glücke des Zurückbleibenden beschäftigte und selbst ganz nüchtern betrachtet, mußte man die Richtigkeit der Anschauung und aller angeführten Gründe anerkennen.

Der Neffe, welche die herbe Kritik einer That, zu deren Ausführung die Genesung oder der Tod des Kritikers das Signal geben sollte, vernommen, stand in Nachdenken da, sorgenvoll, wie gelähmt, und war geneigt, seine Pläne noch einmal zu überlegen. Der Kranke war ermüdet zurückgesunken und regte sich kaum.

So kam die Nacht heran, eine öde, traurige Nacht. Bruno und Grauwak hatten das Krankenzimmer nicht verlassen und saßen einander gegenüber, zu Häupten und zu Füßen des alten Mannes, der immer ruheloser wurde und immer schwerer zu athmen begann. Er war jedoch noch immer klar bei Sinnen. Von Zeit zu Zeit begehrte er zu trinken. Wenn ihm Bruno das Glas reichte, sah er ihn freundlich an, dankte und sagte: „Geh' schlafen, Freund! Geh' schlafen!"

Noch jetzt schweiften die Gedanken des Alten auf das Feld der Politik, auf dem er sich so gern bewegt hatte. Er war lange mit geschlossenen Augen dagelegen, man meinte, er schliefe, da schlug er plötzlich die Augen auf und sagte, wie wenn er das Resultat seiner Gedanken abschlösse, zu Bruno und Grauwak gekehrt, hastig:

„Was soll ich noch hier? — Ich hab' keine Luft mehr, den Weltgang zu betrachten. Die letzten Zeiten haben mir weh gethan — was morgen oder übermorgen kommt, wird mich auch nicht freuen. Es wird mich noch tiefer untergraben. Nichts da! Nichts da! Bessere Zeiten kommen nicht so bald. Ich wenigstens kann sie nicht erleben. Ich bin ein Sechziger. Niemand, der im vorigen Jahrhundert

geboren ist, wird den Tag der Freiheit erleben. Niemand!"

Seine Augen schlossen sich wieder und außer unzusammenhängenden Worten und tiefen Seufzern hörte man lange nichts von ihm.

Erst gegen Morgen schien die Brustbeklemmung des Kranken nachzulassen, er blickte umher, lächelte, als er Bruno neben sich erblickte, und nahm ihn sanft bei der Hand.

„Thränen?" fragte er. „O trockne sie nur! Mir ist wohl, ich gehe gern hinüber. Es ist schon Zeit, daß ich gehe. Habe nichts mehr auf der Welt zu thun . . . Komm', komm', sei vernünftig! Wer wird um solch' einen alten Mann noch viel Thränen vergießen? Sei vernünftig und höre zu. Ich habe Dir ja Manches zu sagen. Dort im Büreau liegt mein Testament. Es ist lange schon gemacht: doch es fielen mir gestern noch einige unwesentliche Zusätze ein. Es betrifft kleine Legate an einige Personen, welchen ich meine Erkenntlichkeit erzeigen möchte. Diese Wünsche hab' ich zu Papier gebracht. Dort in jener Schublade — hole das Blatt!"

Bruno holte es, der Kranke fuhr fort:

„Ich habe Dich immer als mein Kind behandelt, Du wirst daher mein alleiniger Erbe sein —"

„Dein alleiniger Erbe —" sagte Bruno im Tone der Abwehr.

„Ja, mein alleiniger Erbe. Ich verlange aber von Dir, daß Du nach meinem Tode die Beträge, die auf diesem Blatte festgesetzt sind, an die betreffenden Personen so vertheilst, wie wenn dieselben in meinem Testament bestimmt wären."

Bruno wollte sprechen, aber der arme alte Mann wollte nichts hören. Er ließ das Haupt zurückfallen, ein neuer Krampfanfall suchte ihn heim. Der Arzt kam, er versuchte dem Kranken Linderung zu schaffen, Hülfe war unmöglich.

So vergingen mehrere Stunden. Es wurde Mittag, es wurde Abend. Die zweite Nacht kam heran. Wieder wurde die Lampe angezündet und erhellte mit mattem Dämmerlicht das große Zimmer mit den dichtverhangenen Fenstern, in welchem die Freunde saßen. Des Kranken Athemzüge gingen schwerer und schwerer, er regte sich kaum und antwortete nicht mehr auf an ihn gestellte Fragen. Der Beginn der Agonie stellte sich ein.

„Grauwak", stüsterte Bruno, „wir werden seine Stimme nicht mehr hören, kein Wort mehr von ihm!" Thränen auf Thränen entstürzten seinen Augen.

„Freund", sagte Bruno plötzlich zu Grauwak, „wenn ich nur noch ein Wort hätte sprechen können, ein Wort für Arthur! Meines Onkels Großmuth beugt mich nieder und macht mich ganz unglücklich. Du hast gehört, was er mir zuletzt gesagt? Wie hat er es nur über das Herz gebracht, gegen Arthur so hart zu verfahren? Mir bangt vor dem Testamente."

„Er ist sich consequent geblieben", sagte Grauwak niedergeschlagen. „Immer antwortete er ausweichend, wenn die Rede darauf kam, etwas für Arthur zu thun. Das, was er gesprochen, bestätigt meine Besorgniß."

„Welche Kränkung für Arthur!" rief Bruno. „Ich mag nicht daran denken!"

Der alte Herr hatte indeß die Augen wieder aufgeschlagen, ihr heller Blick zeigte die Rückkehr seines Bewußseins an.

Bruno ergriff die Gelegenheit, um noch eine Wendung zu Arthur's Gunsten zu erzielen.

„Lieber Onkel," sprach er, „ich habe das Blatt, das Du mir gabst, verwahrt. Ich kann's noch nicht glauben, daß die traurige Stunde eintritt — kommt sie aber doch, so erfülle ich meine Pflicht. Einem gleichen Gehorsam werden Deine Befehle bei meinem Bruder begegnen, in dessen Namen ich das Wort nehme . . . ."

„Arthur?" fragte der Kranke mit zwar sehr leiser aber fester Stimme. „Arthur hat nichts da mitzureden."

„Wie meinst Du das?" fragte Bruno ganz bestürzt, wiewohl es nur seine Befürchtungen bestätigte.

Der alte Herr gab lange keine Antwort. Seine Augen starrten gegen die Decke, seine Hände zuckten auf den Linnen umher. Tief aufseufzend, sagte er nach einer Weile:

„Arthur braucht nichts. Für den sorgt der Kaiser."

Dieser Sarkasmus war das letzte Wort eines edelsinnigen, aber auch excentrisch denkenden und durch allerhand Mißgeschick tief verbitterten Greises.

Als der Morgen wieder aufging, hatte der alte Haldenried zu leben aufgehört.

---

## Elftes Capitel.

### Spielt zwischen dem Gatten, der Gattin und dem Geliebten.

Arthur Haldenried hatte sich wieder erholt, seine Verletzung war, wiewohl eine sehr schwere, keine lebensgefährliche gewesen. Er konnte nach fünf Wochen, den Arm in der Schlinge, seinen ersten Ausgang wagen: es war der Gang mit der Leiche seines Oheims auf den Friedhof.

Die Zeit, in welcher Arthur das Zimmer hüten mußte, war für ihn im vollen Sinne des Wortes eine kritische Zeit gewesen. Der Unglücksfall, der ihn persönlich betroffen, stand da in letzter Reihe. Aber er hatte mit dem Weibe, das er liebte, alle Leiden mitgelitten und in der Sorge um sie so manche Nacht schlaflos verwacht. Neben der Gehirnerschütterung, welche Leonie durch den Umsturz des Wagens erlitten, war der Schaden, den ihr Fuß genommen, nur geringfügig, eine Kleinigkeit, wie wenn der Finger von einer Nadel gestochen worden wäre. Ein paar Tage war die Arme zuerst in vollständiger Bewußtlosigkeit, dann viele Tage, ohne Nahrung zu verlangen, in einem Schlafe gelegen, aus dem sie kaum zu wecken war. Schlug sie die Augen einmal auf, gab sie auf keine Frage Antwort und sank gleich wieder in ihren bleiernen Schlummer zurück. Der schwache,

beinahe unfühlbare Puls, die collabirten Züge ließen das Schlimmste erwarten. Als sie endlich zu sprechen anfing, klagte sie verworren über Schwindel, Schläfrigkeit. Von ihrer körperlichen Verletzung schien sie gar nichts zu wissen und sank immer wieder zurück in ihren verworrenen Traumzustand. Ihr Zustand blieb ungewiß, man hatte zu besorgen, es werde vielleicht ein schweres Leiden für's ganze weitere Leben zurückbleiben.

Und doch halfen Jugend, eine kräftige Constitution und die sorgsamste Pflege ihr wunderbar durch. Das klare Bewußtsein stellte sich allmälig ein, ihre Kräfte kamen wieder, man konnte sie für genesen erklären.

Als die Sorge um Leonie's Gesundheitszustand für Arthur zurücktrat, stieg die Frage mehr und mehr empor, wie die Welt die Affaire aufnehmen werde? Daß es nicht an böswilligen Vermuthungen, die leider das Wahre trafen, an scharfen Bemerkungen, Nachreden und Anspielungen fehlte, ist begreiflich. Ein Glück war's, daß der Gemahl so ruhig blieb. Er hatte freilich Woche um Woche im Krankenzimmer zugebracht und war gar nicht mit der Welt in Berührung gerathen. Die Erklärungsgründe, die ihm Grauwak und Susanne gegeben, hatte er mit gutem Glauben acceptirt. Als in den ersten Tagen nach dem Unglücksfall in den Zeitungen allerhand Notizen darüber zu lesen waren, deren dürre Conturen mit der Aussage Grauwak's übereinstimmten, und da die Straße, in welcher das Unglück geschehen, wirklich eine war, welche von der Wohnung des Generals aus zu Thieboldsegg führte, war der alte Herr bald auch von dem verstecktesten seiner Zweifel befreit und wäre gewiß, wenn eine Gelegenheit gekommen wäre, jetzt mit voller Ueberzeugung als warmer Vertheidiger seiner Frau aufgetreten. Dazu gehörte nun allerdings keine geringe persönliche Tapferkeit.

Die tiefe Trübung, die Arthur's Stimmung erlitt, als er die Frau, die er über Alles liebte, zwischen Tod und Leben schwebend wußte, diese Trübung mußte sich aber auch auf alle seine übrigen Angelegenheiten ausbreiten. Arthur war schon lange mit dem Stande, dem er sich geweiht, zerfallen. Alles drängte in ihm auf einen psychologischen Entwickelungsproceß hin. Dieser wäre freilich auch ohne diesen Anlaß früher oder später eingetreten, unbestreitbar aber war es, daß die innere Krise jetzt, durch die mit Leonie erlebte Katastrophe geweckt, rascher heranreifte und dadurch einen acuteren Charakter annahm.

Noch ein anderes Moment trat zu diesem Allem, um Arthur's Stimmung tief zu verbittern. Seine finanzielle Lage war schon seit lange eine genirte. Das konnte gar nicht anders sein, wenn man seinen Stolz in Rechnung zog, der es von jeher verschmäht hatte, Subsidien von seinem Onkel oder seinem Bruder anzunehmen. Die Gage eines k. Rittmeisters ist, wenn man die Anforderungen bedenkt, die der Stand an das Individuum stellt, äußerst gering und in der That ist in der Cavallerie zu dienen, nur reichen Leuten möglich, welche jährlich ein paar tausend Gulden zuzusetzen haben. Es ist dem Einzelnen, dem Unbemittelten, subsidienlosen Bürgerlichen unmöglich, mit seinen reichen, meist aristokratischen Kameraden Schritt zu halten, und doch empört sich wieder der Stolz eines jungen Mannes, daß er immer und überall hinter seiner Umgebung zurückbleiben soll. Wenn man überdies weiß, wie die Geldbörse des österreichischen Officiers fortwährend auf die eigenthümlichste und fatalste Weise in Anspruch genommen wird, erklärt es sich, wie der Officier, der nichts vom Hause hat, auch wenn er sich noch so sehr einschränkt, in Verlegenheiten gerathen muß.

Es war eine Periode der endlosen Neuadjustirungen und Neueinrichtungen eingerissen. Officiell hieß es freilich immer, daß diese oder jene Aenderung nur nach und nach bei Neuanschaffungen durchzuführen sei, aber der loyale Eifer der mit der Durchführung solcher Maßnahmen betrauten Organe wollte stets dieser Zeitfrist vorauseilen. Gewöhnlich schon am Tage nach „Erfließung" des Erlasses pflegte dann der Oberst seine Officiere zusammenzuberufen und ihnen eindringlich zu Gemüthe zu führen, wie wichtig und nothwendig diese Neuerungen seien, wie wenig sie im Grunde kosteten und welche Auszeichnung sich das Regiment erwürbe, wenn es noch vor der Frist, ex proprio motu, diese neue Equipirung einführte. Man stellte es natürlich lediglich dem freien Willen anheim, daß sich diese schöne Hoffnung verwirkliche. Aber was war unter solchen Verhältnissen zu thun? Wollte man nicht seiner eigenen Zukunft im Wege stehen, mußte man das Ergebniß einer neuen Laune aus eigenen Mitteln für die Leute anschaffen. Es ist begreiflich, daß somit der Dienst oft sehr theuer zu stehen kam ....

Von der legitimen Seite her war unserm Rittmeister jede Verantwortung erspart worden; darin lag wenigstens einiger Trost. Dafür sollte er einige Tage nach dem Unglücksfalle von seinem Vorgesetzten, der dazu unbefugt war, eine Strafpredigt und einen Verweis erhalten, welcher im Zusammenflusse mit anderen, rein militairischen Angelegenheiten von böser Vorbedeutung war.

Arthur's Oberst, der Freiherr von Wanthofen, derselbe, den Leonie einmal im Gespräch mit ihrem Gemahl den „alten Pedanten" genannt hatte, war ein Mann von Greifenstein's Schlag, nur ohne die Bonhomie des Letzteren und daher ein Plagegeist seiner Untergebenen. Diesmal mußten ihm von Wien ganz besondere Nachrichten zugekommen sein. Er übersandte dem Rittmeister aus Kronstadt auf Grund von dessen Krankheitsrapport eine fulminante Zuschrift, in welcher von „ihm zu Ohren gekommenen skandalösen Gerüchten" die Rede war. Am Schlusse war es offen ausgesprochen, daß Arthur sich die Folgen zuzuschreiben habe, wenn er jetzt, durch seine Anstoß erregenden Beziehungen zu Greifenstein's Hause, selbst Schuld trage, nicht in der Lage zu sein, seine Dienstpflichten zu erfüllen.

Arthur, an ähnliche Züge seines Chefs sattsam gewöhnt, knirschte zwar mit den Zähnen, mußte aber die Pille schlucken. Das Licht über das verjüngte Oesterreich war ihm bereits aufgegangen, er wußte, daß auch das Heer, welches im Jahre 1848 und 1849

einen nothgedrungenen Aufschwung genommen hatte, sich jetzt wieder in eine willenlose Maschine verwandelt hatte, in welcher auch seine Jugendbegeisterung erstarren sollte. So hatte er einen neuen Stoff, darüber nachzudenken und den gewählten Beruf zu spät zu bereuen. Er war mit allen seinen Illusionen fertig. Sein ganzes Streben ging im Augenblick dahin, der Zuchtruthe Wanthofen's und seines Gleichen zu entgehen und eine seinem Geiste angemessene Stellung innerhalb des Körpers, dem er einmal angehörte, zu suchen. In dieser Hinsicht hatte er schon vor längerer Zeit um Versetzung und Aufnahme in den Generalstab petitionirt; er hoffte, durch die Gewährung der Bitte von dem bisherigen Kamaschendienst befreit und in den Kreis einer jedenfalls intelligenteren Umgebung transferirt zu werden.

Um dieses Ziel sicherer zu erreichen und seine Befähigung darzulegen, hatte er jetzt seinem Gesuche ein sorgfältig ausgearbeitetes Manuscript beigelegt, in welchem er seine Kenntnisse über den Zustand der europäischen Heere entwickelte und auf Erfahrung gestützte Vorschläge machte, die österreichische Armee zeitgemäß auszubauen.

Das war seine letzte Illusion, deren letzter Schimmer bald verlöschen und ihn in der tiefsten Nacht der Verzweiflung zurücklassen sollte. Das Manuscript, welches bestimmt war, ihm zu nützen, hatte ihn vernichtet. Das Rescript, welches von Oben herabgelangt war, betrachtete das Werk als eine unberufene und zugleich hämische Kritik der vaterländischen Heereszustände, welche die Unkenntniß des ganzen Gegenstandes hinter flachen Projecten verstecke. Nicht besser ging es dem noch nebenbei ausgesprochenen Verlangen des Bittstellers, sein Werk dem Drucke übergeben zu dürfen, denn diese Absicht wurde förmlich als ein versuchter Landesverrath betrachtet. Je fester der Verfasser von den vorhandenen Mängeln unserer Armee-Organisation überzeugt zu sein scheine, so lautete die Antwort darauf, desto mehr müsse man über seinen Wunsch, dieselben zu veröffentlichen, erstaunen, da hierbei kein anderer praktischer Zweck gedacht werden könne, als den Körper, dem er anzugehören die Ehre habe, herabzusetzen und gewissermaßen dem Feinde die Schwächen einer Festung zu zeigen.

Es war wenige Tage nach dem Tode des alten Haldenried, als dieser abschlägige Bescheid dem Rittmeister zugekommen war. Es war ungewiß, ob ihn die Vernichtung seiner Hoffnung, oder die ausgesprochene Mißkennung seiner Absichten, oder der demüthigende Schulmeisterton tiefer zu Boden gebeugt hatte. Späte Reue und Einsicht in die Unmöglichkeit, seiner Existenz eine neue Bahn zu brechen, oder eine andere Richtung zu geben, erfüllten ihn mit dem schärfsten Mißvergnügen, das bis an die Grenzen des Selbstzerfalls führte. Wie die Gedanken eines Geisteskranken immer an der wunden Stelle herumbohren, so beschäftigten ihn unaufhörlich der abschlägige Bescheid und dessen Consequenzen.

Einige Tage nach dem Begräbnisse des alten Haldenried war Bruno zu seinem Bruder, den er seitdem nicht wieder gesehen, gekommen. In dieser Zwischenzeit war die Arthur so verhängnißvolle Entscheidung herabgelangt.

„Eine Reise," sprach Bruno, „welche ich nicht länger aufschieben kann, nöthigt mich, Dir Adieu zu sagen. Freilich führt mich auch noch eine andere Angelegenheit, welche sich leicht errathen läßt, zu Dir. Ich will Dir eine vorläufige Anzeige davon machen, denn bei meiner Rückkehr wirst Du gewiß schon irgendwo an der türkischen Grenze stehen."

„Du gehst gewiß nach Venedig?" erwiderte Arthur.

„Unter uns gesprochen — ja!"

„Daran erkenne ich meinen Bruder!" rief Arthur mit schwermüthiger Selbstironie.

„Was heißt das?" fragte Bruno.

„Daß wir uns," war die Antwort, „in dem Zuge begegnen, so lange als möglich an Illusionen festzuhalten. Du hast freilich nur diesen schwachen Punkt, während ich mich in allem Uebrigen wie ein knabenhafter Phantast zu Dir verhalte."

„Laß es gut sein," redete Bruno, „ich werde an der Thür seiner Excellenz nicht lange mehr stehen. Verlaß Dich darauf!"

„Ich verstehe," erwiderte Arthur. „Doch nimm Dich in Acht, daß Du Dich nicht neuen Verfolgungen aussetzest!"

„Wer nichts wagt —" sprach Bruno, „Du kennst das Sprichwort."

„Wohl," sagte Arthur, „wage Du es! Ich kann Dir nicht zureden. Mein Gemüth ist nicht in muthiger Disposition. Mir ist wie Einem, der mit Allem fertig ist. Mir schaudert vor allen neuen Händeln," fügte er bitter lächelnd hinzu.

„Doch zum Hauptzweck meines Besuches," sprach Bruno. „Du weißt, daß Testamentseröffnungen in der Regel vor vier bis sechs Wochen nicht stattfinden —"

„Wird mich das Etwas angehen?" rief Arthur überrascht und lebhaft in die Rede springend.

„Doch, doch —" murmelte Bruno etwas verlegen, wie da vorwärts zu gehen sei, als sein Bruder wieder anhob:

„Wirklich? Wäre der Onkel in der letzten Stunde so gutmüthig schwach gewesen, seine Drohungen gegen mich unerfüllt zu lassen? Wahrlich, ich blinder Trotzkopf verdiente das nicht!"

„Du hast mich mißverstanden", versetzte Bruno. „Es handelt sich hier nicht um die Bestimmungen des Onkels, sondern vielmehr — um die meinigen. Ich bin zufällig der Universalerbe —"

„Ich gratulire Dir", rief Arthur aufgeregt, in einem Tone, der an der Aufrichtigkeit seiner Empfindungen keinen Zweifel lassen konnte. „Du hast es um ihn verdient! Alle Achtung vor dem alten Herrn, der selbst auf dem Todtenbette den Unterschied zwischen seinen Freunden und Feinden nicht verwischt hat! Das ist Charakter! Nichts ist erbärmlicher, als halbe Menschen! Auch Du bist ein Charakter!"

„Was rechnest Du mir da zu meinem Verdienste auf Deine Kosten, wie es scheint?" erwiderte Bruno. „Du warst in Deiner Art eben so trotzig, wie ich in der meinigen. Wäre unser Onkel ein östreichischer General gewesen, so ständest Du jetzt da, wie

ich, und würdest, wie ich fest überzeugt bin, ebenso gegen mich verfahren, wie es in meiner Absicht liegt."

„Ein österreichischer General!" rief Arthur höhnisch. „Auch der würde mich enterbt haben. Menschen, wie ich, können zu Nichts kommen!"

„Du sprichst auffallend unter dem Drucke der letzten Ereignisse", bemerkte Bruno, dem die frische Niederlage seines Bruders auf der militärischen Bahn noch unbekannt war. „Dein Gesichtskreis wird sich erheitern, sobald eine kurze Zeit verflossen ist und Leonie auf dem Wege der Besserung weiterschreitet. Doch lassen wir jetzt alle unnöthigen Discussionen bei Seite! Mit einem Worte, ich bin der Erbe, gewiß aber nicht deßhalb allein, weil ich den politischen Weg meines Onkels gegangen, sondern hauptsächlich und einzig darum, weil meine Mutter seine Schwester gewesen ist. Das ist sonnenklar. Du, als mein Bruder, kannst unmöglich durch die von Krankheit bestimmte Gereiztheit der Erblassers in Deinen Rechten verkürzt werden. Da überdies bei der Größe der Hinterlassenschaft von einem Opfer nicht gesprochen werden kann, komme ich, Dir die pflichtschuldige Theilung anzuzeigen."

„Nichts da!" rief Arthur mit heftig abwehrender Handbewegung. „Ich nehme Nichts, ich nehme Nichts, keinen Heller! Am Tage, da ich es thäte, würdest Du ebenso leicht Dich für Spionendienste subventioniren lassen! Kein Wort mehr darüber, aber Deine Liebe, die Du damit kund giebst, nehme ich entzückt entgegen und gäbe sie nicht für Millionen her!" Er warf sich in tiefster Bewegung an seines Bruders Brust, während ihm die Thränen verstohlen zwischen den gesenkten Wimpern hervordrangen. Nach einer Pause sagte er wieder:

„Ich weiß zwar nicht, was ich vor vier Wochen gethan hätte, doch jetzt ist nicht daran zu denken!" Hier erzählte er Bruno das Schicksal seines Manuscriptes; als er geendet hatte, fuhr er fort:

„Ich poltere und tobe darüber, und doch bin ich es allein, der Unrecht hat, im Augenblick auf allen Seiten Unrecht hat! Die Regierung ist so, wie sie eben ist, und kann Phantasten und halbe Naturen, wie ich, nicht brauchen, denn am Ende sind meine gemäßigten Forderungen, welche ich an das verjüngte Oesterreich gestellt habe, ebenso große Utopien, wie Parlamente und Socialrepubliken! Dieses Oestreich braucht entweder Corporalstöcke und Kamaschenknöpfe, wie Wanthofen und Greifenstein, oder Gewaltmenschen, wie Windischgrätz und Haynau. Man muß in dieser oder jener Richtung etwas Ganzes sein, wie Du, wie es der verstorbene Onkel gewesen! Wär' ich ein ganzer Kerl, so müßte ich mit Dir, seit Du compromittirst bist, kein Wort gewechselt und den Onkel gehaßt haben! Ich habe aber das Entgegengesetzte vereinigen wollen, und wundere mich nun, daß es nicht zusammenhält! Der Fehler liegt in meiner Natur, deren Schwächlichkeit diese Vermittelungssucht documentirt. Welche Warnungen sind von meinem Onkel an mich ergangen! Ich habe im Dünkel der Jugend und des Officiersübermuths seine weisen Lehren für die Expectorationen eines excentrischen Kauzes gehalten und hinter Impietät den Mangel meiner Einsicht versteckt. Ich habe den Willen meines Onkels, als es noch Zeit war, nicht gethan; jetzt, da es zu spät ist, sollte ich sein Geld anrühren? Nie, nie! Meine Ansichten sind grundfalsch, meine Pläne lächerlich, mein Glaube an mich existirt nicht mehr — aber mein Gefühl für Ehre ist noch nicht erloschen. Ich nehme Nichts! Geh', Bruno, reise nach Venedig und komme glücklich von Deiner abenteuerlichen Brautfahrt heim! Mich aber laß — ich will mich in ein obscures Grenznest Siebenbürgens verkriechen!"

Alle Vorstellungen und Einwürfe von Seiten Bruno's waren dieser zerfleischenden Selbstanklage gegenüber machtlos geblieben. Bruno mußte sich am Schlusse eingestehen, daß, wenn noch eine Sinnesänderung bei seinem Bruder zu hoffen war, diese erst nach dem Paroxismus eines solchen krankhaften Gemüthszustandes eintreten könne. Es blieb ihm Nichts übrig, als sich zu verabschieden.

Während Arthur, der Einsamkeit überlassen, noch vor sich hinbrütete, hatte sich in Greifenstein's Hause eine für ihn mitentscheidende Scene ereignet.

Leonie hatte sich seit kurzem so weit erholt, daß sie schon für die längere Zeit des Tages ihr Bett verlassen konnte. Die Gefahren, welche ihr so lange gedroht, waren überwunden, nur eine bedeutende Nervenschwäche war zurückgeblieben. Seitdem sie der Genesung in dieser Weise zuschritt, hatte sie Arthur bereits zwei Billets mit dem Wunsche geschickt, daß er sie besuchen möge. Arthur hatte sich jedoch jedesmal mit seinem Zustande entschuldigt, der ihn am Ausgehen noch hindere. Als sie gehört hatte, daß er seinen Onkel zu Grabe geleitet habe, erwartete sie ihn mit Zuversicht, als aber einige Tage verstrichen waren, ohne ihre Erwartung zu erfüllen, fing sie Verdacht zu schöpfen an. Mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit, welche noch durch die zurückgebliebene Reizbarkeit gesteigert war, meditirte sie, im Fauteuil hingestreckt, diese Frage, von einem trüben Gedanken zum andern fortgerissen, bis sie auf der Höhe der düstersten Muthmaßungen angelangt war, welche von ihrer erhitzten Phantasie zu einem Schreckbild gestaltet worden waren.

Greifenstein, der ihr gegenüber saß, hatte keine Ahnung von dem, was in seiner Frau vorgehe; im behaglichen Gefühle einer trefflich von statten gehenden Verdauung, glaubte er eher, daß Leonie gleichfalls ihre Nachmittagsruhe still genieße, als daß sich ein Sturm von Empfindungen in ihr zusammenziehe, welcher bald ausbrechen sollte.

„Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt," sprach er, ein längeres Schweigen unterbrechend, „daß Du Dich so halten kannst. Das freut mich! Der Doctor hat Dir freilich die Höll' recht heiß gemacht und Dir g'sagt, was daraus entstehen könnt', wenn Du Dich nicht schonst. Ruhe ist auch für Dich die einzige Medicin!"

„Ruhe wohl," erwiderte Leonie spitz, „nicht aber Langeweile."

„Da hat man's wieder," sagte der Gemahl mit einem desperaten Lächeln. „Du möchtest halt immer Etwas treiben, von Einem zum Anderen fliegen, wie

gewöhnlich. Das geht jetzt nicht. Es mag Dir anfangs spanisch vorkommen, aber mit der Zeit wird's schon gehen, denn auch Ruh' will gelernt sein. Ich war auch nicht immer wie heut', und es hat mir viel Müh' gekostet, ehe ich so weit gekommen bin, Alles mit Maß zu thun und an gar nix zu denken — wenigstens an nix Unnöthig's," fügte er, sich verbessernd, hinzu.

„Dahin bring' ich es nie," sagte Leonie. „Von früh bis Abends sitz' ich da und sehe keine Seele —"

„Du darfst nicht Besuche annehmen," versetzte Greifenstein heftig. „Der Doctor hat's verboten, weil's Dich aufregt —"

„Warum doch der Rittmeister Haldenried nicht kommt," sagte Leonie gleichsam vor sich hin. „Auf dem Begräbniß seines Onkels war er —"

„Der wird schon wissen, warum!" warf der General vieldeutig hin.

„Hab' ich es im stillen gedacht!" rief Leonie, heftig emporfahrend. „Du hast gewiß einen Streit mit ihm gehabt, Du hast ihm das Haus verboten — vielleicht gar — es ist eine alte bekannte Gewohnheit von Dir, Dich gegen Alle, die ich gut leiden kann, aufhetzen zu lassen —"

„Liebste, Du phantasirst!" versetzte der General mit nicht leicht zu durchbrechendem Phlegma. „Was machst Du für einen Spectakel? Weißt Du denn nicht, daß Dir der Doctor die äußerste Schonung anbefiehlt?"

„Schonen soll ich mich!" rief Leonie in gleichem Affect. „Wozu? Um ein langweiliges Leben zu erhalten, das kaum dann und wann höchstens eine angenehme Minute zählt! Was führe ich für ein Leben in einem Hause, aus welchem Du jeden angenehmen Menschen verjagst, daß mir acht Wochen lang nur Deine Unterofficiere zu Gesicht kommen, wenn sie Dir Rapporte bringen! An Deine Freunde, wie Wanthofen und die Uebrig.n, kann ich meinen Geschmack nicht gewöhnen. Ich brauche Leute, mit deren Ansichten ich sympathisire, von deren Ergebenheit ich Proben habe! Der Rittmeister —"

„Du sprichst seltsam," sagte der General, in einige Bewegung versetzt. „Wenn man Dich hört, so sollte man meinen, daß das Weibergeschwätz doch nicht so dumm ist, aber jetzt halte um Himmels willen Deinen Mund! Bedenke Deinen Zustand, Du wirst rückfällig werden —"

„O ich wollte unter den Wagenrädern zerschmettert liegen geblieben sein," erwiderte Leonie mit leisem, aber mit intensivem Gewimmer der Verzweiflung und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen.

„Herr Gott, das wird bunt!" rief der General, endlich in Harnisch gebracht. „Was plagst Du so muthwillig Dich selbst und Andere? Ich hab' mit dem Rittmeister nix gehabt, ich hab' ihn gar nicht gesprochen, ich seh' überhaupt nicht ein, warum ich zu ihm hätt' laufen sollen? Was tobst Du gegen mich? Wenn er nicht kommt, so weiß er warum, aber meinetwegen bleibt er nicht aus. Wenn er wohl wär', so ist sein erster Ausgang zu seiner Schwadron nach Siebenbürgen, nicht zu Dir oder zu einer anderen Dame. Das bringt seine Pflicht und schon der allergeringste militairische Anstand mit sich, und das muß ein Mensch in seiner Lage doppelt fühlen, der ohnehin bei seinen Vorgesetzten sehr schlecht ang'schrieben ist."

„Hackt nur Alle auf ihn los," sagte Leonie. „Der Beste in Eurer Armee kann nicht strebsamer sein, als er. Wie soll ein unwissender Tyrann, wie Wanthofen, seine Eigenschaften schätzen!"

„Es wär' gescheiter," versetzte Greifenstein, sehr piquirt, „Wanthofen hätt' eine so treffliche Meinung von ihm! Du kannst ihm leider kein Avancement verschaffen! Uebrigens hab' ich selbst kein Interesse mehr für ihn! Da hat er ein Buch geschrieben, das das stärkste Stückel von Naseweisheit ist, was sich ein Officier beifallen lassen kann! Weil er nicht so ist, wie seine Chefs fordern können, will er in seinem Machwerke die Armee so einrichten, damit sie so sei, wie er! Aber diese Ideen werden ihm ausgetrieben werden, wenn man ihn auf zehn Jahre in irgend ein abgelegenes Standquartier steckt! Und das ist mir selbst lieb! So bin ich der unangenehmen Nothwendigkeit enthoben, einem Menschen, den ich oft bei mir gesehen, mein Haus verschließen z' müssen!"

Frau von Greifenstein sprang bei diesen Worten wie eine Furie empor.

„Das habt Ihr mit ihm vor?" rief sie. „Das Loos bereitet Ihr ihm? Geht Eure Barbarei so weit? Da seh' ich, daß Du unter dem Schein der Gutmüthigkeit kein Herz, sondern einen Stein in der Brust hast! Bei dem geringsten Anlasse zeigst Du mir eine neue Seite an Dir, noch häßlicher, als Alles, was ich schon ertragen habe. Meine Geduld ist schon oft gerissen. Erkläre mir, wie es kommt, daß Du mich nicht endlich fortjagst, sondern, so oft ich gehen wollte, zurückhältst? O möchte doch diesmal mein heißer, brennender Kopf nicht widerstehen, sondern seinem tollen Fieber erliegen!"

„Um was dreht sich die ganze G'schicht?" rief Greifenstein mit größter Ungeduld. „Da kann man des Teufels werden! Bald ist es dieser Quark, bald jener, der uns zusammenhetzt, aber endlich komm' ich dahinter, daß ich doch der dumme Kerl bin! Endlich muß doch auch ein Esel merken, daß der Rittmeister die Ursach' unseres Unfriedens ist. Wenn ich alle Vorfäll', die sich, seit der Mensch in unser Haus kommt, ergeben haben, zusammenrechne, müßt' ich mit Blindheit g'schlagen sein, nicht zu sehen, wo der Teufelsknoten sitzt. Von der Briefgeschicht' in Kraßnitz an —"

„Spar' Dir die Mühe," fiel ihm die exaltirte Frau in's Wort, „Deinen Scharfsinn so übermäßig anzustrengen! Ich bin so weit gebracht, daß ich mein Unglück nicht länger vor Dir verbergen kann. Verlasse mich, strafe mich, tödte mich, denn Du hast sonst kein anderes Mittel in Händen, um mich von meinen stillen Qualen zu erlösen! Ich leugne es nicht, daß mir die Bekanntschaft des Rittmeisters gefährlich geworden ist, und ich nach und nach, von seinen Vorzügen gefesselt, die Grenze meiner Pflichten überschritten habe. Sein Umgang hat meine Seele vor Verzweiflung gerettet, und für ihn zu sterben,

bin ich mit Jubel zu jeder Stunde bereit. Ihn nicht mehr sehen, heißt nicht mehr sein, denn mein altes Elend kann ich nicht mehr tragen, seit ich gewohnt bin, aus seinen Augen und Worten meinen ganzen Lebensmuth zu schöpfen. Verdamme mich, schleudere gegen mich Dein härtestes Wort, denn, was Du und die ganze Welt mir noch anthun könnt, das hat mir seine Liebe längst entgolten!"

Greifenstein, der bei dem leidenschaftlichen Geständnisse seiner Frau im Zimmer wie trunken getaumelt war, mußte nach Worten suchen, um seiner Ueberraschung und Bestürzung Luft zu machen.

„Du hast," sagte er, „wie eine vollständige Närrin gesprochen; leider kann ich mir nicht einreden, daß Du von einem Delirium befallen bist, wie ich sie in letzter Zeit an Dir gesehen hab'. Paul, Paul," schrie er, zur Thür hinauseilend, um seinem Diener den Auftrag zu geben, den Rittmeister Haldenried sofort herbeizuholen.

Der ahnungslose Rittmeister, der der dringenden Botschaft auszuweichen keinen Grund hatte, erschien auf das eiligste. Greifenstein lehnte am Fenster, seine Frau lag im Fauteuil, das Gesicht mit dem Taschentuche verhüllt, als er eintrat.

„Arthur!" rief sie und warf sich ihm mit offenen Armen und ausbrechenden Thränen entgegen.

Arthur, vor Verlegenheit erblassend, wehrte diese Bewillkommnung zurück, während der Gatte, der nichts Besseres zu thun wußte, als sich schnell umzudrehen, an der Fensterscheibe wild zu trommeln begann.

Arthur, der nahebei zweifeln mußte, ob Leonie bei Sinnen sei, winkte ihr hinter Greifenstein's Rücken mit Blick und Geberde, sich zu fassen.

„Er weiß Alles!" rief Leonie herausfordernd darauf. „Es muß endlich brechen!"

Da drehte sich der General, den dieser compromittirende Anfang noch Schlimmeres befürchten ließ, zurückbebend um. Durch einen unter seiner militärischen Charge stehenden Menschen blamirt zu werden, vertausendfachte in seinen Augen jeden Schimpf. Wäre der Rittmeister ein Feldmarschall gewesen, möglich, daß er dann das Ganze für einen gemüthlichen Scherz gehalten hätte.

„Ich bin ein harter Stahl," sprach er, vor Wuth stotternd, „aber wenn man so auf mich loshämmert, dann springen die Funken! Rittmeister, ich habe Sie hierher beordert, daß Sie mir sagen, ob meine Frau verrückt geworden ist, oder nicht! Sie hat die Courage, mir in's Gesicht zu sagen, daß sie ein Verhältniß zu Ihnen unterhält! Was haben Sie darauf zu antworten?"

„Wer behauptet das?" rief der Rittmeister, dessen Bestürzung aufs höchste gestiegen war, wie wenn er seinen Ohren nicht recht getraut hätte.

„Meine Frau," replicirte der General dürr und kurz.

„Sie, gnädige Frau?" rief Arthur, mit der Hand an die Stirn fahrend.

„Fürchte Nichts!" rief Frau Greifenstein. „Der Augenblick ist gekommen, der mich aus meiner vieljährigen Sklaverei befreien muß! Ich will lieber sterben, als noch in diesen Ketten liegen! Lieber will ich auch meine Qualen laut bekennen und mich zu retten versuchen, als an dem endlosen Geheimniß hinsiechen und ihm doch unterliegen! Zeige dem Manne, der hier vor uns steht, daß der Zwang einer tyrannischen Pflicht gegen die Rechte der Herzen Nichts vermag! Hinweg mit der verderblichen Lüge und allen erbärmlichen Auskunftsmitteln, denn nur in der Wahrheit ist Heil für uns! Mit dem muthigen Schritte, den ich heute aus freiem Antriebe gethan, fallen auch für Dich alle Rücksichten hinweg, welche Dein Herz zurückgehalten haben, sich an meines zu schließen! Wir lieben uns und jetzt hören wir mit Ruhe an, was er dagegen thun kann!"

„Gnädige Frau —" wollte der Rittmeister, von äußerster Verlegenheit, zorniger Mißbilligung und dem immer dazwischen fahrenden Liebesaffect ergriffen, beginnen, als ihm Leonie schon das Wort abschnitt.

„Was titulirst Du mich so?" rief sie hochaufgeregt. „Dahinter sollte sich nur Verrath und Feigheit verstecken!"

„Reden Sie, Rittmeister," sprach der General. „Wahrhaftig, sie hat den Teufel im Leib!"

„Wohlan!" sagte Arthur mit Fassung. „Ich bin gedrungen, Ihnen eine Erklärung zu geben, welche mir sonst nicht die Folter abgepreßt hätte. Ja, ich bin dem Zauber Ihrer Frau Gemahlin unterlegen, aber ich habe an dem beinahe sinnlosen Ausgange keinen Theil. Ich bin Ihren Rechten nahe getreten, Herr General, und biete Ihnen jede Genugthuung, aber ich bin nicht gekommen, Ihr Haus zu zerstören und Ihre Frau herauszureißen. Ich habe mich in dem Glücke, den Umgang eines selten begabten Wesens zu genießen, still gewiegt, ohne je Zukunftspläne zu schmieden, und habe stets bei nüchternem Nachdenken die Möglichkeit einer Trennung von Ihnen und Ihrer Frau wie eine Katastrophe für uns Beide betrachtet. Ihr kann die Freiheit keinen Nutzen mehr bringen, denn, wenn nicht unüberschreitbare weltliche und geistliche Gesetze zwischen mir und ihr ständen, so wäre noch die Kluft da, daß ich ihr weniger, als sie besessen, zu bieten habe. Ich bin ein armer Soldat, mein Zustand ist hoffnungsloser, als jemals! In diesem Sinne habe ich mich stets zu Ihrer Frau verhalten und mache ihr jetzt zum Vorwurf, daß sie mich eine so trostlose Stunde, wie die gegenwärtige, erleben läßt!"

„Ist das Deine Leidenschaft?" rief Leonie, die Arthur's Rede von Wort zu Wort mit größerem Entsetzen angehört hatte. „Ich Thörin, auf Deinen Wankelmuth zu bauen, auf Deine Charakterschwäche mein ganzes Vertrauen zu setzen!" Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände auf die Stirn.

„Ich wäre weit schwächer," erwiderte der Rittmeister, „verächtlich schwach, wenn ich Ihrem ebenso beklagenswerthen, als unbesonnenen Stürmen nachgeben würde. Ich suche in Ihrem Vorgehen die Großmuth umsonst, welche Sie bestimmen sollte, auf meine Lage Rücksicht zu nehmen und mich nicht in die Alternative zu stürzen, entweder als gleichgültig mit Ihrem Loose zu erscheinen, oder nach Ihrem Beispiele kopfüber in's Verderben zu stürzen. Herr

General, ich habe Nichts mehr beizufügen. Morgen reise ich zu meiner Schwadron und stehe jederzeit zu Ihrem Befehle!"

„Großer Gott!" rief Leonie verzweifelt. „Ich stürze mich in's Wasser! In diesem Hause will ich keine Minute länger bleiben!"

„Glaubst Du," erwiderte Greifenstein, „daß ich Dich halten werde? Geh', wann und wohin Du willst! Dich vergönne ich Jedem, der Dich nehmen will! Und wenn es Jemand so lange aushält, wie ich, dann mach' ich mich verbindlich, Dich zu bitten, wieder heim zu kommen. Adieu, Rittmeister!"

Arthur ging zur Thür hinaus.

„Ich bin des Todes!" rief Leonie, und fiel ohnmächtig zusammen.

Der Rittmeister befand sich wenige Tage darauf bei seiner Mannschaft, Leonie einige Wochen später, nachdem sie noch eine schwere Krankheitsattaque in Greifenstein's Hause überstanden hatte, bei ihrer Tante, der Vicomtesse Vergnier in Paris.

Der General war ein freiwilliger, aber nicht unglücklicher Wittwer geworden.

---

## Zwölftes Capitel.

### Schildert einen Ball mit Intermezzo's.

Militairische Schriftsteller, welche Campagnen in heißen Klimaten, lange dauernde Feldzüge, besonders unter tropischem Himmel, schildern, melden von einer seltsamen Erscheinung. Der Armee auf der Erde folgt Tag für Tag in gemessener Entfernung eine Armee in den Lüften. Diese gleicht einer breiten, schwarzen und compacten Wolke, welche ruhig zu lagern scheint. Betrachtet man sie aber durch's Fernrohr, erblickt man ihre Atome in kreisender Bewegung. Es sind Raubvögel, Raubvögel aller Arten. Wie das Heer da unten kein gleichartiger Körper ist, sondern aus Fußvolk und Reitern, Feldstäblern und Trainknechten besteht, so findet man auch in dem Heer da droben alle Arten gefiederter Räuber, groß und klein, von den ungeheuren Geiern herab bis zum kleinsten der Raben. Wenn die Schlacht ras't und die Kanonen dröhnen, zieht sich die schwarze, lauernde Wolke in den Hintergrund, man meint, sie sei in alle Winde zerstoben; doch kaum ist der Ausgang entschieden und die Nacht gekommen, da zieht sie näher und näher in geschlossenen Colonnen und die wilde, blutige, schaurige Heide wird ihr zum gedeckten Tische.

Auch den großen Krisen der Staaten fehlt es an einer ähnlichen Raubvögelescorte nie. Sie zieht hinter jeder großen Calamität her und macht sich jede zu nutze. Sie meidet die Schußweite, verfolgt aber jede militairische Bewegung mit athemloser Unruhe und unendlicher Wachsamkeit. Das Heer, das sie begleitet, ist allerdings ihr Heer, aber sie escomptirt mit gleicher Ruhe dessen Siege wie dessen Niederlagen: Gewinn ist Alles, was dem Schnabel und den Fängen zufällt. Lieferungen sind große Gastmähler, Theuerungen Anlässe zu Festen, schlechte Course gute Course, denn Gewinn ist Gewinn.

Auch das bedrängte Oesterreich hatte eine solche unheimlich den Ereignissen hinterherziehende Escorte. Und seltsam, unerhört! Voran in der Schaar Derer, die aus dem Unglück Nutzen zogen — denkwürdige Processe haben es bewiesen — standen Jene, welche die Staatsgewalt geschützt, gehätschelt, belohnt und geliebt hatte. Manche dieser Raubvögel trugen um den Hals Ritter- und Commandeurkreuze an prangenden Bändern. Während solche, die Gegner des herrschenden Systems gewesen waren und darum Verfolgungen erlitten hatten, ihre Waffen fallen ließen, weil sie jenseit aller Parteien das blutende Vaterland sahen, dachten die Raubvögel, die das System gefüttert großgezogen, nur an das, was im allgemeinen Verfall ihren Klauen zu gute kommen könne.

Arnold Stropp hatte, wie wir bereits wissen, große Lieferungsaufträge erhalten. Der Aufenthalt in Enzdorf, die Bekanntschaft mit Burda, die Annäherung an den Fürsten Kronenburg — Alles das zusammen hatte seine Früchte getragen. Der Jahresabschluß war glänzend ausgefallen, die Kraßnitzer Actien, die freilich einen Stoß erlitten hatten und eine Zeitlang schlecht standen, waren wieder in die Höhe gegangen — kein Wunder, daß Stropp in's Jahr 1854 mit gesteigertem Muthe und größeren Hoffnungen, als je, getreten war. Darum wird aber auch diesmal, um den Carneval würdig zu eröffnen, ein Ball in seinem Hause gegeben, der an Glanz der Ausstattung und an Sumptuosität der Bewirthung alle seine Vorgänger übertreffen und alle seine Rivalen in andern Häusern niederschmettern soll. Morgen muß ganz Wien von Arnold Stropp's Ball sprechen.

Es ist eine kalte Januarnacht. Es schneit, Fußgänger eilen fröstelnd, mit weißgesprenkelten Mänteln und Hüten dahin, dennoch hat sich vor dem Hause in der Singerstraße ein Menschenhaufe aufgestellt und blickt zu den Fenstern hinauf, theils um durch die Lücken der Draperien einen Blick in die magische Zauberwelt da droben zu werfen, theils um die Ankommenden zu mustern. Wagen um Wagen fährt vor, betreßte Lakaien springen herab, Damen in den rosigsten und ätherischesten Toiletten schwingen sich heraus, fliegen über die mit Teppichen bedeckten und von einem Garten exotischer Pflanzen eingefaßten Treppen und verschwinden in dem reich decorirten Corridor.

Der Bemerkungen fallen viele, wie der Zug der Gäste vor dem Volkshaufen Revue passirt. Die Toiletten erfahren eine summarische Kritik, oft auch die Gesichter. Als unter so vielen stolzen Carrossen eine Droschke, von einem einzigen hagern Gaul gezogen, daher kommt, in welcher ein einzelner alter Herr sitzt, werden spöttische Reden über arme alte Schlucker laut, die lieber zu Hause bleiben sollten — und doch ist — so irrt sich die Menge — der Herr, welcher aussteigt, der reiche Kainzlmann, der Stropp nicht viel nachgiebt. Doch abermals rauscht es von Damenkleidern. Kenntnißreiche Hausmeisterstöchter flüstern

viel von Volants und Illusionen und dazwischen ertönt die Losung des bepelzten Portiers an die Kutscher und Fiaker: „Um vier Uhr ist die Stunde zum Abholen!“

Oben welche Pracht, welche Herrlichkeit, ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht!“ Man hat die üppige Welt der Tropen in das frostige deutsche Klima gezaubert. Eine ganze Reihe von Zimmern ist in weißen Musselin gekleidet, den goldene Leisten reich verzieren. Alle Fenster sind in Nischen, von dunkeln exotischen Gewächsen angefüllt, verwandelt; ein lieblicher Duft zieht durch alle Räume. Marmorne Genien halten Muscheln, in welchen wundervoll vielfarbige Orchideen prangen. Dazu diese reizende Toiletten, die Gruppen schlanker, schöner, blühender Mädchen, diese mit Lächeln übergossenen Gesichter, dies Kreuzfeuer schöner, feuriger Augen, diese wandelnden Camelienbeete schöner Nacken, — wo kann man wohl in aller Welt etwas Schöneres sehen? ....

Doch schon rauschen die Klänge der Contredanse; laßt uns vorwärts dringen ....

Im Ballsaal herrscht ein buntes, glänzendes Leben. Außer dem unumgänglich nöthigen Contingent tanzlustiger junger Herren hat die Residenz zahlreiche Vertreter des hohen Beamtenthums, der Generalität, der Geldaristokratie entsendet. Die Presse, natürlich nur die officielle und wohlgesinnte, glänzt durch einige ihrer feilsten Größen. Recht im Contrast zu diesen befindet sich hier auch ein obscurer Haufen zweideutiger Speculanten und Börsenagenten, an deren unansehnlicher Erscheinung die Gäste ersten Ranges mit hohen Köpfen und etwas spöttischen Mienen vorübergehen, weil sich diese noch nicht zu Arnold Stropp's Höhe emporgeschwungen haben. Diese Geschäftsleute, die, sämmtlich von den Grundsätzen des Festgebers beseelt, auf Reichthum loseilen, fühlen die aufgenöthigte Bescheidenheit ihrer Rollen. Aber Dieser und Jener von ihnen kann sich schon zu stillem Troste sagen, daß er, wenn es so fortgeht, in wenigen Jahren auch einen Salon wird eröffnen und die Hochachtung einer nicht minder vornehmen Gesellschaft wird erringen können.

Eine Française ist zu Ende getanzt worden und Doctor Schmey führt liebeerglüht, einen Strom von Beredsamkeit auf den Lippen, seine Tänzerin auf ihren Sitz zurück. Es ist die Gnädige, die Frau vom Hause. Lisi sieht aber auch entzückend schön aus. Der Liebreiz ihrer Züge wird durch die wundervollste Balltoilette unterstützt, welche mit den noch jugendlichen Formen prahlt, welche sie zu verhüllen sich den Anschein giebt. Ihre Augen leuchten wie schwarze Diamanten, ihre Wangen glühen, sie ist glücklich — das sieht man ihr an. Ein riesiges Bouquet von Camelien und Hyacinthen hält sie in der Hand, sie sieht es öfter an, als nöthig — sollte es ein Geschenk eines Liebhabers sein?

Schmey hatte nach seinem unglücklich ausgefallenen Liebesangriff in Enzdorf das Ziel seiner Wünsche nicht aufgegeben und die Belagerung nur um so hartnäckiger fortgesetzt. Das Mißverständniß, das damals zu einer so brüsken Scene Veranlassung gegeben, hatte sich inzwischen gelöst, Schmey war wieder mit der Hausfrau auf gutem Fuß zu stehen gekommen. Wie weit aber der Mann der noblen Passionen hinter seinen glühenden Wünschen zurückgeblieben war, konnte man heute an seiner leidenschaftlichen Unruhe, an den verzehrenden Blicken der Bewunderung und der Eifersucht ermessen.

Er hatte sich neben sie gesetzt und fuhr fort, Lisi mit den Brandraketen seines Esprit und seiner Leidenschaft zu bombardiren. Lisi hörte ihn beifällig, aber auffallend zerstreut an. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihre Augen im Gewühle des Saales irgend etwas suchten. Das präoccupirte und ängstigte ihn schrecklich. Wie hell aber loderte sein Zorn auf, als er gewahr worden war, daß Lisi's Blicke trotz ihres Umherfahrens immer wieder auf einen bestimmten Punkt fielen und dort mit offenbarer Vorliebe verweilten. Er nahm die Sache um so ernsthafter, als diese Blicke einem Manne zu gelten schienen, der eine der interessantesten Gestalten in diesem Saale war, überhaupt einer der schönsten Männer, die man sehen konnte. Schmey brannte vor Neugier, zu wissen, wer der ihm unbekannte Inhaber des so bestechenden Exterieurs sei, aber sein Stolz verschmähte es, zu fragen. Vorerst begnügte er sich damit, die Hausfrau weiter zu beobachten, wenn auch nur, um die volle Gewißheit seines Unglücks zu erlangen. Ach, ihre Augen flogen immer wieder auf den Fremdling hin, der sich, mit einer ihm eigenen edlen Gemessenheit, mit einer höchst unbedeutend aussehenden Hofrathstochter unterhielt und keine Ahnung zu haben schien, welch' schöne Augen ihn verfolgten und welchen unermeßlichen Neid er im Herzen des wackern Doctors emporfachte.

Plötzlich fuhr die Hausfrau, nachdem ihre Augen abermals wieder eine Weile auf der bezeichneten Stelle geschmachtet hatten, rasch auf und sagte, mit dem Fächer hinüberdeutend, in der ihr eigenen naiven Weise:

„Da sehen's hinüber! Das ist die Tochter vom Hofrath von Eggersdorf —“

„Ich kenne sie“, versetzte Schmey grimmig. „Was soll es?“

„Sie ist doch nix weniger als interessant“, fuhr Frau von Stropp fort, „nicht einmal hübsch, beinahe häßlich — sagen's mir, wie kommt's, daß sie von aller Welt für so liebenswürdig gehalten wird? Daß sich alle Herren um sie drängen?“

„Gönnen Sie der Armen ihre Triumphe“, sagte Schmey. „Sie sollten die Letzte sein, welche auf sie eifersüchtig werden könnte.“

„Davon ist nicht die Red'“, versetzte die Hausfrau sehr betroffen. „Ich wundre mich nur —“

„Uebrigens“, fuhr Schmey fort, „habe ich noch nicht bemerkt, daß sich Jemand um sie gekümmert hat, außer dem Herrn, der bei ihr steht, und dieser scheint mir nichts weiter, als einer der vielen hohlen Gecken mit einem glänzenden Aeußern zu sein, deren es in Wien so viele giebt —“

„Das ist ja Herr Hamden“, versetzte die Hausfrau, ihre Entrüstung über den Ausfall Schmey's kaum verbergend.

„Der Amerikaner", rief Schmey, „der in Ihres Mannes Geschäft ist?"

„Ein wahrer Gentleman — von feinster Lebensart" — fiel Lisi lebhaft ein, „sehr gescheit und dabei so bescheiden —"

„Da Sie seine Vorzüge so genau kennen", versetzte Schmey, „müssen Sie schon viel mit ihm verkehrt haben —"

„Im Gegentheil, sehr wenig", versetzte die Hausfrau erröthend. „Er ist Bräutigam."

„Aber seine Braut sitzt wohl in Neuyork", bemerkte Schmey mit ironischem Lächeln.

„Nein, nein", versetzte die schöne Frau, brach aber ab, denn eben Der, von dem die Rede war, bewegte sich heran.

„Warten's, warten's, Herr von Hamden", sagte sie, dem Genannten den Hals schon von weitem entgegenstreckend, während in ihren Mienen und Augen eine gewisse Sehnsucht zu lesen war, „gleich morgen schreib' ich Ihrer Braut ein anonymes Brieferl und sag' ihr, wie Sie überall d' Cour machen —"

„Gnädige Frau —" erwiderte Hamden mit leichtem Lächeln, „wenn Eitelkeit mein Fehler wäre, müßte ich mir wahrlich etwas drauf einbilden, im bunten Gewühl des Balls so genau von Ihnen bemerkt zu werden —"

Der Redacteur hatte Zeit, den Mann, den er für einen höchst gefährlichen Rivalen halten mußte, näher in's Auge zu fassen. Es war für ihn tief betrübend, gestehen zu müssen, daß an dem Manne vom Scheitel bis zur Sohle kein Tadel zu finden sei. So gerne hätte er einen Anhaltspunkt entdeckt, ihm was am Zeuge zu flicken. Es wäre so süß gewesen, sagen zu können, daß er zwar schön, aber fad und albern sei. Das konnte er auch nicht. Die Ruhe und Gemessenheit Hambens machte durchaus nicht den Eindrnck geistlosen Anstandes, sie drückte vielmehr die Selbstbeherrschung einer nicht alltäglichen Individualität aus, welche sich selbst noch in den nichtssagenden Phrasen errathen läßt. Schmey war zu klug, um nicht zu wissen, daß bei Damen vom Schlage der Hausfrau die bloße Erscheinung solcher männlichen Schönheit über alle geistige Ueberlegenheit und Genialität den Sieg davon trage und daß gegen so feurige Augen und so schönes, volles, glänzendes Rabenhaar selbst der Esprit Voltaire's wenig ausreiche.

Schmey war im Nu wie nicht mehr vorhanden, wie weggeblasen, als sich Hamden an die andere Seite der Hausfrau niedergelassen hatte. Umsonst warf er sich im Gefühle seiner journalistischen Größe in die Brust; Frau von Stropp, in's Gespräch mit Hamden ganz vertieft, kehrte ihm den Rücken. Gern wäre er aufgesprungen, allein es war ihm schrecklich, vor einem amerikanischen Stockjobber die Segel zu streichen. Den Unbefangenen, im Anblick des Ballgewühls Vertieften und sich freiwillig von der Unterhaltung Trennenden spielend, suchte er seine Würde zu wahren, bis er durch das immer mehr in den Ton des Flüsterns übergehende Gespräch ganz allarmirt wurde.

Doch es sollte noch schlimmer werden. Hamden hatte seine Hand auf den Arm der schönen Frau gelegt und schien sie mit seinen dämonischen Augen, die er den ihrigen sehr nahe gebracht, gleichsam zu magnetisiren. Ein paar Reden und Gegenreden wurden unter dem schützenden Lärm der Musik und des Tanzes so leise gewechselt, daß sie selbst Schmey's gierig lauschendes Ohr nicht auffangen konnte. Da hörte er plötzlich einen Satz, der eine ihm bis dahin dunkle Welt mit einem so gräßlichen Lichte enthüllte, daß er vor Schreck beinahe vom Stuhle gefallen wäre. Frau von Stropp hatte gesagt: „Hören's, Hamden! Sie dürfen sich heut den ganzen Abend mit keiner Andern unterhalten — mit keiner Andern tanzen — sonst ist Alles aus — Alles!"

Noch immer war Schmey unter dem Eindruck dieses fürchterlichen „Alles," als der General Greifenstein, der eine Zeitlang ein paar Schritte von der Gruppe Posto gefaßt und mit Hülfe seines Lorgnons die Dasitzenden sehr auffallend recognoscirt hatte, plötzlich auf die Hausfrau losschritt.

Der Redacteur wählte den Moment, sich zu entfernen und sah, als er unmittelbar darauf zurückblickte, daß auch Hamden von seinem Platze verschwunden sei.

„Meine Gnädige," sagte Greifenstein, der sich über die Trennung von seiner Gattin ganz getröstet zu haben schien, in seinem gewohnten Humor: „da sieht man, was ein alter Haudegen ist. Kaum komm' ich Ihnen zum Entsatz, da ergreifen die beiden Belagerer schon das Hasenpanier! Solche Erfolge freuen Einen, der fünf und sechszig ist. Doch sagen 's mir mal, wer ist denn der schöne Mann, der neben Ihnen g'sessen ist?"

„Der Redacteur?" gab Lisi, gleichsam von hinten beginnend, zur Antwort, aber der General fiel barsch in die Rede.

„Nach Dem frag' ich nicht, dem Federfuchser," sagte er. „Wenn Jemand sagt: der schöne Mann, so kann er Den unmöglich meinen. Er müßt' eben ein' ganz aparten Gusto haben. Ich mein' Den, der zu Ihrer Rechten g'sessen ist."

„Das ist Herr Hamden," versetzte die Hausfrau verlegen, zu wissen, wo das hinauswollte. „Ein Amerikaner, ein sehr feiner Mann, warum fragen's denn?"

„Es ist nix dabei," sagte Greifenstein — „aber der Mensch hat eine Aehnlichkeit mit einem Menschen, den ich vor Jahren g'sehn hab' — fabelhaft — fabelhaft — man möcht' meinen, daß er es ist —"

„Wirklich?" rief Frau von Stropp, von Greifenstein's nachdenklichem Tone beunruhigt, während ihre Augen den schönen Hamden schon wieder im Saale suchten.

„Als ich vor Jahren", fuhr der General fort — „ja vier Jahre sind's her, im Banat commandirt hab', ist eine Bande Spitzbuben aufg'hoben worden. Ich weiß eigentlich nicht mehr recht, was sie ang'stellt hatten — was Gutes war es keinesfalls — da war ein junger Wallach d'runter — ich sag' noch immer Wallach, wiewohl sich die Kerls jetzt Rumänen, oder Gott weiß, nennen — der hat diesem Musje Hamden so gleich g'sehn — nun, Sie können sich denken, was das für eine Aehnlichkeit sein

muß, wenn ich mich jetzt plötzlich an den Spitzbuben erinnere, an den ich seit Jahren nicht wieder gedacht —"

„Welche Vergleichung, Herr Baron!" rief Frau von Stropp ganz entrüstet — „welche Vergleichung!"

„Sie kommen ja ganz außer sich —" rief der Alte lachend. „Ich möcht' mir nix d'raus machen, wenn die Damen finden würden, daß ich so ausschau, wie der schöne Wallach — Ha, ha, ha!"

Die Gnädige wurde in diesem Augenblicke von einem Tänzer entführt und Greifenstein bewegte sich langsam zu einer Gruppe von Herren, die in der Nähe stand, weiter. Diese gehörten zur Classe jener vorhin erwähnten Raubvögel, denen sie selbst in ihrer Physiognomie ähnelten, und führten ein weit ernsteres Gespräch, als sich mit dem Zweck und der Haltung eines Balles vertrug. Nachdem man über die Unruhe in den untern Donauländern und der Truppenanhäufung in Bessarabien gesprochen, war die Unterhaltung auf das starke Fallen der Course und das hohe Silberagio gekommen.

Greifenstein hatte sich hinpostirt und mit mürrischem Corporalsgesicht erst ruhig zugehört. Plötzlich nahm er das Seitengewehr unter den Arm und sagte:

„Ich hör' immer das alte Lied von den schlechten Zeiten. Die Zeiten können nicht anders als schlecht sein, wenn die Völker keine Ruh geben. Es herrscht ein böser Geist in den Völkern und der muß mit Gewalt ausgetrieben werden. Uebrigens weiß ich nicht, was die Leut' immer reden, daß kein Geld da ist. Wir brauchen kein's. Man soll Banknoten machen, so viele als man braucht, und wer sie nicht für voll nimmt, dem woll'n wir das Vertrauen schon beibringen. Aber so ist's, so ist's! Da kommen Sie immer, meine Herren, mit Ihrem dummen Courszettel. Ich sag', den Courszettel, den soll man mit dem Säbel zerhauen. Der ist schuld an Allem."

Die Weisheit des alten Generals war wirklich so tief, daß Niemand recht wußte, wie er sie fassen und wie er Opposition machen sollte. Alles blieb eine Weile stumm, bis der alte Banquier Kainzlmann sich aufraffte und sagte:

„Excellenz, es ist allerdings leicht, den Courszettel zu zerhauen. Aber das wäre, als ob man von einem Kranken sagte: die verdammten Bülletins sind schuld, werfen wir sie in den Papierkorb. Der Kranke wird dadurch nicht gesünder. Uebrigens wird der Courszettel nicht hier blos gemacht —"

„Ja, ja, d'rauf komm ich schon!" rief Greifenstein wild. „Was brauchen wir den fremden Courszettel? Was die Leut' draußen von unsern Finanzen halten, das muß und soll uns ganz gleichgültig sein. Daß wir kein Silber haben, ist g'wiß, aber man braucht kein's, wenn man Alles im Land mit Papier kaufen kann."

„Und dennoch, dennoch", wollte der Banquier beginnen, aber Greifenstein fiel ihm barsch in die Rede.

„Dennoch, dennoch!" ironisirte er den jüdischen Geldmann. „Ja, trotz alledem, was wir den Wechslern und Wuchrern gegeben haben, bleiben sie unersättlich und möchten uns das Fell über die Ohren ziehen. Zwangscours! Zwangscours! das ist vorerst die nothwendigste Maßregel und steigen dann die Dinge in Preis: die Bank her! Deine Waare ist nur so und so viel werth! Ich wollt' schon die Finanzfrage lösen."

Der General, der die letzten Worte mit großer Emphase gesprochen, entfernt sich in tiefster Seele grollend.

„Ein sonderbarer Herr!" meint der Banquier. „Fehlt ihm an allgemeiner Bildung. Es ist doch bedenklich, wenn solche Herren den Befehl über ganze Truppenkörper —"

„Ah, ah! deswegen können sie doch die besten Haudegen sein", versetzt ein Anderer. „Der alte Ziethen, der alte Blücher waren auch keine Gelehrten, dennoch haben sie die besten Generäle geschlagen."

„Das ist nicht, was Kainzlmann sagen will", spricht Salomon Goldstein. „Der General ist offenbar invalid — ich meine invalid im Kopfe. Es ist ein Malheur für den Staat, wenn commandiren solche Invaliden."

„Pst! Pst! Herr von Goldstein", beschwichtigt Herr Mayer den Aufgeregten, „wer wird so etwas so laut sagen! Doch lassen wir das — endlich kriegt man den Hausherrn zu sehn —"

In den Kreis der eben Versammelten tritt Arnold Stropp. Man beglückwünscht ihn, man spricht seine Bewunderung des herrlichen Locals und aller darin herrschenden Pracht aus.

„Es ist ordentlich wohlthuend", sagte Goldstein, „wenn man in der Mitte aller unserer Calamitäten und der ungeheuren Verluste, ja inmitten aller Kunden von Falliten erblickt solchen Reichthum! Das sind Hülfsquellen! Uebrigens sind Sie der Mann, der aus diesen Krisen hervorgeht, nur noch reicher."

„O glauben Sie das nicht!" sagt Stropp. „Die Staatslieferungen sollten längst aufgehört haben, ein Gegenstand des Neides zu sein! Manche meinen, wir gewinnen bei unsern Abschlüssen. Ich kann Ihnen — unter uns — sagen, daß meine Verluste ungeheuer sind. Ich habe mich zu so und so viel verpflichtet. Die Leute, von denen ich selbst beziehe, kommen und sagen, sie seien nicht im Stande, in der bestimmten Frist zu liefern. Was bleibt mir übrig? Ich muß mich an's Ausland wenden, und in Silbervaluta mit Verlust kaufen. Nun, man bringt dem Vaterland ein Opfer! Geht man nicht gerade ruinirt hervor, so ist's schon gut. Schwere, schrecklich schwere Zeiten! Heute noch schicke ich vier, fünf Agenten in's Ausland. Die Einen gehn nach Baiern, um Korn einzukaufen, die Andern in die Walachei. Hier brauch ich Silber, dort Gold — nun rechnen Sie, meine Herren, was man bei den fortwährend steigenden Coursen verliert, wenn schon ursprünglich fast ohne Gewinn accordirt wurde —"

Während die zuhörenden Geld- und Geschäftsmänner der Heuchelrede des verschmitzten Speculanten beistimmend zunicken oder ihm mit lauten Acclamationen Recht geben, ist doch keiner unter ihnen, welcher nicht sofort bereit wäre, Stropp's Lieferungen

zu übernehmen und die daraus entspringenden Verluste zum Wohl des Vaterlandes selbst zu tragen.

Stropp, kein Liebhaber von Gesprächen über allgemeine Dinge, sondern nur von solchen, welche irgendwie mit seiner Tasche zusammenhingen, stellte sich mit einem der Gäste seitab in eine Ecke, um diesem ein persönliches Anliegen vorzutragen. Es war einer seiner intimsten Freunde, sogar Dutzbruder, seitdem beide schon gar oft ihre schmutzige Wäsche miteinander gewaschen hatten, der vorhin schon eingeführte Kainzlmann.

„Du, Kainzlmann", sagte Stropp, „man hat doch mit dieser Papierüberfluthung seine Noth. Seit einigen Wochen scheint vollends wieder eine Fälscherbank ihre Thätigkeit begonnen zu haben. Jeden zweiten oder dritten Tag erhalte ich falsche Banknoten."

„Ei!" rief Kainzlmann erstaunt. „Woher?"

„Der Teufel weiß es!" gab Stropp zur Antwort. „Es ist in Geldsendungen von allen möglichen Orten vorgekommen. Die Falsificate sind so höllenmäßig gut, daß ein feiner Finger und ein scharfes Auge nöthig sind, um sie sofort bei der gewöhnlichen Eile der Abzählung zu erkennen. Mein Cassier, der alte Bruckner, den Du ja kennst, ist der erste dahinter gekommen. Da hat sich gezeigt, daß wir bereits einige Tausend Gulden solcher Wische eingenommen haben. Ich kann den Schaden doch nicht tragen —"

„Versteht sich, versteht sich", fiel der Freund zustimmend ein.

„Und habe sie wieder an den Mann gebracht", fuhr Stropp fort. „Wie steht's denn in Deinem Geschäft in diesem Punkte?"

„Ich habe nicht zu klagen", versetzte Kainzlmann. „Es kommt dann und wann vor, aber doch äußerst selten. Seit dem vorigen Mai weiß ich nichts —"

„Donnerwetter!" rief Stropp, sich in die Haare fahrend. „Heute zählt Bruckner fünfzehntausend Gulden zur Zahlung eines Wechsels auf hiesigem Platze selbst ab und übergiebt sie dem Commis. Dieser kommt zurück und bringt die Nachricht, daß man fünf Hundertguldenbanknoten als falsch zurückgewiesen habe. Bruckner — Du kennst ja den alten Kauz — war darüber noch toller als ich —"

„Wie sehen die Noten aus? fragte Kainzlmann.

„Da kannst Du gleich eine sehen", sprach Stropp, nach der Brieftasche langend, indem er seinen Freund in ein Seitencabinet führte.

Als Kainzlmann das Falsicat geprüft hatte, sprach er:

„Diese Note ist ein Exemplar von der Sorte, welche im Jahre 1850 amtlich ausgeschrieben war. Sie ist aus der Werkstätte einer ungarischen Bande, welche aufgehoben worden ist. Leider hat man das viele Geld, welches sie fabricirt hat, nicht mit aufgehoben."

„Du verstehst Dich darauf," sagte Stropp anerkennend. „Dieser Ansicht sind wir von Anfang an, ich und Bruckner. Aber was hilft uns das! Erkläre mir lieber, von wem wir diesen Hunderter eingenommen haben, damit wir uns an ihn halten! Da ist der Hund begraben!"

„Ich muß Dich erinnern," hob Kainzlmann an, „daß vor wenigen Monaten ein Steckbrief erlassen worden ist, der mit der genannten falschen Bank im Zusammenhange steht. Zwei Kerle — mir fallen ihre zigeunermäßigen Namen nicht mehr ein — wurden gesucht, welche unter falschen Namen, Einer als Graf Doresko, der Andere als Graf Visony, hier in Wien diese Noten, meist in heimlichen Spielhäusern, in Umlauf gesetzt haben. Man kann sich eigentlich nicht wundern, daß man dieses Machwerk eincassirt; aber viel Pech, ein sehr sonderbares Pech gehört dazu, in kurzem Zeitraume eine solche Unmasse davon zu kriegen, wie Du!"

„Das ist richtig!" rief Stropp. „Bruckner war zum Schlagtreffen alterirt; erstlich hängt er am Geschäfte, wie die Katze am Hause, und zweitens fühlt er sich durch den Vorfall in seiner Ambition gekränkt. Glaubst Du, daß er zu bewegen war, hier im Saale zu erscheinen? Nicht mit vier Pferden hätte ich den alten braven Kerl hereingezogen!"

„Das ist ein anhänglicher Mensch," meinte Kainzlmann, indem Beide in den Saal wieder vorgingen.

Stropp stieß zuerst auf den alten Greifenstein.

„Aber Hausherr, Hausherr," sprach der General, „wann geht das Souper los? Mein Magen verträgt keine so lange Friedenszeit."

„Herr General," gab Stropp jovial zur Antwort, „ich hätte das Tanzen nicht erfunden! Aber die Damen sind ein rührriges Völkchen, welches herumgedreht sein will! Fasan, Pasteten, Champagner, das sind reelle Genüsse, und da halt' ich es mit Ihnen!"

In diesem Augenblick wurde Stropp auf dringende Weise herausgerufen.

Als er den langen Corridor passirt hatte, wo das Getreibe der dienstthuenden Hausleute und der zum Gefolge der Ballgäste gehörigen Diener und Kammermädchen ein sehr reges Leben verursachte, kam ihm der alte Cassier entgegen. Stumm, aber mit einem höchst bedeutsamen Blicke, faßte er den Principal an der Hand und führte ihn in das nahe Wohnzimmer.

„Sind Sie über die Geschichte rappelig geworden?" fragte Stropp verwundert, als Beide allein waren.

„Nein, Gott sei Dank," sprach Bruckner in größter Aufregung. „Gott sei Dank, daß ich mir die heutige Geschichte so zu Herzen genommen, und Gott sei tausendmal Dank, daß ich trotz Ihrer Aufforderung das heutige Fest nicht mitgemacht habe! Ich habe indeß Alles herausgebracht und sage Ihnen jetzt: der Lump, der uns die falschen Banknoten unter unsere guten hineingeschmuggelt, sitzt in unserem Hause!"

„Wie? Was? In unserem Hause?" fragte Stropp ganz verwirrt. „Nun, wer ist es denn?"

„Hamden ist's," erwiderte der Alte.

„Hamden," rief Stropp, vor Erstaunen einen Schritt zurückweichend. „Beweise, Bruckner, Beweise! Welche Beweise haben Sie?"

„Schon längst hab' ich geglaubt," sprach der Cassier, „daß es da nicht mit rechten Dingen zugeht, aber erst der heutige Vorfall hat die Wagschale zum Sinken gebracht. Ich hatte die funfzehn Tausend Gulden für Nathan Meyer vorsichtig abgezählt und

auf den Zähltisch gelegt. Dort lagen sie etwa eine Stunde, während dort Hamden ganz allein beschäftigt war, bis sie der Commis forttrug. Wie kamen da die fünf falschen Hunderter hinein? Diese konnten nur durch Hamden oder unterwegs durch den Commis hineingesteckt worden sein. Da habe ich beschlossen, eine heimliche Visitation bei den zwei Menschen auf eigene Faust vorzunehmen. Ich habe bei dem, der mir am verdächtigsten vorkam, begonnen, bei Hamden. Kaum hatte sich der saubere Vogel auf den Ball begeben, als ich in sein Zimmer hinaufging und meine Operation vornahm —"

„Wie das? Wie das?" fragte Stropp.

„Wie das? Ich habe einen Schlosser mitgenommen und Bureau und Kleiderspind auffsperren lassen."

„Teufel, das war keck! Und Sie haben was Verdächtiges gefunden, Bruckner?" fiel Stropp mit höchster Ungeduld und Neugierde ein.

„Gewiß," antwortete der Cassier, „Banknoten im Betrage von fast zehntausend Gulden, alle falsch!"

„Ah, das ist ein Galgenstrick!" schrie Stropp auf. „Und den hab' ich, Esel, selbst in's Geschäft genommen! Jetzt, da der Verdacht einmal auf einen festen Punkt gerichtet ist, läßt sich Alles mit Leichtigkeit auf ihn zurückleiten! Jetzt begreif' ich Manches, daß mir die Augen davon übergehen! Jetzt begreift man auch, warum der Kerl so solid lebt und nie das Haus verläßt! Der Polizei wegen, die gewiß sein Gaunergesicht kennt! So pfiffig bin ich und doch so dumm!" Er schlug sich zornig auf die Stirn.

„Jetzt kommen Sie schnell mit mir hinauf," sprach der Cassier, „ich habe Alles liegen und stehen lassen, wie ich es vorgefunden, bis Sie die Dinge selbst in Augenschein genommen haben. Dann gleich auf die Gensd'armerie!"

Beide eilten drei Etagen hoch hinauf, wo Hamden's aus zwei Zimmerchen bestehende Wohnung war. Daselbst angekommen, öffnete der Cassier einen Kleiderwandschrank, hob das Brett, das demselben als Boden diente, auf und zeigte dem Chef, der die Augen weit aufriß, die darunter befindliche Contrebande.

Nachdem Beide die aufgefundenen Notenbündel geprüft und mit dem falschen Hunderter, den Stropp bei sich führte, verglichen hatten, sagte der Letztere:

„Kein Zweifel! Da ist Alles sonnenklar! Jetzt holt mir sogleich ein paar Gensd'armen und laßt den Kerl auf das geräuschloseste festnehmen!"

Da schallten Schritte von draußen. Ehe Einer von Beiden noch Zeit hatte, eine Vermuthung darüber auszusprechen, ging die Thür auf und Hamden trat ein.

Die Ueberraschung war gegenseitig, wenngleich das Vis à vis für den Letzteren folgenschwerer war.

Hamden blieb an der Thür, welche er hinter sich zugedrückt hatte, stehen, ohne die Farbe zu wechseln, ohne die Miene zu verziehen, ohne einen Laut von sich zu geben, nur ein flüchtiger Blick, gleich einem Blitzstrahl, zeigte an, daß er den ganzen Abgrund seiner Lage überschaue.

„Da also, miserabler Lump," schrie Stropp den Anbeter seiner Frau an, „ist die Diebeshöhle zu suchen, aus welcher die falschen Noten hervorkommen! Können Sie das noch leugnen?"

„Nein, Herr Stropp," erwiderte Hamden sehr gelassen.

„Dann ist zu Ende gesprochen!" rief der Cassier mit gleicher Vehemenz.

„Das ist eine Angelegenheit," sprach Hamden ruhig, aber fest, „zwischen mir und Herrn Stropp und Sie haben von nun an hier das Maul zu halten!"

„Dann gut!" sagte der Cassier. „Da gehe ich meiner Wege." Er wollte zur Thür hinaus.

„Nicht so eilig", versetzte Hamden, den Cassier zurückhaltend.

„Was maßen Sie sich da noch für eine Sprache an?" rief Stropp mit Stentorstimme, indem er eine Bewegung machte, den Verbrecher anzupacken.

„Sie irren sich über meine Absichten, Herr Stropp", erwiderte Hamden begütigend. „Ich beabsichtige Ihnen nur eine Erklärung zu geben und einen Vorweis zu zeigen, welchen Ihre Beurtheilung der ganzen Sache verändern kann. Es liegt sogar in Ihrem Interesse, worauf Sie sich jederzeit verstehen!"

„Was hätten Sie vorzubringen?" fragte Stropp zwar barsch, aber nicht ohne Neugier und eine gewisse Unruhe.

„Erlauben Sie zuvor", sagte Hamden, „daß ich Etwas hole —" Er that ein paar Schritte an eine Commode, doch so, daß er die Thür immer im Auge behielt, und zog aus der Lade ein Etui blitzschnell hervor, worauf er die Thür auf das schnellste besetzte. Sein Aussehen hatte sich aber merkwürdig verändert. Die Ruhe und Verlegenheit, welche seine bisherige Haltung auszusprechen schien, war in's Gegentheil umgeschlagen. Mit hohem Kopfe stand er plötzlich da, seine Mienen zogen sich krampfhaft zusammen, seine Augen rollten wild und unheimlich.

„Jetzt", sprach er, „bin ich gewiß, Gehör zu finden!" Bei diesen Worten that er aus dem Etui einen kurzen, kleinen Revolver hervor.

Bei dem Anblicke dieses ungemüthlichen Vademecums prallte der Cassier, ein alter, schwacher Mann, erschrocken zurück, aber Stropp im furchtbaren Zorn, am meisten über sich, sich so überlistet zu sehen, ergriff einen Stuhl und wollte auf Hamden los schlagen.

„Fassen Sie sich", schrie ihm Hamden entgegen. „Ich bin kein Mörder, wenn ich nicht von Ihnen gezwungen werde, einer zu werden."

Stropp, dem die Besinnung wiedergekehrt war, hielt inne und Hamden fuhr fort:

„Mit dieser Waffe vertheidige ich nur die Thür, denn ich will zu Ende gehört werden. Jetzt wäre Ihr Erstes, Gensd'armen zu holen und mich und sich mit zu ruiniren. So aber ist noch die Hoffnung da, daß wir friedlich auseinander gehen werden."

„Reden Sie also!" sagte Stropp, ohne jedoch den Stuhl aus der Hand zu lassen, denn auf die friedlichen Absichten eines solchen Menschen war wenig Vertrauen zu setzen.

„Ich werde kurz sein", sprach Hamden, „denn

Sie werden auf dem Balle von Minute zu Minute mehr vermißt werden und mir selbst kann in diesen Mauern nicht länger wohl sein. Um was handelt es sich hier? Offenbar nur um zwei Dinge. Erstens, welchen Schaden ich Ihrer Cassa zugefügt habe und zweitens um das Strafgesetzbuch, gegen welches ich mich versündigt habe. Was den ersten Punkt betrifft, so weiß ich, daß Ihr Verlust sehr gering ist, denn Sie haben die Noten, welche ich in Ihrem Geschäfte in Umlauf gesetzt habe, wieder angebracht und — wissentlich — wieder ausgegeben. Sie werden es bezeugen, Herr Cassier!"

Der Cassier kratzte sich statt aller Antwort mit sauerem Gesichte hinter dem Ohre.

„Somit wird nicht viel mehr übrig bleiben", fuhr Hamden wieder fort, „als die fünf Hunderter, welche heute zur Entdeckung meiner Manipulationen geführt haben. Diese und die Kleinigkeit, welche sich noch irgendwo herausstellen sollte, sind durch die Kraßnitzer Actien, mit welchen Sie mich gleich in den ersten Tagen angeschwindelt haben und welche Sie zur Stunde noch verwahren, ausreichend gedeckt. Sprechen Sie selbst, ob Sie Ihre Verluste höher anschlagen können!"

„Das kann ich leicht zugeben", erwiderte Stropp, dessen schlechtes Gewissen durch die eingeflossenen Seitenhiebe in stürmische Bewegung gebracht war. „Doch damit allein kann ein solches Treiben nicht abgethan sein!"

„Darauf will ich eben kommen", fiel Hamden rasch ein. „Das schlägt in den zweiten Punkt ein: das Strafgesetzbuch, insofern ich hauptsächlich dem Staate Schaden zugefügt habe. Sehen Sie aber! Ich war lange genug in Ihrem Geschäfte und habe mir ein hinlängliches Material gesammelt, um nicht genau zu wissen, wie Sie bei Ihren Lieferungen mit dem Staate umgehen und darauf stütze ich zum Theil meine Erwartung, daß Ihnen nicht so viel daran gelegen sein könne, wenn auch einem armen Teufel, wie ich es bin, Etwas auf Staatskosten in die Tasche fällt. Jeder von uns bereichert sich auf seine eigne Weise —"

„Hören Sie, Herr Hamden", unterbrach Stropp den vor ihm Stehenden heftig. „In Ihrer gegenwärtigen Stellung sollte Ihnen das allergeringste Mtaß von Klugheit rathen, meine Nachsicht zu erbiten, nicht aber meinen Zorn zu reizen und auf einen Gegenstand zu kommen, den Sie lieber unerwähnt lassen sollten, falls es sich so verhielte, wie Sie sagen. Ihre Behauptung ist aber grundfalsch."

„Lassen Sie das gut sein," versetzte Hamden, von dieser Antwort ganz unberührt. „Ich behaupte es, und wüßte es im Nothfalle zu beweisen. Versetzen Sie sich im Geiste ein wenig in meine Lage, so werden Sie einsehen, daß ich nicht blind in den Tag hinein gelebt habe, sondern, daß mich die Möglichkeit einer Entdeckung Tag und Nacht beschäftigen mußte. Im Hinblick darauf habe ich mir die genauesten Kenntnisse über Ihr geschäftliches Gebahren verschafft und jetzt sehen Sie, daß es nicht ganz vergebens gewesen. Wenn Sie Ihr Gedächtniß nur ein bißchen zu Rathe ziehen, so müssen Sie sich manches Vorkommnisses erinnern, welches während meiner Anwesenhrit in Ihrem Hause gespielt hat. Ich bin gelernter Kaufmann und, wie Sie mir selbst schon zugestanden haben, fähig, die Leitung selbst eines so umfangreichen Geschäftes, wie das Ihrige, zu überblicken."

„Verlieren wir nicht Zeit und Worte!" rief Stropp mit großer Ungeduld, den Eindruck des Gehörten bemäntelnd. „Mir, als Geschäftsmann, kann es persönlich nur äußerst unangenehm sein, einen Menschen, der in meinem Comptoir gewesen, den Gerichten als Spitzbuben und Fälscher zu überliefern. Noth ist eine arge Rathgeberin und ich habe auch nicht das Herz eines Henkers. Trotzdem sehe ich aber hier keinen Ausweg, wenigstens den nicht, welchen Sie hoffen, oder auf welchen Sie zu rechnen scheinen. Gesetzt, ich sagte: Gehen Sie jetzt Ihrer Wege! Mit welcher Garantie für meine Person könnte ich es thun? Sie sind ein Mensch, der vor Dingen nicht zurückschreckt, vor welchen ich mit Recht zurückschrecken muß. Sie werden von hier fortgehen und vielleicht morgen oder übermorgen oder erst in einem halben Jahre festgenommen werden. Soll es dann heißen, Arnold Stropp's Haus habe um Ihre Fälschungen gewußt? Und würde mein Ruf, Alles nicht bis dahin von Ihrem Gutdünken abhängen. Unsinn, Unsinn! So geht es nicht, ist überhaupt nach diesen Verhandlungen auch schon zu spät. Hätten Sie, als Sie hier eintraten und sich entdeckt sahen, schnell Kehrtum gemacht und Reißaus genommen, das wäre der einzige richtige Ausweg gewesen — jetzt geht's nicht, unmöglich und solli' ich mich gegen Ihren Revolver mit einem Zahnstocher vertheidigen!"

„Ich bin kein Mörder," versetzte Hamden. „Um aber bei der Sache zu bleiben, komm' ich darauf zurück, daß sie nur im eigensten Interesse handeln, wenn sie mich frei gehn lassen. In dem von mir bereits Angeführten sollten Sie dafür genug zwingende Motive gefunden haben, aber da ich Ihr Sträuben noch immer so hartnäckig sehe, so muß ich nun freilich schon zu einer neuen Zwangsmaßregel schreiten!"

„Umsonst!" rief Stropp. „Ich lasse mich eher in Stücke hauen —"

„Sie sind zu aufgeregt," erwiderte Hamden. „Sie haben ein hitziges Temperament, ich weiß aber, daß Ihr Verstand und die Erkenntniß Ihres Vortheils schließlich doch immer die Oberhand gewinnen. Werden Sie noch immer Nein sagen, nachdem ich Ihnen erklärt habe, daß ich im Einverständnisse und im Bunde mit Ihrem Bruder gehandelt? —"

„Bruder?" rief Stropp. „Ich habe keinen Bruder mehr!"

„Doch, doch!" sagte Hamden, „ich habe halbpart mit Ihrem Bruder Philipp —"

„Der ist todt!" rief Stropp.

„Das wäre Ihnen wohl das Angenehmste," versetzte Hamden. „Aber es ist nicht so, Philipp lebt —"

„Habe ich denn nicht seinen Leichnam gesehen?"

„Wohl ist Ihnen," erwiderte Hamden mit höhnischem Lächeln, „in Kaschau ein Leichnam gezeigt worden. Haben Sie aber das Gesicht Ihres Bru-

ders erkannt? Ich zweifle. Sie haben die Leiche eines Mannes gesehn, der wohl vier Wochen am Baume gehangen hatte, und da richten Fäulniß und Raben seltsame Verheerungen in einem Gesichte an. Herr Stropp, es sehen sich oft so prosaische Leute wie ich und Ihr Bruder gezwungen, um die nachstellenden Behörden irre zu führen, so excentrische Dinge zu erfinden wie irgend ein Romandichter. Uns war's darum zu thun, daß alle Welt Philipp Stropp für todt halte, wir verschafften uns einen geeigneten Kadaver — Philipp —"

„O, dieser Galgenstrick!" rief Stropp. „Lügen Sie mich nicht an?"

„Diese Frage später," fuhr der Gauner fort. „Ich wiederhole Ihnen: Philipp hat mir die Idee gegeben, bei Ihnen in's Geschäft zu treten, um auf's schnellste und sicherste eine Summe zu realisiren, welche uns flott macht und aus diesem Reiche hinaushilft!"

„Solche Attentate brütet man gegen seinen Bruder aus!" schrie Stropp grimmig aufseufzend auf.

„Was erwarten Sie von ihm?" sprach Hamden mit kaltem Hohne. „Sie haben ihn erbarmungslos hinausgestoßen, ihm im größten Elend einen Bissen Brod versagt! Ich komme Ihnen zwar nur wie ein Spitzbube vor, aber ich habe mit seiner Lage Mitleid gehabt. Ich habe ihm Mittel verschafft, Obdach ausgewirkt, und wenn ich aus Ihrem Hause frei fortkomme, wie ich noch immer hoffe, wird er mit mir in der Lage sein, Oestreich zu verlassen und ein fernes Land aufzusuchen, um ein anständiges Leben zu beginnen. Wollen Sie es aber nicht —"

„Wie soll ich glauben, daß Philipp lebt?" rief Stropp, dem diese Neuigkeit kein geringer Schrecken war.

„Ich will Sie überzeugen," gab Hamden rasch zur Antwort. „Seien Sie so gefällig, Herr Bruckner, und reichen Sie mir die Briefe, die in der oberen Schublade liegen."

Er warf dem Genannten ein Schlüsselchen zu, die Thür noch immer sorgsam hütend. Stropp hob den Schlüssel selbst auf und brachte ungefähr zehn Briefe, welche er seinem entsetzlichen Volontair übergab.

Hamden nahm einen Brief in die Hand und fragte:

„Kennen Sie den Baron Schnorr?"

„Mein Lebtag nicht von ihm gehört," erwiderte Stropp rasch und entschieden.

„Dann," sagte Hamden, „werden Sie seine Handschrift desto besser kennen." Er gab Stropp den Brief.

Stropp fuhr beim Anblick der Schriftzüge zurück.

Baron von Schnorr war bekanntlich der angenommene Name Philipp's, als er in der Spielhölle bei Fräulein Ilka mit den falschen Spielern zusammengekommen war.

„Die Hand ist täuschend ähnlich," sagte Stropp langsam, nachdem er die Blätter sorgfältig geprüft.

„Sie ist es selbst," erwiderte Hamden. „Da ein anderer Brief von neuestem Datum, an mich in Ihr Haus adressirt — sehen Sie — 8. Januar — Herrn Hamden — da sind noch zwei an mich, kurz ehe ich bei Ihnen eingetreten bin — sehen Sie — an den Grafen Visony — denn das war ich noch damals," fügte er mit teuflischem Lächeln hinzu.

„Sie sind Visony!" rief Stropp, den Genannten mit beiden Augen starr messend, während der ehemalige rumänische Graf sich ihm ruhig präsentirte, mit einer augenscheinlichen Schadenfreude, in seinem eleganten schwarzen Ballanzuge mit der weißen Binde, eine weiße Camelie im Knopfloche, welche Frau Stropp aus ihrem Ballbouquet kurz zuvor herausgezupft und ihm verehrt hatte.

„Philipp lebt", sagte Stropp, unermeßlich niedergeschlagen. „Wo steckt er jetzt?"

„Das ist mein Geheimniß", gab der Spießgeselle zur Antwort. „In Sicherheit ist er, soviel kann ich Ihnen zur Beruhigung sagen. Doch, wenn mir" — fuhr er mit erhobener Stimme fort — „ein Haar gekrümmt wird, wenn Sie mich arretiren lassen, so ist er bald, sehr bald bei mir und wir sitzen auf derselben Anklagebank! Philipp hat sonst auch schlechte Antecedentien. Vergessen Sie das nicht! Alles zusammengenommen, dürfte sich dann auch für Sie, Herr Stropp, ein gewaltiger Sturm zusammenziehen, aus welchen Sie bis auf die Haut durchnäßt herauskommen würden, so durchnäßt, daß Sie sich in keiner anständigen Gesellschaft mehr sehen lassen könnten. Wenn Sie noch dann einen Ball geben würden, so dürfte dieser höchstens von einem Publicum entlassener Sträflinge besucht werden."

Wie auf den Mund geschlagen, stierte Stropp stumm auf den Boden. Alle Sorgen und Schrecken seiner Vergangenheit waren in ihm erwacht. Alle Befürchtungen, welche mit dem vermeintlichen Tode seines Bruders für immer beseitigt schienen, belebten sich wieder, noch durch die Drohungen des gräßlichen Menschen verstärkt, welchen er vor sich hatte.

„Was ist nun Ihr Interesse?" fragte Hamden mit muthiger Zuversicht.

„Mein wahres Interesse wäre", brach Stropp, die Hände zusammenschlagend, aus, „nie meinen Bruder, nie seinen Abgesandten und Substituten gesehen zu haben!"

Rath- und sprachlos stand er eine Zeit lang da. Plötzlich raffte er sich auf. Blick, Bewegung und Sprache verriethen die aufgeregteste Hast, aber auch vollständige Muthlosigkeit.

„Ich zeige Sie an", sagte er, „ich muß Sie als ehrlicher Staatsbürger anzeigen! Ich übergebe Morgen in aller Frühe die ganze Geschichte dem Staatsanwalt! Und jetzt" — er fuhr gegen die Thüre — „scheren Sie sich zu allen Teufeln!"

Hamden, der nun die moralische Gewißheit hatte, daß ihm die Flucht vergönnt sei, ließ die beiden gefangenen Richter zur Thür hinaus, worauf er die nöthigsten und werthvollsten Gegenstände zusammenzuraffen begann, um sich eiligst aus dem Staube zu machen.

„Ich konnte nicht anders", sagte Stropp unten zu seinem Cassier, der ihm zuredete, Hamden verhaften zu lassen.

„Bedenken Sie aber", begann Bruckner auf's neue. „Bedenken Sie —"

„Bedenken Sie!" rief Stropp höhnisch. „Ja,

wenn Nichts zu bedenken wäre! Dann, dann! Zehntausend Gulden nehme ich nicht für den Skandal, der ausbrechen würde! Gehen Sie schlafen!"

Er eilte in den Saal, wo bereits das Souper begonnen hatte.

„Zehntausend Gulden?" murmelte er noch vor sich hin. „Hunderttausend gäbe ich dafür, wenn ich ein reines Leben hinter mir hätte!"

Er schritt mit dem Entschlusse vorwärts, alle Sorgen, welche jetzt seine Brust durchstürmten, mit einem gewaltigen Rausche niederzuschmettern.

---

## Dreizehntes Capitel.

**Führt den Leser in das Land, wo die Orangen blühen.**

Unsere Erzählung betritt zum ersten Male hesperischen Boden, wenn auch nur dessen äußersten Rand, jenes Land von Oesterreichisch-Italien, welches gegen den herrschenden Druck am heftigsten und am consequentesten reagirte und wenige Jahre später der historische Schauplatz werden sollte, auf welchem die Ueberspannung des zeitwidrigen Absolutismus gebrochen ward. Das Schwert Radetzky's und die Bomben des Königs von Neapel hatten eine lediglich äußere Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. In den Herzen der Nation lebte der grimmigste Widerstand und eine ungeschwächte Insurrectionslust fort. Die Regierung war genöthigt, unausgesetzt Zwang auszuüben, theils um dem passiven Widerstand zu begegnen, theils um wirklichen Ungehorsam zu züchtigen. Die Civil- und Militärgerichte, unausgesetzt in voller Thätigkeit begriffen, über Fälle des Hochverraths und der Störung der öffentlichen Ruhe Urtheile zu fällen, legten damit selbst das Zeugniß ab, daß die Zustände der Halbinsel gefahrvoll und unheilvoll waren und documentirten mit factischen Beweisen die Artikel der öffentlichen Zeitungen, die mit wahrer oder fingirter Selbsttäuschung das Werk der Pacification als glücklich vollendet betrachteteten, die Oesterreich freundlichen Gesinnungen der Bewohner im täglichen Zunehmen sahen, namentlich von der unbedingten Anhänglichkeit des Landvolks an die Fremdherrschaft fabelten und die Urheber der von Zeit zu Zeit ausbrechenden Unordnungen auf ein kleines Häuflein mazzinistischer Banditen reducirten. Man braucht nur diese Berichte nachzulesen und wird sich des Lächelns nicht erwehren, denn die wohlgesinnte Presse überschritt das Maß des möglicherweise Sagbaren in wunderbarer Weise. Man kann einwenden, daß es in den meisten Fällen ein diplomatisch schlau berechneter Optimismus war, welcher die Verfasser solcher Artikel inspirirte, aber die Klugheit wäre mehr werth gewesen, welche den Feuerruf ausgestoßen hätte, statt ihn zu unterdrücken, um das Haus zu retten, statt es heimlich im Gebälk fortbrennen zu lassen.

Möglich, daß die Italiener trotz liberaler Einrichtungen dennoch die nächste Gelegenheit zum Abfall benutzt hätten; hat man sie aber mit der eisernen Faust, mit welcher man so hochmüthig gedroht, festgehalten? Nichts, als Oestreichs feindselige und kalt abstoßende Haltung Italien gegenüber hat Victor Emanuel großgezogen und Napoleon III. die Thore von Mailand geöffnet. Der Kaiser von Frankreich war um jene Zeit dort womöglich noch verhaßter, als Oestreich selbst, warum ist es ihm gelungen, sich dort Anhänger und überwiegenden Einfluß zu verschaffen? Nur ein blinder Fatalist kann glauben und behaupten, daß Oestreich aus Italien unbedingt verdrängt worden sein mußte, und nicht irgend eine Form hätte gefunden werden können, unter welcher seine Macht auf der Halbinsel festeren Fuß gefaßt hätte. Die Verblendung war leider in ein System gebracht und erstreckte sich auf alle Kronländer der Monarchie. Sie fand nur anderswo geduldigere und weniger renitente Massen. Ueberall wurde das Volk als Gegensatz der Regierung, als ein Haufe von Tobsüchtigen betrachtet, welcher nur von Bayonnetten umstarrt, Ruhe und Frieden halten kann.

Der Absolutismus, eine Staatsform roher Jahrhunderte und deren, wie die Geschichte zeigt, durchwegs angemessener Ausdruck hatte seiner Zeit die culturhistorische Berechtigung, die ungefügige Masse zu gestalten und emporzubilden. Heutzutage, wo wachsender Wohlstand und fortgeschrittene Bildung alle Verhältnisse verändert haben, kann und darf die Regierungskunst allein nicht beim Alten stehen bleiben, ohne endlich dem allgemeinen Widerspruch zu erliegen. Die Völker von heute, aus deren Schooße ein Erfinder nach dem andern hervorgeht, deren Hände Arbeit die erstaunlichsten Erfolge auf allen Gebieten zu Wege bringt, diese Völker sind keine Horden mehr. Sie verlangen eine ihrer Einsicht entsprechende Selbstständigkeit, sie wollen die Regierung, welche sie lediglich als das mit der Führung ihrer Geschäfte betraute Organ betrachten, controliren und fühlen sich von der Vormundschaft durch Corporale und Gens-d'armen beleidigt. Aber von dieser Erkenntniß war Oesterreich damals leider so weit entfernt, daß schon die in diesen Zeilen liegende ruhige und eigentlich aller Welt geläufige Darlegung in jener Zeit den Schreiber derselben schwer gravirt, vielleicht gar irgend einem Gerichte überliefert hätte.

Da das Oesterreich von damals dem Anbruche einer neuen Geschichtsperiode höherer Gesittung nichts als Zwangmaßregeln zu bieten hatte, trieb es die verzweifelten Völker auf der Bahn der Opposition immer weiter. Der Glaube an Reformen, die zuerst genügt hätten, ging verloren, centrifugale Tendenzen tauchten auf und gewannen immer mehr Anhänger.

In Italien, wo der Abfall zuerst vor sich gehen und das alte System den ersten Todesstoß erhalten sollte, war die Regierung gegen die fortwährend am Himmel stehenden Anzeichen des Sturmes blind. Mit der Ruhe des Archimedes baute sie an der Vermehrung der Befestigungen weiter und hätte den für einen Narren oder Böswilligen erklärt, der ihr gesagt hätte, die Zufriedenheit der Völker sei das beste Festungsviereck. Die Nation blickte indeß mit ganzem

Vertrauen auf den „perfiden Sardenkönig“ und dessen Minister Cavour, zwei Männer, welchen die um sie geschaarte Emigration, aus den populärsten und ruhmvollsten Namen bestehend, ein täglich wachsendes moralisches Ansehen gab. Geheime Comité's bildeten sich in den Städten und eröffneten den Feldzug einer allgemeinen Verschwörung, welche die Regierung lähmte und zuletzt vollständig isolirte. Allerdings sahen die Behörden diesem Treiben nicht unthätig zu und es gelang ihnen sehr oft, einen der Geheimbündelei Schuldigen und Verdächtigen einzufangen. Aber die fallenden Opfer konnten nicht Bekehrung, sondern nur Erbitterung hervorrufen und jeder Schlag, den die Regierung führte, diente nur dazu, die Organisirung des geheimen Krieges zu vervollkommnen und die Urheber desselben vorsichtiger, gewitzigter, erfindungsreicher zu machen. Bei dieser extremen Lage der Dinge war freilich keine Transaction mehr möglich. Italien konnte nunmehr nur durch Gewalt erhalten und nur durch Gewalt befreit werden.

Ein Abgrund hatte sich zwischen die Regierenden und Regierten gezogen, aller Verkehr unter beiden hatte aufgehört und die Sympathien für Piemont, das einst bei den Italienern für eigentlich nur halb italienisch gegolten hatte, wurden offen zur Schau getragen. Die Behörden waren vergeblich bemüht, die Kluft, welche zwischen ihnen und der Nation gähnte, mit Hülfe zahlloser Spione zu bewachen und Blicke in das innere Getriebe der Partioten zu gewinnen. Die Erfolge waren bei dem Mißtrauen und der Schlauheit des italienischen Charakters äußerst gering. Namentlich schwer waren die Spione für die höhere, tonangebende Gesellschaft aufzutreiben, und selbst bei den Wenigen, welche sich zu dieser Rolle verstanden hatten, war es nicht leicht zu bestimmen, ob nicht die Mehrzahl derselben der Revolution diene und die Behörden bei der Nase führe.

Der Adel, der in andern Ländern mit sehr geringen Ausnahmen allen Volksbewegungen schroff gegenübersteht, ging hier sogar mit dem Beispiele des Trotzes und Widerstands voran; denn ihm gestattete seine unabhängige Stellung die freie Kundgebung seiner patriotischen Empfindungen, während die unter ihm stehenden Classen allzuoft genöthigt waren, auf ihr Interesse und tägliches Brod Rücksicht zu nehmen. Wohl nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl mochte damals ein patriotisch-österreichisches Gemüth die Reihen des Adels mustern. In dem ganzen, bevorzugten Körper, welchen man vorzugsweise die Stütze des Thrones zu nennen beliebt, gab es nur ein kleines Häuflein, das man österreichisch gesinnt nennen konnte, uud dabei war es noch fraglich, ob nicht viele darunter ihre Loyalität lediglich heuchelten. Die wenigen wirklich Treuen wurden von der Nation in zwei Kategorieen getheilt. In Solche, welche als harmlose Curiositäten verhöhnt und in Solche, die als Feinde betrachtet und behandelt wurden.

Venedig galt für etwas besser gesinnt als Mailand und doch fehlte viel dazu, daß der Gemüthszustand der dortigen Bevölkerung hätte Vertrauen einflößen können. Der Adel war großentheils fortgezogen. Handel und Volksleben lagen danieder, der Frohsinn war verpönt, kaum, daß während der Wintersaison ein paar Hundert Fremde, meist norddeutsche und russische Adelsfamilien, etwas Leben in die alte Dogenstadt brachten. Die Kaffeehäuser gehörten fast ausschließlich den Officieren. Man hatte beinahe aufgehört, Zeitungen zu lesen. Piemontesische und französische Blätter waren verboten und sich für die Nachrichten aus Ostindien, Japan und Australien zu interessiren, mit denen die officiellen Organe am liebsten ihre Spalten füllten, hatte das Publicum noch nicht gelernt. Umsomehr waren Stadt und Land mit Gerüchten überschwemmt. Bald hörte man von geheimen Rüstungen Piemonts, bald sollte eine Mailänder „Vesper“ stattfinden, bald eine französische Armee in Genua landen, kurz jede Woche führte ein neues Drohgespenst herauf. Daneben Cigarrenfehden, dann und wann ein Auflauf auf dem Marcusplatz, Publicationen des Polizeichefs, Hirtenbriefe und Nachrichten von standrechtlichen Urtheilen in Mailand und in der von Oesterreich besetzten Romagna — es war eine unerfreuliche, unwirthliche Zeit.

Graf Thiebold segg, der in dem prächtigen Hôtel „la Ville“, dem ehemaligen Palazzo Grassi am Canal grande abgestiegen war, hatte seit Neujahr ein kleines Haus in der Nähe der Kirche Degli Scalzi gemiethet. Hier war er nicht eben im Mittelpunkt der Stadt und doch ihm nicht allzu fern, wohnte nicht ostentiös und dennoch seinem Stande angemessen; er hatte drei Zimmer gegen den kleinen Platz hin, seine Tochter ein wohnliches, ja sogar reizendes Boudoir mit einem Erker, dessen Fenster auf den Canal hinaussahen.

Es schien Cornelia in der alten melancholischen Dogenstadt zu gefallen; die wunderbaren Prachtbauten, die Eigenthümlichkeit des Lebens, das ihr noch neu war, interessirten sie. So oft die Witterung es zuließ, wurden Fahrten nach Fusine, Mestre, dem Lido und den Inseln unternommen. Die kleinen Reisen zu diesen geisterstillen Gestaden, aus denen, wie man sich ihnen nähert, Kirchen und alte Paläste hervorsteigen, während im Norden die Alpenkette herüberglänzt, gewähren einem empfänglichen Gemüthe eine eigenthümliche Freude.

Wenn das Wetter für weitere Ausflüge nicht geeignet war, konnte man sich doch auf dem Marcusplatz und der Riva Degli Schiavoni ergehen. Freilich ist Alles verschwunden, was diese Orte einst wie ein heiteres und bizarres Theater erscheinen ließ. Venedig, eine verarmte und herabgekommene Schöne, hat alle ihre bunten Gäste und Anbeter entlassen, sie hat Volkstrachten und Masken in den Winkel geworfen; alle Figuren, die wir aus Goldoni's Comedien und Canaletto's Bildern kennen, sind den Dogen und Senatoren in's Grab gefolgt, dennoch hat es einen eigenen Reiz auf der Riva zu wandeln, wenn die sinkende Sonne ihre Lichter auf die Inseln mit ihren Klöstern und Kuppeln wirft. Der Himmel, die Luft, das Wasser sind dieselben wie ehedem, wenn auch die Paläste verfallen und die Räume verödet sind. Leise schwanken Schiffe und

Boote, die am Molo angelegt haben, hier wiegt sich ein Schiffsjunge im Takelwerk, die Wachtfregatte steht draußen in der freien See, wie ein großes Menschenleben, das immer im Kampf zu thun hat.

Auch hat, wie tief Venedig auch herabgekommen sei, die alte Riva noch immer einen letzten Rest von Volksleben aufzuweisen. Wie der Abend herankommt, füllen sich die Kaffeebuden und Weinkneipen, Gruppen von Schiffern, Facchins und Gassenbuben, die Jacke über die linke Schulter gehängt, die lange, schwarze Virginiacigarre im Munde erholen sie sich bei irgend einem Spectakel von den Strapazen des tagelangen Müßigganges. Hier giebt es einen Taschenspieler mit einer wassergefüllten Flasche, in welcher sich ein schwarzes, possierliches Figürchen auf und ab bewegt und bald in die Tiefe taucht, bald in die Höhe steigt. „Abbasso piccolo! herunter Kleiner!" ruft der Gaukler. „Wart' Schurke, du willst nicht? Que demonio! Abbasso, abbasso! Kennst du nicht den furchtbaren Stab?" Er schwingt ein schwarzes Fischbeinstäbchen und plötzlich fliegt der Kleine in die Tiefe der Flasche bis zum Punkt, den ihm der Magier anweis't, und des Erstaunens des Publicums ist kein Ende! Wie viel tausend und tausend einfältige Gemüther hat der Mann bereits mit seinem carteſianischen Teufelchen in Erstaunen gesetzt!

Auf einem andern Punkt ist es ein Komödiant, der eine Schaar von vierzig bis fünfzig Menschen um sich versammelt. Der Mann spielt eine ganze Komödie, er spielt oft vier Personen zugleich mit vier Stimmen, die vom höchsten Weibersopran bis zum tiefsten Baß herabgehn. Er geberdet sich wie toll, stemmt die Hände in die Seiten, grollt wie ein Vater, weint und bittet wie eine Tochter, keift wie eine Mutter, hat edle Momente wie ein Liebender, und das Alles blitzschnell auf einander folgend, in einer Scene. Ein gestärktes Schnupftuch macht dabei sein ganzes Costüm aus; spielt er das Weib, so wird aus dem Tuche eine vielgekraus'te Haube, spielt er den Alten, sitzt ihm ein Dreimaster auf dem Kopfe. Armer Kauz, komischer Volkspoet, zurückgeblieben aus dem Mummenschanz der alten Zeit, achte wohl auf Alles, was Du sagst, controlire alle die Einfälle, ehe Du ihnen Worte giebst! Deine Improvisationen bleiben nicht uncensirt, das horchende Ohr folgt Dir, wohin Du geheſt! Du verdienst Dir Dein Brod nicht ohne tägliche Gefahr. Besser schon hat es Dein Concurrent, der Dich zu übertäuben kommt, der Mann mit der mächtigen Drehorgel, aber auch er darf manche Melodie Verdi's nicht aufspielen.

Dem Grafen Thieboldsegg war viel dran gelegen gewesen, für seine Tochter eine passende Gesellschaft zu finden; der Zufall hatte ihn in diesem Punkte merkwürdig begünstigt. Er war in einem streng österreichischen Cirkel mit dem Marquis Pignatelli und seiner Gemahlin zusammengetroffen.

Die Marchesa und Cornelia hatten da eine so große Anziehungskraft für einander empfunden, daß sie gleich das erste Mal wie zwei Schwestern auseinander gingen. Seitdem hatte sich diese Freundschaft in mehrwöchentlichem Zusammenleben fast bis zur Intimität gesteigert.

Die Marchesa war eine geborne Italienerin und wirklich das edelste Prototyp italienischer Schönheit, das man sich denken konnte. Auf einer hohen und elancirten Gestalt saß ein Kopf von fast classischer Reinheit und geistigstem Ausdruck. Der matte Teint, die feurigen, dunklen Augen, Perlenzähne und das schwarze, üppige Haar — Alles stimmte zusammen, das Bild der schönsten Tochter des Südens zu geben und zu vollenden. Höchstens zwei bis drei Jahre älter als Cornelia, war die Marchesa mit einem fast männlichen, über ihr Alter hinausgehenden Verstande begabt. Ihr Denken und Fühlen hatte etwas Energisches, Warmes, in sich Fertiges; was sie aussprach, überzeugte; es war als ob nichts Unbedeutendes über diese Lippen kommen könne; dabei Welkenntniß, Tact, eine über alle Angelegenheiten des geistigen Lebens verbreitete Bildung und eine sich nicht vordrängende, aber innerliche Herzlichkeit. Der Graf war glücklich, daß Cornelia diese Bekanntschaft gemacht habe, denn schon in Wien hatte er nach der Entlassung der Frau Hassenfeld den Mangel eines entsprechenden Umgangs für seine Tochter schwer empfunden. Hier hatte sich denn ganz unverhofft nicht nur ein Ersatz, sondern ein Gewinn gefunden. Aber auch die Marchesa, welche kinderlos war und wenig mit andern Frauen verkehrte, schien die größte Freude am Besitz ihrer neuen Freundin zu haben; bald verging kein Tag, an welchem sich die beiden Damen nicht wechselseitig besucht hätten.

Der Graf hatte dies Bündniß von allem Anfang an begünstigt, aber doch nicht früher, als bis er aus dem Munde sämmtlicher Behörden erfahren hatte, daß der Marquis, ihr Gemahl, den Ruf eines der wohlgesinntesten und Oesterreich treuergebensten Staatsbürgers genieße. Da erst wagte er sich ohne Rückhalt dem günstigen Eindruck hinzugeben, den die Marchesa auf ihn gemacht. Er suchte nun seinerseits ihre Gesellschaft und konnte, wenn er hörte, daß sie bei Cornelia zu Besuche sei, Alles liegen und stehen lassen, um sich ihrer Gegenwart zu erfreuen. Es war oft, als ob die in seltener Art interessante Erscheinung der Marchesa das verhärtete Herz des alten Erdiplomaten zu galvanisiren vermocht habe, daß es wie das eines andern Menschen schlage. Am Marchese fand er weit weniger Gefallen und nahm ihn eigentlich nur um seiner Gemahlin willen hin.

Der Marchese gehörte zu jener obenerwähnten kleinen Schaar schwarzgelber italienischer Nobili, welche von der Nation zum Theil als unbegreifliche und nicht weiter erklärbare Existenzen verhöhnt und zum Theil auch angefeindet wurden. Er wurde von Diesen als ein ungefährlicher Kauz belächelt, von Jenen mit allen möglichen Drohungen und Chicanen der Volksjustiz beehrt.

Der Marchese entstammte einer der ältesten venetianischen Familien, und zwar einer, bei welcher sich ein ansehnlicher Reichthum noch immer erhalten hatte. Die loyale Haltung, welche er beobachtete, war auch durch den Umstand erklärbarer, daß er in den Reihen seiner nächsten Verwandtschaft mehrere österreichische

Generäle und Hochtorys zählte. Faßte man überhaupt seine ganze Persönlichkeit in's Auge, so ergab sich, daß er nicht geschaffen sei, für eine allgemeine Sache zu schwärmen oder gar deren Märtyrer zu werden. Er war von jeher ein Bonvivant gewesen und sein Geschmack am Wohlleben hatte sich in dem Alter, in welchem er gegenwärtig stand — er war hoch in den Fünfzigen — womöglich gesteigert. Auf einer gedrungenen, leicht beleibten Gestalt saß ein wahrhafter Satyrkopf, und zwar der eines häßlichen Satyr; die Physiognomie wäre abstoßend gewesen, wenn nicht ein unverlöschlicher Zug guter Laune und Jovialität den Ausdruck des Gesichts gemildert hätte.

Der Marchese hatte, wie erwähnt, eine fleckenreine politische Unschuld in die Reactionsperiode hinübergenommen. Er hatte sich gleichzeitig mit dem Abzug der Oesterreicher aus Venedig im Jahre Achtundvierzig aus seiner Vaterstadt zurückgezogen und war erst seit etwa einem halben Jahre wieder dahin zurückgekehrt. Inzwischen hatte er in Florenz und zuletzt in Bologna gelebt und sich ausschließlich nur in den Kreisen der Machthaber bewegt. Von seinen Landsleuten wie ein Abtrünniger und Verräther betrachtet, hatte er nicht immer die erforderliche Klugheit gehabt, die gegen ihn aufgebrachte öffentliche Meinung zu schonen, sondern sich hinreißen lassen, Demonstrationen mit Demonstrationen zu erwidern. Das hatte die Folge, daß er Florenz verlassen mußte und nach Bologna übergesiedelt war. Wiewohl er sich dort in seinen Sympathien für die Fremdherrschaft bedeutend gemäßigt hatte, war ihm der loyale Ruf, der ihm folgte, eine beständige Quelle von Unannehmlichkeiten; er war sogar noch unlängst, auf dem Heimweg aus einer Gesellschaft in später Nacht von ein paar Männern angegriffen worden und nur das Herbeieilen einer Patrouille hatte ihn vom gewissen Tode gerettet.

Dies war der Vorfall, der ihn bestimmt hatte in seine Vaterstadt zurückzukehren und seinen lange verödet gebliebenen Palazzo am Molo Degli Schiavoni wieder zu beziehen. Hier lebte er sehr zurückgezogen, bemühte sich jedoch keineswegs, populärer zu werden. Er unterhielt fortwährend die loyalsten Beziehungen. So konnte es anderseits nicht fehlen, daß er in allen der Regierung nachstehenden Kreisen beliebt war und von dieser Seite auf alle Art ausgezeichnet wurde.

Der Marchese war erst seit zwei Jahren Gatte; als Graukopf hatte er die junge, schöne Lydia heimgeführt. Wie und wo der Bund zu Stande kam, wurde nicht erwähnt und Cornelia vermied es, nach den Details zu fragen, so lange sie ihr nicht von selbst geboten wurden.

Dem Scharfblick der Marchesa war es nicht entgangen, daß ihre junge Freundin irgend ein schwer wiegendes Leid am Herzensgrunde bewahre. War doch Cornelia's Stirn so oft umwölkt, sie konnte mitten im Gespräch in minutenlanges Sinnen versinken. Die Marchesa vermuthete eine geheime Liebe und Cornelia, welcher Offenheit und Wahrheit näher lag, als kluge Verstellung, kam ihr von selbst mit Enthüllungen entgegen. Die Marchesa hatte nicht viel Anfragen nöthig, um das bedrängte Herz ihrer Freundin zu Geständnissen zu bringen. Als Lydia wieder einmal fragend anpochte, gestand Cornelia frei und offen ihre heimliche Liebe; rückhaltlos, als ob sie zur treuesten Schwester spräche. Nur das obschwebende Entführungsproject verrieth sie nicht, und zwar nicht eigentlich aus Bedenklichkeit, sondern weil ihr Bruno auf das eindringlichste eingeschärft hatte, was diesen Punkt beträfe, Niemand in's Vertrauen zu ziehen.

Die Marchesa äußerte die innigste Theilnahme und ließ es gelegentlich nicht an guten Rathschlägen fehlen, aber sie erwiderte nur langsam und nicht ganz unbedingt Cornelia's Vertrauen mit dem ihrigen. Trotz ihrer empfindungsvollen Frauennatur hatte sie die innere Stärke, ihre geheimen Lasten allein zu tragen. Das Bedürfniß, das Gemüth frei und rückhaltlos ausströmen zu lassen, hatte sie nie gekannt oder zu unterdrücken gelernt. Nur Schritt für Schritt und an passenden Stellen verrieth sie Einzelnheiten, ohne sich entschließen zu können, ihr ganzes inneres Leben zusammenhängend und klar darzulegen.

Cornelia hatte sich zwar aus der Summe der Andeutungen ein allgemeines Bild zusammenlegen können. Es war kein heiteres, im Gegentheil. Sie entnahm mit voller Gewißheit, daß ihr hier vielleicht ein noch größeres Unglück, als das ihrige war, begegnet sei. Wie sehr es sie oft drängte, sie hatte nie den Muth, an die Brust ihrer Freundin neugierig anzuklopfen. Sie wußte nur, daß die Marchesa, von zwingenden Verhältnissen bestimmt, ihrem Gatten die Hand gereicht, ohne eine große Leidenschaft mit der Eingehung dieses Bündnisses fallen gelassen zu haben. Cornelia mußte unwillkürlich dabei an Leonie denken.

Eines Abends waren die Freundinnen von einer Gondelfahrt heimgekehrt und saßen im kleinen Salon der Marchesa. Cornelia hatte Geständnisse gemacht, sie hatte den Namen ihres Geliebten genannt, und der Freundin erzählt, daß sie ihn in diesen Tagen erwarte. Die Marchesa, das Haupt auf die Hand gestützt, hörte theilnehmend zu, dann seufzte sie tief und sagte sinnend:

„Du bist noch glücklich. Du liebst und kannst Deinen Geliebten sehn — Du erwartest ihn — ich —" sie verstummte.

„Nun, Lydia?" fragte Cornelia, indem eine leichte Röthe über ihr Gesicht flog. „Rede weiter! Es wäre mir schrecklich zu denken —"

„Ich bin Dir eine Aufklärung schuldig," fiel die Marchesa ein, „fürchte kein sträfliches Verhältniß. Glaube nicht, daß eine Sünderin vor Dir stehe, und ebenso wenig, daß ich mit den Gedanken des Ehebruchs spiele. Ich trage eine Liebe im Herzen — aber diese Liebe ist nur ein Schmerz!"

Das war überraschend und räthselhaft. „Wie soll ich das verstehn?" fragte Cornelia.

„Wie?" erwiderte die Marchesa. „Ich liebe einen Todten! Ich kann Den, den ich geliebt, niemals und nirgends sehn — als hier!"

Sie nahm ein Kästchen zur Hand, schloß es mit einem Schlüsselchen, das sie an einer Schnur am Halse trug, auf, zog ein Etui hervor und starrte das Email des Deckels, ohne es zu öffnen, lange an,

indeß ein paar schwere Thränen über ihre Wangen niederglitten. Dann ließ sie das Schloß aufspringen —

In diesem Augenblick hörte man im Nebenzimmer die Schritte des Marchese. Er war an der Thür erschienen, hatte sich aber gleich wieder zurückgezogen. Die Marchesa ließ den Deckel zufallen und schob das Portrait wieder in das Kästchen.

„Du bist wohl über meine Unvorsichtigkeit erschrocken," sagte die Marchesa, Cornelia anblickend, mit einem eigenthümlichen Lächeln. Fürchte nichts —"

„Nicht allein Das —" gab Cornelia zur Antwort. „Ich bin über das Bild selbst erschrocken."

„Warum?" fragte die Marchesa überrascht — „ist es nicht das schönste Menschengebilde, das man sehen kann?"

„Ich weiß nicht, ist meine Phantasie krank —" versetzte Cornelia — „ich weiß nicht, ob ich mich täusche — ob ich recht gesehen habe — es war das Bild eines jungen Mannes mit langen, schwarzen Locken — aber — mir war's so — erst als Leiche gemalt."

Die Marchesa entgegnete nichts. Sie trocknete ihre Thränen und brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Ein paar Tage später, als die Freundinnen wieder allein zusammensaßen, kam die Rede auf die politischen Verhältnisse. Die Marchesa war tief verstimmt. Sie äußerte, daß sie Freunde in England habe und von ihnen keine Nachrichten empfange. Die Post sei nicht sicher. Der Briefwechsel eines Italieners oder einer Italienerin mit England sei an und für sich schon verdächtig.

Cornelia blieb eine Weile nachdenklich und sagte dann: „Da fällt mir Etwas ein! Könntest Du nicht Deine Briefe an meine Adresse kommen lassen?"

„Das könnte ich wohl," sagte die Marchesa, deren aufleuchtende Augen eine große Freude verriethen — „aber bedenke Deinen Vater —"

„Mein Vater", versetzte Cornelia, „steht über allem Verdacht der Behörde erhaben. Ich habe manche Freunde in England und empfange Briefe von ihnen. Ueberdies erhalte ich auch von Bruno Brief um Brief ohne sein Wissen. Du kannst unbesorgt sein!"

Die Freundinnen kamen über die Adresse in's Reine und seitdem überbrachte Cornelia wöchentlich an einem bestimmten Tage einen Brief.

Die letzten Carnevalstage waren herangekommen und brachten einiges Leben in die stumme, eingeschüchterte Stadt. Die Macht des Winters war gebrochen, die Februarsonne schien mailich-warm, kein Wölkchen trübte das tiefe Blau des Himmels. Die Abende und Nächte waren mild. Ein Polizeidecret gestattete in den letzten drei Tagen Maskenfreiheit und so gab's wenigstens eine Erinnerung an den alten Carneval von Venedig, wenn auch eine solche, über die ein Venetianer aus der Zeit der Republik, wenn er aus seinem Grabe erstanden wäre, gewaltig den Kopf geschüttelt hätte.

Es war Faschingsmontag. Graf Thiebaldsegg hatte eine Balleinladung bei einem in Venedig überwinternden deutschen Prinzen angenommen, ohne jedoch Cornelia bewegen zu können, an der Zerstreuung theilzunehmen. Die Marchesa ihrerseits hatte seit den letzten Tagen eine besondere Veränderung an ihrer Freundin wahrgenommen, sie kam ihr so erregt, so zerstreut, so ruhelos vor, während das alterirte Aussehen ihrer Züge selbst das Vorhandensein irgend einer innern Krise offenbarte. Vor vier bis fünf Tagen war sie zum letzten Male im Palast Pignatelli erschienen, hatte sich nur wenige Minuten lang aufgehalten und ihre Eile mit solchen Kleinigkeiten entschuldigt, das es zu ihrer sonstigen Art und Weise gar nicht stimmte. Obwohl sie versprochen hatte, am folgenden Tage wiederzukommen, war sie nicht wieder erschienen. Am heutigen Morgen hatte sie wohl einen für die Marchesa aus London eingetroffenen Brief übersendet, aber, obgleich sie ihn neu couvertirt und adressirt hatte, keine Zeile hinzugeschrieben. Das Alles war auffallend, ungewöhnlich. Als aber Cornelia auch Abends die Erwartungen der Marchesa täuschte, brach diese ungestüm auf, um zu sehen, was das Alles zu bedeuten habe.

Es war schon spät, gegen Neun, als die Gondel vor dem kleinen Hause, welches der Graf ganz allein bewohnte, anlangte. Ohne jedes weitere Ceremoniell, wie sie es gewohnt war, flog die Marchesa die Treppe hinauf, nachdem sie unten vernommen, daß die Contessina sich zu Hause befinde.

Das Benehmen Cornelia's befremdete die Eintretende. Kein freudiges Entgegeneilen, keine Umarmung wie sonst! Im Gegentheil, die junge Gräfin hatte ein paar Schritte zurückgethan und sich in eigenthümlicher Verlegenheit auf's Sopha gesetzt. Im Zimmer selbst sah es sehr eigen aus. Alle möglichen Gegenstände, Kleidungsstücke u. s. w. lagen in Unordnung umher, wie wenn man im Begriff steht, ein- oder auszuziehen.

„Ich scheine sehr ungelegen zu kommen", sagte die Marchesa von Allem betroffen.

„Nein", rief Cornelia emporspringend, um den unerklärlich kühlen Empfang schnell mit Umarmungen und Küssen in Vergessenheit zu bringen. „Du irrst —"

„Nun was bedeutet das ringsumher?" fragte die Marchesa auf die umliegenden Gegenstände deutend.

„Nichts," gab Cornelia verlegen zur Antwort. „Ich ordne, ich suche etwas — setze Dich!"

„Beichte," begann die Marchesa, „warum Du Dich bei mir nicht mehr sehen lässest?"

„Zufall!" erwiderte Cornelia leichthin, fuhr aber im höheren Tone der Aufregung fort: „Aber, nein! nein! Mein Herz ist zu beladen, als daß ich mit den Floskeln, die ich gebrauche, zufrieden sein könnte — selbst-wenn ich Dir nicht mehr Aufrichtigkeit schuldig wäre. Als ich letzthin bei Dir war, hatte ich kurz zuvor eine Unterredung mit meinem Vater gehabt. Das Resultat war ein sehr trauriges! Aber es hatte das Gute, ihn endlich aus den sich so lange hinschleppenden Versprechungen hinauszudrängen. Laß mich nicht wiederholen, was er gesagt hat. Du weißt, wen ich liebe und ob ich seiner werth bin. Ja, Du kennst die ganze Vergangenheit unserer Liebe, voll

Erinnerungen, süß und schmerzlich, voll Wunden, welche niemals in unseren Herzen vernarben können. Mit muthiger Stirn kann ich vortreten und fragen, ob ich genug gethan habe, um eine gute Tochter zu bleiben? Weiter kann ich nicht gehen, als ich gegangen, und will lieber sterben, als meine Jugend länger noch so verhärmen und verjammern —"

„Was willst Du thun?" fragte die Freundin voll Theilnahme, während sich eine große Spannung in ihrem schönen Gesichte malte.

„Sagt Dir die Unordnung Nichts, welche mich im Zimmer umgiebt?" erwiderte Cornelia.

„Ich vermuthe, ich vermuthe," murmelte die Marchesa umherblickend; „Du packst ein — da steht schon eine gefüllte Reisetasche —"

„Daß es soweit kommen muß!" rief Cornelia. „Ich muß heimlich entweichen, vor dem Manne entweichen, dem ich am liebsten mein Glück verdankt hätte! Doch kann ich anders? Gieb mir einen besseren Weg an, so kehre ich um und erspare mir den Schritt, den ich mit zitterndem Fuße thue —"

„Wann willst Du fort?"

„Noch diese Nacht," war die Antwort. „Bruno ist seit einigen Tagen hier, es ist Alles genau verabredet, verläßliche Leute sind gewonnen — wir fliehen in die Schweiz —"

„Ich billige Dein Vorhaben vollständig, Du kannst nicht anders zum Ziele kommen," sprach die Marchesa mit Entschiedenheit und setzte scherzhaft, aber mit durchschimmerndem Hasse hinzu: „Aus Deinen Erzählungen und meinen eigenen Beobachtungen habe ich entnommen, daß Dein Vater von der Methode niemals abgehen wird, Dich gut österreichisch zu regieren. Er will freilich nach seiner Art Dein Bestes, er will Dich in seinem Sinne unfehlbar glücklich machen, aber er fühlt nicht, oder will nicht merken, daß seine wohlwollenden Absichten für Deine Empfindung Nichts als grausamer Zwang sind. Was wolltest Du hoffen, da er die Wünsche, die Deinem innersten Herzen entspringen, für Verirrungen hält und die octroyirten Geschenke seiner väterlichen Liebe unter Strafandrohungen aufdringen möchte? Dir bleibt nichts übrig, als was auch andere Leute in Deiner Lage thäten — zu entweichen, abzufallen — Dich loszureißen —"

„Du glaubst es also auch?" sagte Cornelia mit einem Seufzer, der ihre Brust zu erleichtern schien. „Ich weiß ja, daß kein anderer Ausweg bleibt! Ich Thörin, ich sollte jauchzen, da endlich die Stunde der Befreiung angebrochen ist! Wie lohnend ich mir aber den Ersatz male, ich gestehe, daß ich es noch zu keiner Freude über meine goldenen Aussichten zu bringen vermag! Der Schritt hat seine Gefahren, und versenk' ich mich da hinein, da wollen mir die Füße im Boden festwurzeln — dann —"

„Du bist darin ein thörichtes Kind," versetzte die Marchesa mit theilnehmendem Lächeln. „Was wagst Du eigentlich? Den Zorn Deines Vaters? Wie stehst Du zu ihm schon jetzt? Deinen Ruf? Insofern freilich, als Dein Vater gezwungen werden wird, Ja zu sagen, um die Meinung gewisser Kreise zu beruhigen!"

„Du hebst meinen Muth!" rief Cornelia lebhaft. „Ach, wenn ich Dich an meiner Seite hätte, dann glaubte ich, eine Promenade zu machen!"

„Jetzt habe ich mich mit Deiner Angelegenheit beschäftigt," sagte die Marchesa, die Freundin umschlungen haltend, „und darf nun auch schließlich auf die meinige kommen. Welche Vorsorge hast Du getroffen, daß die Briefe, welche Du für mich empfängst, in meine Hände kommen?"

„Hier," sprach Cornelia, einen Brief hervorziehend, „ist ein Brief für meinen Vater bestimmt, den ich von der ersten Schweizer Post an ihn abgehen lasse. Ich ersuche ihn darin, Dir jeden ankommenden, an mich adressirten Brief zu übergeben —"

„Du glaubst, er thut es?" rief die Marchesa.

„Du zweifelst?" sagte Cornelia. „Da thust Du ihm entschieden Unrecht, besonders bei der großen Vorliebe, die er für Dich kund giebt. Wie oft sagte er zu mir, daß er nachsinne, Dir eine Freude zu machen!"

„Das geht nicht", versetzte die Marchesa nach einigem Nachsinnen. „Schreibe ihm das nicht. Besser, er erhält den Brief und begreift nicht, wie er an seine Tochter komme. Lassen wir den Brief fahren . . . Was den Inhalt betrifft, so wird er ihn kaum verstehen, folglich findet sich Nichts darin, was Dir nachträglich eine Unannehmlichkeit bereiten könnte. Hättest Du mich nur früher avisirt!"

„Verzeihe!" rief Cornelia. „Ich habe es nicht gewußt, daß ich so schnell gehen werde; auch habe ich den Kopf ganz verloren. Erst seit Samstag ist die Abreise festgesetzt worden, um für alle Fälle unsere Entweichung im Trouble der letzten Faschingstage besser verbergen zu können."

„Es bleibt also dabei", sprach die Marchesa. „Es werde aus dem Briefe, was da wolle. Aber" — sie sprang empor — „ich halte Dich so lange auf und Dir wird die Nacht ohnehin zu kurz werden —"

Die Freundinnen nahmen den zärtlichsten Abschied und schieden mit Betheuerungen, daß ihre Freundschaft durch die Trennung nicht leiden werde.

Als Cornelia darauf ihr Reisegepäck bereit gemacht und Alles Uebrige aufgeräumt und an die vorige Stelle gelegt hatte, war Mitternacht längst vorüber. Es war ausgemacht worden, daß Bruno um vier Uhr mit seinen Leuten erscheinen und sie abholen werde.

Im vollständigen Reiseanzuge, bis auf den Mantel angekleidet, legte sich Cornelia auf's Sopha, um auszuruhen, wenn es ausruhen heißt, den Körper reglos hinzustrecken, während tausend Gedanken den Kopf durchjagen und alle Adern mit doppelter Schnelligkeit das Blut zum Herzen treiben. Das Fenster zu ihrer Linken, welches auf die Landungsstelle herabsah, war offen. Das Licht hatte sie ausgelöscht. Der Vater war schon vom Balle heimgekommen. Sie hatte ihn die Treppe heraufgehen gehört. Im Hause regte sich Nichts. Nur die einförmige Bewegung des Meereswassers war unveränderlich zu vernehmen, und dazwischen von Zeit zu Zeit der ferne Lärm singender Masken und lustiger Zecher.

Nach langer, fieberischer Erwartung war endlich die schicksalsschwere Stunde nahe gerückt. Bruno

mußte schon binnen der nächsten Viertelstunde kommen. Cornelia war an's Fenster gesprungen und fing dort zu lauschen an.

Die Nacht war sehr dunkel, der völlig bewölkte Himmel heimlichen Unternehmungen günstig.

Lange rührte sich Nichts draußen, endlich war in der Ferne Etwas, wie Ruderschläge zu hören, doch war es noch nicht gewiß, ob es nicht eine am Ufer lauter aufplätschernde Welle sei. Doch es war keine Täuschung, das Geräusch kam näher und immer deutlicher an Cornelia's Ohr. Wenige Augenblicke darauf stieß ein Kahn an dem Landungsplätzchen vor dem Gebäude an. Mehrere Personen, deren Gestalten bei der herrschenden Dunkelheit vor Cornelia's Augen nur in den trübsten Umrissen erschienen, bewegten sich auffallend ruhig hinaus, ohne daß ein menschlicher Laut dazwischen gefallen wäre. Gleichzeitig schlug es auf mehreren Stadtthürmen vier Uhr.

Es mußte Bruno sein.

Cornelien war vor Bewegung der Athem ausgegangen und sie beugte sich aus dem Fenster weiter vor, nicht allein, um die Kommenden nicht aus den Augen zu lassen, sondern, um auch dem Körper, unter welchem die Füße zitterten, eine Stütze zu geben.

Vier bis fünf Gestalten waren indeß bis an den kleinen Eingang, der in's Haus führte, getreten und zündeten dort eine Laterne an, bei deren zwar sehr mattem Scheine der nächste Umkreis doch so erhellt wurde, daß man das Aussehen der Dastehenden erkennen konnte.

Cornelia wäre bei dem Anblicke nahebei rücklings zurückgefallen. Die Männer hatten lange, dunkelgraue Soldatenröcke an, Gewehrläufe mit aufgepflanzten Bajonnetten glitzerten ihr unheimlich entgegen.

Die Klingel an der Hausthür wurde stark gezogen.

Cornelia schwanden alle Sinne, sie behielt nur so viel Besinnung, um die schreckliche Alternative festzuhalten, daß die Militärpatrouille Bruno entweder bereits festgenommen habe oder sein Erscheinen noch abwarte.

Inzwischen war die Hausthür aufgegangen und die Mannschaft in's Innere getreten.

Cornelia, die einen Erker bewohnte, war von den mit dem Schlafgemach ihres Vaters zusammenhängenden Zimmern durch einen Gang getrennt, doch konnte sie halb und halb hören, was draußen vorgehe. Alsbald hatten sich auf der Haustreppe Tritte vernehmen lassen, doch ließ das geringe Geräusch durchaus nicht schließen, daß die Mannschaft hinaufgegangen sei. Eine drüben aufgehende Thür verrieth, daß auch der Vater aufgewacht oder geweckt worden war, auch waren einige wenige unverständliche Worte, von seiner Stimme unleugbar gesprochen, herübergedrungen. Hierauf war wieder Alles still, aber das fernere ruhige Verweilen des Militärs im Hause ließ Cornelien befürchten, daß man im Hinterhalt liege, oder daß Bruno, der sich verspätet haben konnte, plötzlich ankommen und einer so unerwarteten Gesellschaft in die Hand fallen werde. Lauschend blieb sie am Fenster.

Unter der glühenden Pein der Aufregung und der schlimmsten Erwartungen war ihr eine ziemlich lange Weile wie ein paar Momente verstrichen. Da öffnete sich die kleine Eingangsthür wieder. Die Mannschaft kam hervor und entfernte sich im Dunkel, wie sie gekommen war. Das Boot stieß ab und verschwand.

Da konnte sich Cornelia nicht länger halten. Mit einem Lichte in der Hand eilte sie den Gang hinaus, um Aufklärung über das Vorgefallene zu suchen.

An einem Mittelgemache vorüberhuschend, hörte sie die Stimme ihres Vaters. Sie vermuthete, daß er mit einem seiner Hausleute im Gespräch sei. Rasch öffnete sie und trat ein.

Der Graf stand in der Mitte des Zimmers im Schlafrocke mit gekreuzten Armen, den Kopf in tiefstem Nachdenken gesenkt. Er war ganz allein und mußte offenbar mit sich selbst gesprochen haben.

„Was giebt es?" rief ihm Cornelia mit Ungestüm von weitem entgegen.

Der Graf, dem ihr Erscheinen sehr ungelegen zu sein schien, gab ziemlich kurz und unfreundlich zur Antwort:

„Was soll es geben? Nichts, sicherlich Nichts, was Dich oder uns angeht!"

„Was? Du solltest Nichts wissen?" rief Cornelia von ihrer Angst gefoltert, halb außer sich. „Es sind ja Soldaten dagewesen —"

„Soldaten!" unterbrach sie der Graf unwirsch. „Man hat hier irgend einen Menschen gesucht und voilà tout."

Cornelia stand wie entseelt da, kein Laut konnte den Weg über ihre Lippen finden.

„Geh' in Dein Bett zurück," fuhr der Graf fort, indem er Cornelia stehen ließ, und begab sich mit eiligen Schritten nach seinem Schlafzimmer.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Bringt ein Bild aus dem Carneval von Venedig.

Cornelia hatte das späte Grauen des Wintermorgens kaum erwarten können, um über den seltsamen Vorfall der verwichenen Nacht einige nähere Andeutungen zu erhalten. Aber Niemand von den Hausleuten wußte Etwas, sie hatten alle fest geschlafen und so blieb nur der Portier übrig, welcher ja der Militärpatrouille geöffnet und dann wieder hinter ihr die Thür geschlossen hatte. Doch auch seine Aussage war sehr dürftig ausgefallen und hatte Nichts dazu beigetragen, um Cornelia's stechende Besorgnisse zu zerstreuen, weit eher war sie danach angethan, dieselben bis auf weiteres zu befestigen. Der Portier erzählte, daß Zwei aus der Mannschaft, die er jedoch eher für Officiere gehalten, den Grafen zu sprechen verlangt und er ihnen hinauf geleuchtet habe. Sie hätten sich bei'm Grafen eine hübsche Weile aufgehalten, während sich die zurückgebliebene Mannschaft

am Fuße der Treppe gelagert habe. Als sie wieder erschienen seien, wären alle ruhig davon gegangen, so ruhig wie sie gekommen wären.

Welcher Grund war nun aufzufinden, der außer Zusammenhang mit der beabsichtigten Entführung stände, um das Erscheinen der Soldaten in einem loyalen, hoch über allem polizeilichen Verdacht stehenden Hause zu erklären? Warum hatte Bruno die Stunde seiner Ankunft nicht eingehalten, oder warum wäre er nicht später wieder erschienen, nachdem die Störung vorübergegangen, welche sich im Augenblick seines Eintreffens entgegengestellt haben dürfte? Das waren Fragen, die Cornelia's Gemüth mit taumelnder Verzweiflung erfüllten und durch wach gewordene Reminiscenzen über Vorfälle ähnlicher Art zu einer unheilvollen Beantwortung zwangen.

„O, hätte ich ihn nie gesehen!" rief sie. „O hätte er mich nie gekannt, die ich ihm Unglück auf Unglück bringe! O hätte ich ihn damals an der Einsiedlerklause gerettet, aber dann nie wieder erblickt und nie mehr ein Wort von ihm wieder vernommen! Ist es denn so schwer, zwei verbundene Herzen ganz auseinander zu reißen, daß das Schicksal jahrelang zerren und quälen muß, um seine Henkerarbeit zu vollbringen? Allmächtiger im Himmel, erbarme Dich der Opfer und verbinde sie endlich, oder laß sie, weit und für immer auseinander geschieden, ausrasten auf einer Ruhebank und allmälig genesen!"

Während Cornelia so schmerzlich rang, war ihrem Vater drüben in seinem Cabinet kaum minder schwer zu Muthe. Wenn irgend ein folgenschweres, allen Naturgesetzen zuwiderlaufendes Ereigniß stattgefunden, hätte der Graf nicht mehr Mühe gehabt, es zu fassen und zusammenzureimen, als sich über den militärischen Besuch zu beruhigen, mit welchem er in der vergangenen Nacht beehrt worden war. Er hatte nämlich eine Haussuchung erlebt, wie er deren zur Zeit seiner Activität so viel über Andere zum Besten des Staates angeordnet hatte. Dieser Act, ganz im Principe der allgemein geübten Gleichberechtigung, mußte ihn mit einer Art von Entsetzen erfüllen, da er sich auch auf ihn ausdehnte. Es waren ihm sämmtliche Correspondenzen abverlangt worden, und er hatte diese als Muster vollkommener Unterwürfigkeit unter das Gesetz ohne Widerrede ausgeliefert. Nur bei der Oeffnung des Secretairs seiner Tochter hatte er sich einen bescheidenen Protest erlaubt, indem er darauf hinwies, daß die darin befindlichen Papiere wegen ihres harmlosen Inhaltes die Mühe einer Durchstöberung nicht verlohnten. Dessenungeachtet waren dieselben nicht verschont worden.

Es verstand sich von selbst, daß die Nachwehen, welche der Graf heute empfand, nicht die Besorgniß einschlossen, daß die Behörden unter den mitgenommenen Schriften eine Zeile vorfinden würden, welche ihn compromittiren könnte. Von dieser Seite aus betrachtet, konnte er sich im Gegentheil über den gerichtlichen Einblick freuen, denn Nichts war mehr geeignet, sein mit der herrschenden Staatsidee zusammengewobenes Denken und Trachten klarer darzuthun.

Es war also nicht das Gewissen, das ihm zu schaffen machte, sondern lediglich die ganze Bedeutung der Thatsache, welche jeder Auffassung nach den Fortbestand seiner Ungnade auf eine neue und flagrante Weise documentirte. Es lag das gehässige Mißtrauen der Regierung gegen den Entlassenen offen am Tage.

Da er sich von jeder Schuld frei wußte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieselbe Hand, welche seinen Sturz bewirkt hatte, ihn auch noch nachträglich mit unversöhnbarem Hasse im Finstern schlage. Seine Erbitterung gegen den alten Fürsten Kronenburg stieg bis zur Wuth und die Rachegedanken, mit welchen er bisher blos gespielt hatte, drängten ihn vorwärts, sie zu realisiren. Man kann aber füglich nicht erwarten, daß sich die Rache eines so hochadeligen Staatsmannes zu der heißblütigen Energie eines gekränkten oder vom Amte verdrängten Bürgers degradire. Der Schlag gegen Kronenburg, der eigentlich schon lange in ihm geschlummert, zu dessen Ausführung aber er sich heute hingezogen fühlte, dürfte vielleicht gewöhnlichen Menschenkindern unwürdig, widrig und unmöglich vorkommen, aber solche armen Sterblichen sind gewöhnt, ihre natürlichen Instincte allzufrei walten zu lassen, während die Diplomatenschule, welcher der Graf angehörte, vermöge ihres höher ausgebildeten psychologischen Organismus aller banalen Gefühlspolitik feind ist und sich mit Vorliebe in allen Gefahren mit geistreichen Arrangements durchhilft.

Der Graf hatte längst die Entdeckung gemacht, daß der einzige verwundbare Punkt an dem alten Fürsten, dem sonst in seiner unnahbaren Stellung nicht beizukommen war, sein Sohn Hugo sei. Hugo war ja gewissermaßen das Streitobject, der beiderseitige Zankapfel, welchem die Feindschaft mit allen ihren Folgen entsprungen war.

„Wenn ich Hugo treffen, wenn ich mich an ihm rächen könnte, was gäb' ich drum!" dachte der Graf. „Aber wie und wann? Er ist in eine Sphäre gerückt, in der ich keine Macht mehr habe, und wenn ich alle Mittel aufbiete, setze ich nichts Nennenswerthes durch. Ein Unfähiger Diplomat ist er, doch kann ich ihm darum seine Carrière ruiniren? Nein. Es giebt noch Unfähigere und ich bin machtlos. Machtlos, welch ein Wort! Ich finde mich noch immer nicht d'rein. Ein pensionirter Staatsmann und verschmähter Schwiegervater — das bin ich heute. Hab' nichts mehr zu befehlen, kann weder Gutes, noch Böses thun. O, dieser Hugo! Unselbstständig ist er und zu Allem zu bringen — wenn ich ihn in gewisse Stimmungen hineinhetzen und gegen den Willen seines Vaters dennoch zur Heirath mit Cornelia treiben könnte — dann hätt' ich mich an dem Alten gerächt, besser gerächt, als mich alle Revolutionaire an ihm rächen könnten. Und Cornelia? O, was die [illegible]ft, den Widerstand bin ich fest entschlossen z[illegible]hen; dem ersten besten Bewerber von Geburt gebe ich sie lieber, als dies schnöde Verhältniß mit dem Demokraten länger zu dulden — und wenn Hugo wieder erschiene —"

Während der Graf diesem Gedanken nachhing und so Rechnungen ohne den Wirth machte, fühlte er sich über die Unann[illegible]mlichkeit des Augenblickes schon hinausgeschoben, aber die bittere Realität hatte

ihre Rechte vor der lieblichen Träumerei voraus. Kaum hatte er momentan vergessen, als die Haussuchungsgeschichte wieder in den Vordergrund seiner Betrachtungen trat .... Keine Ahnung sagte ihm, daß das Unglück, daß ihm passirt war, ein anderes, weit schwerer wiegendes verhütet habe, und daß seine Tochter ohne das Dazwischentreten der Soldaten entführt worden wäre.

Vater und Tochter sahen sich erst am Mittagstische. Cornelia hatte sich verspätet. Der Graf saß bereits da, in eine Zeitung vertieft, und erwiderte ihren Gruß kurz, ohne sich stören zu lassen. Das Schweigen dauerte noch lange so fort. Dieses sonderbare Benehmen bestärkte die Tochter in ihrer ursprünglichen Ansicht, daß der Vater ihre Flucht erfahren und durch Festnehmung Bruno's vereitelt habe. Was anders konnte sie annehmen? Denn, warum hätte es Bruno heute versäumt, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen? Bis Nachmittags hatte sie auf ein Briefchen von ihm fest gerechnet; sie hatte keines erhalten. Sie hatte Niemand, den sie in sein Hotel schicken konnte; selbst konnte sie dort nicht nachfragen. Endlich, um die wachsende Unruhe zu dämpfen, ließ sie die Frau Marchesa Pignatelli bitten, im Hôtel di San Marco, wo Bruno gewohnt hatte, sich erkundigen zu lassen. Soeben, ehe sie zum Mittagstische gekommen war, hatte sie die Antwort der Marchesa erhalten. Der Wirth hatte erklärt, daß Herr Haldenried in der Begleitung eines Herrn, mit welchem er angekommen war, schon am gestrigen Abend abgereist sei, ohne über sein nächstes Reiseziel ein Wort erwähnt zu haben.

Was war klarer, als daß er das Hôtel verlassen, um der Verabredung gemäß um vier Uhr am Platze zu sein und sein Werk zu vollführen?

Aus welchem Grunde schwieg der Vater jetzt so beharrlich, wenn er sich nicht eines Anschlages auf Bruno schuldig wußte und gegen die mitschuldige Tochter im verschlossenen Innern Vorwürfe kochte, welche nur die Zeit abwarteten, sich zu entladen?

Cornelia, die seither mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, warf, mit diesen Gedanken im Kopfe, endlich den ersten Blick auf ihren Vater. Es war ein Blick, welcher noch nie aus ihrem sonst so milden Auge hervorgeschossen war, ein Blick des Hasses, welcher bis dahin keinen ihrer Feinde getroffen hatte. In diesem Moment war aber auch das Aussehen ihres Vaters, dem sie jederzeit die trefflichsten Eigenschaften beigelegt hatte, plötzlich bis zur Verunstaltung verändert. Sie sah einen süßen Heuchler, einen heimtückischen Intriganten, einen gewaltthätigen Menschen vor sich. Ihre Pietät war blind gewesen, sonst hätte sie diese Charakterzüge des Grafen schon längst gefunden. Es war erst dem Hasse vorbehalten, so richtig und scharf zu schauen.

Ein Muth eigener Art stieg plötzlich in ihrer Brust auf. Sie fühlte sich auf das heftigste versucht, auf die Angelegenheit ihrer Liebe ohne Umschweife zu sprechen kommen, dem Vater gerechte Vorwürfe zu machen und ihm seine Handlungsweise in Paris und während Bruno's Processe mit schonungslosen Farben zu malen. Dennoch aber verschwieg sie, was sie dachte und im Geiste gleichsam endlos sich selbst vorsagte.

„Gehst Du nicht heute zur Marchesa?" fragte der Graf, als Cornelia nach Tische aufzustehen im Begriffe war.

„Es kann sein," versetzte die Tochter lakonisch.

„Da gehen wir zusammen," sprach der Vater. „Ich begleite Dich hin. Indeß muß ich einen Weg machen. Später will ich Dir nachkommen und Dich abholen."

Beide hatten nicht lange darauf den Molo degli Schiavoni, wo die Marchesa wohnte, erreicht.

Der Vater hatte Cornelia verlassen und sie flog die Treppe hinauf, aber wie unangenehm erstaunt war sie, den Salon der Marchesa mit Gästen gefüllt zu sehen! Niemals war ihr Menschengewühl unausstehlicher und peinlicher als jetzt, da sie sich gefreut hatte, von einer langen, gefolterten Einsamkeit erlöst, ihr Herz einem theilnehmenden Wesen still auszuschütten.

Die Marchesa hatte sie auf das freundlichste empfangen, konnte aber kaum ein paar zusammenhängende Sätze mit ihr sprechen. Sie war von den anwesenden Gästen als Hausfrau zu sehr in Anspruch genommen, um so mehr, da diese nur kurze Zeit verweilten und neu Ankommenden Platz machten. Von Zeit zu Zeit traten Masken ein, welche die Gesellschaft oft durch ihre Possen zum Lachen brachten, meist aber nur langweilten.

Es war unmöglich, eine Stimmung, wie die Cornelia's war, greller zu durchkreuzen und ärger zu verwunden. Sie bereute, gekommen zu sein, sie wollte fort, aber der Graf hatte versprochen, sie abzuholen, sie mußte bleiben und ihn erwarten. Sie blieb einsilbig und hatte sich endlich an ein Tischchen, das in einer Fensternische stand, ganz abgesondert gesetzt, um unter dem Vorwand, zum Fenster hinauszublicken, ihrem Trübsal ungestört nachhängen zu können.

Marchese Pignatelli, der ganz in seinem Element schien und mit quecksilberner Beweglichkeit an allen Ecken und Enden beschäftigt war, trat plötzlich an sie heran und sagte:

„Sie machen kein Carnevalsgesicht, Contessa! Man sollte meinen, daß Sie eine geheime Anhängerin der mazziniistischen Partei sind, welche uns die heutige Lustbarkeit nicht gönnen will —"

„Sie treffen nicht allzuweit vom Ziel, Herr Marchese," erwiderte Cornelia mit erkünsteltem Humor. „Ich bin heute wirklich sehr schlecht österreichisch gesinnt."

„Ei, wie kommt das?"

Die Marchesa war in diesem Augenblick herangetreten und hatte sich Cornelia vis à vis an das Tischchen gesetzt.

„Cara mia," sagte sie im Tone der Ermüdung. „Ich habe den Mummenschanz eben so satt wie Du, nur kann ich mich besser verstellen! Aber was willst Du — der Tag und die Sitte bringen es mit sich — man kann sich gegen die Zudringlichen nicht wehren. Doch sieh' nur — da kommen wieder neue — drei Thiergesichter, eines häßlicher, als das andere!"

Der Marchese war, von den eingetretenen Erscheinungen angezogen, aufgesprungen.

Eine der drei Masken machte diesem Gespräch ein Ende. Sie hatte sich gerade vor die Marchesa gestellt und stierte sie stumm an. Doch auch die zwei andern Masken, welche mit dieser zugleich eingetreten waren und bisher wenig Lärm gemacht, sondern sich begnügt hatten, die Gäste auf- und abgehend zu mustern, postirten sich vor die Damen. Alle drei Masken waren in tiefhinabgehende Domino's gekleidet und hatten Thiergesichter, deren eines einen Papagei, das andere einen Fuchs und das dritte einen Löwen vorstellte.

Die Marchesa ließ sich von der Maske mit dem Papageigesichte längere Zeit fixiren, endlich sagte sie zu ihr:

„Ein Papagei ist ein sehr schwatzhafter Vogel. Du bist sehr still. Ich muß also glauben, daß Du todt und ausgestopft bist."

Die Maske beachtete diese Hohnworte nicht und blieb stumm stehen, aber in diesem Augenblick kam das Fuchsgesicht heran, und sagte unter Verbeugungen in einem nicht eben vorzüglichen Französisch:

„Wie Ihr mir gefallt! Sieht man eine solche Blondine und eine solche Brunette nebeneinander, weiß man nicht, ob man dem Norden oder dem Süden den Vorzug geben soll. Ich —"

„Laß die faden Complimente," unterbrach ihn die Marchesa. „Du als Fuchs liebst es, Vögel zu schmausen. Friß den langweiligen Papagei neben Dir, das ist besser! Du Cornelia, wärst ihm gewiß dankbar dafür."

Cornelia lächelte und sagte, eigentlich mehr zur Marchesa, als zu den Masken gewendet, doch so, daß es auch diese hörten:

„Und wenn Du mit dem Papagei fertig bist, wollte ich, es käme der Löwe über den Fuchs und verschwände für immer mit seinem Raube."

„Ei, ei!" sagte der Fuchs zu Cornelia. „Sind Dir die Füchse so zuwider? „Ein Fuchs ist ja ein geborener Diplomat. Da mußt Du ja auch eine Abneigung vor Diplomaten haben, und sonach auch mit Deinem Vater auf einem schlechten Fuße stehen? Doch was mich betrifft, liebe Cornelia — laß Dich von meinem diplomatischen Gesichte nicht vorschnell gegen mich einnehmen! Der Schein trügt — inwendig" — er betonte die Worte energisch — „steckt ein Demokrat vom reinsten Wasser, wie Du je einen geliebt hast — doch — erlaube, daß ich mich auf ein paar Minuten entferne, ich lege nur diese Larve ab, um gleich wieder in meiner wahren, eigentlichen Gestalt vor Dir zu erscheinen —"

Cornelia war aufgefahren, verwirrt und verlegen hielt sie sich an dem Arm der Marchesa. Der Fuchs hatte sich aus dem Staube gemacht.

„Mein Gott" — flüsterte Cornelia — „wer kann das sein? Seine Stimme, die er beinahe gar nicht verstellt, habe ich sicher oft schon gehört — dennoch weiß ich nicht — aber ich bin immer so verwirrt in solchen Momenten — ich habe vor Masken ein eigenthümliches Grauen. Gehen wir, Lydia, gehen wir weiter —"

In diesem Augenblick trat eine neue Maske in den Saal. Sie bot einen originellen, für Cornelia aber entsetzlichen Anblick. Es kam daher ein österreichischer Sträfling. Sein Rock und seine Hose waren von gleichmäßig grauem, grobem Tuch, auf dem Kopf mit geschorenem Haar saß die sogenannte Holzmütze. Von der rechten Hand zum linken Fuß ging eine schwere Kette und klirrte bei jedem Schritt mit dem ihr eigenen gespenstigen Tone.

Die Maske, die keine Gesichtslarve hatte, und nur blaß oder eigentlich erdfahl geschminkt war, hielt Cornelia, welche forteilen wollte, fest und sagte zu ihr:

„Fahre nicht vor mir so zurück! Ich bin der Fuchs von vorhin! Du wirst mich gewiß noch lieb gewinnen, wenn Du den romantischen Zauber, der mich umgiebt, in's Auge fassest. Sieh', ich bin durch Steckbriefe von Land zu Land gejagt worden und habe in allen möglichen Gefangenanstalten gesessen. Ich bin ein wahrer Galgenvogel. Eben jetzt komm' ich aus dem Pesther Neugebäude —"

Cornelia, über den brutalen, entsetzlichen, klar auf Bruno gemünzten Ausfall und die rohen beschimpfenden Anspielungen außer sich, rief dringend ihren Vater herbei, der eben in die Thür getreten war und von der eben gespielten Scene keine Ahnung hatte.

Der Sträfling fuhr fort:

„Ja, ich komme eben aus dem Zuchthause und gehe wieder hinein. Wenn Du kommst und mich befreiest, kannst Du mich nöthigenfalls gerichtlich zwingen, Dich zu heirathen!"

Der Graf war herangetreten, der Sträfling aber nahm wieder die Fuchsmaske, die sein Spießgeselle in der Hand gehalten hatte, vor's Gesicht und verließ mit dem Papagei und dem Löwen den Saal.

„Der Unverschämte!" rief Cornelia, am ganzen Leibe zitternd und bebend.

„Was giebt es?" fragte der Graf, von dem ganz entstellten Aussehen seiner Tochter entsetzt, hastig.

„Die Maske mit dem Fuchsgesicht —" wollte die Marchesa beginnen, als schon der Graf, der die Masken sich entfernen gesehen, zur Thüre hinauseilte.

Vor der Thür ereilte er sie. Der Fuchs sagte eben unter lautem Hohngelächter auf Deutsch zu seinen Begleitern, während er sich von seiner Kette freimachte:

„Der hab' ich einen Denkzettel gegeben!"

„Wissen Sie, daß es meine Tochter war?" fragte der Graf in drohender Haltung.

„Das ist mir ganz gleichgültig," erwiderte der Fuchs, indem er weiter gehen wollte.

Allein der Graf ergriff ihn an seiner Sträflingsjacke und fragte gebieterisch:

„Was haben Sie gesagt? Die Larve herunter! Sie haben sich zu verantworten!"

„Lassen **Sie** los!" gab der Fuchs zur Antwort. „Raufen werd' ich mich wenigstens mit Ihnen nicht!" Er that die Maske herunter und wischte sich mit dem Schnupftuch das bemalte Gesicht ab.

Es war Hugo von Kronenburg.

Wie versteinert starrte ihm der Fürst in's Gesicht.

„Kugeln", sagte Hugo, „will ich mit Ihnen wechseln, nicht Worte! Dazu bin ich bereit! Meine

nicht verträgt, mochte lüstern gewesen sein, sich zu überzeugen, welche heimlichen Ziele den frappanten Beziehungen zwischen einem erklärten Revolutionär und der Familie eines Hochtory's zu Grunde liegen können. Das Schwanken und Rathen des Grafen würde ein schnelles Ende gehabt haben, wenn er gewußt hätte, daß seine Tochter auch noch die unbewußte Vermittlerin der gefährlichen Correspondenz der Schwester Negroni's gewesen war, und daß an ihre Adresse mehrere, theilweise in Chiffren geschriebene Briefe angelangt seien. Aber doch auch soweit, als er die Dinge übersah, hatte er Stoff zum Nachdenken und Ursache genug, in die höchste Aufregung zu gerathen.

„Gräßliche Enthüllungen!" rief er ganz verzweifelt aus. „Daß er es wagt, kein Wunder, aber daß Cornelia folgt! Da muß der letzte Rest von Glauben und Vertrauen verschwinden! Ich, mein Name, mein Haus wären entehrt, blamirt, befleckt, wenn nicht die Polizei den guten Genius gemacht hätte! Dem Manne, der die Haussuchung beschlossen und solchen Skandal verhütet hat, bin ich den größten Dank schuldig. Ich kann ihn in meiner Lage als quiescirter Staatsmann leider nicht abtragen. Wie steh' ich aber auch, von mir selbst bloßgestellt, da! Wochen und Monate lang gehen Briefe hin und her, ich merke Nichts, Fluchtpläne werden geschmiedet unter meinen Augen, ich bleibe arglos und schlafe ruhig, während das kostbarste Gut unter meinem Dache gestohlen werden soll. O, so einfältig zu sein, zu glauben, Cornelia werde Nichts thun, was ich zuvor nicht erlaubt habe! Ich habe mir eingebildet, Gott weiß wie geschickt gegen diese Leidenschaft zu agiren und doch war meine Politik die der mattherzigsten Klugheit. Ich habe die Tiefe dieser Liebe verkannt, da steckt der Fehler. Hätte ich mit dem thatkräftigen Anlaufe fortgefahren, den ich damals bei der ersten Entdeckung dieser Liebe genommen, so stände jetzt die Sache nicht so beklagenswerth. Das muß nun anders werden, seit mir die Augen so schrecklich geöffnet worden sind und ich sehe, über welchem Abgrunde mein Familienname noch immer schwebt! Das muß anders werden! Das gelob' ich an dem Krankenlager meiner Tochter, auf welches sie zum Theil durch meine Schuld geworfen liegt, insofern ich zur rechten Zeit mit den rechten Mitteln einzuschreiten verabsäumt habe! Er erhob sich, seine Stirn lichtete sich wieder und er schloß mit den Worten: „Nein, nein, Cornelia wird aufkommen und wieder wohl werden! Ihre Jugend, ihre Jahre sind Bürgen, sie wird die Krankheit überwinden! Ich darf indessen, während ich sie pflege, nicht vergessen, daß ich auch ihr Herz von einem Uebel zu säubern habe, welches schon allzulang' darin fortwuchert!"

Er schellte, und ließ durch den Kammerdiener seinen Portier rufen. Derselbe sollte sogleich in Bezug auf die Scene, welche in der Nacht vom Faschingsmontag auf den Faschingsdienstag gespielt hatte, in's Verhör genommen werden.

Als der Portier, ein Diener, der dem Grafen von Wien gefolgt war, ein ausgedienter Corporal von beschränktem, aber biederem Wesen, eingetreten war, sprach der Graf:

„Der unerwartete Besuch, den uns neulich die Militärpatrouille abgestattet hat, nöthigt mich, in Bezug darauf ein paar Fragen an Sie zu richten."

„Zu Befehl, Gräfliche Gnaden", sprach der Portier, in Ton und Haltung den ehemaligen Soldaten nicht verleugnend.

„Vor Allem!" sagte der Graf, ganz im Tone oberflächlicher Neugier, „was denken Sie darüber, welchen Zweck es gehabt hat?"

„Da habe ich keinen Begriff, Gräfliche Gnaden!" gab der Portier kurz zur Antwort. „Gar keinen Begriff!"

„Sie werden doch Ihre Gedanken darüber haben?" drang der Graf auf's neue in ihn.

„Ich habe gar keine Gedanken, Excellenz!" versetzte der Portier mit der ernsthaftesten Miene. „Wenn Sie es nicht wissen — der Officier war doch oben — was soll Unsereiner —"

„Ganz recht", sprach der Graf, sanft ausholend, „der Officier war freilich bei mir! Ganz recht! Sie aber sind der einzige Mann in meinem Hause, der am längsten Zeuge von dem langen Vorgange war. Sie haben auf- und zugeschlossen. Sie haben vielleicht Bemerkungen gemacht —"

„Bemerkungen?" unterbrach ihn der Portier. „Käm' mir nicht in den Sinn! Ich habe nicht den Mund aufgemacht!"

„Ich meine", fuhr der Graf, auf die Beschränktheit des Mannes eingehend, „Sie haben Beobachtungen gemacht, das heißt, Sie haben etwas Besonderes gesehen oder gehört —"

„Ich weiß Nichts", versicherte der Portier. „Ich kann Eurer Excellenz nicht mehr sagen, als was ich schon der gnädigen Comtesse gesagt habe —"

„Hat sie Sie danach gefragt?" fragte der Graf mit begreiflicher Neugierde.

„Gleich am Morgen," gab der Mann zur Antwort.

„Und weßhalb hat sie Sie gefragt?" sprach der Graf.

„Sie hat mich gerade so gefragt", sprach der Portier, „wie ich jetzt gefragt werde! Ich wußte auch nicht weßhalb."

„Meine Tochter hat also nachgefragt", murmelte der Graf nachdenklich vor sich hin.

„Ja, in aller Frühe", versetzte der Portier. „Es war noch dunkel."

Da ist kein weiterer Beweis nöthig", sprach der Graf für sich. „Cornelia war um Bruno's Schicksal besorgt. Sie wollte mit ihm fliehen und die Patrouille kam Beiden in den Weg." Gleich darauf sagte er zum Portier:

„Da wir unter uns sprechen, darf ich Ihnen gestehen, daß man eines Menschen hat habhaft werden wollen, der sich entweder in unserem Hause oder im Hofe daneben zu verstecken gesucht hat."

Ach!" gab der Portier mit dem Laute hoher Verwunderung von sich.

„Sie wissen offenbar Nichts," versetzte der Graf. „Doch wär's nicht möglich, daß man ihn schon abgeführt hätte, ehe der andere Theil der Patrouille bei uns eingetreten war?"

„Das könnte sein," versetzte der Portier. „Daß man wenigstens Niemand aus unserm Hause mitgenommen, hab' ich gesehen, denn ich habe nachgeschaut, bis der Kahn in der Seitenstraße war."

„Man vermuthet nämlich," fuhr der Graf fort, „daß sich hier ein Mensch seit längerer Zeit umhertreibt, der, wie sich versteht, keine guten Absichten und Zwecke hat. Sie, als Portier, müssen wissen, wer hier aus- und eingeht —"

„Das hat freilich keine Noth!" sprach der Portier im Gefühle erfüllter Pflicht. „Ich hab' meine Augen immer offen."

„Ist nicht etwa Jemand dagewesen," fuhr der Graf zu examiniren fort, „welcher unter dem Vorwande, meine Tochter zu sprechen, das Haus zu besehen die heimliche Absicht gehabt hat?"

„Ein solcher Mensch war mehrmals da," gab der Portier allarmirt zur Antwort.

„Da sehen Sie!" rief der Graf aus.

„Aber zum Teufel!" sprach der Portier aufgeregt, „der sah nicht wie ein Spitzbube aus, sondern so nobel —"

„Das Aussehen thut Nichts zur Sache," fiel der Graf ein. „Was hat er gewollt?"

„Er wollte die Comtesse sprechen."

„Ist es geschehen?"

„Die Comtesse ließ ihn vor und das Nähere werden Excellenz von ihr leicht erfahren."

„War er oft da?"

„Zwei oder gar drei Male," gab der Portier zur Antwort, „und wie mir gerade einfällt, zum letzten Male in der Mittagsstunde am Faschingsdienstag! Da hat er mir einen Brief gegeben, auf dem keine Adresse war. Die Oblate, mit der er gesiegelt war, war noch ganz frisch angeklebt. Den gab er mir mit dem Auftrage, ihn der Comtesse sofort zu überreichen, indem er hinzufügte, daß eine Rechnung darin enthalten sei."

„Es war ein junger Mensch," bemerkte der Graf, während sich seine Stirn nachdenklich runzelte.

„Höchstens dreißig Jahre alt," war die Antwort. „Ein hübscher Kerl!"

Der Graf schwieg eine Weile stille. Er brauchte Zeit, das Gehörte einigermaßen zu ordnen und zu verarbeiten, denn der in Rede stehende Mann konnte nur Bruno Haldenried gewesen sein, und ihm schien, daß die sogenannte Rechnung, welche er zuletzt überbracht, jenes mit Bleistift beschriebene Stück Papier enthalten haben müsse, welches er vorhin in dem amtlich zugesandten Packet gefunden.

„Und war der Mensch seitdem nicht wieder da?" fragte der Graf mit plötzlicher Lebhaftigkeit.

„Nein," lautete die Antwort.

„Hätte ihn also," bemerkte der Graf darauf mit einem gewissen Behagen, „die Militärpatrouille gepackt, oder wenigstens verscheucht? Seltsam!"

Er hatte wieder eine Zeit lang geschwiegen, ehe er die Frage that:

„Seitdem sollte er nicht dagewesen sein? Niemand gesandt haben, nach meiner Tochter zu fragen?"

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen," gab der Portier zur Antwort. „Ueberhaupt sind, seit die Comtesse erkrankt ist, nur zwei Nachfragen vorgekommen — eine von Marchese Pignatelli und eine von der Baronin Greifenstein —"

„Greifenstein?" rief der Graf überrascht aus. „Ist sie hier?"

„Ich weiß nicht," gab der Portier zur Antwort. „Sie selbst war ja nicht da, sondern ein sehr anständig gekleideter Herr im vorgerückteren Alter mit langem Schnurr- und Backenbarte — der Kammerdiener vielleicht — viel wahrscheinlicher ein Freund oder Bruder der Frau Baronin —"

„Das kann nicht sein," erwiderte der Graf mit größter Bestimmtheit: „Da steckt auch was dahinter. Ich weiß genau, daß die Baronin Greifenstein im Augenblick in Paris weilt. Dahinter will ich kommen."

Er war mit großer Lebhaftigkeit aufgesprungen, indem er dem Portier einen Wink gab, sich zu entfernen. Als der Graf allein war, schritt er mehreremale im Zimmer auf und ab, endlich rief er:

„Das ist ein Abgesandter Bruno's gewesen! Wie lange soll ich diese gegen meine väterliche Autorität gerichtete Verschwörung in meinem eigenen Hause und innerhalb meiner Mauern dulden?"

Er hatte sich rasch angezogen und war die Treppe hinunter gegangen. „Kennst Du das Hôtel di San Marco?" fragte er einen Gondolier. „Allerdings, Excellenza, am Canal San Samuele." — „Gut, fahre mich hin." Er hatte unter den Papieren gefunden, daß sich Bruno im Hôtel di San Marco einquartiert habe.

Als der Graf auf Ort und Stelle gekommen war und sich dem Hôtel näherte, sah er schon in einiger Entfernung unter dem Hausthore desselben einen Herrn stehen, welcher ihm bekannt schien.

Dieser Herr, ein ergrauender Vierziger, in einem grauen Paletot, einen schwarzen Reisehut auf dem Kopfe, sah sehr mißvergnügt vor sich hin, die Hände in der Tasche, eine Cigarre im Munde, und rauchte und summte gleichzeitig ein Lied, während er sich mit dem Fuße den Tact dazu klopfte.

„Ich täusche mich wahrhaftig nicht," sagte der Graf, als er herangetreten war, mit sehr affectirter Cordialität, „wenn ich in Ihnen einen Bekannten aus Wien begrüße. Was treiben Sie hier in Venedig?"

Der Angeredete maß den Grafen mit finsteren Blicken von oben bis unten und erwiderte weniger unhöflich, als gradezu grob:

„Ueber mein Treiben in Venedig habe ich mich bereits gleich nach der Ankunft auf der Polizei ausweisen müssen und finde es daher überflüssig, mich darüber auf der Straße zu verantworten." Er wandte sich halb ab.

„Entschuldigen Sie dann vielmals", erwiderte der Graf ironisch, „daß mich ein bekanntes Gesicht und die Erinnerung an die Landsmannschaft in einem fremden Lande zu einer übereilten Höflichkeit verleitet hat!"

Dieser Landsmann, den der Leser wohl gleich an dem sich äußernden Zug eines unverbesserlichen Pessimismus und eines großen Mangels an Devotion

vor herablassenden und gemüthlichen Aristokroten erkannt hat, war der dem Grafen wohlbekannte Journalist Grauwak. Er hatte ihn im Jahre Achtundvierzig öfter zum Thee geladen und auf alle Art gehätschelt, im Jahre Fünfzig aber zu Tode gemaßregelt, in Folge dessen das radicale Donaureich aus dem Besitze des alten Haldenried in die staatsmännischen Hände des Apostaten Doctor Schmey übergegangen war.

Der Graf hatte abgeschwenkt und sich mit einem vor sich hingemurmelten: „Verdammter Plebejer! Ein gemüthloser Bursche, von einer recht anwidernden Schärfe," in das Innere des Hôtels begeben. Obwohl er bis dahin von der Freundschaft Bruno's und Grauwak's nichs wußte, ließ ihn unter den schwebenden Umständen die zufällige Begegnung des Einen auch auf die Anwesenheit des Anderen schließen und er war gewiß, noch ehe er die directe Anfrage gethan, daß er das Lager seines Feindes gefunden habe.

Bruno, der sich wirklich im Hause befand, ahnte indessen nicht, daß ihm der Besuch des Grafen von Thieboldsegg bevorstehe, wiewohl er in seiner Lage und Stimmung zwar nichts Bestimmtes, aber doch das Allerwidrigste erwartete.

Die Vereitelung der Entführung hatte ihn in dieselbe Niedergeschlagenheit gestürzt, von welcher seine Fluchtgenossin befallen worden war. Nachdem der äußerste Gewaltstreich, welcher der Selbsthülfe der Liebenden offen gestanden, mißlungen war, hatte auch er einsehen müssen, daß seine Liebe von einem unerbittlichen Mißgeschicke begleitet werde, oder daß er vielmehr die Personification des Unglücks sei, durch welches seine Geliebte ihm nachgerissen werde. Auch er mußte, in der Einöde äußerster Entmuthigung angelangt, vom tiefsten Kummer ergriffen und von Reue erfaßt werden und still wünschen, daß ein so unheilvolles Bündniß lieber irgendwie zu existiren aufgehört haben sollte, da das eigene Herz weder den Muth, noch die Kraft, es freiwillig zu lösen, fand. Eigentlich war es nicht dieser Schlag, noch die vorhergehenden Schläge, welche ihn so kleinmüthig gemacht hatten. Es war vielmehr die gänzliche Aussichtslosigkeit, jemals zu einem guten Ausgange zu gelangen, und diese hoffnungslose Anschauung war durch die Art und Weise bedingt, auf welche der Rettungsversuch der Liebenden in der entscheidenden Nacht verhindert worden war. Welche Auslegung konnte er der militairischen Besetzung des allerloyalsten Hauses in Venedig geben, und zwar einer Besetzung um die nämliche Stunde, da er zur Ausführung seines Vorhabens herangekommen war, als die, daß der Graf, von diesem Vorhaben zufällig unterrichtet, zu dem brutalen Mittel einer Verhaftung gegriffen und dem Entführer eine Schlinge gelegt habe, welcher Bruno nur durch seine Vorsicht entkommen? Welche Hoffnung ließ sich auch rationeller Weise noch nähren, einen Gegner wie den Grafen, zu überlisten oder zu besiegen, welcher bei der Vereitlung aller Anschläge des Gegners soviel List, soviel Behutsamkeit und die grimmigste Entschlossenheit gezeigt hatte, das Feld bis auf den letzten Mann zu behaupten?

Bruno hatte sich am Morgen nach dem Fehlschlagen seiner Expedition gerade so von Venedig entfernt, wie wenn diese gelungen wäre, lediglich aus dem Grunde, um das Aufsehen, das seine Rückkehr im Hôtel und namentlich bei der sehr mißtrauischen Polizei erregen könnte, zu vermeiden, da er auf beiden Orten seine Abreise auf's bestimmte angekündet hatte. Allein schon nach zwei Tagen der peinlichsten Ungewißheit war er auf den vorigen Platz zurückgekehrt und hatte sofort nach der Ankunft Grauwak's diesen zu Cornelia gesendet, um vorerst von ihm das Terrain sondiren zu lassen. Grauwak war der schon vom Portier bezeichnete Mann, welcher ein Abgesandter der Frau Baronin von Greifenstein zu sein fingirt hatte, aber nicht vorgelassen worden war, weil Cornelia, wie er vernommen, schwer krank daniederlag.

Wenn Bruno abermals auf Anstiften des Grafen verhaftet worden wäre, er hätte kaum so bestürzt sein können, als er es von den Nachrichten war, die Grauwak heimbrachte, und welche sich seitdem auf erfolgte Nachfrage täglich trüber und bedenklicher gestalteten. Die Krankheit, welche nach Bruno's Annahme im innigsten Zusammenhange mit dem letzten Mißerfolge stand, mußte seinen gesunkenen Muth auf's tiefste hinabdrücken und es ihm als eine Unmöglichkeit erscheinen lassen, das Mädchen noch ferneren Wagnissen auszusetzen, ohne befürchten zu müssen, ihre kaum mehr ausreichenden Kräfte ganz zu brechen.

„Sie hat schon zu viel gelitten", sagte er zu sich. „Fast wollte ich, sie wäre mir nie im Kratzwitzer Parke begegnet, sondern ich wäre aus dem Dickicht hervorgeschossen und einer Legion Gendarmen in die Hände gerathen!"

Dieß war Bruno's Gemüthsverfassung. Da saß er in Venedig, ohne die Kranke sehen und sprechen zu können, wie sehr er Tag und Nacht danach dürstete und wie nahe er ihr auch war. Diese trostlose Lage erinnerte an die eines Menschen, der ein theueres Grab umfängt, aber doch niemals den Bewohner zu Gesicht bekommen kann.

Während der Graf von Thieboldsegg die Treppe hinaufstieg, saß Bruno vor dem Kamin, gesenkten Hauptes, ein Buch in der herabgefallenen Hand, wie wenn er mitten in der Lectüre von düsteren Träumen fortgeführt und unterbrochen worden wäre.

Sein Erstaunen war nicht gering, den Grafen eintreten zu sehen. Ruhig, insofern man darunter ruhiges Gefaßtsein auf das Schlimmste versteht, erhob er sich und trat dem Besuche entgegen.

„Herr Haldenried", begann der Graf in einem sehr bestimmten, doch höflichen Tone, „ich mache kein Hehl daraus, daß mich dieser Besuch, mit welchem ich Sie überrasche, viel, sehr viel kostet. Ich lege ihm eine entscheidende Wichtigkeit bei und würde bei etwaigem Fehlschlagen meiner Absicht mich nicht wieder entschließen, auf dem Wege freundlicher Vorstellungen Ihr Entgegenkommen zu suchen. Ich kann nicht zweifeln, daß Sie meine Mäßigung würdigen, nachdem ich Ihnen noch erkläre, daß mir bekannt ist, wie Sie, meinem offen ausgesprochenen Verbote

zu Trotz gegen meine väterliche Autorität conspiriren. In neuester Zeit hat sich Ihr Eifer, hinter meinem Rücken zu handeln, eher verdoppelt, als vermindert und geradezu bis zu Attentaten gesteigert —"

„Auch Sie, Herr Graf", unterbrach ihn Bruno, scheinbar ruhig, doch innerlich tief betroffen, „werden nach dieser Anrede meiner Mäßigung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich mich darauf beschränke, Ihnen zu erwidern, daß ich Ihre Anklagen und Vorwürfe für Wortverschwendung halte. Es wäre weit besser, wenn wir als offene Gegner uns fern blieben und uns nicht in vergeblichen Verhandlungen erbitterten. Ein so bedeutender Staatsmann, wie Sie, hat gewiß bei allen seinen Schritten ein Ziel vor Augen, aber ich kann mir kaum denken, daß Sie von irgend einer anderen Absicht zu mir geführt werden, als mich durch bald stärker, bald schwächer aufgetragene Drohungen einzuschüchtern. Herr Graf, Denjenigen hätten Sie wahrlich auf eine beklagenswerthe Weise verkannt, welcher seinen Grundsätzen in allen Richtungen bis zum äußersten treu geblieben ist, wenn Sie von ihm erwarten, er werde in seiner ernstesten Herzensangelegenheit mitten auf dem Wege von panischem Schrecken ergriffen umkehren! Nie und Niemals! An dem Tage, an welchem meine Liebe zu ihrer Tochter erstirbt, werde ich auch meine politische Fahne mit Füßen treten und für den Militärdespotismus schwärmen!"

„Sie überschätzen Ihre Stellung!" versetzte der Graf im geharnischten Tone. „Sie scheinen wahrhaft zu glauben, daß es keine Macht mehr giebt, welche Sie hindern kann, mein Haus fernerhin zu beunruhigen —"

„Ueben Sie Ihre Gewalt gegen mich," fiel ihm Bruno in's Wort, „ich habe sie bereits empfunden. Auch Sie sind von Conspirationen und Attentaten nicht frei —"

„Wir gerathen auf einen Abweg," sprach der Graf im milderen Tone, als bisher. „Ich kam zu Ihnen, um eine allen Theilen heilsame Verständigung zu erzielen, nicht zu drohen, zu provociren. Habe ich auch vorhin das Wort Macht ausgesprochen, so hatte ich eben nicht, wohin Ihre Deutung geht, physische Gewalt im Auge. Es giebt noch eine andere Macht, welche mein Haus von Ihnen befreit — die erwachte Einsicht meiner Tochter —"

„Verstehe ich Sie recht?" sprach Bruno, wie wenn er es unrichtig gehört hätte.

„Sie werden mich noch verstehen," erwiderte der Graf. „Ich habe die Ueberzeugung, daß die Zuneigung, welche Sie für meine Cornelia hegen, von keiner Nebenrücksicht beeinflußt sei, sondern aus dem freiesten Herzen komme. Ich bin sogar gezwungen, diese Zuneigung für sehr stark zu halten, da ich Sie mit ungebrochenem Muthe gegen einen Wall von Hindernissen anrennen sehe, gegen welchen ihre Kräfte unzulänglich sind. Ihre Ausdauer wird freilich von einer zwar schönen aber doch irrigen Anschauung genährt. Sie meinen, meine Tochter trage eine Leidenschaft für Sie im Herzen, die der Ihrigen gleiche. Nach dem Vorgekommenen kann ich nicht leugnen, daß meine Tochter von einer gewissen Anhänglichkeit an Ihre Person beseelt sei, aber überschätzen Sie das nicht! Wenn Sie das zergliedern, was Sie die Liebe und Hingebung meiner Tochter nennen, so werden Sie darin Elemente finden, deren Entdeckung zu Ihrer vollständigen Enttäuschung führen muß."

„Das glaub' ich nicht," warf Bruno entschieden hin.

„Sie werden es noch glauben," fuhr der Graf in demselben sicheren Tone, wie früher fort. „Thatsachen werden Ihnen darthun, daß weibliche Schwäche auch mit Liebe verwechselt werden kann, daß aber auch die Täuschung darüber in der Stunde der Entscheidung zu Ende gehen muß. Die Liebe meiner Tochter ist Nichts, als weibliche Schwäche und doch wieder passive Consequenz, um nicht in ihren eigenen noch in Ihren Augen wankelmüthig zu erscheinen, und die Furcht, durch die Herzensverwirrung eines schwachen Momentes sich compromittirt zu haben! Ein solcher Wahn ist bei der unerfahrenen Jugend gar nicht so selten, er wäre aber bei einem so verständigen Wesen, wie meine Tochter ist, doch nicht denkbar, wenn ihm nicht Verhältnisse zu Statten gekommen wären, die ihn durch ihren natürlichen Gegendruck getragen und sich selbst zum Trotze befestigt hätten. Bei diesem Punkt angelangt, muß ich mich selbst eines Fehlers beschuldigen. Ich war es selbst, der diese Verhältnisse geschaffen hat. Ich selbst habe mein Kind in eine schiefe Stellung zu mir gebracht, indem ich den Schein auf mich geladen habe, einen unbeliebten Freier ihr aufdrängen zu wollen. Daran habe ich nie gedacht. Es war ein Mißverständniß, das leider schlechte Früchte getragen hat. Cornelia hat ihr unbedingtes Vertrauen zu mir eine Zeit lang zurückgezogen und ihr Herz, welches sich einem Zwange ausgesetzt wähnte, hat gewaltsam nach einer anderen Seite das Uebergewicht bekommen. Es ist eine bekannte Sache der Erfahrung, daß Mädchen einem verhaßten Joche auf diese Weise zu entkommen suchen und so ist auch meine Tochter aus eingebildetem Schrecken vor einem Freier geflohen und hat, wenn ich so sagen darf, ihr Herz in dem ersten Hause verborgen, welches eben offen stand!"

„Es wäre schrecklich," rief Bruno, der diese Worte nicht ohne Unruhe vernommen hatte, „wenn Ihre Tochter diese Sprache gegen mich führte. Glücklicher Weise bürgt mir Nichts für die Richtigkeit Ihrer Interpretationen!"

„Es wird noch kommen," sagte der Graf mit seiner kalten Ueberlegenheit. „Da ich Ihnen die Definition dessen, was Sie die Liebe meiner Tochter nennen, vorangeschickt habe, kann ich zur Hauptsache, dem Entführungsproject übergehen. Sie haben geglaubt, damit den Hauptschlag gegen mich zu führen und sich meines Kindes zu bemächtigen, aber nach den Folgen, die es gehabt hat, muß ich Ihnen beinahe danken, daß Sie selbst den Wendepunkt herbeigeführt haben, welcher freilich früher oder später erscheinen mußte, um die verfahrenen Verhältnisse wieder in das Geleise der Ordnung zu bringen. Meine Tochter ist auf Ihren Plan eingegangen, hat sich sogar allen Ernstes mit ihm getragen, aber in der Entscheidungsstunde, also in dem Moment, da zum ersten Mal

in ihrem Leben die Alternative zwischen Ihnen und ihrem Vater nicht mehr zu umgehen war, hat sie sich für mich ausgesprochen! Sie ist mir in die Arme gefallen, nicht Ihnen, — sie ist mir gefolgt und wird Ihnen künftig ausweichen —"

Bruno war stutzig geworden, da er über die Vorgänge der Entführungsnacht im vollständigsten Dunkel geblieben war. Es war mehr das Zusammentreffen der Umstände, welche den zermalmenden Eindruck auf ihn ausübten, als die Worte des Grafen, den er als vollendeten Lügner kannte.

„Weil Sie meiner Tochter einen Schritt zugemuthet haben", fuhr der Graf fort, „welcher über die Grenzen ihrer Neigung weit hinausging, konnte es nicht ausbleiben, daß sie in letzter Stunde vor dem Aeußersten zurückschreckte, mir Alles eingestand und sich gewissermaßen vor Ihnen an meine Brust flüchtete. Wir haben uns vollständig ausgesöhnt und der schöne Einklang, welcher immer zwischen uns bestanden, ist wieder, so Gott will, für immer hergestellt. Hier sendet sie Ihnen Ihre Briefe und erbittet sich die ihrigen zurück —" der Graf reichte seinem jugendlichen Gegner die Briefe, welche er in Folge der Haussuchung in die Hand bekommen hatte.

Bruno griff zitternd danach. Es waren seine Briefe, es fehlten nicht die gravirendsten. Er blieb sprachlos.

„So wird es sich Ihnen auch leicht erklären", sprach der Graf, „daß ich den Gewaltstreich, den Sie im Schilde geführt haben, nicht mit einem gleichen oder doppelten erwidert, sondern auf die strengste Defensive beschränkt, mit einer nach allen Seiten schonungsvollen militärischen Demonstration abgewehrt habe."

„Es kann nicht sein!" brach es aus Bruno ungestüm hervor. „Nein, es kann nicht sein! Ihre Worte nutzen nichts! Es ist — o es ist nur ein Moment der Entmuthigung bei ihr. Welcher Mann wäre nicht auch von allerseits zusammenschlagenden Wellen zu betäuben? Und sie ist ein Mädchen — an Gemüth ein Kind! Sie irren — wenigstens so lange mir nicht Cornelia mit eigenem Munde sagt: Geh! werde ich nicht gehen. Wenn sie es aber sagte, so ginge ich, und wollte, Gott weiß wo, verschwinden!"

„Es ist Ihr Schaden", bemerkte der Graf, „diese Illusionen noch zu nähren."

„Ich muß sie sprechen", rief Bruno in höchster Aufregung. „Ich muß sie noch einmal sehen —"

„Das ist unnütz, ja verderblich", gab der Graf zur Antwort.

„In Ihrer Gegenwart —" versetzte Bruno dringend.

„Unter keinen Umständen!" sprach der Graf. „Ein Mädchen ist zu schwach, sich selbst viel zu unklar, als daß ihr die Anwesenheit eines Mannes, an welchen sie sich als halb und halb gebunden betrachtet, nicht den äußersten Zwang auferlegte. Doch, mein Gott, ich rede, als wenn es im Augenblick möglich wäre, meine Tochter sprechen zu können! O, wenn es möglich wäre, wollte ich sogar Ihre Unterredung mit ihr gestatten, aber sie ist krank, sehr krank — der Himmel weiß, in welcher Gefahr!" Der Graf legte die Hand auf die Stirn und stand, von dieser Vorstellung, wie von einer furchtbaren Last gebeugt, da.

„Krank", flüsterte Bruno, zum ersten Mal während der Unterredung niedergeschlagen und erblassend, vor sich hin. „Ich habe es gehört —"

„Herr Haldenried", sagte der Graf mit unleugbar wahrer Bewegung, „ich habe ein Vaterherz — es blutet, es jammert! Es bricht zu viel auf einmal über mich herein! Sie mögen mir dies Vaterherz absprechen, ich kann nicht helfen! Auch thut es mir leid, daß ich, in diese tiefe Unruhe gestürzt von Jemand scheiden muß, der mich als seinen größten Gegner ansieht! Ich habe Nichts gegen Ihre Person, aber die Kreise trennen uns, in welchen wir uns durch die Vorherbestimmung der Geburt bewegen! Diesen Abgrund füllt Niemand nur mit gutem Willen aus. Meine Cornelia liegt jetzt krank danieder und nach dem Urtheil der Aerzte schwebt sie in großer Gefahr. Ihre Krankheit war freilich schon durch lange Spannung und unausgesetzte Kämpfe des Gemüthes vorbereitet, sie kam durch die letzten heftigen Erschütterungen zum vollen Durchbruche. Schon zuvor habe ich mich oft still gefragt, wenn sie vor mir da saß: Ist das noch das frische, blühende Mädchen von ehemals? Ist das noch meine Cornelia? Ja, ja, seit Jahren zehren unterdrückte Gefühle, heimliche Sorgen, zehrt möglicherweise auch Reue an ihr! Ohne es mir ehemals erklären zu können, sah ich sie oft ganze Nächte bleich und niedergeschlagen verwachen! Sie wissen das nicht, sonst würden Sie sich längst Vorwürfe gemacht und hoffentlich Alles zum Besseren gewendet haben! Jetzt wäre es aber grausam, inhuman, ihre Kämpfe zu verlängern und zum Aeußersten zu treiben!"

„Sie haben Recht," sagte Bruno mit schweren Seufzern. „Doch weiß ich nicht, wie wir uns Beide in die Schuld theilen sollen! Sie haben vollständig Recht, daß ihr Aussehen gelitten! Oft that mir bei dem Anblick das Herz wehe und ich vermag mir leider nicht auszureden, daß dieser Zustand auf meine Rechnung zum Theil zu setzen sei. Glauben Sie —" er zögerte angstvoll, es auszusprechen — „daß sie stirbt?"

„Das verhüte Gott!" rief der Graf, dessen Gesicht bei diesem Worte ganz entstellt wurde und noch lange den Ausdruck der Verstörung behielt, mit einem Aufschrei des Schreckens. „Sie ist in Gefahr, aber nicht aufgegeben, nicht verloren!"

„O, ich wollte," rief Bruno tief ergriffen, während seine brennenden Augen feucht glänzten, „ich läge an ihrer Stelle, ich wollte, ihr Fieber durchbrauste meine Adern und wüthete mit dem Fieber um die Wette, welches meine Seele schüttelt! Herr Graf, da, ich strecke meine Waffen, nicht aber vor Ihnen, sondern vor dem unüberwindlichen, barbarischen Elemente, dem Verhängnisse, welchem jetzt das zarte Leben Ihrer Tochter, mir das Theuerste auf Erden, preisgegeben ist! Ich will sie durch meine Nähe nicht in Unruhe halten, nicht durch meine Nähe

in die geringste Bewegung bringen! Sagen Sie ihr von mir, was es sei, wenn es nur zu ihrer Beruhigung, zu ihrer Heilung dient! Alles Uebrige hat nach ihrer Genesung Zeit. Dann will ich sehen, ob ich endgültig zurücktrete oder ausharre. Sie haben, als der zärtlichste der Väter, kein Zugeständniß gemacht, ich, der Fremdling, mache es und lasse Ihnen, wenn es sein muß, wie die eine Mutter vor Salomon's Richterstuhle, das ganze Kind!"

Er hatte vor Bewegung kaum zu Ende sprechen können und, mit dem Taschentuche sein Gesicht verhüllend, sich abgewendet, während der Graf Bruno's Hand mehrmals vergeblich schütteln wollte. Nach einer langen Pause sagte der Graf:

„Sie sind ein edler Mensch! Ich danke Ihnen! Ich vergesse es nicht! Möge nun der Himmel da das Seinige thun, wo Menschen Nichts vermögen!"

Erschüttert, tief ergriffen, voll Sorge, wie er Cornelia zu Hause treffen werde und doch durch das gewonnene Resultat ruhiger geworden und mit sich selbst zufrieden, weil er auf der neugewonnenen Basis die trugvolle Intrigue sicher und gemächlich weiter fortbauen konnte, eilte der Vater der Lüge die Treppen hinab!

Bruno verließ am nächsten Morgen mit seinem Freunde Grauwal Venedig, welches gleichsam das Villagos seines Herzens geworden war.

---

## Sechzehntes Capitel.

### Spielt im Wirthshaus der Grenzstation Genzbach.

Die Landschaft dehnte sich weit und weit hinaus, ein zerrissenes Hügelland, mit viel Wald bedeckt und dennoch einförmig. Die Gegend war sehr morastig, stellenweise, wo die Hügel rasch abfielen, war das Wasser in großen Sumpfteichen zusammengelaufen. Hier standen Eschen in Gruppen beieinander, Schilf und hohes, bastartiges Riedgras säumten die breiten, glänzenden Wasserstreifen. Kein Mensch war sichtbar. Alles still, Erde und Wasser, Alles, außer der Luft. Ein warmer, aber sehr heftiger Südwind rauschte durch die Waldungen, welche soeben ihr schönstes Frühlingsgrün angelegt hatten. Bei dieser Gestaltung des Bodens war der Ueberblick äußerst beschränkt. Man trat in eine Waldpartie und bald wieder in eine andere. Größere Dörfer fehlten gänzlich, die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung war in einer Menge von Weilern und „Einschichten" vertheilt.

Es war gegen Abend. Die Sonne war hinter Wolken versunken, der Mond stieg empor, eine blasse Scheibe. Der Wind ging noch heftiger, als er am Tage gegangen, und trieb Regenwolken vor sich her. Am Ausgange eines langen und breiten Waldvierecks stand ein Kalkofen, ganz in der Einsamkeit. Vor dem glühenden Ofenschlunde stand ein Bauernbursche von sechzehn bis siebzehn Jahren, welcher von Zeit zu Zeit ein mächtiges Scheit in den Ofen warf und in das Feuer hineinstierte. Da hatte plötzlich der Wind, der aus dem Walde hervorzuziehen schien, ein feines Blatt Papier herangeweht. Das Blatt fuhr bis an die Ofenöffnung, wie wenn es dort verbrennen wolle, aber der rückwirkende Luftzug des starken Feuers trieb es im Nu wieder zurück, daß es vom Winde ergriffen und seitwärts über eine lange Wiese hingetrieben wurde. Der Bursche hatte es nur mit einem Blicke erhascht und nicht zu erkennen vermocht, was es war, aber das wußte er, daß es kein gewöhnlicher Wisch sein konnte, weil es eine auffallend zierliche Form hatte.

Er war daher rasch nachgesprungen und jagte dem Dinge nach, aber wer weiß, ob er es eingeholt hätte, wenn ihm nicht der Boden, welcher weiterhin morastig war, zu Statten gekommen wäre, indem das Batt auf eine nasse Stelle niederfiel und dort angeklebt liegen blieb.

Es war eine Banknote, sogar ein Hunderter. Der Bursche sah sie lange staunend an und wagte sie gar nicht zu berühren, denn er hatte nur bisher Guldenzettel gesehen, wenngleich keinen derselben je besessen. Die Banknote hatte sich indeß sehr vollgesogen und war, ohne Gefahr zerrissen zu werden, nicht aufzuheben. Der Bursche holte ein nahe liegendes Bruchstück eines Astes und hob sie damit auf, worauf er eilig zu seinem Ofen zurücklief, um sie am Feuer zu trocknen.

Aber wie erstaunt war er, als abermals ein ähnliches Papierblatt aus dem Walde nieder geflogen kam und auf Zickzackwegen sich ihm näherte. Auch dieses hatte er gefangen, es war unversehrt.

„Wunderbar," dachte er, „daß so hohes Geld aus dem Walde fliegt."

Er hatte den kostbaren Fund am Ofen niedergelegt und eilte in den Wald in derselben Richtung, in welcher die letzte Banknote hervorgeflogen zu sein schien. Dort war es schon ziemlich dunkel, nur stellenweise, wo die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen hinwarf, war es flüchtig hell. Schon wollte er umkehren, als er in einem Graben Jemand zu sehen glaubte. Er fing zu rufen an, indem er vorwärts schritt, da erkannte er aber, daß es ein Kleid, aber nicht ein Mensch sei. In der Hoffnung, daß doch Jemand zum Vorschein kommen werde, ging er unter lauten Ho! Hio-rufen noch weiter, bis er an die Stelle selbst gekommen war.

Da lag ein schöner Herrenmantel, daneben ein rothgelbes Seidentuch in der Weise zusammengeschlungen, wie wenn es Jemand zum Verbinden des Kopfes gedient hätte, und unweit davon eine geöffnete Brieftasche mit Papieren und Banknoten gefüllt. Dies war ohne Zweifel die Geldquelle, welcher die umherfliegenden Banknoten entsprungen waren.

Der Bursche umkreiste noch einmal die nächste Umgegend, um zu sehen, ob nicht der Besitzer hervortreten würde, endlich ging er zurück, um die Sachen aufzuheben und mitzunehmen. Aber er hatte nicht den Muth, es zu thun. Wie er auch kämpfte, er begnügte sich zuletzt, nach einem Steine zu greifen und ihn auf die Brieftasche zu legen, um wenigstens damit dem kostspieligen Uebermuthe des Windes ein Ende zu machen.

Spornstreichs lief er darauf zurück, holte die Banknoten am Kalkofen und rannte nach seinem Hause, welches, eine halbe Stunde entfernt, in der nächsten Ortschaft gelegen war.

Der Vater des Burschen war über seinen Sohn sehr ungehalten, daß dieser die im Walde gefundenen Sachen nicht auch mitgenommen habe. Er zündete eine Laterne an und ging mit dem Sohne auf die Stelle zurück, theils um unter den Umständen den Finderlohn zu erhöhen, theils um das Gut vor diebischen Händen zu retten.

Als Beide auf die Stelle gekommen waren, von welcher der Junge behauptete, daß sie die vorige sei, war Nichts mehr da. Es war inzwischen stockfinstere Nacht geworden und es war schwer, sich zurecht zu finden; allein der Bursche bestand fest darauf, daß er auf dem nämlichen Orte sei, wo er früher den Mantel und die Brieftasche gesehen und hob sogar, um seine Behauptung zu beweisen, den Stein auf, den er auf die letztere gelegt haben wollte.

Unverrichteter Sache mußten Vater und Sohn heimkehren und beschlossen, am folgenden Morgen die Anzeige ihres Fundes zu machen, sobald der erste Gensd'arm den Ort passiren werde.

In der kleinen Ortschaft war natürlich nur ein sehr bescheidenes Wirthshaus, das an gewöhnlichen Wochentagen meist leer war. An dem heutigen Abend saßen ausnahmsweise acht bis zehn Insassen darin und unterhielten sich, vor ihrem Bier- und Schnappsglase sitzend, auf die gemüthlichste Weise über ihre kleinen örtlichen Angelegenheiten.

Es war wohl schon zehn Uhr, als ein Fremdling eintrat. Ein solcher, auch wenn er der gewöhnlichste Mensch war, erregte hierorts Aufmerksamkeit, bei einem so in die Augen fallenden Aeußeren, wie es hier der Fall war, mußte er Sensation erregen.

Der Fremde, kaum dreißig Jahre alt, von hoher, hübscher Gestalt, hatte einen joppenartigen Rock von grauem Wollstoff am Leibe, trug einen Seidenfilzhut auf dem Kopf, einen dünnen Reisestock in der Hand. Sein Gesicht, gewiß ursprünglich schön geformt, war aber furchtbar mager, eingesunken, entstellt. Mitten im Ausdruck des Jammers, der auf diesem Antlitz unverkennbar war, brach der Zug von Scheu und Angst besonders hervorstechend und selbst für Bauernaugen merkbar hervor.

Nachdem er die Thür leise geöffnet und in die Stube geblickt hatte, schien er, von den dasitzenden Gästen erschreckt und eingeschüchtert, sich schnell wieder zurückziehen zu wollen. Da trat die Wirthin vor, wünschte guten Abend und bat ihn, einzutreten. Er blieb stehn, musterte stumm, ohne Gruß, ohne den Hut zu lüften, die Anwesenden mit scharfen, aber unsichern Blicken, während die kurzen, abgerissenen Athemzüge hörbar waren. Endlich setzte er sich, klopfenden Herzens und mit sichtlichem Unbehagen in die entfernteste und dunkelste Ecke, wie eine Maus in der Falle, nieder.

Die Hausmagd, ein derbes Weibsbild mit einem schwarzen Kopftuch, war gleichzeitig aus der anstoßenden Küche hervorgetreten und fragte ihn, ob er Bier oder sonst was zum Nachtessen wünsche.

Der seltsame Gast fixirte sie ein paar Augenblicke. „Nichts, nichts, nichts!" wiederholte er unzählige Male, wie wenn er das Anerbieten auf das leidenschaftlichste zurückwiese. Die Magd war höchst erstaunt in die Küche zurückgegangen, der Gast erhob sich rasch und eilte mit langen Schritten zur Thür hinaus.

Draußen vor dem Wirthshause blieb er stehen. Die Nacht war sehr dunkel, Alles still, nur der Brunnen rauschte Der Fremde sah sich nach allen Seiten um, wie wenn er eine Gefahr fürchte, hob rasch den Hut vom Kopfe, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und blieb eine Weile, ehe er ihn wieder aufsetzte, am Zaune gelehnt, wie aufathmend rasten.

„War das gescheit gehandelt," sprach er vor sich hin, „daß ich nichts, gar nichts verlangte? Die Leute sind, auch die Landleute, gar pfiffig und merken Alles gleich. Sie passen schrecklich auf. Ja, früher, früher! Da hätte ich's verstanden, den Teufel selbst zu betrügen. Man muß sich furchtbar in Acht nehmen. Ich darf nichts essen, nichts trinken — sonst kommt es gleich heraus, daß ich den ganzen Tag keinen Bissen im Munde gehabt habe. Ob man mir es aber nicht anmerkt, daß ich ganz ausgehungert bin? Es lag mir in allen Gliedern, meine Müdigkeit war auffällig. Sie haben mich angesehen, die Köpfe zusammengesteckt und gezischelt. Wenn Einer Argwohn faßte — es wäre schrecklich! . . . . Aber da hätt' ich noch immer Zeit auszureißen. Soll ich oder soll ich nicht?"

Er hielt ein wenig inne und rieb sich die Stirn. „Aber was fürcht' ich mich so unter dummen Bauern!" fuhr er fort. „Wenn ich es recht ansehe, wenn ich es ernst erwäge, ist alle Furcht Thorheit, mir kann auch der Gensd'arm nichts anhaben. Einen vortrefflichen falschen Paß hab' ich und die Hauptsache: meinen Hut! So ist es, das steht fest, und ich kann keck auftreten."

Er wandte sich um. Erhobenen Hauptes, mit festem Blick, eine hochfahrende Sicherheit affectirend, trat er wieder in die Wirthsstube ein. Die Gäste waren nicht wenig erstaunt, den ängstlichen, zagen, mitleidbedürftigen Mann in einen aufgeblasenen Cavalier verwandelt zu sehen.

Mit hoher Nase, einen Stuhl, der ein wenig im Wege stand, zurückschleudernd, begab er sich auf seinen vorigen Platz. Dort langte er nach einer Lichtscheere und fing an einem leeren Bierglase, das zufällig dastand, unbändig zu klopfen an.

Die Kellnerin erschien.

„Was ist das für eine Bedienung?" schnob er sie an. „Ich bin nicht gewohnt, zu warten. Wer, wie ich, immer in den ersten Gasthöfen einkehrt, der macht Ansprüche."

„Sie haben ja nix g'wollt —" gab die Magd, sich vertheidigend, zur Antwort.

„Nicht viel Worte," versetzte der Fremde. „Bier, Essen, was im Hause ist, vollauf. Soll's kosten, was es wolle!"

Die Magd war fortgegangen und nichts war natürlicher, als daß die Gäste die Hälse abermals flü-

sternd zusammensteckten, oder die Unterhaltung oft plötzlich stockte, weil die Aufmerksamkeit von der Erscheinung des Fremdlings in Anspruch genommen war.

Der unheimliche Gast mußte es bemerkt haben und fuhr plötzlich zusammen, so zwar, daß sich seine Achseln krampfhaft zusammenzogen und der Kopf an die Brust niederfiel.

„Sie passen auf mich auf," murmelte er im Geiste vor sich hin. „Kennt mich gar Einer?"

Er schielte verstohlen nach dem andern Tische hinüber.

„Lauter wildfremde Bauerngesichter," sagte er zu sich, nachdem er seine Prüfung beendet, „und doch, doch! Sie haben eigene Gesichter. Je mehr man sie ansieht, desto mehr verändern sie sich und bekommen Aehnlichkeit mit Leuten, denen ich gerade am meisten ausweichen muß. Wenn ich den da in der Ecke mit dem röthlichen Backenbarte ansehe, möchte ich auf den ersten Blick sagen, daß ich ihn nicht kenne und daß er nichts als ein gewöhnlicher, untersetzter Bauerlümmel ist. Seh' ich ihn aber recht an — so ist er — der leibhaftige Müller Dubsky. Und doch ist es lächerlich. Es kann nicht der Dubsky sein. Dubsky würde mich nicht so lange, so dumm, so ruhig anglotzen, sondern mich wahrscheinlich gleich beim Eintreten am Kragen gepackt haben. Dumme Angst! Was die mich martert! Paß und Hut hab' ich — ich kann ganz lustig sein."

Die Hausmagd hatte ihm eben das Bierglas hingestellt. Er trank es auf einen Zug fast bis auf die Neige aus.

„Ein zweites!" sagte er, den Rest leerend, mit gebieterischer Stimme. „Und bald das Essen."

Die anwesenden Gäste, von ihrer Neugierde zurückgehalten, und gesonnen, heute länger als gewöhnlich im Wirthshause zu bleiben, hatten sich Kaffee bestellt.

Der Gast schien ganz munter geworden zu sein, wenigstens trällerte er ein Liedchen und trommelte dazu den Tact mit den Fingern auf dem Tische. Auffallend war es nur, wie oft er mitten im Singen, wie von Schrecken gefaßt, nach seinem Hute fuhr, den er fortwährend auf dem Kopfe behielt.

Da ließ sich aus der Küche das Geräusch vernehmen, welches das Mahlen des Kaffee's verursachte.

Im Nu war das Trällern des Fremden verstummt.

„Ha!" drang es angstvoll aus ihm hervor, während er seine beiden Hände wie im Schrecken an seinen Mund hielt.

„Eine Mühle," murmelte er in die geschlossenen Händen hinein — „zwar nur eine Kaffeemühle — aber — wie das meine Nerven angreift — das Geräusch der Hölle wäre mir lieber!"

Die Hausmagd, die sein Essen, ein gewaltiges Stück Kalbsbraten mit Erdäpfelsalat hereingebracht hatte, unterbrach seinen Monolog und lenkte seine Gedanken ganz ab. Stumm und gierig machte er sich über die Speisen her, während die zusehenden Gäste nicht wußten, ob sie solchen Heißhunger stumm anstaunen oder darüber lachen sollten.

Plötzlich that sich die Thür auf. Die Blicke des hungrigen Gastes fuhren hin. Die Gabel, die er zum Munde führen wollte, stand mitten auf dem Wege in der starren Hand still, der gefüllte Mund konnte nicht weiter kauen.

Ein langerer, hagerer, bärtiger Mann war eingetreten. Sein langer, grauer Mantel triefte vom Wasser, das Käppchen, auf dem ein Abzeichen zu sehn war, schien wie glatt gedrückt, unter dem Mantel sah der Lauf eines Gewehres vor.

„Grüß' Gott!" sagte der Angekommene und dieser Gruß wurde sofort von Allen erwidert, worauf er den Fremdling auffallend von oben bis unten musterte. Als er aber gleich darauf den Rücken wandte, um den nassen Mantel über einer Bank zu Trocknen aufzuhängen, sprang der unheimliche Gast empor und schoß zur Thür hinaus.

Er war eine kleine Strecke vor das Wirthshaus hinausgelaufen, als er plötzlich stehen blieb.

„Ist das ein Gensd'arm?" fragte er, ganz außer sich. „Wie kommt er zu dem Käppchen? Hätte er sich so verkleidet, um mich sicherer zu machen? Soll ich ausreißen? Verdammte Angst? Was hab' ich zu fürchten? Hätte er mich denn laufen lassen — wär' er denn nicht schon da, wenn er nach mir ausgeschickt wäre? Ich hab's nicht nöthig, zu laufen und gerade dadurch Verdacht zu erregen. Nein, das hab' ich nicht nöthig! Ich habe meinen Paß — und worauf Alles ankommt, meinen Hut! Und wenn alle Stricke reißen und sie mich fangen, muß ich doch freigesprochen werden. Wer hat's gesehen? Wer hat Etwas gehört? Wer zeugt gegen mich? Ich hab' ihn an der Gurgel gefaßt und er ist in's Wasser hineingeplumpst, ohne einen Laut von sich zu geben. Nichts kann mich verrathen, Nichts als meine Angst, meine übertriebene Angst, die ich mir immer wieder ausrede und deren ich mich nicht erwehren kann, und wahrlich, die peinigt mich schlimmer, als wenn ich schon in den Händen des Scharfrichters wäre. Die verwirrt meine Gedanken, lähmt meinen sonst klaren Kopf, lähmt meine Füße. Die zwickt mich, daß ich immerfort laut aufschreien möchte! Ich gehe hinein, ich will nicht fliehen. Wenn ich wieder erscheine, muß das den besten Eindruck hervorbringen."

Er kehrte zurück.

Der Angekommene, der ihn mit seinem Erscheinen so erschreckt hatte, war der herrschaftliche Förster, ein ihm ganz unbekannter Mann. Er hatte sich's inzwischen bequem gemacht und saß in seiner grauen Joppe mit grünem Stehkragen an dem mit Gästen besetzten Tisch. Auch die Wirthin, ein altes Weib und die Hausmagd waren anwesend.

Das Gespräch, das sich während der Abwesenheit des seltsamen Gastes um diesen gedreht hatte, verstummte gleich bei dessen Eintreten.

„Guten Abend," sagte der Fremde, so freundlich, wie es ihm nur möglich war, denn sein Herz war plötzlich erleichtert, einen Jäger zu sehen.

„Guten Abend," sagte der Förster. „Gerade reden wir von Ihnen. Waren Sie nicht heute im Riedinger Holz, unweit von da, wo die Sandgruben sind und der Kalkofen steht?"

„Nein!“ sagte der Angeredete mit versagender Stimme.

„Ich habe Sie dort gesehen,“ gab der Förster zur Antwort.

„Ich habe mich im Walde verirrt,“ sagte der Fremde in schüchternem Tone. „Aber — ob es das Riedinger Holz heißt, weiß ich nicht.“

„Daß Sie sich verirrt haben,“ sagte der Förster, ein rauher, schlichter Kumpan, „ist möglich, wiewohl ich nicht recht weiß, wie es geschehen kann. Das Holz ist nicht groß. Ich habe schon am frühen Morgen dort zu thun gehabt und Sie dort schlafend gefunden —“

„Das ist nicht wahr —“ erwiderte der Fremde sehr scharf.

„Ei, ei, das ist eine sonderbare Rede,“ entgegnete der Weidmann. „Ich habe Sie doch bald darauf in der nächsten Umgegend angetroffen. Sie sind an mir vorbeigeschossen, ohne mich zu bemerken. Ich wollte Ihnen nachgehen und Sie anreden, da ich aber unten im Graben Ihre Kleider noch liegen sah —“

„Ja,“ sagte der Fremdling mit lebhafter Zustimmung, „meinen Mantel habe ich dort liegen lassen, ich bin sehr vergeßlich, furchtbar zerstreut, ich war schon als Kind so, daran sind meine Kopfnerven schuld, und wenn ich nicht eben einen so prächtigen Appetit gehabt hätte, würde ich mir einreden, daß ich krank bin und zwar sehr krank —“

Er rieb sich die Augen und die Stirn, auf welcher Schweißperlen hervorgetreten waren.

„Auch Ihre Brieftasche,“ wollte der Förster beginnen, als der unheimliche Gast in höchster Aufregung emporfuhr.

„Die Brieftasche — von braunem Leder, ja die ist mein! Auch die Brieftasche. Es ist viel Geld darin, sehr viel, aber mein Paß ist und bleibt die Hauptsache. Der liegt darin, ganz apart. Um Gottes willen, den Paß, den Paß —“

„Sie sollen ja Alles wieder haben,“ sagte der Förster, den Mann beruhigend. Ihm, wie allen Uebrigen in der Gaststube war es nicht zweifelhaft, daß sie einen geistig Gestörten vor sich hätten.

„Her mit dem Paß!“ rief der Unglückliche flehentlich. „Wo haben Sie ihn? Geben Sie ihn her! Gleich, gleich! Sie martern mich. Ich muß ihn haben. Ich bin ein reicher Kaufmannssohn aus Pest. Mein Name ist Robert Schmidt, braver Leute Sohn bin ich, überall beliebt. Was stehn Sie so da und lassen mich warten? Was sehn Sie mich so an? Was wollen Sie? Geben Sie mir meine Sachen zurück. Am Passe ist mir ebensoviel gelegen, wie an meinem Hute. Da sehn Sie, wie zerstreut ich bin, daß ich bald den Paß, bald den Hut verliere. Mein Leben hängt an dem Einen, wie am Andern. Für den verlorenen Hut hätte ich schon einmal Tausende hergegeben, Tausende — o, so zerstreut zu sein —“

„Beruhigen Sie sich“, sagte der Förster mit freundlichem Ernst. „Sie werden Alles zurückkriegen!“ —

„Nun, warum sehe ich's nicht?“ rief der Geisteskranke. „Es sollte schon da sein. Ich gebe einen Finderlohn her, ein Trinkgeld, wie ein König. Ich bin ein sehr reicher Kaufmann aus Pest. Unter tausend Gulden mach' ich's nicht. Geben Sie mir wenigstens meinen Paß her, den ich mit so saurer Mühe erworben habe —“

Er war in eine fieberische Aufregung gerathen.

„Nur ruhig, ruhig, ruhig!“ ermahnte der Förster. „Ich habe die Sachen, als ich Abends vorüber ging, mitgenommen. Da ich nicht wußte, wo Sie zu suchen sind, habe ich sie — wie das natürlich ist — der Gensd'armeriestation unweit von hier, in Genzbach zur Verwahrung übergeben.“

Diese Worte brachten den geisteskranken Mann in einen Paroxismus von Tobsucht. Schnaubend, an allen Gliedern zitternd, das Gesicht krampfhaft verzerrend, schoß er in der Stube auf und nieder, daß sich alle Anwesenden unwillkürlich von ihren Sitzen erhoben, um bei einem Wuthanfalle bei der Hand zu sein und den Rasenden zu bändigen.

„Verrath! Verrath!“ waren die ersten Worte, die der Unglückliche ausstieß. „Bauern, Bauern mich überlisten! O, mein Kopf, mein Kopf! Mein Paß, mein Hut! Ich bin verloren. Visony hat mich im Stich gelassen. In der größten Noth. Der Miserable! O könnt' ich mich bei Ilka wieder verstecken. Könnt' ich nur entfliehen — o jammervoll, jammervoll — entlaufen ist schwerer, als betrügen, als morden — aber wen man nicht hat, den kann man nicht hängen —“

Mit einem wahren Tigersprunge war er zur Thür hinausgestürzt.

Die Anwesenden folgten ihm, fast auf dem Fuße, in der besten Meinung nach, damit er sich nicht im Wahnsinn etwas anthue.

Aber auf dem Vorhause war es dunkel, die Hausthür stand offen. Einen Augenblick lang war es zweifelhaft, wohin sich der Flüchtling gewendet. Da kam ein Knecht des Hauses, der im Hofe beschäftigt gewesen, daher. Er hatte den Unbekannten vorbeischießen, die Leiter zum Heuboden erklettern und dort verschwinden gesehn.

Man brachte eine Stalllaterne und drei der Stärksten unter den Anwesenden erboten sich, auf den Heuboden zu steigen, um den Wahnsinnigen festzunehmen.

Als sie die Leiter zur Hälfte hinangeklettert waren, hielten sie still und lauschten. Da hörten sie den Mann oben herumtoben und sich in's Heu wühlen.

Schon erschienen die Köpfe am Dachfenster, schon leuchtete die Stalllaterne in den dunklen Bodenraum, schon stiegen die Männer herein. Ihr Blick suchte den Fremden. Er kauerte hoch oben auf einem Balken, von welchem er sich wie eine Katze durch ein Dachfenster hinauszuschwingen versuchte.

„Kommt herunter! — Geschieht Euch Nichts! — Wir meinen's ja gut“, riefen die Leute durch einander und hielten still, sich bedenkend, ob sie nicht lieber den Rückzug antreten sollten, um den Irrsinnigen nicht in noch größere Angst zu jagen. Doch dieser rang noch immer in verzweifelter Anstrenguug, die Dachluke zu erreichen.

Plötzlich gelang es ihm, sofort aber hörte man

ihn auch schon über das abschüssige Dach herunterrollen und herabstürzen.

Ein Schrei und Alles war still.

Die unten Zurückgebliebenen waren zuerst auf der Stelle des Unheils. Seitwärts im Hofe lag der Unglückliche. Er war mit dem Schädel auf ein Wagenrad gefallen und hatte sich diesen zerschmettert.

Es war Philipp Stropp. Sein böses, schwer beladenes Gewissen hatte ihn gerichtet, nachdem es zuvor seinen Verstand, diese wirkliche Fundgrube der Arglist, zerrüttet hatte.

Die irdische Justiz hatte ihn nicht erreicht, aber er hatte, ehe ihm der Tod beschert worden war, Qualen ausgestanden, gegen welche gehalten die Seelenleiden des zur Richtstätte geführten Verbrechers kaum martervoller, jedenfalls kürzer sind.

---

## Siebzehntes Capitel.

### Führt den Leser wieder nach Kraßnitz.

Von dem Dache des Grafenschlosses von Kraßnitz flatterte endlich einmal wieder die weiß-rothe Fahne. Die „Herrschaft", die gewöhnlich erst im Spätsommer zu erscheinen pflegte, war diesmal schon im Frühjahr gekommen, als die wiedererwachte Natur die Wälder, Wiesen und Felder mit ihrem saftigsten Grün und ihren duftigsten Blüthen geschmückt hatte. Nach langem Zwischenraume, innerhalb dessen sowohl die Völker, als die einzelnen Familien von entscheidenden Schicksalen heimgesucht worden waren, kehrt unsere Erzählung wieder auf den Boden zurück, aus welchem sie hervorgekeimt und bis auf ihren gegenwärtigen Höhepunkt gewachsen ist. Die Thatsachen, welche sich hier vollzogen, haben einen langen Lauf von Wirkungen gehabt und inzwischen die inneren Verhältnisse der betheiligten Häuser vollständig — leider zu ihrem Nachtheile — umgestaltet. Welche Kette von Dingen, seitdem der Flüchtling bei der Einsiedlerklause erschien! Die Zeit hat Klüfte überbrückt und neue Abgründe aufgeworfen. Sie hat das Oberste zu unterst gekehrt, Demüthige in die Höhe gebracht und Stolze gedemüthigt, alte Allianzen zerrissen und neue gebildet sie hat Böse geängstigt und bestraft, leider auch schuldlose Herzen gebrochen. So spielt das Leben!

Die Mühle, welche einst unter der gewissenhaften Leitung eines einfachen, aber biedern Mannes die Bedürfnisse der Umgegend seit alter Zeit her deckte, ist wie vom Erdboden weggeblasen, und an ihrer Stelle steht ein pomphaftes Gebäude von fremdartig anwehender Eleganz, welches ein Gauner errichtet hat, um damit, wie mit einem Lockmittel, das Geld leichtgläubiger Leute herauszuschwindeln. Ein Spielhaus hätte nicht mehr Gewinnsüchtige angezogen und Opfer gefordert. Die Wohnung des alten Scheppkes ist ebenso verschwunden, und hat einem großen Etablissement mit dampfenden Essen Platz gemacht, aus welchem bei Tag und Nacht die Tactschläge arbeitender Maschinen dröhnen. Die Idylle von ehedem ist nicht mehr da — eine ganze neue Arbeiterbevölkerung hat sich gebildet. Und was das Grafenschloß anbelangt — das Grafenschloß selbst hat zwar seine äußere Gestalt nicht verändert, aber desto größer, desto schrecklicher sind die inneren Revolutionen, welche den einst so stolzen Besitzer und dessen schöne Tochter ereilt!

Der Graf, zu einem gewöhnlichen Privatmann herabgesunken, hatte, er, der für die Macht allein lebte, alle Macht verloren, und auf der einzigen Stelle, auf welcher die Eisrinde, die sein Gemüth umhüllte, zu durchbrechen war, eine schwere Wunde nach der andern davongetragen, bis er zu dem Punkt gelangt war, nicht nur die Liebe seiner Tochter, sondern auch diese selbst dahinschwinden zu sehen.

Das Krankenlager, welches Cornelia in Venedig zu überstehen hatte, war ein sehr schweres gewesen und der Tod hatte es gar oft mit deutlich rauschenden Fittigen umschwebt, ohne doch zuletzt den Raub gewagt zu haben. Das Mädchen raffte sich wieder empor, die Jugendkraft schien gesiegt zu haben und die Hoffnung war gegeben, daß ihre Gesundheit wieder aufblühen und sich befestigen werde. Allein die Reconvalescenz wollte keine rechten Fortschritte machen. Eine tiefe Erschöpfung war zurückgeblieben; wenn auch das leidende Aussehen sich etwas günstiger gestaltete, die Wangen wollten sich nicht mehr röthen, außer in Momenten fieberhafter Erregung, die sonst so zart erblühende Gestalt zehrte mehr und mehr ab, die Cornelia von ehedem war für immer dahin.

Der Mai war herangekommen und hatte sich in der Lagunenstadt durch die heißen Südwinde äußerst fühlbar gemacht. Da hatten denn die Aerzte darauf gedrungen, daß Cornelia diesen ungünstigen klimatischen Verhältnissen entzogen werde. Alle kamen in der Ansicht überein, daß die frischere Luft des deutschen Frühlings den Nerven der jungen Gräfin zuträglicher sein werde.

Der Graf hatte nur den Wünschen der Kranken nachgegeben, als er sich für den Aufenthalt in Kraßnitz entschied, denn, da er den innigen Zusammenhang ihres körperlichen Leidens mit ihrem seelischen am besten kannte, fürchtete er den Ort, die Wiege ihrer unglückseligen Liebe, eben so sehr, als er sich andererseits von einem Landaufenthalt beruhigende Wirkungen auf das Gemüth seiner Tochter versprach. Seit ihrer Erkrankung hatte er schwere Zeiten durchgemacht und der Kummer hatte sich, da sein Haar kaum mehr zu bleichen war, mit tiefgehenden Furchen auf seinem bisher glatten Gesichte, gleichsam als unvergängliche Erinnerung festgesetzt.

Seit dem Einzug in Kraßnitz hatte sich das schönste Frühlingswetter eingestellt und ein schöner Tag war dem andern in ununterbrochener Reihe gefolgt. Von Seiten der Natur waren soweit alle Bedingungen einer raschen Wiederherstellung der Kranken geboten; trotzdem schien das Gegentheil zu geschehen, denn es war nicht zu leugnen, daß Cornelia's Schwäche bis an die Hinfälligkeit reichte. Ein schweres Uebel, welches dem Arzte lange Zeit seine Symptome zu verbergen bemüht war, wühlte in der Tiefe des jugend-

lichen Organismus unausgesetzt fort und es ließ sich endlich kaum für ein Laienauge verkennen, daß diese Zustände einem trostlosen Ausgange entgegenführen müßten.

Cornelia hatte in der ersten Zeit bis zur Einsiedlerklause gehen können, dann hatte sie sich eines kleinen mit einem Pony bespannten Wagens bedient; jetzt war sie so schwach geworden, daß sie nicht ohne Anstrengung ein paarmal im Zimmer auf- und abgehen konnte. Endlich gar war sie gezwungen, das Bett zu hüten. Gänzliche Erschöpfung und fieberische Aufregung folgten einander in unheimlichem Wechsel und es gab Niemand im Schlosse mehr, welcher ihrem Krankenlager genaht war, ohne die letzte Hoffnung dort zurückzulassen.

Cornelia ertrug ihre körperlichen Leiden mit einer bewundernswürdigen Geduld. Die Sanftmuth, die ihr von jeher eigen, schien sich verdoppelt zu haben, wie wenn die Mühen, welche sie bei Tag und Nacht ihrer Umgebung verursachte, durch erhöhte Rücksichtnahme belohnt werden sollten. Sie klagte selten und wenn es geschah, so lag nichts Persönliches in ihrer Klage; sie wollte fast nur die Erscheinungen ihrer Krankheit den Andern einfach signalisiren. Während die Umstehenden, auf das Schlimmste gefaßt, sie mit der Trostlosigkeit eines blutenden Herzens anblickten, war sie, der Mittelpunkt aller Besorgnisse, vollkommen ruhig und ließ Bemerkungen und Worte fallen, welche immer auf's neue bestätigten, daß ihre innere Gedankenwelt von den Schrecken ihres Krankenlagers noch unberührt geblieben sei. Von diesem Widerspruch getäuscht, gerieth die Umgebung oft in Streit unter sich, ob der Zustand der Kranken wirklich so bedenkenerregend sei, oder ob man sich nicht etwa die äußerste Gefahr nur selbst einbilde und die vorhandenen Anzeichen übertreibe. Dennoch war die Haltung Cornelia's so wenig räthselhaft, daß nur Derjenige darüber im Unklaren sein konnte, dem ein Blick in ihr Inneres versagt war. Tief in ihrer Brust lebte eine mächtige Erinnerung ungeschwächt fort. Die Liebe trug ihre Gedanken hoch über das Krankenbett hinaus und gestattete ihr, in einer der traurigen Wirklichkeit fernen Welt zu verkehren. Eine stille, schöne Erregung strömte ein Licht aus, vor welchem die finsteren Schatten der Lage unsichtbar waren. Wie in einer Sinneserhöhung der unerträglichste Schmerz gemildert oder vergessen werden kann, so hatte auch ihre Leidenschaft die Gabe, sich über die Abgründe, die vor ihr geöffnet waren, hinauszuschwingen und sich auf ideellen Höhen niederzulassen, auf welchen physischer Schmerz und materielle Lebensnoth nicht vorhanden waren. Fühlte sie ja eine Qual, so kam sie nur von dieser Seite und diese fühlte sie allerdings oft, denn das Schicksal ihrer Liebe war düster genug, um ihren Geist zu beugen. Aber nicht die vertrauerte Jugend und das gebrochene Herzensglück waren der Gegenstand ihrer schmerzlichen Betrachtungen; sie hatte dabei nur Bruno vor Augen, dem sie Unglück um Unglück gebracht zu haben glaubte. Gleichsam von allem irdischen Verlangen befreit, betete sie nur für Bruno. Er möge sie lieber vergessen, als eine Flamme fortnähren, welche zuletzt doch von den unerbittlichen Vorurtheilen ihres Vaters ausgelöscht werden würde.

Der Graf hatte Cornelien, bald nach ihrer Reconvalescenz in Venedig seine Unterredung mit Bruno mitgetheilt. Wie zu erwarten stand, geschah es zu demselben Zweck in der arglistigen Weise, in welcher er auch Bruno zu einer freiwilligen Resignation zu überreden verstanden hatte. In Cornelia's Brust war, wie schon angedeutet worden ist, in Bezug auf die Beurtheilung ihres Vaters eine große Veränderung vorgegangen. Er stand, aller liebenswürdigen Eigenschaften entkleidet, als ein harter, tückischer und gewaltsamer Mann vor ihr. Da der Riß einmal da war, hatte er sich rasch erweitert und sie betrachtete ihn eher als Einen, vor dem man sich hüten, als Einen, zu dem man Vertrauen hegen und auf den man Hoffnung setzen darf. Sie glaubte ihm nichts mehr. In Folge seiner Mittheilungen nahm sie zwar an, daß Bruno, von einer, der ihrigen ähnlichen Entmuthigung befallen, den unbezwingbaren Umständen gewichen sei und seinen Rücktritt erklärt haben könne, aber sie hielt auch dabei die mißtrauische Ansicht fest, daß Gewaltmittel angewendet oder in Aussicht gestellt worden seien.

Die Lage des Grafen war, seiner Tochter gegenüber, die schrecklichste, die sich denken läßt. Er lebte nur noch für Cornelia, er liebte sie mehr als je. Auf einer Seite sah er das einzige Herz, an welchem das seinige hing, gegen ihn erkalten, sich einem Gefühl nähern, von welchem es zweifelhaft war, ob mehr Haß oder mehr Verachtung darin enthalten, auf der anderen Seite sah er das halboffene Grab, welches sein einziges Kind aufnehmen wollte. Bei dem finsteren Horizont, der seine übrigen Verhältnisse umgab und drückte, war er von dem Gefühl seines häuslichen Unglücks tief gebeugt und selbst nicht viel besser, als ein herumwandelnder Kranker. Er sah furchtbar gealtert aus; ein nervöses Beben der Hände hatte sich bei ihm eingestellt, sein blasses, eingesunkenes, verstörtes Gesicht zeugte von dieser Zerrüttung. Ruhelos trieb es ihn umher. Er war für Alles vergeßlich geworden, außer für das, was Cornelia betraf. Jede Stunde bei Tag und Nacht mußte er sehen, wie es am Krankenlager seiner Tochte gehe. Dagegen bohrte es wie Nadeln in sein Herz hinein, daß Cornelia niemals nach ihm fragte, nie seinen Besuch verlangte und niemals wie sonst die Erfüllung des geringfügigsten Wunsches von ihm begehrte. Es war soweit gekommen, daß er oft umkehrte, wenn er an der Thür lauschend ihre Stimme vernahm. Es war, als fürchte er, daß ihre stummen, verschwiegenen Vorwürfe, die ihm so unerträglich waren, endlich zum lauten Ausbruch kommen könnten.

Er fürchte ihre wachen Augen. Sobald er jedoch erfahren hatte, daß sie schlummere, ging er jedesmal sogleich zu ihr hinein, leise, leise auf den Zehen, und wich, ob es ihm auch eine ganze Nacht kostete und der Arzt ihm selbst Ruhe anempfahl, nicht von ihrer Seite.

Der erkrankte Organismus träumt weit lebendigere Träume, als der gesunde. Cornelia redete, seit ihrer Erkrankung, oft und viel im Schlafe. Es waren nur

kurze Sätze, ein paar Worte, aber die Empfindungen, welche sie wachend so sorgfältig zu verbergen gewohnt war, machten sich darin Luft. Der Graf hatte betrübende Dinge anzuhören. Er überzeugte sich, mit welcher Consequenz seine Tochter, wiewohl unbewußt, sein Benehmen gegen sie beurtheilte.

Wie nun einmal die Sachen standen, entschloß sich der Graf zu einem Schritte, der ihm vor ein paar Wochen noch undenkbar geschienen hätte — er schrieb an Bruno, ihn von Cornelia's Zustande in Kenntniß setzend, und ersuchte ihn baldmöglichst in Kraßnitz zu erscheinen. Frau Hassenfeld wurde beauftragt, Cornelia auf diesen Besuch, wie auf eine ihr von ihrem Vater im Stillen zugedachte Ueberraschung allmälig vorzubereiten.

Es war um die Zeit der Morgendämmerung. Das Flämmchen der Nachtlampe war eben erloschen. In Cornelia's Schlafzimmer herrschte Stille und Dunkelheit. Sie selbst lag in tiefem Schlafe. Neben ihr saß Frau Hassenfeld, welche der Graf schon vor längerer Zeit seiner Tochter zur Gesellschaft und Pflege wieder gewonnen hatte.

Frau Hassenfeld war aufgestanden und zog ein Rouleau auf, daß der Strahl der Morgensonne hereinfalle, und beobachtete mit schmerzlicher Theilnahme die unregelmäßigen und raschen Athemzüge der Kranken.

Bald darauf hatte sich Cornelia ermuntert und die Freundin neben sich bemerkend, fragte sie mit schwacher Stimme:

„Sind Sie es?"

„Ich bin's, liebes Kind", lautete die Antwort. „Wie ist Ihnen? Fühlen Sie sich wohler?"

„Ja, meine Liebe", sprach Cornelia, „mein Kopf ist leichter, ich athme mit minderer Beschwer. Ich habe eben einen so lebhaften Traum gehabt — eigentlich, es war kein Traum —"

„Sein Sie ruhig", fiel Frau Hassenfeld, die blassen Händchen der Kranken sanft fassend, in's Wort. „Vor Allem suchen Sie Muth zu gewinnen. Die Krankheit wird vorübergehen, Sie werden wieder gesund und rüstig wie ehemals werden. Gott ist gütig. Ihr Leiden wird das Gute gehabt haben, den Widerstand Ihres Vaters zu brechen."

„Sie glauben das?" fragte Cornelia, ungläubig und doch auf die Antwort gespannt.

„Man muß es glauben", sagte Frau Hassenfeld. „Aus welchem Grunde hätte er Bruno geschrieben, sogleich hieher zu kommen? Dieser Schritt ist Ihrem Vater nicht leicht gefallen. Wir kennen ihn Beide. Es ist ein bedeutungsvoller Schritt."

„Warum aber kommt Bruno nicht?" entgegnete Cornelia. „Welcher Tag ist heute? Der dritte Juni. Der Vater will am siebenundzwanzigsten Mai geschrieben haben . . ." Sie begann an den Fingern zu zählen. „Bruno könnte schon seit zwei oder drei Tagen hier sein."

„Vielleicht", gab Frau Hassenfeld zur Antwort, „hat ihn der Brief nicht gleich getroffen und ist ihm irgendwohin nachgeschickt worden."

„Möglich, möglich", murmelte die Kranke und versank in Nachdenken, wieder an den Fingern die Tage zählend. Endlich sagte sie lebhaft:

„Denn das glaube ich doch, daß Bruno kommen würde oder schon gekommen wäre, wenn ihm des Vaters Brief zugekommen. Auch, wenn es keinen anderen Zweck haben sollte, als mich noch einmal zu sehn. Nicht wahr?"

„O, gewiß!" beruhigte sie die Freundin.

„Doch — was reden wir mit solchem Ernst darüber!" rief Cornelia lauter. „Er hat wohl nur zu einem wohlfeilen Trostmittel gegriffen, um meine Stimmung zu verbessern. Er hat ihm wohl gar nicht geschrieben — hat gar nicht daran gedacht —"

„Sie gehn zu weit —" unterbrach sie Frau Hassenfeld.

„O, ich kenne meinen Vater", fuhr die Kranke fort. „Ich habe ihn kennen gelernt. Wider meinen Willen. Mein Gefühl sträubte sich dagegen, Dies und Jenes zu glauben — aber endlich — endlich sind mir doch die Augen aufgegangen. Geben Sie Acht, ob ich nicht auch diesmal Recht habe. Wir werden Bruno vielleicht noch diese ganze Woche erwarten, endlich wird meinem Vater die Geduld reißen und er wird mir durch Sie wieder die Versicherung zugehen lassen, daß noch einmal und noch dringlicher geschrieben worden ist. Wir sind viel zu leichtgläubig, liebe Hassenfeld —"

Corneliens Kopf fiel, wie von einer neuen, schweren Last niedergedrückt, auf's Kissen und ernst, nachdenklich, ja beinahe unheimlich finster blickten ihre Augen auf einen Punkt. In dieser Stellung blieb sie schweigend lange Zeit, es war kein Wort aus ihr herauszubringen.

Draußen leuchtete der laue, milde Junimorgen durch das Fenster herein. Man sah die fernen Berge mit ihren zackigen Conturen amethystblau herüberblicken. Grasmücken und Nachtigallen, die zahlreich in den Hecken am Teiche des Schloßgartens nisteten, sangen ihr Morgenlied. Ein Hänfling, dem Cornelia Futter zu streuen gewohnt war, machte seinen ersten Besuch an der halbangelehnten Jalousie.

Da fuhr Cornelia plötzlich empor, daß Frau Hassenfeld erschreckt herbeisprang, um zu fragen, was es gebe.

„Hören Sie nicht Schritte?" rief Cornelia, sich im Bette aufrichtend. „Wer geht im Nebenzimmer? Oeffnen Sie, öffnen Sie — sehn Sie nach!"

„Es wird einer der Lakaien sein —"

„Nein, nein", fuhr die Kranke exaltirt fort. „Er ist es — es war mir, als höre ich seinen Schritt —"

Frau Hassenfeld hatte die Thür aufgemacht und hinausgesehn.

„Der Haushofmeister!" sagte sie. „Wie Sie sich aufregen! Wollen Sie sich selbst umbringen?"

„Schelten Sie mich recht aus", erwiderte Cornelia in wehmüthigstem Tone. „Ich verdiene es. Nichts glauben und dabei so leichtgläubig zu sein! Ach, liebe Freundin, jetzt will ich nichts mehr glauben und mich nicht wieder unnöthig aufregen. Ich wollte auch dem Vater nicht zürnen, daß er uns Beide mit einer angenehmen Nachricht zum besten gehabt hat, wenn ich nur wüßte, daß Bruno gegenwärtig ungefährdet, frei und ferneren Nachstellungen nicht ausgesetzt ist —"

„Woher sollten diese kommen?“ fuhr ihr die Hassenfeld in's Wort. „Er ist vollständig frei und am Ende leben wir nicht in Persien oder Japan, wo allerdings Alles möglich ist.“

„O, er hat Feinde,“ sagte Cornelia bedeutsam, „geheimnißvolle Feinde.“

„Das sind Uebertreibungen, Einbildungen!“ versetzte die Freundin mit Entschiedenheit. „Lieber Engel“, fuhr sie eindringlich bittend fort, „peinigen Sie sich nicht mit solchen Gedanken, verscheuchen Sie sie, wenn sie kommen. Sie können nicht gesund werden, wenn Sie sich immerwährend selbstquälerisch auf die Folter spannen! Soll ich nicht lieber Ihren Vater holen, damit Sie Alles aus seinem Munde hören?“

„Nein, nein,“ rief Cornelia hastig. „Jetzt nicht, jetzt nicht! Lassen Sie mich ruhig. Weisen Sie Jedermann zurück, der eintreten will. Den Arzt, den Vater! Ich will ruhen!“

Sie wandte sich mit dem Gesichte gegen die Wand, ergriff den Kranz von gelben Bernsteinkugeln, der auf dem Tischchen neben ihr lag und ließ ihn langsam durch ihre Finger gleiten.

Besorgt stand Frau Hassenfeld noch eine ganze Weile an ihrer Seite nnd entfernte sich dann auf den Fußspitzen.

Als sie auf den Corridor heraus kam, sah sie den Grafen im Schlafrocke herannahen. Er war auf dem Wege her, sich nach seiner Tochter zu erkundigen.

„Wie geht's?“ fragte er schon von weitem.

„Immer gleich,“ gab die Hassenfeld mit ernster Miene zur Antwort. „Leider scheint ihre innere Aufregung immer heftiger zu wachsen. Es ist das Verderblichste bei ihrem Zustand! Dagegen helfen calmirende Arzneien wenig. Es wäre besser gewesen, ihr von Bruno's bevorstehender Ankunft keine Silbe zu sagen, da er seltsamer Weise von Tag zu Tag ausbleibt. Die auf- und niedersteigenden Erwartungen zerwühlen die Arme.“

„Seit einiger Zeit,“ rief der Graf, mit ungewöhnlicher Heftigkeit mit der Hand gegen die Stirn fahrend, „geht alles, was ich anpacke, schief! Er könnte schon da sein — er kommt nicht. Sie haben Recht. Die allzufrühe Ankündigung war eine wohlgemeinte Dummheit! Es war Zeit genug, ihr ihn zu melden, wenn er da war. Ich glaube kaum mehr, daß er kommt. Ich zweifle — vielleicht sollte man mit einer klugen Wendung —“

„Haben Sie wirklich so dringend an ihn geschrieben!“ fragte die Hassenfeld mit einem Blick des Mißtrauens.

„Ich denke wohl nicht,“ sagte der Graf, ihre Gedanken errathend, „daß Sie daran zu zweifeln wagen? Wenn ich Sie gebeten habe, ihr seine Ankunft anzukündigen, so ist anzunehmen, daß ich ihm in einer Form geschrieben, welcher zufolge er nicht ausbleiben kann. Geschrieben habe ich — herzaubern kann ich ihn nicht —“ fügte er desperat hinzu.

„Doch muß da Etwas geschehen —“

„Geben Sie mir einen Rath —“

„Ich weiß keinen!“

„Ihm noch einmal schreiben? Indessen reibt sie sich auf! O mein Gott!“ Er schlug die Hand auf seine Augen.

„Es ist doppelt fatal,“ sagte Frau Hassenfeld nach einer Pause. „Wenn es nicht zutrifft, was wird mir Cornelia glauben? Und am Ende auch Ihnen ....“

„Hat Sie an meinen Worten schon gezweifelt?“ fragte der Graf zum ersten Mal offen heraus, denn die zarte Wendung der Frau Hassenfeld war deutlich genug.

„Halb und halb!“ lautete die Antwort.

„Traurig! Traurig!“

„Was wollen wir also thun?“

„Das muß überlegt werden. Vorerst bleibt nichts übrig, als sie zu trösten — hinzuhalten — ich will zu ihr gehen —“

Sie gingen auseinander.

Während hier über Bruno gesprochen wurde, war dieser bereits in Kraßnitz und lag in demselben Wirthshause und in derselben Stube, wo er vor ein paar Jahren eine so schreckliche Nacht verwacht hatte, im festen Schlafe. Der Brief des Grafen war ihm auf seinem Gute in Ungarn verspätet zugekommen — es war eigenthümlich, das Briefe an Bruno's Adresse immer langsamer als andere liefen — und ohne eine Minute zu verlieren war er nach Wien, von Wien nach Prag, von Prag weiter gedampft.

Unaussprechlich an allen Lebensnerven zehrende Gefühle hatten während dieser drittehalb Reisetage Bruno's Brust durchwogt. Der Brief des Grafen — wie oft wurde er hervorgezogen! — war merkwürdig kurz. Cornelia's Gesundheitszustand gebe zu den ärgsten Befürchtungen Anlaß, er, Thieboldsegg, hoffe indeß noch eine günstige Einwirkung von einem Besuch Dessen, zu dem die Kranke stets noch eine geheime Sehnsucht ziehe. Er zweifle nicht, daß Bruno u. s. w. Der Rest war conventionell. Warum kein Wort von ihr? Weil der Vater eine Ueberraschung der Kranken bezweckte, oder — weil sie die Feder selbst nicht mehr halten konnte? Dieser Gedanke war lähmend, war ja zu schrecklich! Sollte Cornelia wirklich aufgegeben sein und er nur an das Bett einer Sterbenden treten? Sollte er das Grab seiner Liebe dort sehen, wo deren Wiege war? O! wenn gütige Sterne doch noch Alles zum Guten führten! Wenn Liebe, wenn Glück, Wiedersehn, gewährter Besitz für's Leben eine heilende Kraft bewährten! Sollte es denn nur in Büchern der Dichtung geschehen, daß Liebe als Arzt auftritt und Heilung mitbringt? „Neues Leben!“ Was liegt alles in dem Worte! Ringsum stand die erwachte Natur — sollten sich ihre Lebensgeister nicht auch aufraffen können! Doch nein, rief eine innere Stimme ihm zu, sie ist aufgegeben! Hoffnung ist Thorheit! Der Graf ist eiskalt, ein Tyrann bis zum Ende. Sein Brief ist das ärgste Bülletin. Er schickt um dich, weil er damit nichts mehr wagt. Er giebt sie dir, da sie nur noch eine Sterbende ist. Du kommst wie der Priester — das Zimmer riecht nach Moschus und die Kerzen brennen vor dem Crucifix!“

Es waren schreckliche, zehrende, lähmende Gedanken. Draußen flogen Stadt und Weiler, Kirch-

hof und Wald, See und Busch vorüber, die Station wurde ausgerufen, Leute stiegen ein und aus, alles war Bruno gleichgültig, sein Auge zählte von früh bis spät die Nummern an den Bahnwärterhäusern. Und wenn endlich die Nacht kam, da konnte er stundenlang und stundenlang in die Dunkelheit hinaussehen, die Uhr in der Hand, controlirend, ob sich der Zug nicht verspäte, bis der rothe Streif im Osten wuchs und die erschöpfte Natur ihr Stündchen Schlaf forderte.

Der dritte Reisetag war da. Nun war noch eine Strecke im Wagen zurückzulegen. Welch' „peinliches Hinderniß! Eines Manövers wegen, das in der Nähe stattgefunden hatte, waren alle Pferde aus der Umgegend zu Vorspanndiensten requirirt und Alles, was einem Gefährt ähnlich war, aufgeboten worden, die Officiere zu den benachbarten Garnisonen zurückzuführen. Ein halber Tag ging verloren und um das Unglück voll zu machen, ließ sich jetzt nicht einmal in die Richtung von Kraßnitz telegraphiren.

Endlich war doch das Ziel erreicht. Dort im silbergrauen Dämmerlicht, das der untergegangene Mond zurückgelassen, lag das bescheidene Städtchen, das in Bruno's Leben eine so große Rolle gespielt. Hier blickte die Kirchthurmspitze hervor, dort das Schloß. Es war spät nach Mitternacht. Nun passirte der Wagen die Nepomukbrücke. Welche Erinnerungen! Unwillkürlich warf Bruno einen Blick in die Weidenbüsche, wo einst Julius Werner's Leiche aus dem Wasser hervorgesehen. Nun humpelte der Wagen über das holprige Pflaster. Jenes weit hervorspringende Haus muß das Haus des Apothekers Meinhardt sein, aus dem die nächtlich wachende Mutter Bruno's seltsamen Doppelgänger mit der geheimnißvollen Last auf dem Rücken gesehen haben wollte. So ist's: das Wort „Apotheke" ist noch über der Thüre zu lesen. Dort — jene schmale Gasse war er geängstigt, wie ein gehetztes Wild hinabgegangen .... Es war ein langer und finsterer Zug von Thatsachen, welche hier an seinem Geiste vorüberdefilirten, aber es waren nur Schattenbilder und Traumeserscheinungen neben der neuesten Katastrophe, welche den Vordergrund seines Denkens ausfüllte und durch das Räthselhafte ihres Ausganges am ängstlichsten wirkte.

Der Postillon hatte gehalten und fragte, in welchem Gasthofe der Reisende absteigen wolle. Der Wagen befand sich vor dem Wirthshause „zur Kugel." Warum sollte Bruno nicht hier bleiben? Die Glocke wurde gezogen, der Hausknecht von ehemals öffnete, verschlafen wie damals und ohne sich den Reisenden anzusehen, der ihm einst wiederholte Verhöre gekostet, die Kellnerin wurde geweckt — auch noch dasselbe alte Weib — und sperrte Bruno dieselbe Stube auf, welche er einst in einer großen, aber schwerlich größeren Aufregung, als seine jetzige war, betreten hatte.

Hier in Kraßnitz, auf dem Orte, wo die Fäden seines bedeutsamen Lebensschicksales zusammenliefen, war an Nachtruhe nicht zu denken, wie ermüdet, geistig und körperlich angegriffen er sich auch fühlte. Er hatte seinen Shawl über das Bett gebreitet und sich hingelegt, um nur die Glieder ruhen zu lassen, die in Folge der anstrengenden, in kürzestem Zeitraume beendigten Reise wie gerädert waren.

Die Sonne begann bereits über die östlichen Waldhügel emporzusteigen, als Bruno plötzlich einschlief und beinahe wider Willen der Natur den Zoll entrichtete. Es war halb Neun, als er wieder erwachte und rasch aus dem Bette sprang. Es war sein Wunsch, so bald als möglich im Schlosse zu erscheinen, und er suchte seine unfreiwillige Verspätung mit der größten Eile gut zu machen, indem er sich zum Ausgehen ankleidete.

Schon war er im Begriffe, fortzugehen, als an seine Thür geklopft wurde und ein Gerichtsdiener eintrat.

„Sind Sie Herr Bruno Haldenried?" fragte dieser ohne viel Umstände.

„Ich bin es," war die Antwort. „Was wollen Sie?"

„Ich muß Ihren Paß sehen."

Bruno reichte seinen Paß ungeduldig, aber stumm hin, um nicht durch unnütze Worte noch mehr Zeit zu verlieren.

Nachdem der Diener der Gerechtigkeit die Legitimation mit gierigen Augen gemustert und gründlich studirt hatte, steckte er sie in seine Brusttasche und sagte:

„Sie haben sofort auf der Bezirkshauptmannschaft zu erscheinen."

„Ich?" rief Bruno verwundert. „Sie haben meinen Paß. Ich habe dort Nichts zu thun."

„Das kann ich nicht beurtheilen," entgegnete Jener achselzuckend. „Ich habe Ihnen die Aufforderung mitgetheilt und rathe Ihnen, sich nicht zu widersetzen."

Bruno, der wohl wußte, daß der Polizeigewalt gegenüber aller Heroismus lächerlich sei, sagte, mit einem Seufzer seinen Gefühlen Luft machend:

„Wenn es sein muß, so soll es sein. Ist es weit hin?"

Nein!"

Die Bezirkshauptmannschaft war bald erreicht, Bruno wurde in eine Gerichtsstube im oberen Stockwerk geführt. Es war eine Art desolaten Vorzimmers, in welchem eine kümmerliche Erscheinung, wahrscheinlich die eines Tagschreibers, vor einem Stehpult stand und sehr hastig mit der Feder kritzelte, ohne anfangs von dem Eingetretenen Notiz zu nehmen, damit der Fluß hochkostbarer Ideen nicht voreilig unterbrochen werde. Endlich wandte der Mann sich mürrisch um und zeigte mit der breitfahnigen Feder auf die rechte Seitenthür.

Bruno kam ungesäumt diesem Winke nach.

Eingetreten, sah er auf den ersten Blick, daß er sich vor dem Chef befinde; denn die ältliche, hagere, knochige Gestalt mit dem verwitterten Gesichte, welche in dem weiten, mit einem gewissen Comfort eingerichteten Gemache vor einem mit Acten bedeckten Secretair, im Schlafrocke, eine Pfeife im Munde, lesend dasaß, konnte nur die des Herrn vom Hause sein. Doch auch dieser ließ sich in seiner Gemächlichkeit durch das Erscheinen des Vorgeladenen nicht

stören und las, seine Rauchwolken sanft vor sich hinblasend, ein Actenstück, das er in der Hand hielt, ruhig weiter.

Der Boden brannte Bruno vor Ungeduld unter den Füßen. Er konnte nicht länge an sich hatten, und sagte:

„Ich bin vorgeladen worden. Ich bitte daher —"

„Sie werden schon an die Reihe kommen —" unterbrach ihn der Bureauchef in impertinentem Tone, indem er mit einer grimassirenden Lebhaftigkeit einen giftigen Seitenblick nach Bruno schoß.

Nach diesem Empfang konnte Bruno zur Einsicht kommen, daß an diesem vor ihm sitzenden Manne die Morgenpfeife das einzige Gemüthliche sei, und er zog es vor, zu schweigen und zu warten, um nicht mit einer Autorität, die sich so fühlbar machte, in einen ungleichen Kampf zu gerathen.

Endlich hatte der unliebenswürdige Herr vom Hause seine Acten und seine Pfeife zu Ende gebracht. Die lange, hagere, ruinenhafte Gestalt Cölestin's Freiherrn von Rack stellte sich Bruno in einer achtunggebietenden Entfernung gegenüber.

Eine kleine Pause trat ein, während welcher der ehemalige Flüchtling, dessen geheime Existenz der Freiherr im alten Schlosse in seinem ahnungsvollen Gemüthe empfunden, mit astronomischem Scharfsinn herausgerechnet und à priori bewiesen, dann aber wieder mit eben so viel Ingrimm als Genie zu vernichten gestrebt hatte — von Kopf zu Fuß gemessen wurde. Es lag dabei in den Augen des Freiherrn der Ausdruck eines intensiven Interesses, etwas von dem scharfen, jedes Merkmal studirenden Ernste eines Naturforschers, der unerwartet ein seltenes Object zoologischer oder paläontologischer Forschung, das er bisher nur aus Bildern kennt, leibhaftig vor sich sieht.

Bruno, der dem finstern Bureaukraten zum ersten Mal gegenüber stand, hatte keine Ahnung, daß er einen geheimen und in seine Verhältnisse tief eingeweihten Bekannten vor sich habe, einen Mann, der seiner Existenz hundert und hundert Stunden forschender Combination geschenkt. Er betrachtete daher mit einem blos halben Interesse eine Physiognomie, deren Gesichtszüge die höchste Entwickelung pessimistischen Mißtrauens und polizeiwissenschaftlichen Scharfsinns darstellten und deren ruhelos hin- und herschießende Augen beständig nach Verbrechen zu fahnden schienen.

„Sie sind heute Nachts hier angekommen?" hob Herr von Rack an. „Wie lange beabsichtigen Sie sich hier aufzuhalten?"

„Das hängt nicht von mir, sondern von den Umständen ab," gab Bruno gelassen zur Antwort.

„Eine solche Antwort," fuhr ihn Freiherr von Rack wild an, „können Sie im Kaffeehause einem naseweisen, unberufenen Frager, der Ihr Kamerad ist, ertheilen; hier, in meiner Gegenwart, muß ich mir eine andere, eine präcise Antwort erbitten!"

„Ich kann mich dennoch nicht bestimmter aussprechen," erwiderte Bruno mit fester Stimme. „Uebrigens kann es bei der Beschaffenheit meiner Legitimation gleichgültig sein, wie lange ich Lust zu bleiben *habe*."

„Sie irren!" versetzte Herr von Rack scharf. „Ihr Paß giebt Ihnen die Erlaubniß zu reisen, nicht aber, Ihr Standquartier beliebig hier und dort aufzuschlagen. Sie haben mir den Zweck zu nennen, der Ihren Aufenthalt hier nothwendig macht."

„Ich habe keinen Zweck, denn einen Besuch kann ich nicht so nennen."

„Wen besuchen Sie hier?" fragte der Bezirkshauptmann mit aufblitzenden Augen, wie wenn er einem Complot auf die Spur zu kommen hoffte.

„Den Grafen von Thieboldsegg."

„So! Hm! Hm!" sprach Herr von Rack, auf den der Name Eindruck gemacht hatte. „Können Sie sich mit einem Schriftstück, einem Briefe u. s. w. darüber legitimiren?"

„Das kann ich," versetzte Bruno, „werde es aber nicht thun. Ich wäre vielmehr gezwungen, falls Sie auf Ihr Verlangen, so ein Schriftstück zu sehen, beharrten, hierin weniger die Handhabung einer gesetzlichen Vorschrift, als einen Act der Neugier zu erblicken."

Herr von Rack kniff die Lippen bösartig zusammen, dann sagte er:

„Ihre Vergangenheit erlaubt Fragen dieser Art. Sie sollten sich am wenigsten wundern, daß Ihnen eine Behörde nicht mit Vertrauen entgegen kommt. Erwarten Sie meine Entschließung im Vorzimmer."

Während Bruno that, wie ihm geheißen worden war, sandte der Bezirkshauptmann einen Mann an den Grafen ab, um von diesem die Bestätigung der gemachten Angabe zu erfahren. Hierauf stellte er sich an ein Fenster, welches die Aussicht nach dem zum Schlosse hinaufführenden Wege gewährte, und erwartete den Boten, während er sich den Kopf zerbrach, was der Graf mit diesem compromittirten Menschen gemein haben könne. Bald darauf sah er eine gräfliche Equipage sich eiligst von der Anhöhe herabbewegen und im scharfen Trabe auf die Bezirkshauptmannschaft zufahren, wo sie auch wirklich stehen blieb. Die Equipage war leer. Der Bediente war herabgesprungen und hielt den Schlag offen. Es war kein Zweifel, daß Bruno die Wahrheit gesprochen habe und vom Grafen erwartet werde.

Freiherr von Rack, der nicht erwartet hätte, daß Bruno's Legitimirung über den Zweck seines Aufenthaltes so glänzend ausfallen werde, begab sich kopfschüttelnd in's Vorzimmer.

„Herr Haldenried," sagte er in weit milderem Tone, „ich habe Ihre Papiere eingesehen und finde mich bewogen, Ihnen vorläufig einen auf acht Tage lautenden Aufenthaltsschein zu ertheilen. Nach abgelaufener Frist —" seine Stimme wurde noch weit milder, „steht der ferneren Erstreckung derselben Nichts im Wege. Sie haben es einfach anzuzeigen — ohne sich persönlich bemühen zu müssen."

Seine Stimme hatte, indem er die letzten Worte aussprach, beinahe etwas Melodiöses.

Unmittelbar darauf brauf'te Bruno im Wagen des Grafen nach dem Schlosse hinauf.

Die Anfrage des Gerichtsboten hatte sowohl den Grafen, als Frau Hassenfeld, die er sofort unterrichtet, in Bewegung gebracht. Die Letztere hatte es

über sich genommen, die Kranke auf den ihr bevorstehenden Besuch Bruno's vorzubereiten.

Als Frau Hassenfeld in das Krankenzimmer trat, lag Cornelia still, mit geschlossenen Augen, wie wenn sie schlummre und dennoch schlaflos, im Bette. Die Morgensonne fiel durch die Scheiben und warf ein paar helle Streifen auf die weißseidene Bettdecke, welche bis an den Hals der Kranken hinaufgezogen war und deren fieberhafte Athembewegung verrieth. Das herrliche, blonde volle Haar hatte sich auf dem Kissen aufgeringelt, einer der lilienweißen, aber schmächtig gewordenen Arme hing ermattet nieder, auf beiden Wangen zeigte sich eine tiefe, krankhafte Röthe.

Frau Hassenfeld, in der Annahme, daß Cornelia schlafe, setzte sich leise an's Bett. Eine Zeit lang war Alles tief still.

Unverhofft rührte sich die Kranke.

„Ich schlafe schon seit lange und lange nicht mehr", sagte sie, „aber der Traum, den ich gehabt, liegt mir noch in allen Gliedern. Welch' ein Unsinn vermag den Menschen im Schlafe zu ängstigen!"

„Lassen Sie hören", sagte die Freundin, „was Ihnen geträumt hat!"

„Ich eilte", erzählte Cornelia, „durch eine wilde Gegend, die gar kein Ende nehmen wollte. Ringsum war Alles still, tief unten am Himmel stand ein Ungewitter, es wurde immer finsterer, vom Wege war keine Spur zu sehen, ich wußte nicht, wo ich sei und wo ich hinstürme! Gern wäre ich irgendwo hingefallen, um zu rasten und wieder zu Athem zu kommen; allein ich konnte nicht, denn hinter mir liefen zwei Rappen, welche einen leeren, herrenlosen Wagen von dunklem Marmor oder Serpentin zogen, immerfort einher. Die Pferde waren glänzend schwarz und von riesiger Größe, doch ihre Augen waren nicht nur die Augen kluger Thiere, sondern sie hatten etwas Menschliches, wenn nicht Geisterhaftes, und das Gewieher, welches sie von Zeit zu Zeit ausstießen, klang wie Hohngelächter und teuflische Schadenfreude, daß ich mich vor ihnen so ängstigte. Lief ich seitwärts, so folgten sie mir, sprang ich in's Dickicht hinein, so rauschten sie desto wilder daher. Endlich waren sie so dicht hinter mir, daß ich mich umsah, wie schnell mich denn schon ihre Hufe niederrennen würden. Da machten die Rappen plötzlich eine rasche Schwenkung und standen still, wie wenn sie mich aufforderten, den Wagen zu besteigen und sie zu lenken. Ich hielt es für das Beste, mich auf den Wagen hinaufzuschwingen, und nachdem ich die Zügel ergriffen, ging es rasch, aber gefahrlos weiter, wiewohl ich fühlte, daß meine Arme zu schwach seien, solche Ungeheuer von Pferden zu beherrschen. Mit einem Male wurden sie unruhig, kamen aus ihrem Gang und standen still. Meine Bemühungen sie vorwärts zu bringen, blieben vergebens, sie schlugen aus, bäumten sich und wieherten in entsetzlichen Tönen. Endlich fingen sie an, mit den Vorderfüßen die Erde aufzuscharren. Sie thaten es mit solcher Hast und solcher Gewalt, daß wir schon im nächsten Moment sammt dem Wagen wie in einem Graben standen. So arbeiteten sie immer weiter. Staub, Erdreich und ein ganzer Hagel von Steinen flog über mich in die Lüfte — ich war im Hinsinken — da, gottlob, wachte ich wieder auf —"

„Und wissen Sie", fiel ihr Frau Hassenfeld mit erkünstelter Munterkeit in's Wort, „wie ich den Traum von dem herrenlosen Wagen, der Sie immer verfolgt, deute? Sehr einfach, nichts einfacher! Erwarten wir denn nicht alle Tage einen Passagier? Denken und sprechen wir nicht immer über den Wagen, der ihn bringen soll?"

„Hören Sie, liebe Freundin", versetzte Cornelia sehr ernsthaft, „die Deutung ist sehr gezwungen. Meine Auslegung liegt näher — der Wagen von dunklem Marmor sah wie ein Sarg aus —" setzte sie mit gedämpfter Stimme und einem Blicke des Entsetzens hinzu.

„Ei was! ei was!" entgegnete Frau Hassenfeld. „Wie düster Sie Alles ansehen! Jener Traum — Ihr tiefer Verdruß und Ihre Mißstimmung, daß Bruno nicht kommt, haben sich darin niedergelegt."

„Sie wissen doch, daß ich die ganze Anmeldung von Bruno's Erscheinen hier für eine der leeren Trostvorspiegelungen halte, die meinem Vater so geläufig sind —"

„Diesmal dürften Sie doch Ihrem Vater Abbitte leisten —"

„Bruno wäre längst hier —"

„Man sieht nicht immer alle Hindernisse voraus. Ich, was mich betrifft, freue mich, daß er noch nicht da ist. Sie sind noch so schwach — ich denke, Sie würden in eine so große Aufregung gerathen, daß es Ihren Zustand unfehlbar verschlimmern würde."

„Ich glaube das nicht," gab Cornelia zur Antwort, indem ein Freudenstrahl über ihr leidendes Gesicht dahinstrich. „Wäre denn der stumme Schmerz des hoffnungslosen Herzens heilsamer, als die laute Freude der Erfüllung? Doch, was plaudern wir darüber? Bruno wird nicht kommen!"

„Ich bin nicht dieser Ansicht und frage Sie, aus welchem Grunde heute morgen die beiden Gastzimmer, welche sonst Leonie inne hatte, in aller Eile hergerichtet wurden?"

„Es fehlt uns nicht an Bekannten."

„Ihr Unglaube ist wirklich nicht zu heilen, bevor Sie Bruno mit eigenen Augen gesehen. Sie haben nicht Unrecht, aber ich kann mir nicht ausreden lassen, daß Sie einen Todesschrecken hätten, wenn er plötzlich hier einträte —"

Cornelia warf einen großen schmerzlichen Blick nach Oben; es schien ihr unwerth, eine so schöne Illusion zu besprechen.

„Sehn Sie her," sagte Frau Hassenfeld lebhaft, indem sie bis an die Thür zurücktrat. „Wenn jetzt Jemand einträte und meldete, Bruno sei da — die Thür weit aufginge — und er zum Vorschein käme und auf Sie losstürzte —"

„Frau Hassenfeld," rief die Kranke, sich halb aufrichtend, „Sie stellen das so lebhaft vor, daß ich erschrocken bin, wie wenn er wirklich eingetreten wäre. Wenn Sie meine Nerven schonen wollen, sagen Sie mir, warum spielen Sie eine so kindische Komödie?"

„Keine Comödie, liebes Kind! Keine Komödie. Ich habe die bestimmtesten Anzeichen, daß er kommt, vielleicht schon gar gekommen sei!“

In diesem Augenblicke ließen sich eilige Schritte eines auf die Thür Zugehenden im Nebenzimmer vernehmen.

Cornelia fuhr in athemloser Erwartung zusammen.

Es war ihr Vater, der aber nicht wie sonst in gedrückter, ängstlicher Haltung eintrat. Trotz seines Bestrebens, vollkommene Ruhe zu zeigen, hatten seine Mienen etwas Bewegtes und aus den Augen, welche seltsam glänzten, schien die nahe Ueberraschung hervorzulauern.

„Gestehen Sie,“ redete ihn Frau Hassenfeld an, „daß Bruno im Laufe des heutigen Tages ankommen wird — Cornelia ist auf Alles gefaßt —“

„Wenn ich dessen versichert wäre!“ sagte der Graf zögernd, indem seine Augen prüfend auf seiner Tochter ruhten.

„O, wenn er käme,“ brach es aus Cornelia heftig heraus, „ich glaube, daß ich gesund würde und mein Bett für immer verließe —“

„Mein theures, geliebtes, einziges Kind,“ sprach der Graf in größter Bewegung, indem er sich an's Bett setzte, seine Tochter an sich drückte und ein Strom von Thränen über seine hageren Wangen herabrollte, „ich habe Deine stillen Wünsche schon erfüllt!“

Schritte meldeten sich draußen, eine Stimme tönte dazwischen.

„Er ist es!“ rief Cornelia mit einer Kraft der Stimme, welche ihrer Brust seit lange gefehlt hatte, während sie sich emporrichtete, wie wenn sie dem Kommenden entgegenfliegen wollte.

Es war Bruno. Hastig hatte er die Thür aufgethan, allein kaum eingetreten, fühlte er seine Füße erstarren und konnte nicht weiter. Er hatte die Kranke gesehn. Das Antlitz, das ihn einst mit solchem Enthusiasmus erfüllt, war todtenbleich und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die lieblichen Wangen eingesunken, das Schönste in der Welt für seine Augen ein Gegenstand des Schreckens und der Trauer geworden!

Cornelia hatte, als sie ihn erblickte, die Arme weit ausgebreitet, um den Heißersehnten an ihre Brust zu pressen, ihre Lippen hatten sich geöffnet, um den Freudenruf auszustoßen; allein der Affect war zu mächtig für den tief angegriffenen Organismus und sie brach sofort bewußtlos zusammen.

Es war ein jammervolles Wiedersehen.

Während der Hausarzt und Frau Hassenfeld der Kranken Beistand leisteten, waren der Graf und Bruno seitwärts in's Nebenzimmer getreten und lauschten dort, ohne ein Wort zu wechseln, ja, ohne sich nur anzublicken, dem Moment ängstlich entgegen, in welchem sie Nachricht über die Besserung oder Verschlimmerung des Zustandes der Kranken erhalten würden.

Der Graf ging mit hängendem Kopfe und starr gefalteten Händen wie ein Verzweifelnder auf und ab. Bruno, den Kopf auf die Hand gestützt, starrte vor sich hin. Nach einer guten Weile steckte Frau Hassenfeld den Kopf zur Thüre hinein und sagte lakonisch:

„Es ist noch immer nicht besser.“

Allarmirt war Bruno emporgesprungen und sagte zum Grafen, der in starrer Bestürzung dastand:

„Sie haben mich endlich, nach so vielen harten Zurückweisungen, in Ihr Haus zurückgerufen. Wahrlich, auch das war eine entsetzliche Gunst!“

Die Worte schienen von den Ohren des Grafen abgeprallt zu sein; er gab keine Antwort.

Eine halbe Stunde später trat der Hausarzt in's Zimmer.

„Die Ohnmacht geht vorüber,“ sagte er. „Herr Graf, ich habe mich jedem Besuche widersetzt. Auch durch den angenehmsten der Besuche wird die Kranke gefährdet. Für ihre Nerven hat Freude oder Schrecken dieselbe Gefahr.

„Ist sie so krank?“ fragte Bruno herantretend. „Aber — ich frage, wie wenn ich sie nicht gesehen hätte,“ fügte er trostlos hinzu.

„Was ist zu thun?“ rief der Graf, die Hände zusammenschlagend.

„Man muß ihr die vollständigste Ruhe lassen,“ erwiderte der Doctor. „Sie darf Niemand sehen, Niemand sprechen, ohne alle Rücksicht auf ihr Verlangen. Bei dieser Gelegenheit, Herr Graf, muß ich Sie aber auch bitten, zur Erleichterung meiner Verantwortung den Herrn Kreisphysikus, den ich schon öfter für einen solchen Fall bezeichnet habe, noch im Laufe des Tages zur Consultation kommen zu lassen.“

„Mein Gott — Sie fürchten doch nicht —“ sagte der Graf, diese Worte wie ein vom Schlag Getroffener stammelnd, während Bruno, auf den der Antrag des Arztes wie eine düstere Ankündigung gewirkt, gleichzeitig die Frage stellte:

„Es ist doch nicht Lebensgefahr?“

„Ich kann es nicht behaupten — aber auch nicht das Gegentheil —“ gab der Arzt achselzuckend, mit großem Ernst zur Antwort.

Bald darauf war die Nachricht gekommen, daß Cornelia eingeschlummert sei.

„Wie elend muß sie sein, wie krank, wie zerrüttet, wenn sie jetzt schon einschläft!“ klagte der Graf, einen seltsamen Blick auf Bruno werfend.

Beide gingen auf den Fußspitzen in's Krankenzimmer.

Das Zimmer, in welchem Cornelia lag, hatte eine ziemliche Größe, und war durch einen Sammetvorhang in zwei Theile geschieden. So war um die Kranke herum ein kleiner Salon improvisirt, welcher zu Zeiten auch erweitert werden konnte. Jede der Abtheilungen empfing das Licht durch zwei Fenster. Der Graf und sein Begleiter konnten in allernächster Nähe der Kranken Platz nehmen, ohne gesehen zu werden.

Stumm, auf die geringste Handbewegung und jeden Athemzug lauschend, saßen die Beiden stundenlang da. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welcher von ihnen der unglücklichere war. Jeder von Beiden war in seinen eigenen Schmerz vertieft, Keiner hatte Zeit oder den Willen, dem Anderen ein Wort zuzu-

lispeln. Es sah zwar Einer den Andern oft auffahren und den Hals gegen das Krankenbett strecken, aber man regte sich nur wechselseitig auf, sprach sich aber keineswegs aus. Die beiden Männer hatten die traurigste Aehnlichkeit mit zwei Gegnern, welche sich gegenseitig auf dem Kampfplatz schwer verwundet haben, und nun zufällig im Spital nebeneinander liegen.

Es war fünf Uhr Abends geworden. Keiner hatte daran gedacht, einen Tropfen Trank oder Speise über die Lippen zu bringen. Cornelia erwachte. Ein leises Stöhnen und Murmeln ging ihrem Erwachen, wie ein langer und schwerer Uebergang voran.

„Ist es wahr?" fragte die Kranke zwar vernehmlich, aber mit matter, heiserer Stimme.

„Was, liebes Kind," fragte Frau Hassenfeld, die an ihrem Bette saß.

„Nein, nein, nein!" sagte die Kranke leise im klagenden Tone. „Es kann nicht sein!"

„Was denn?"

„So schnell wäre Bruno nicht fortgeflogen, wenn er gekommen wäre. Ich bin so voll von Träumen —"

„Bruno ist da."

„Hab' ich also doch Recht," versetzte Cornelia mit stärkerer Stimme, indem sie den Arm hob, um den Kopf zu stützen, ihn aber aus Kraftlosigkeit gleich wieder sinken ließ. „Ach, ich bin so schwach!"

„Sie sind freilich sehr abgespannt. Sie dürfen nach Vorschrift des Arztes vor dem nächsten Tage Niemand sprechen und müssen sich sehr ruhig verhalten."

„Wo ist Bruno?"

„Er ist drüben auf dem Zimmer des Grafen."

„Gott sei Dank!" rief die Kranke im Tone innerster Befriedigung. „Ich bin glücklich, so krank zu sein, denn anders war die Versöhnung nicht herbeizuführen."

„Sie regen sich auf," sagte Frau Hassenfeld, indem sie die Stirn der Kranken liebreich streichelte. „Wirklich — Sie müssen sich ganz still verhalten. Morgen wird es Ihnen besser gehen, dann —"

„Ja, ich fühle mich sehr schwach, aber es steht doch merkwürdig um die menschliche Doppelnatur. Ich weiß, daß ich jetzt nicht bis an die Thür zu gehen vermöchte, ja, daß ich mich kaum auf den Füßen halten könnte, aber Sie haben keine Vorstellung, wie gekräftigt ich mich in meinem Innern fühle. Mir ist so leicht, so wunderbar leicht, Nichts schmerzt mich und ich kann über Nichts klagen, als daß ich im Bette bleiben muß. Ja, liebe Hassenfeld, ich will mich ganz ruhig verhalten und meine Besserung nicht muthwillig auf's Spiel setzen. Meine Besserung hat mit dem Erscheinen Bruno's begonnen. Noch eine Nacht. Morgen sehe ich ihn, morgen bin ich gewiß wieder so stark, daß ich wenigstens aufstehen kann. Vielleicht kann ich gar, wenn der Tag recht schön ist und warm ist wie der heutige, in's Freie. Warum denn nicht? Warum sehen Sie mich so eigens an?"

„Ich sehe Sie blos so an, weil ich Sie erinnern will, daß Sie sich mit dem vielen Reden zu sehr anstrengen."

„Nur noch ein paar Worte!" bat die Kranke, welche im Uebrigen glaubte, daß ihre Freundin ihre Hoffnungen und Pläne theile. „Frische Luft kann mir nur gut thun. Es soll so eingerichtet werden, daß es mich gar nicht anstrengt. Man trägt mich bis an den Fuß der Treppe hinab. Dort steht der Pony gesattelt, den mir der Vater geschenkt hat. Der Vater hält den Zügel an einer, Bruno auf der andern Seite und so führen sie mich bis zur Einsiedlerklause. Dort zeige ich dem Vater die Stelle, wo ich Bruno zuerst gesehn, jene Stelle, von welcher so viel Glück und Unglück ausgegangen. Ach, was haben wir gelitten! Vollends er, der Arme! Ja, Bruno hat tausendfach mehr gelitten, doch Gott sei gedankt, daß Alles zum glücklichen Ausgang geführt hat. Das glauben Sie doch auch, Frau Hassenfeld? Was machen Sie für ein zweifelerisches Gesicht?"

„Ich? Nein, nein! aber ich beschwöre Sie, jetzt recht still zu bleiben! Wenn Sie nicht folgen, wird das Alles, was Sie so hübsch ausmalen, nicht geschehen können."

Sie küßte die Kranke auf die Stirn. In diesem Augenblicke polterte es im zweiten Compartiment des Krankenzimmers. Ein Tischchen fiel zu Boden. Der Graf, dessen Hände seit Wochen in ihren Bewegungen unsicher waren und so seltsam nervös zitterten, hatte bei einem allzuraschen Griff nach dem Taschentuch dieses kleine Möbel umgestoßen, welches neben der Chaiselongue, wo er Platz genommen, stand.

Der Graf und Bruno wagten nicht, sich zu rühren, und ließen es darauf ankommen, ob der Vorfall ihre Gegenwart verrathe.

„Wer ist da?" fragte Cornelia, den Kopf zurückbiegend, sehr erschrocken. „Die Fenster sind drüben offen," gab Frau Hassenfeld verlegen zur Antwort. „Gewiß hat der Wind Etwas umgeworfen."

„Das kann nicht sein," versetzte die Kranke mit gesteigerter Aufregung. „Wie kann der Wind im Zimmer einen so großen Gegenstand umwerfen, ohne daß der Vorhang sich bewegt? Ich erkenne nach dem Schlage, daß das Tischchen umgefallen sein muß, das ich aus dem alten Schlosse habe herabkommen lassen — gehen Sie, sehen Sie nach — das hätte eine seltsame Vorbedeutung —"

Frau Hassenfeld war in die andere Abtheilung des Zimmers hinausgetreten und sah, woran sie nicht gezweifelt hatte, daß die Kranke Recht gehabt. Sie hob aber leise ein an der Wand hängendes Bild herab und sagte:

„Ein Bild ist's gewesen."

„Nicht möglich!" rief Cornelia. „Steht denn das Tischchen auf seinem Platze?"

„Allerdings," gab die Freundin, die mit dem Bilde an das Krankenbett gekommen war, zur Antwort. „Es ist unberührt."

„Höchst seltsam —" sprach Cornelia, „und desto schlimmer! Das Bild, das Sie mir bringen, kann schon längst vom Nagel geglitten sein. Der Schlag hat nur vom Tischchen ausgehen können."

„Welchen Werth legen Sie darauf!" sprach Frau Hassenfeld lächelnd, doch im Tone eines Verweises. „Wie oft prasseln die Möbel bei Luftveränderungen."

„Das war ein Schlag — ein seltsamer, starker Schlag — lachen Sie, wenn Sie wollen — ich bin außer mir —“

Sie fiel auf das Kissen zurück. Ihr Gesicht bekam etwas Starres, ihr Athem war auffallend beschwert, die Hände, die auf der seidenen Decke auflagen, zitterten leise, wie denn der an sich so unbedeutende Anlaß die ganze Gebrechlichkeit und krankhafte Reizbarkeit ihres Körpers an den Tag brachte.

Indeß waren die beiden Aerzte draußen im Vorzimmer zu hören. Sie traten leise ein. Nachdem der Kreisphysikus die Kranke längere Zeit beobachtet hatte, wendete er sich an Frau Hassenfeld und sagte: „der Arzt hat das Seinige redlich gethan. Gegen die vorhandene Zerstörung hat die menschliche Kunst keine Mittel und keine Gewalt. Die Kranke ist hoffnungslos. Sorgen Sie dafür, daß geschehe, was religiösen Brauches ist. Bereiten Sie auch den Vater, der nicht die volle Schwere der Situation zu ahnen scheint, auf das Schlimmste vor.“

Die Nacht war da, eine öde, schreckliche Nacht. Die Aufregung der Kranken steigerte sich, ihr bisher klarer Verstand trübte sich immer mehr.

„Das Tischchen“, begann sie, in lauter Absätzen redend, welche bald scharf hervorgestoßen, bald wie im Traume hingesagt wurden — „hat sich gerührt — das will man nicht glauben? — der Schlag war so deutlich — es schlug ein wie Donner — wie ein unermeßlicher Weheruf — betäubend — und noch immer — ich hör' es — noch immer hallt es — hallt es nach! — An diesem Tischchen hat er gesessen — hat ohne Ende geseufzt — qualvolle Nächte verseufzt — ich hielt ihn verborgen. — Ein Unglückstisch — jetzt jammert er allein. — Warum leugnet man es? — Welche List steckt dahinter? — Nichts als List und wieder List — Müssen wir immer wieder Opfer werden? — Großer Gott — was giebt es da für einen neuen schrecklichen Proceß? — Allbarmherziger — gräßlich — da kommen wieder Soldaten — sie fassen ihn — bringen ihn in den Kerker — zuriegeln, Hassenfeld — zuriegeln!“

Sie stieß die letzten Worte mit aller Anstrengung aus. Ihre Sinne waren verschwunden, ihre blasse Stirn im Nu mit Schweißperlen bedeckt.

Der Graf und Bruno waren herangetreten. Beide waren nicht nur von dem Irrereden an sich, sondern auch von dem Sinne derselben auf's höchste beunruhigt und erschüttert. Es hatte sich abermals so klar gezeigt, welche Vorfälle aus dem Leben der Kranken die Wurzel ihrer Krankheit bildeten und wie noch jetzt die Erinnerung daran die zusammengebrochene Seele der Leidenden foltere.

Cornelia lag indeß schlafend, wie eine Todte da. Kaum daß ein Puls zu spüren, ein Athemzug zu bemerken war. Es war Nichts zu thun, als die Hände über ihr zusammenzuschlagen.

„Wasser, Wasser“, flüsterte sie unverhofft und als es ihr gereicht worden war, fuhr sie, es beharrlich zurückweisend, fort:

„Ich will Nichts — nur eine Gondel — und die kommt — wir fahren fort — er und ich — *das ist die* Rettung. — Wie oft ist er geflohen — immer glücklich geflohen — sein Glück ist mit mir! — Er — mein Glück! — Flucht — Flucht — Flucht — das ganze Leben ist eine Flucht —“

Wie wenn sie einschlummerte, hauchte sie den letzten Satz wieder hin.

Unmittelbar darauf war ein dritter Arzt eingetroffen. Seine beiden Collegen waren im Nebenzimmer geblieben. Nach langen Berathungen und Besprechungen kamen alle zu demselben Resultat, welches sie langsam und schonungsvoll, aber ohne die schreckliche Wirkung schwächen zu können, dem Umstehenden verkündeten.

Der Graf fiel wie besinnungslos auf einen Stuhl.

Bruno wankte noch näher an das Krankenbett hin und beobachtete die Daliegende auf's schärfste. Er hoffte den Aerzten noch widersprechen zu können. Aber die Aussagen der Aerzte wurden leider im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden nur allzusehr gerechtfertigt. Der Zustand der Kranken blieb der traurigste und wechselte zwischen dumpfem Schlaf und bewußtloser Unruhe ab, ohne daß sie ein Wort gesprochen hätte.

Es war in der folgenden Mitternacht, als Cornelia die Augen öffnete. Bruno und der Graf, die nicht aus ihren Kleidern gekommeu waren, saßen noch immer bei ihrem Bette. Cornelia's Blicke waren so bestimmt, daß man an ihrem Erwachen nicht zweifeln konnte. Ohne eine Bewegung zu machen, sah sie einige Augenblicke lang ruhig umher. Langsam erhellte sich ihr Gesicht, ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Endlich flüsterte sie unendlich schwach, doch vernehmlich:

„Bruno ist da! Warum habt Ihr mich nicht früher geweckt, Ihr bösen Leute! Ich glaube gar, daß Ihr bei mir wacht? Was macht denn unser Doctor hier?“

Sie hatte eben den Arzt, der im Hintergrund des Zimmers saß, erblickt.

„Cornelia!“ rief Bruno, ihr blasse Hand mit Küssen und Thränen bedeckend. „Wie ist Dir?“

„Mir ist ganz wohl!“ erwiderte Cornelia. „Ich bin ganz schmerzfrei. Morgen — Sie wissen Frau Hassenfeld, was wir für morgen vorhaben! Der Pony — aber geht und schlaft lieber! Gute Nacht!“ Sie reichte Bruno ihre Hand entgegen, die dieser sanft küßte.

„Gute Nacht!“ sagte die Kranke noch einmal. Es war ihr letztes Wort.

Nicht lange darauf war die Seele entflohen.

Bruno, der ihre Hand noch immer gehalten und ihre letzten Pulsschläge gezählt hatte, fiel vor der theuren Todten auf die Knie hin und badete die kalte Hand mit tausend Thränen, während Frau Hassenfeld mit einem Weheschrei das Zimmer durchfuhr und der Graf halb ohnmächtig in den Armen des Arztes stöhnte.

Bald aber hatte sich der Graf zusammengerafft und eilte herbei, sich auf die Leiche seines todten Kindes zu stürzen. Bewußt oder unbewußt drängte er Bruno bei Seite. Dieser aber wich nicht und behauptete seinen Platz. Es hatte beinahe den An-

schein, als wenn die beiden Männer, unter welchen die Lebende der Gegenstand eines so erbitterten Streites gewesen, auch noch um den Leichnam in Kampf gerathen wären.

„O, hätten Sie sie geraubt!" rief der Graf, wie von Sinnen vor Schmerz, „wie hätt' ich Sie belohnt! Hätten Sie sie geraubt, aber nicht — gemordet!"

Bruno hörte diese Worte kaum. Was auch jetzt gesagt werden konnte, seine Ohren waren für Alles taub.

* * *

So endigte eine treue, bewährte, tiefe Liebe, zu deren jammervollem Ausgang menschliche Schuld und schwere Verhängnisse in dämonischem Zusammengreifen sich vereinigt hatten.

Bruno blieb im Orte bis nach erfolgter Beisetzung der irdischen Ueberreste des theuersten aller Geschöpfe, welches für ihn dieser Erdenrund hatte. Sein Gemüth hatte einen unheilbaren Schlag erfahren. Als er seine Heimreise antrat und wieder über die Johannisbrücke aus Kraßnitz hinausfuhr, über welche er einst im ersten Morgengrauen in einem fremden Officiersanzuge auf einer gefahrvollen Flucht dahingeeilt war, kam ihm jene Erinnerung, mit der heutigen Trauerstimmung gemessen, unwillkürlich wie die Erinnerung an ein fast bedeutungsloses Ereigniß vor.

Zwischen ihm und dem Grafen war keine peinliche Scene mehr vorgekommen. Sie hatten sich ruhig, aber kalt getrennt, wie zwei Feinde, welche sich für immer meiden und von welchen keiner mehr Krieg anfangen wird.

* * *

Wir sind am Ziele. Mit dem Austrag der Vorfälle, welche der Tod Julius Werner's im Gefolge gehabt, mit der Katastrophe in der Familie Thieboldsegg, mit dem Tode Cornelia's schließt unsere Erzählung. Sie ist die Geschichte der schmerzlichen und abenteuerreichen Jugend Bruno Haldenried's. Wir haben ihn als Mittelpunkt großer und die Epoche charakterisirender Figurengruppen bis hierher geführt, und verlassen ihn da, wo er, in der Schule des Leidens und des Unglücks herangereift, den weitern Kampf als Mann aufzunehmen und fortzusetzen im Begriffe steht.

Die Lebenskrisen unseres Helden fallen mit einer der wichtigsten Geschichtsperioden des neuen Oesterreichs zusammen. Wir haben den Flüchtling aus der Zeit der zusammenbrechenden Revolution begleitet, sein Exil getheilt, seine Rückkehr erzählt, wir nehmen Abschied von ihm da, wo die Contrerevolution mit ihrem innern Kriege, wie sie glaubt, fertig, ihre Siegesfahne aufpflanzt.

Es war keine geringe Selbstbeschränkung nöthig, hier innezuhalten und die Ausführung eines großen Entwurfs, eben auf diesem Punkt angelangt, zu vertagen. Eben von hier aus beginnen die Staatsgeschicke Europa's gewissermaßen die Phase eines häuslichen Conflicts zu verlassen, sie steigern sich und erheben sich zur Größe welthistorischer Verwickelungen und Katastrophen. Der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Alten und Neuen und der wiedererwachende Sturm, der inzwischen Gebautes Stück für Stück umreißt, bieten ein Bild, das durch den Reichthum und den Reiz seiner Gegensätze, durch die Tragweite seiner Ereignisse und Erfolge den ersten Theil der Epoche weit hinter sich läßt. Wir sehen — nach dem Geschilderten nicht wenig überraschend Geächtete und Märtyrer zu Ehren kommen und sogar hie und da zur Mitlenkung der Staaten berufen werden, aber, daß es an heitern Gegensätzen nicht fehle, erleben wir's auch, daß Männer wie Greifenstein noch den Versuch machen, die neue Zeit mit ihrem Feldherrngenie zu bändigen, und daß Bureaukraten vom Schlage des Herrn von Rack, durch den Umschwung der Dinge und der Jahre noch bissiger und bösartiger geworden, das bisherige System für unhaltbar erklären und plötzlich, von echt constitutionellem Geiste überschattet, den Neubau der Welt in ihre staatsmännischen Hände nehmen . . . .

Indessen galt es, die herkömmliche Umgrenzung eines Romans nicht allzusehr zu überschreiten und eine mit Liebe unternommene, mit Liebe ausgeführte und von der wohlwollendsten Theilnahme begleitete Arbeit vor der Ermüdung des Publicums zu schützen. Diese Bedenken mußten schwer in's Gewicht fallen und waren genügend, dem Erzähler ein Halt zu gebieten! . . .

Kein Halt für immer. Vielleicht kommen schon in nicht ferner Zeit die Umstände den Hoffnungen und Wünschen des Autors entgegen und lassen ihn wieder die Feder ergreifen, um die zweite Hälfte der Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen. Dann nimmt er auch die weitern Schicksale jener Personen auf, an denen der Leser dieser Erzählung Antheil genommen und die zum Theil noch die Schicksale Mitlebender sind. Vielleicht hat sich bis dahin die Situation geklärt und die Wege des Fortschrittes und der Civilisation sind auf längere Zeit hin geebnet. Nach dem Sprung, den wir alle aus der Welt vor 1848 in unsere heutigen Zustände gethan, wird wohl auch das Vertrauen zu dem endlichen Sieg der modernen Ideen nicht allzu vermessen sein. Dann hätte die Unterbrechung in unserer Erzählung auch das Gute gehabt, daß die Charakteristik der Zeit nicht mehr unter der selbstauferlegten Mäßigung litte, welche die den gegenwärtigen Staatseinrichtungen anklebende Halbheit gebietet, und daß auf das künftige Gemälde das Licht eines freieren und aufgeheiterteren Horizonts fiele.

Wie dem auch sei, der Autor nimmt vorläufig Abschied von seinem Leser. Eine Bucht ist erreicht, er zieht die Segel seines Schiffes ein und will rasten. Es ist eben auch eine so dumpfe, ängstigende, windstille Zeit und die Fahrt war eine lange . . . . . Vielleicht klärt es sich bald, neue Winde blasen, neuer Muth erwacht. Das Segel wird wieder gestellt und der Kiel fliegt wieder!

Ende.

# Inhalt.

## Erste Abtheilung:

### Bulder und Renegaten.


| | Seite |
|---|---|
| Erstes Capitel. Beginnt in vornehmer Gesellschaft | 1 |
| Zweites Capitel. Spielt in minder vornehmer Gesellschaft weiter | 11 |
| Drittes Capitel. Was man im Eisenhammer bei Tische plaudert | 21 |
| Viertes Capitel. Wie die vornehme Soirée verläuft | 26 |
| Fünftes Capitel. Worin Pläne über Nacht reifen | 38 |
| Sechstes Capitel. Worin Gensd'armen auftreten | 45 |
| Siebentes Capitel. Die Erscheinung bei der Einsiedlerklause | 49 |
| Achtes Capitel. Die Untersuchung beginnt | 57 |
| Neuntes Capitel. Worin der Gast im unbewohnten Schloßflügel auftritt | 65 |
| Zehntes Capitel. Handelt von der Verwalterstochter | 73 |
| Elftes Capitel. Handelt von Hedwig und ihrem Freier | 86 |
| Zwölftes Capitel. Um's Brod gebracht | 95 |
| Dreizehntes Capitel. Worin große Entdeckungen gemacht werden | 105 |
| Vierzehntes Capitel. Alte Liebe rostet nicht | 119 |
| Fünfzehntes Capitel. Was eine Betschwester anrichtet | 128 |
| Sechzehntes Capitel. Spielt im blauen Karpfen in Kraßnitz | 143 |
| Siebzehntes Capitel. Schließt mit Wundern und Zeichen | 155 |


## Zweite Abtheilung:

### Aus der Emigration.


| | |
|---|---|
| Erstes Capitel. Führt den Leser in das Paris des Staatsstreichs | 165 |
| Zweites Capitel. Macht uns näher mit dem Chevalier Negroni bekannt | 175 |
| Drittes Capitel. Wie sich Flüchtlinge finden | 184 |
| Viertes Capitel. Le prince s'amuse | 193 |
| Fünftes Capitel. Was zuweilen ein ausgesprochenes Wort wiegt | 207 |
| Sechstes Capitel. Worin sich ein Gewitter zusammenzieht | 219 |
| Siebentes Capitel. Worin der Chevalier eine Episode aus seinem Leben erzählt | 229 |
| Achtes Capitel. Worin sich ein Netz über Bruno zusammenzieht | 250 |
| Neuntes Capitel. Macht den Leser mit einem stillen Manne bekannt | 260 |
| Zehntes Capitel. Zeigt, wie gefährlich es ist, Negroni's Freund zu sein | 265 |
| Elftes Capitel. Handelt von zwei Species Demokraten | 273 |
| Zwölftes Capitel. Wie Herzen auseinander gehen | 285 |
| Dreizehntes Capitel. Was sich mit dem gefangenen Negroni ereignet | 294 |
| Vierzehntes Capitel. Welcher Gang Bruno's der letzte in Paris ist | 308 |
| Fünfzehntes Capitel. Führt den Leser in Herrn Dodd's Villa | 317 |
| Sechzehntes Capitel. Wie die Nacht in der Villa Dodd's verläuft | 332 |
| Siebzehntes Capitel. Bruno betritt die österreichische Grenze | 337 |


## Dritte Abtheilung:

### Vae victis.


| | Seite |
|---|---|
| Erstes Capitel. Worin Menschen und Blätter Papier verschwinden | 341 |
| Zweites Capitel. Worin wir abermals die Spur des Helden vergebens suchen | 353 |
| Drittes Capitel. Handelt von einem Pferde und dessen Bereiter | 360 |
| Viertes Capitel. Führt uns die Metamorphose eines alten Bekannten vor | 366 |
| Fünftes Capitel. Bringt zwei Bekannte Bruno's unverhofft zusammen | 379 |
| Sechstes Capitel. Handelt von Olmütz und zwei jungen Virtuosinnen | 388 |
| Siebentes Capitel. Führt uns in das Cabinet des Fürsten Kronenburg | 396 |
| Achtes Capitel. Greift in die Vergangenheit zurück und deckt Mancherlei auf | 409 |
| Neuntes Capitel. In welchem Grauwak eine ernste Verwarnung erhält | 420 |
| Zehntes Capitel. In welchem sich zwei liebende Gatten nach langer Trennung wiederfinden | 429 |
| Elftes Capitel. Führt den Leser nach Schloß Enzdorf | 438 |
| Zwölftes Capitel. Wie der alte Fürst Kronenburg den Plänen des Grafen entgegenkommt | 450 |
| Dreizehntes Capitel. Läßt Blicke in das Proceßmaterial von Pesth thun | 459 |
| Vierzehntes Capitel. Der Verdacht geräth auf eine andere Fährte | 470 |
| Fünfzehntes Capitel. Führt den Leser wieder in das „ewige Licht" zurück | 474 |
| Sechzehntes Capitel. Entlarvt eine lange schon übelberüchtigte Persönlichkeit | 485 |
| Siebzehntes Capitel. Bringt Unerwartetes zusammen | 494 |


## Vierte Abtheilung:

### Die Opfer der Partei.


| | |
|---|---|
| Erstes Capitel. Handelt zwischen Onkel und Neffen | 503 |
| Zweites Capitel. Zeigt, wie Lumpe Glück haben | 513 |
| Drittes Capitel. Handelt von Krieg und neuen Allianzen | 520 |
| Viertes Capitel. Worin sich Doctor Schmey in neuen Metamorphosen zeigt | 532 |
| Fünftes Capitel. Vermittelt noch in später Stunde eine neue Bekanntschaft | 545 |
| Sechstes Capitel. Führt ein unberechenbares Ereigniß vor | 555 |
| Siebentes Capitel. Handelt von gekränktem Ehrgeiz und gekränkter Ehre | 569 |
| Achtes Capitel. Wendet sich wieder unserem Liebespaare zu | 577 |
| Neuntes Capitel. Weckt und beseitigt Befürchtungen | 585 |
| Zehntes Capitel. Handelt in einem Krankenzimmer | 590 |
| Elftes Capitel. Spielt zwischen dem Gatten, der Gattin und dem Geliebten | 596 |
| Zwölftes Capitel. Schildert einen Ball mit Intermezzo's | 607 |
| Dreizehntes Capitel. Führt den Leser in das Land, wo die Orangen blühen | 623 |
| Vierzehntes Capitel. Bringt ein Bild aus dem Carneval von Venedig | 636 |
| Fünfzehntes Capitel. Handelt vom Unglück eines Vaters und zeigt die Ueberlegenheit eines Diplomaten | 644 |
| Sechzehntes Capitel. Spielt im Wirthshaus der Grenzstation Genzbach | 657 |
| Siebzehntes Capitel. Führt den Leser wieder nach Kraßnitz | 665 |


Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 34.

PT 2430 .M4 S3 C.1
Schwarzgelb
Stanford University Libraries
3 6105 037 755 654

PT
2430
M4S3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.